

Der
kleine Phantast.

Erzählungen und Gespräche
im
Freundeskreise

von
Wolfgang Adolph Gericke.

J. F. Schmitt.

Erster Theil.

Leipzig,
C. F. F. Hartmann.
1822.



1960.3298

6a

Weihung

an

Seiner Hochgeboren,

H e r r n

F r a n z E a v e r,

Grafen Hr'jan von Harras,

K. K. Hauptmann in der Armee.



Euer Hochgeboren!

haben seit langer Zeit so viel freundliche Nachsicht für meine dichterischen Versuche an den Tag gelegt, daß ich wohl wagen darf, einigen derselben Ihren verehrten Namen vorzusetzen. — Ich fürchte nicht einmahl Ihren Tadel und Vorwurf, daß dieses Werkchen sich gleichsam selbst als eine Nachahmung ankündigt. Denn eines Theils bin ich überzeugt, daß Euer Hochgeboren den herrlichen Künstler und Menschen, an dessen großen mein kleiner Phantastus erinnert, nicht

minder als ich. erkennich, und dem zu-
folge auch ehren und lieben; in andrer
Hinsicht schmeichle ich mir mit der Hoffnung,
Sie werden bei Prüfung dieser bunten
und seltsam zusammengestellten Bilder aus
Zeit und Vorzeit, gleichwohl finden, daß
ich nur die äußere Form gewählt habe,
die schon da war, und welche mir mehr
als eine andre (die ebenfalls schon da
gewesen seyn dürfte) zusagte, weil sie
mir Gelegenheit darkeut, so Manches vom
Herzen herabzureden, und durch die darcin

verwebten Spiele der Einbildungskraft ein größeres Publikum für einige Kunst- und Lebensansichten zu gewinnen.

Mehrere der eingestochenen Dichtungen hatten nach meiner schon ihr Ziel erreicht, und waren nicht mehr bestimmt, vor die Welt zu treten — wenn gleich derselben noch wenig bekannt — aber Euer Hochgeboren Theilnahme sprach ein milderer Urtheil über selbe aus, und sie erscheinen hier unter Ihrem Schutze in ganz veränderter Gestalt, welche sie vielz

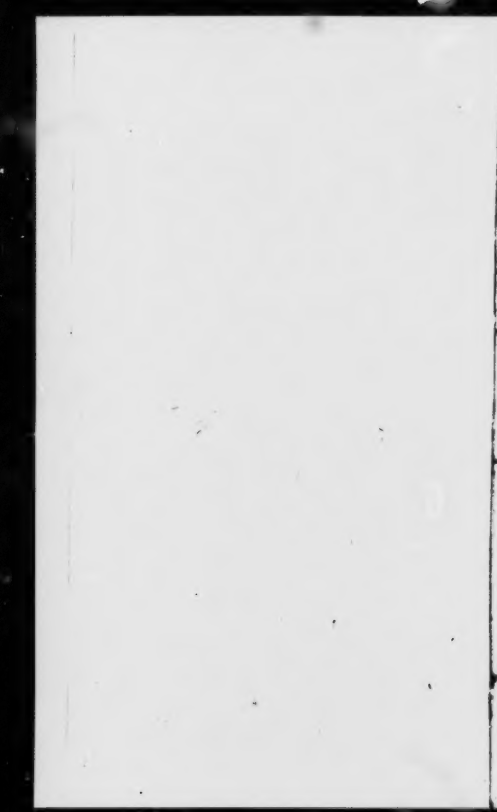
leicht desselben minder unwerth machen
dürfte.

Wdchten Euer Hochgeboren diesen
kleinen Beweis der Verehrung und Erge-
benheit mit derselben Güte aufnehmen,
deren sich mancher frühere Versuch er-
freute; so ist des Verfassers herzlichster
Wunsch erfüllt.

Prag den 1. October 1820.

Erstes Buch.

Erster Theil.



Seit acht Tagen war die zärtliche Bertha mit ihrem Rudolph vermählt, in dem sie längst das einzige Lebensglück gefunden, und schon harrete ihrer neue Freude, denn ihre beiden ältern Brüder kamen nach mehrjähriger Abwesenheit, die theure Schwester heimzusuchen, und sorgsam hatte die neue Hausfrau Alles festlich geschmückt und bereit gestellt, daß man sie keiner Versäumniß in ihren Pflichten beschuldigen könne; aber Bertha war längst mit ihren Anstalten zu Stande, und noch immer kam weder einer der Brüder, noch Rudolph, welcher dem ältern, Theodor, entgegen geritten war; auch Freund Walther, den alle Geschwister gleich einem ältern Bruder liebten, ließ sich nicht sehen, und obichon er nichts dergleichen geäußert hatte, meinte sie,

er werde wohl auf Hermanns Wege seyn, dem er aus dem Freundeshäuslein doch einen Vorzug zu geben schien.

Bertha hatte Langeweile, da schlug sie ein altes Chroniknbuch auf, welches ihr jüngster Bruder aus des Vaters Büchersammlung herüber getragen, und las.

Historie von einem feindseligen Geschlecht in Böhmen.

Im Jahr 730 kam ein schöner und starker Mann, ein Nachkömmling des Leih, mit Namen Wrsz auf den Libin, und bat den Herzog Primistaus und seine Gemahlinn Libussa, sie möchten ihren Willen dazu geben, daß er nahe bei ihrem Schlosse sich ein Haus und ein Dorf erbauen dürfe, um sich da mit seinen Brüdern und gesammten Verwandten häuslich niederzulassen, er wolle das für dem Fürsten und der Fürstinn mit all seinen Stamm- und Hausgenossen rätlich und dienstbestiffen seyn, und als sie seine Rede an-

gehört hatten, war es ihnen genehm, daß er sich dort eine Wohnung und ein Dorf erbaue, welchem er den Namen Wrsfowec gab. In der Folge wußte dieser Mann des Fürsten Vertrauen zu gewinnen, und wurde sein erster Rath, dem er jedes Vorhaben entdeckte.

Als sich eines Tages Libussa sammt ihren Jungfrauen mit der Jagd erlustigte, hielt sie auf einem Hügel still, von welchem man das Haus des Wrsf sehen konnte und sprach:

„Ach! welch einen schändlichen Mann haben wir in unsere Nähe aufgenommen! er wird in diesem Lande viel Böses stiften, seine Söhne werden unser Geschlecht hassen, ihm großes Weh bereiten, unsre Kinder verfolgen und morden — und lange Zeit wird dieses Nebel währen.“

Als die Jungfrauen wieder auf den Libin kamen, berichteten sie dem Fürsten die Rede der Libussa. Primitslaus verwunderte sich höchlich darüber; aber er war so sehr für seinen Rath eingenommen, daß er selbst der

Weisheit und Sehergabe seiner Gemahlinn, welche Böses von seinem Liebling verkündete, nicht vertrauen wollte; doch ließ er die Weissagung der Fürstin zum ewigen Gedächtniß aufzeichnen.

Nach dem Tode der Herzoginn Libussa wuchs die Macht der Nachkommen des Wrsz, welche sich nach dem von ihm erbauten Dorfe Wrszowec nannten, und in ihrem Wapen eine goldene Fischreuse im blauen Felde führten; aber nach und nach entwickelte sich immer mehr der Haß gegen den Stamm des Primislans, der sie doch so gütig aufgenommen und mit Wohlthaten und Ehren überhäuft hatte.

Als Herzog Krzesomisl in Böhmen das Regiment führte, kam einer, Namens Zianda, aus dem Geschlecht der Wrszowec zu dem Fürsten und bat ihn um die Vergünstigung, gegen Läden eine feste Burg zu erbauen, daß er sich gegen seine Feinde wehren könne, aber als der Herzog ihm solches güt-

tigst verwilligt hatte, nahm er viele Zimmerleute zu sich, und baute auf einem hohen Berge ein hölzernes Schloß mit einem Thurm von Eichenholz, ließ auch rund herum tiefe Gräben in den Felsengrund sprengen, und nannte es Zlandow.

Als der Bau vollendet war, kam Zians da wieder zum Herzog, bedankte sich der großen Vergünstigung und bat denselben mit seinem Sohne Nektan, zu besehen, was er ihnen zu Ehren für eine treffliche Ding erbaut habe, und, so selbe dem Fürsten gefalle, wolle er sie dem jungen Prinzen verehren. Wie nun der Herzog das Lob des Schlosses und die Bitte des Zlanda vernommen, versprach er nach drei Tagen zu kommen, und jenen heimzusuchen, welcher sich alsbald Urlaub erbat, um die nöthigen Anstalten zum Empfang seines Herrn zu treffen, und dann wieder fortritt.

Am dritten Tage setzte sich der Herzog nebst seinem Sohne zu Rosse, um sich zu

Ziana auf sein neuerbautes Schloß zu be-
 geben; aber als er aus dem Thor des Wissehr-
 rads ritt, begegnete er einer Wahrsagerinn,
 Doyka, die Mutter des Tioklaw aus dem
 Dorfe Kossitz, welche ihn zur Seite rief, und
 lange und heimlich mit ihm sprach. Wie die
 Alte gendert hatte, dankte ihr der Herzog,
 sandte seine Diener zurück, und ließ vierzig
 Ritter aus der Nachbarschaft entbieten, sie
 sollten ihm folgen; aber als dieses geschehen,
 und sie ihn auf dem Wege einholten, stieg er
 vom Rosse, und that ihnen kund, daß Ziana
 da von Wrssewee einen verrätherischen
 Plan auf sein und seines Sohnes Leben ent-
 worfen habe, deshalb sollten sie voraus zie-
 hen, und sich vor der Burg im Walde verber-
 gen, wenn er aber selbst in die Thore ein-
 reite, möchten sie ihm schnell folgen, und den
 Ziana mit all den Seinigen gefangen neh-
 men. Alles geschah nach des Herzogs Gebor-
 ten; sie fingen den Ziana, banden ihn mit
 festem Vast, und verschlossen das Thor, das

mit ihnen keiner entgehe, welche darinn waren. Alle Knechte des boshaften Brßowec wurden gebunden, und in einen großen Saal eingesperrt, er selbst aber mit seinem Bruder Brjesolt in den hölzernen Thurm verschlossen. Nach einer Weile ließ der Herzog den Jüngern heraus führen, und mit glühendem Pech an den Knien und Fußsohlen brennen, er möge bekennen, was Zianda mit den beiden Fürsten vorzunehmenden Willens gewesen sey? Brjesolt gestand Alles, und sagte, Zianda wollte, sobald der Herzog zu speisen angefangen, ihn mit einem Pfeile tödten, ihm aber habe er aufgetragen, dem jungen Prinzen den Kopf abzuhaufen; dann wollten sie das Gefolge ermorden, das Schloß anzünden, und den Rißschrad einnehmen. Wie Zianda gefoltert wurde, gestand er auch, daß er so große Bosheit erfonnen habe, und der Herzog befahl, man solle ihn vor dem Schlosse viertheilen, und seine Glieder an die Bäume hängen, damit die Nachtrögel und giftiges Un-

gezieler dieses boshafte Blut trinken und sich daran ersättigen können.

Wie in späterer Zeit Herzog Hostioit mit seinem Bruder Mitibog, den er schon einmahl besiegte, zum zweitemahl in Fehde gerieth, trat nebst dem verruchten Sukoslaw von Bilin auch Krasomil von Wassewec auf die Seite des Herzogs von Koursin; aber Hostioit war abermahl siegreich, die Burg des Sukoslaw wurde eobert, er selbst hingerichtet; und Krasomil entfloh. Endlich schlossen die Brüder Frieden miteinander, und die Wessowece, damit unzufrieden, versammelten sich in dem Dorfe Eytolib bei Laun, wo sie zwei Tage lang rathschlugen, auf welche Weise sie das Geschlecht des Primiſlaus austrotten, und ihrem eignen Stamm den Thron gewinnen könnten, und sie beschloſſen, nicht den Verrath und weder Gift noch Dold zu scheuen, um ihren Zweck zu erreichen; sie ließen zur Befestigung ihres

Bundes ein Schloß und eine Stadt an der Eger erbauen, welche sie nach dem Dorfe, aus dem sie ihren ersten Ursprung hatten, Wessowee nannten, und trugen den Duhosslaw die Verwaltung von beiden auf.

Die Uebrigen begaben sich wieder zu Wstibog, Herzog von Kamzim, ihn anzureizen, daß er nochmals den Frieden mit seinem Bruder breche, und hofften, in diesem heftigen und gefährlichen Kampfe beide Brüder zu tödten, und das Regiment an sich zu reißen; aber Wstibog wollte sich dazu nicht entschließen, und die einzige Thorheit, wozu ihn jene falschen Freunde verleiten konnten, war eine Unternehmung gegen den König von Mähren, Swatopluk, aus welcher ihm großes Unheil erwuchs.

Trotz allen feindseligen und tückischen Entwürfen, welche die Wessowee gegen das Geschlecht des Primislans eifarnen, schien es, als ständen die Fürsten in des Himmels besonderer Obhut, und es vergingen mehr als

hundert Jahre, ohne daß ihnen jene einen besondern Schaden zufügen konnten; aber als Boleslaw III. das Regiment in Böhmen führte, kamen sie wieder in großes Ansehen, und waren es allein, welche ihn beredeten, gegen den Rath und Willen der Aeltesten des Reiches zu dem pohlischen Boleslaw (Chobry) nach Krakau zu ziehen. Mittlerweile schrieb Kochon von Wrsfowec, der erste und mächtigste seines Stammes, an den König von Pohlen, er möge den böhmischen Herzog nicht mit gesundem Leibe heim ziehen lassen. Der unglückliche Fürst wurde menschlings überfallen und geblendet, und sein ganzes Gefolge getödtet, mit Ausnahme einiger Wrsfowecer, welche sich bei ihm befanden, denn diesen geschah kein Leid.

Die Böhmen schritten nun zu einer neuen Fürstenwahl, und riefen Boleslaws jüngern Bruder Jaromir zum Herzog aus; aber die Wrsfowecer, deren Macht sich von Tage zu Tage mehrte, waren diesem sanften

und frommen Fürsten vor allem gram, und schwuren ihn zu Grunde zu richten. Eines Tages kamen zwei aus diesem tödlichen Geschlechte auf die fürstliche Burg geritten, und baten im Namen des Kochou von Wrsfowec, Herzog Jaromir möchte doch mit ihnen auf die Jagd reiten, weil der Würgestern einen gar schönen und heitern Tag anzeige. Der aufrichtige Fürst versah sich keiner Hinterlist, und nahm, als er, ihr Begehren erfüllend, mit ihnen zog, nur zwei seiner Jagdknechte, Howora und Hrzjwec mit sich, worauf er mit ihnen in die Wälder hinter der Mies ritt.

Als nun der Herzog fortgezogen war, blieb seine Gemahlinn allein auf ihrem Lager, und entschlummete wieder, da träumte ihr, der heilige Blutzunge Johannes stehe vor ihr, und spreche:

„Stehe eiligst auf, und sende nach Prag den Befehl, es mögen fünfzig Reiter dem Herzog bis nach Hestko folgen, von dannen

wird ihnen der Weg zu ihrem Herrn gezeigt werden. Dein Gemahl bedarf ihrer, da ihm am heutigen Tage gar gefährliche Fallstricke von seinen bittersten Feinden gelegt werden."

Die Herzoginn glaubte diesem Traumbesicht, und fertigte die Prager alsbald ab, um ihren Gemahl aufzusuchen.

Mittlerweile hatte sich die ganze Jagd in den Wäldern zerstreut, und die Wessowece hatten des Augenblicks Acht, ihre Rache an dem Herzog zu kühlen; als sie im dichten Forste auf dem Berg Belic waren, hielten sie sein Ross an, rissen ihn herab, und, nachdem sie den Fürsten nackend ausgezogen hatten, schlugen sie Pfähle in die Erde und banden ihn mit Händen und Füßen an selbe; dann setzten sie sich auf ihre Rosse und fanden eine grausame Kurzweil daran, in bösem Muth über ihn hin und her zu sprengen. Der Herzog rief in seiner großen Noth Gott und den heiligen Johannes um Schutz und Rettung

an; aber die grausamen Feinde spotteten sein, und riefen:

„Weder Gott noch der heilige Johannes soll dich aus unsern Händen befreien.“

Als sie dieser Kurzweil überdüssig waren, löseten sie die Bande des Herzogs, und hoben ihn von der Erde auf — in demselben Augenblicke kam des Herzogs Waidmann Horwora einher geritten, und wie er seinen Herrn in so beklagenswerthem Zustand erblickte, lenkte er sein Roß schnell um, und wollte heim reiten, ihm, wo möglich, noch Hilfe zu bringen; doch auf dem Wege begegnete er die Prager Reiter, welche ihre Kasse in einem Dorfe gelassen, und zu Fuß ihren Herzog in den dichten Wäldern suchten, und rief ihnen zu:

„Eilet mir schnell nach, denn es steht mißlich um euern Herrn — ich will zu Rosse voraus jagen, und von Zeit zu Zeit in dieß Jagdhörnlein stoßen, dessen Ton ihr folgen müßet.“

Indessen hatten die Wersowee den nackenden Herzog an eine Eiche gebunden, und schossen nach ihm, gleichwie nach einer Zielscheibe; aber der Herzog sah einen Mann vor sich stehen, welcher alle Pfeile mit seinem Mantel aufing, so daß ihm kein Leid widerfuhr — als sie so nach dem Herzog zielten, erblickten einige den rückkehrenden Howora, und fürchteten, er werde ihre schwarze That ans Tageslicht bringen, deshalb fingen sie ihn, und befahlen dem Hrz'iwec — des Herzogs zweitem Jagdknecht, welcher mit ihnen einverstanden war — ihn an eine Eiche zu hängen. Howora schien in ihren Willen ergeben, und bat nur, ihm vor seinem Ende noch zu vergönnen, daß er dreimahl auf dem Jagdhorn blasen dürfe, worüber sie lachten, und ihm seine Bitte zugestanden — wie er das erste Mahl geblasen, wurde ihm ein starker Strick von Bast um den Hals geschlungen, und anbefohlen, er solle auf die Eiche steigen; die Wersowee halfen ihm selbst hinauf, und

ermahnend ihn, sein hell und laut zu blasen; nachdem er das zweite Mal ins Horn gestossen hatte, machte er sein Testament, und empfahl dem falschen Knecht, der ihn hängen sollte, und zugleich sein Gevatter war, seine Kinder, und mußte noch höher steigen. Kochan von Wersowec trat zu ihm, und sprach zornig:

„Wo bist du in dieser Stunde gewesen, denn ich habe dich vorhin bei den Rossen gesehen, und du bist eilends wieder davon gelaufen — deshalb sprich, du Verräther! und so du die Wahrheit verläugnest, will ich dir, noch ehe du gehangen wirst, diesen Pfeil ins Herz schießen.“

Howora entschuldigte sich mit vielen Worten, bis endlich Herziewicz ihm befahl, zum dritten Male zu blasen, oder er werde ihn sogleich aufhängen. — Da saß Howora noch ein Mal ins Horn, und sah sich voll Angst nach allen Seiten um; aber in demselben Augenblicke naheten die Prager,

welche dem Schalle des Hornes gefolgt waren, überfielen die Wrsowee, fingen ihrer mehrere und verfolgten die Flüchtigen, so daß sie deren dreizehn gefangen nahmen; Hrzjwec war der vierzehnte, der vor Schrecken von dem Baume fiel und ein Bein brach, und diesen mußte nun Howora an dieselbe Eiche aufknüpfen, an welche er von ihm gehangen werden sollte. Nur Kochan hatte sich in einer Felsenhöhle im dürren Laube verborgen, und war also der gerechten Strafe entgangen.

Die Prager fragten den Howora, wo der Herzog sey, den sie mit Wast an eine Eiche gebunden und ganz erschöpft fanden; sie lösten seine Bande und brachten ihn nach Prag, wo er Howoras Treue fürstlich belohnte, indem er ihn mit mehreren Gütern beschenkte, zum Ritter und Oberjägermeister erhob, und im ganzen Reiche anbefehlen ließ, ihn gleich nach ihm als den Ersten zu ehren. Auf dem Berge Welle ließ Jaromir eine

Kirche zu Ehren des heiligen Johannes erbauen, und an demselben Orte erhob sich der Altar, wo der Herzog angebunden war, und der heilige Blutzeuge mit seinem Mantel die Pfelle der Verruchten aufgefangen hatte.

Die gefangenen Wersowee wurden mit dem Beile enthauptet, und Kochan, welcher dem Herzog auf Neue Rache und Verderben schwur, begab sich in die Dienste des Königs Voleslaw von Pohlen, welcher denselben, in der Hoffnung, durch seine Hilfe zum Besitz von Böhmen zu gelangen, gern aufnahm, und in dieser Angelegenheit seinen Rathschlag verlangte. Da erwiderte Kochan:

„So du etwas Wichtiges vornehmen willst, mußt du vor Allem Udalrich, den jüngern der böhmischen Fürstenbrüder, umher bringen, denn Jaromir ist ein schwarzer Prinz, und die Böhmen hoffen nur auf jenen.“

Durch Rochans List wurde Prinz Udalrich auch dem Kaiser so verdächtig gemacht, daß er den Unschuldigen in einen tiefen Thurm werfen ließ, auf welche Nachricht der König von Pohlen ein zahlreiches Heer versammelte, in Böhmen einfiel, und viele Festen und Ortschaften einnahm, bis er endlich an die Hauptstadt kam, die gleichfalls durch Verrath in seine Hände gerieth, so daß nur der Bischof frei blieb, auf welchem Herzog Jaromir in großer Besorgniß residirte.

Als endlich Udalrich, durch die Vorsprache des heiligen Einsiedler Guntherus aus dem Kerker erlöst, mit Hilfe des Herrn von Berkowec die Pohlen wieder aus dem Lande getrieben hatte, schmichelte sich Rochan bei Herzog Udalrich ein, und sagte ihm, sein Bruder hätte es lieber gesehen, wenn die Pohlen im Lande, und Udalrich im Thurm geblieben wäre, wo ihn der Kaiser eingekerkert hielt; ja selbst als Kaiser Konrad den Zwist der Brüder schlichtete,

und dem Udalrich befohl, mit seinem Bruder gemeinschaftlich das Regiment zu verwalten, sagte Kothan jenem, Jaromir trachte ihm nach dem Leben, und bewog ihn, statt den Thron mit ihm zu theilen, daß er seinen Bruder fangen, und ihm die Augen ausbrennen ließ. Wie diese That verübt war, kamen die Wessowece, und wünschten dem Udalrich Glück, daß er sich nun des sichern Besizes seines Herzogthums erfreuen könne; aber heimlich rathschlagten sie, ihn um daselbe zu bringen, und wie sie selbst des Regiments theilhaftig werden könnten.

Jaromir war sehr betrübt und sprach zu Udalrich:

„Lieber Bruder! du hast mich des Augenlichtes beraubt, und solltest doch wissen, daß ich niemahls etwas gegen dich unternommen habe; aber ich begreife wohl, daß dich die Wessowece also gegen mich erzürnt haben — o hätte du dich vor ihnen, daß sie nicht dein Vertrauen mit Vösem belohnen mögen.“

Während nun Udalrich das Regiment führte, kamen die Häupter des Stammes Brissowec in nächtlichem Dunkel auf ihren Schlössern oder auch im dichten Walde oft und vielmahls zusammen, und rathschlagten, wie sie den Herzog und sein Geschlecht auszurotten könnten; auch ließen sie die Stadt Leitzmeritz mit einer Mauer umgeben, damit zur Zeit der Gefahr sie sich dahin begeben, und dem Fürsten und dem ganzen Volke widerstehen könnten.

Udalrich erfuhr nach und nach die Entwürfe des feindseligen Geschlechtes, und als eines Tages Schiba von Brissowec ihn zu einem Schmause bat, erinnerte er sich an Rochan's Jagd, und bedankte sich mit dem Zusatz, es sey besser daheim Brod zu essen, als beim Nachbar sich mit kostbaren Spessen zu legen, „denn, beschloß er seine Rede, es möchte mir vielleicht eine derselben einen Elend und Unlutz für mein ganzes Leben verursachen.“

Schiba von Wersowec verstand gar wohl, wohin Udalrich deute, begab sich voll innern Grimms nach Hause und vermehrte seinen Verwandten des Herzogs Nebe, worauf Brzostlaw von Wersowec sprach:

„Meine lieben Freunde und Vettern! Ich will darauf bedacht seyn, daß dem Udalrich die Speisen nicht nur einen Ekel, sondern Unverdaulichkeit bis in den Tod verursachen sollen.“

Zwei Jahre nachher, wie Udalrich Abends bei Kerzenlicht in seinem Gemach den Psalter betete, begab sich's, daß durch das Fenster ein vergifteter Pfeil auf ihn abgedrückt wurde, welcher ihn jedoch nicht traf, und so tief in eine Säule hineinging, daß man sich höchlich darüber verwunderte. Wegen dieser That hatte man auch jenes feindselige Geschlecht in Verdacht, weil Veraus von Wersowec sich nach Sonnenuntergang in der Nähe des Schlosses hatte sehen lassen.

Als Udasrich starb, ließ sich der blinde Jaromir zu seiner Leiche führen, betastete mit der Hand das Antlitz seines Bruders, und sprach:

„O mein theurer Bruder! dem grausamen Tod zum Raube liegst du nun hier auf der Bahre, und kannst mich so wenig sehen, als ich dich. Vor drei Tagen bist du noch ein mächtiger Fürst gewesen, und nun liegst du unbeweglich, wie ein gefällter Stamm des Waldes! Morgen dienst du den Wärtern zur Speise, übermorgen zerfällt dein Leib in Asche, und sodann wird dein Angedenken vergehen. Du hast mich des Augenlichts beraubt, und deinen Bruder nicht geliebt, wie du solltest, und er es an dir verdiente; aber wenn du noch lebstest, du würdest es nicht mehr thun, und so du könntest, du würdest mir das Licht meiner Augen wieder geben, denn Du schauest nun die Wahrheit, und weißt, ob du Recht oder Unrecht thatest, also mit mir zu verfahren. Doch ich will es dir

von ganzem Herzen vergeben, und Gott aufrichtig für das Heil deiner Seele bitten."

Als Udalrich mit allen Ehren, welche einem böhmischen Herzog gebühren, zur Erde bestattet war, führte Herzog Brzetzislav seinen blinden Ohm in den großen Saal und setzte ihn auf den Stuhl, worauf Jaromir mit der linken Hand die Feinsche hielt, mit der rechten aber auf ihn deutete, und zu dem versammelten Volke sprach:

„Sehet, dieses ist euer Herzog!"

Und alle schrien einmüthig:

„Ja, er soll unser Herzog seyn!"

Dann tief Jaromir die Aeltesten und Ersten des Volkes, und fuhr fort:

„Da es mir nicht bestimmte war, Euer Fürst zu seyn, so ordne ich euch diesen zu eurem Herzog an, und bitte Euch, Ihr möget ihm als Euern Herrn Treu und Unterthänigkeit erweisen."

Dann wandte sich der ehrwürdige Greis zu dem jungen Herzog und fuhr fort:

„Dich, mein geliebter Sohn! ermahne ich, daß du diese als deine Väter in Ehren haken, als deine Brüder lieben mögest. Nimm ihren Rath an, denn durch dich und sie wird das böhmische Reich ewig stehen; aber die Verruchten aus dem Stamme Březowec, welche ihrer ungerechten Väter böshafte Kinder und unfreies Geschlechtes unversöhnliche und einheimische Feinde sind, diese sollst du hassen, und dich vor ihnen hüten, wie vor der Sünde selbst — sie haben mich unschuldigen Mann, ihren Fürsten und Herrn, an einen Baum gebunden, ihre Zielscheibe aus mir gemacht, und nach mir geschossen, zuvor aber sind sie mit ihren Rossen über meinen entblößten Leib gesprengt, und haben es hernach bei meinem leiblichen Bruder dahin gebracht, daß er mir die Augen hat ausbrennen lassen. Bedenke, mein lieber Sohn! wie der heilige Bischoff Adalbert sie in den Bann gethan, daß sie dreimal zu Falle kommen sollten — ihr erster Fall ist durch

Gottes Rathschluß schon an ihnen kund geworden, wo ich selbst als Hochverräther habe strafen lassen, er wird noch zweimal an ihnen offenbar werden.“ Als Jaromir diese Rede hielt, waren einige der Brissowce gegenwärtig, und bißen vor großem Zorn die Zähne übereinander; aber wie sie ihren Verwandten solche hinterbrachten, entbrannte der Haß, welchen sie immer gegen Jaromir hegten, in helle Flammen, und Rochan tödtete een blinden Mann; auch dem edlen Wejetislaw trachtete er nach dem Leben, wozuf er ergriffen, und vor den Herzog geführt wurde, welcher zu ihm sprach:

Wdsewicht! ich weis gar wohl, daß ich nur durch deine Bosheit meine beiden Ohren verloren, und du nach meinem Leben trachtest, wie eh'mahl nach dem Leben meines Vaters; wisse aber auch, daß du das Ziel deiner abscheulichen Thaten erreicht hast.“

Auf Befehl des Herzogs wurde dem Rochan der Nabel aufgeschnitten, und an

eine Säule genagelt, und er wurde so lange um dieselbe herum geführt, bis seine Gedärme herausgerunden waren. Die Verwandten mußten seinem fürchterlichen Ende zuschauen, damit sie sich daran spiegelten, und Kochan sprach im Gehen folgende Worte:

„Ihr lieben Herren und Freunde! nehmt euch ein Beispiel an mir in meiner letzten Stunde, daß sich keiner auf sein Gut und ansehnliches Geschlecht, oder auf List und trügliche Ränke verlassen soll, denn ich habe vermeint, den Stamm der böhmischen Herzoge zu vernichten; aber es ist mir gräulich fehlgeschlagen.“

Nachdem die Wersowee also gedemüthigt waren, genoß Böhmen durch geraume Zeit einer innern Ruhe; aber dieser feindselige Stamm erhob noch öfter sein Haupt gegen die rechtmäßigen Herrscher des Landes, trat mehrmahls zwischen dieselben, und verdammete sie beim Kaiser. Auch übten die Wersowee viele Räubereien aus, wofür sie oft

mahls schimpfliche Strafen erlitten, und als sie Herzog Brjetislaw den zweiten mit einem Pfeile getödtet hatten, wurden sie aus dem Reiche verbannt, welche aber noch darin zurückgeblieben, wurden unter Swatopluz, ihrer argen Tücke wegen, hingerichtet, und erst im zwölften Jahrhundert gelang es dem Ratibor von Brssowec, durch treue Kriegedienste, welche er dem Herzog Fricsdrich geleistet, die Schmach von seinem Geschlecht hinwegzutilgen, worauf ihm der Herzog einen Nachlaß der Verbrechen seiner Vorfahren und ein neues Wappen zugestand."

Der Abend brach ein, als Vertha das große Buch zuschlug, und es fing an ihr unheimlich in der weiten, leeren Stube zu werten — da griff sie zur Harfe, schlug mit gewandter Hand in die Saiten, und sang ein Lied, welches Rudolph einst in der ersten Zeit verstohlener Liebe gedichtet hatte:

„Heißge Schatten: mich umfassen,
 Glühendes Verlangen
 Füllt mein Herz mit süßem Vangen,
 Und mein Gemüth erfreut
 Waldeinsamkeit.
 Der Blume Kelch erschleicht
 Sich lieblich wieder;
 Der Waldstroh schiebt
 Vom Berge nieder. —

„Schäumende Wogen!
 Strömt in silbernett Bogen,
 Strömt zu Ida hin.
 Kündet der Schönen,
 Sacht ihr in freundlichen Tönen,
 Meines treuen Herzens Sinn;
 Erreicht zu der Kranken,
 Sagt ihr in schmeichelnden Lauten,
 Daß ich der Ihre bin;
 Daß die Liebe meinen Sinn
 Füllt mit Beben.
 Nur nach ihr noch kann ich streben,
 Einzig für die Liebe leben —
 Hoher steigt das Verlangen,
 Und ich will mit süßem Vangen
 Sie umfassen. —“

Das Lied war zu Ende und die Saiten
 verklungen, ohne daß eine sprang (was um

so erwünschter war, da sonst Bertha leicht in Besorgniß gerathen wäre, ihrem Rudolph sey mit dem Fuchs ein Unfall zugeschoßen), als plötzlich die Thüre sich öffnete und der jüngste Bruder der freundlichen Hansfrau ins Zimmer sprang.

„Sieh, Schwesterchen! rief Fridolin, da habe ich oben in Hermanns Pult noch ein ganzes Päckchen Gedichte unsres Walthers gefunden, von denen er uns nie etwas gesagt hat — sieh einmahl an.“

Theilnehmend nahm Bertha die Dichtungen des Freundes auf, las mit stiller Freude — endlich stuzte sie, als fände sie etwas ganz Unerwartetes und fing laut zu lesen an:

Gegensätze der Freundschaft und Liebe.

I.

Vielsach ist ähnlich Freundschaft auch der
freundlichen Liebe,
Welche den männlichen Geist weiblicher Zart-
heit vereint. —

Selig fühlt sich der Mann im Arm des lieben:
 den Freundes,
 Der ihm die dornigte Bahn treulich mit
 Blüthen besäet;
 Liebliche Blüthe der Kunst, der Wissenschaft herr:
 licher Fruchtfern
 Wird dem freundlichen Bund Quelle von rei:
 chem Genuß;
 Leiser berührt das Leid zur Seiten dem zärt:
 lichen Freund,
 Doppelt entzückt die Lust, theilt sie ein
 fühlendes Herz.
 Wie der glühende Jüngling am keuschen Busen
 der Jungfrau
 Jeglicher Mühen vergißt, also der fühlende
 Mann
 Findet im Freund auch jegliche Wonne des hö:
 heren Lebens. —
 Doch nicht überall gleicht Freundschaft und
 Liebe sich so!
 Liebe, das heilige Band, so Aether und Erde
 vermählet —
 Himmlischer Flamme gleich, die sich von sel:
 ber erneut —
 Wird ihr streng die Erhörung versagt, endet doch
 nimmer,
 Eehrt sich, wünschet und leckt kämpfend ihr
 Daseyn dahin. —
 Freundschaft, welche der Männer edle Gemüther
 verbundet,

Schwindet allmählig und stirbt, wird ihr
 nicht Gleiches zum Lohn;
 Danklos dient nicht der Freund dem inniggelieb-
 ten Freunde,
 Nur ein zärtliches Herz nähret das süße Ge-
 fühl.

II.

Hat die Liebe zur Jungfrau sich des Herzens be-
 meistert,
 Sprich' es der Liebende aus, welch ein Ge-
 fühl ihn beleicht;
 Denn die strengere Zucht, so liebliche Mädchen
 bewahret,
 Will nicht gestatten, daß sie deute das stum-
 me Geswäch.
 Und nicht Antwort erhältst du, ehe die Holde ge-
 fragt wird.
 Anders zum Manne der Mann! — Wenn
 die Empfindung erwacht,
 Wo sich ein zärtlich Gemüth hinneigt zum Ge-
 müthe des Freundes,
 Einzig und ernstlich begehrt Einheit und ewi-
 gen Bund;
 Kennt nur Ang sich und Herz, so wird der
 Mann ihn bigreifen,
 Und versichert er nicht lautlose Sprache und
 Wort,

O! dann gehört sein liebendes Herz dem älteren
Freunde,
Ober: das edle Gefühl ewig dem Herzen ist
fremd.

III.

Schmerzt dich Kälte des Liebchens, und regt
sich bange Besorgniß,
Ob sie mit Liebe dir auch lohn'et dein innig
Gefühl —
Nimmer tritt schon in die Ferne, denn es kann
nicht die Jungfrau
Dräng'ig eilen dir nach; solches die Sitte
verbeut.
Doch nicht also der Freund — und hast du mit
liebendem Sinne
Freudig ihn aufgesucht, Herz und Gefühl
ihm gewelkt,
Dennoch erscheint er dir kalt, und theilt nicht
deine Empfindung.
Halte den Vorwurf zurück, täuschen noch könntest
du dich;
Aber stelle die Näherung ein, und halte dich
ruhig von Weitem,
Sicherlich eilt er zu dir, hat er dich jemahls
geliebt.

IV.

Lebst du ein Mägdlein und mußt die Kunde
vernehmen;

Längst schon besitze ihr Herz einer, der glück-
licher ist —

Bitterkeit nimmt die Seele dir ein, und viel-
mahl entbrennet

Liebe in heftigem Grimm — haßest die Lie-
benden oft;

Immer aber den Liebling, welcher im Wege dir
steht.

Also die Freundschaft nicht thut, milder ist
ihre Natur!

Ehrend die Tren zum Freunde, so ihm die
Hoffnung geraubet,

Gibt er den freundlichen Traum reichen Ge-
nusses dahin.

Freundschaft bligt sich still im innersten Mann
des Herzens,

Das verletzet oft wird, nimmer doch heget
es Groll;

Trost im Entbehren ihm bent der Seele reines
Bewußtseyn,

Wie der Balsam der Zeit heilend die Wunde
ihm schließt.

Bertha schüttelte während des Lesens
öfter den Kopf; aber als sie vollendet, und

Walther eben in die Stube trat, rief sie schalkhaft, ihm das Gedicht entgegen haltend:

„Hätte ich doch nimmer geglaubt, daß der Weiberhasser so viel über die Liebe zu denken sich herabgelassen.“

„Ist denn, entgegnete Walther, meine Vertha des Denkens bei mir so ungewohnt?“

„Das nicht, versetzte Vertha, doch meinte ich, die Liebe sey dir zu geringfügig, zu irdisch, um dich so viel mit ihr zu beschäftigen. — Ja, fuhr sie mit gutmüthigem Spotte fort, wenn es die ernste, hohe Freundschaft wäre!“

Es ist doch sonderbar, erwiederte Walther kopfschüttelnd, daß ihr Frauen der Freundschaft so gram seydt ja selbst die besten, welche sogar dieses ernstern Gefühles fähig sind, können den Namen nicht leiden, weil sie manchemahl den Forderungen — nicht etwa, ihres Herzens, sondern höchstens ihrer Eitelkeit — den Weg zu treten pflegt — und

zumahl du, wenn du mir gut bist, solltest nicht so gegen die Freundschaft freveln, denn zum Liebhaber kannst du mich ja doch nicht brauchen, und zum theilnehmenden Freund und Vertrauten war ich einstens gerade gut genug.“

„O, ich weiß wohl, schmolte Vertha, daß ihr uns arme Weiber der Freundschaft kaum fähig haltet; aber eben so wohl ist mir bekannt, daß ihr Männer — ich nehme meinen Rudolph aus, welcher ganz anders ist, aber nicht einmahl die Brüder — die Liebe nur als ein Spiel ansieht, das gar nicht so ernstlich behandelt und bedacht zu werden verdient, als du ihm hier die Ehre erzeigst hast.“

„Nein, Vertha! sprach Fridolin das zwischen, du thust unserm Freunde Unrecht — hättest du unter seinen Poesien weiter geblättert, du würdest dich selbst Lügen strafen müssen. Soll ich dir ein recht liebewarmes Sonnet vorlesen?“

„Liebeswarm und Sonnet? rief Vertha,
das sind ja herrliche Sachen! und du, Wal-
ther, Petrarca! gestehe nur schnell, wer
deine Laura ist.“

Walther lächelte bedenklich, als meine
er, das gute Wetter werde nicht lange anhal-
ten, und Friedolin fing an, zu lesen:

Des Lebens Zier.

Der zarte Reiz, der unser Leben schmücket,
Ist holdst Göttern wundervolle Schöne,
Und hoch entzücken zauberliche Töne,
Womit die goldne Nähe uns beglücket.

Doch schöner wird der Wonne Blüth' entzündet,
Im Auge glänzt die süße Freudenthräne,
Wenn Freundschaft naht, daß liebvoll sie be-
trübe,
Da wir die Halbe froh an's Herz gedrückt.

Den Arm um Liebchens schlanken Leib geschlungen,
Die Hand dem Freund zum frohen Druck ge-
reicht
Wen sollte das nicht wunderbar beselen?

Wohl dem, der solch ein freundlich Ziel errungen,
 „Daß Muth' und treue Freundschaft sich ver-
 mählen;
 Dem Himmel schon sein Erdenleben gleicht.

„O ja! rief Bertha, als Fridolin geendet hatte, an dieser Liebe habe ich nie ge-
 zweifelt, und das Gedicht ist nur Bestätigung
 meiner frühern Behauptung — „hier ist die
 Liebe nur Spiel der Sinne, und auch diese
 Blüthe der Borne“ wird erhöht, wenn der
 Freund sich naht, um sie zu krönen. — Das
 heißt in gute deutsche Prose übersetzt: Der
 Freund freut sich mit dem Freunde, wenn es
 einem von ihnen gelungen ist, einem arglosen
 Mädchen den Kopf zu verrücken.“ „Aber sage
 mir doch, liebe Bertha, entgegnete Bals-
 cher, wodurch ich mich bei dir in den schlim-
 men Verdacht einer so argen Ketzerei in der
 Liebe gebracht habe?“ „Weil, erwiederte Ber-
 tha, ich mir nie einen bessern Freund wün-
 sche, aber meiner Todfeindinn keinen so un-
 zuverlässigen Liebhaber, und ich gestehe dir,

ich würde dich noch viel lieber haben, wenn du Liebe zu fühlen fähig wärest."

"Und deine Gründe, liebe Bertha! versetzte Balthar, mir alle Fähigkeit zu diesem süßen Gefühle abzusprechen?"

"Nun, meinte Bertha, die liegen doch au ße, denn — deine vielen frühern Liebsverhältnisse abgerechnet — warum (du bist schon alt genug dazu) sehe ich noch keine liebevolle Frau an deiner Seite, mit der ich vereint über euch Männer klagen, und euch wieder entschuldigen könnte?"

"Ich könnte dich grausam nennen, erwiederte Balthar, daß du ohne alle Untersuchung mir das Entbehren eines Gutes als Vergehen anrechnest, welches mir vielleicht das Glück versagte; doch diese Verhandlung würde uns zu weit führen, und lieber will ich dir beweisen, daß man, auch ohne zu heirathen, alle süßen Pflichten höherer Menschlichkeit üben kann. Es ist wahr, ich werde mich schwerlich jemahls vermählen. — wie viel Schuld

Walt's Geschlecht daran hat, lassen wir dahin gestellt seyn. Denn, wenn du, gute Seele! glaubst, alle deine Schwestern gleichen dir, so bin ich selbst früh unter die Weiber gerathen, und habe die Schattenseite kennen gelernt; aber so wie mir das Blut keine Geschwister gewährt hat, und die Freundschaft mir in deinem Hause deren vier schenkte, so werden auch deine Kinder — nun erdthe nur nicht! wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen — werden die Kinder meines Herrmann mir nicht minder theuer seyn, als hätte ich eigene.“

„Steh, Walther! sprach Wertha, da bringst du mich, grade auf einen Punct, wo ich aufs Neue anfangen möchte, mit dir zu zanken, denn Herrmann wird eben so, wie du, ein Hagestolz werden, und das ist deine Schuld, denn du hast ihm eingeredet, daß kein Weib auf Erden seiner würdig sey.“

„Ja, Wertha! entgegnete Walther, ich habe den Werth meines Herrmann so

sehr erkannt, daß ich mich in der That wehiger Mädchen erinnere, die ihn zu besitzen verdieneten; aber du bist in einem sehr irrigen Wahne, wenn du meinst, ich hätte jemals so etwas zu ihm geäußert — auch ist dein Bruster zu fest und gediegen, als daß irgend eines Menschen Ansichten seine Handlungsweise leiten könnte, und hätte ich mich wirklich einer solchen Gewalt über seinen Willen; (den du jedoch längst als selbständig und manchmal unbesiegbar kennen gelernt hast) zu rühren, so würde ich sie doch nie dazu benützen, ihn von Etwas abzuhalten, was ihm vielleicht ein größeres Glück bieten kann, als die Freundschaft. Ja, ich gestehe dir, liebe Vertha! ich glaube fast, daß der Ehemann nie mehr ganz seines Freundes Freund seyn kann — ich werde meinen Herrmann als halb verloren betrachten, wenn er ein Weib, die Mutter seiner Kinder, an seine Brust drückt, doch liebe ich ihn genug, um sein Glück dem meinigen weit vorzuziehen. Wenn sich nun dein Brus-

der nie ins Ehejoch schwiegen sollte, so mag er wohl auch manche bittere Erfahrung unter Ewens Töchtern gemacht haben."

"O, rief Bertha, an Worten fehlt es dir nie, denn du bist ja Schriftsteller; aber heutzutage sind sie alle verloren, und du wirfst mich nie in der Ueberzeugung wankend machen, daß du deinen Weiberhaß auch auf meinen Bruder übertragen hast."

"Weiberhaß? fragte lachend Walther, die Beschuldigung, welche ich heute schon zum zweitenmale von dir hören muß, ist in der That drollig genug. — Ich kenne nur einen vollkommenen Weiberfeind, aber dessen Ehen vor dem schönen Geschlecht geht so weit, daß er nur seine eigne Mutter von dem allgemeinen Vannfluch ausnehmend — mich, so lange die meinige lebte, niemahls besuchte, aus Furcht, ihr zufällig zu begegnen, und einen Umweg von einer halben Stunde nicht scheut, um dem Zusammentreffen mit einem längern Frauenzimmer auszuweichen. — Ich

vergünze mich recht gerne im Kreise liebender
würdiger weiblicher Wesen, wenn es mich auch
grade nicht gelüstet, zum Spielwerk ihrer Laus-
nen zu dienen.

„Aber wohl, fiel ihm Vertha in die
Rede, sie zu deinem Spielwerk herabzuwür-
digen — das ist eben das Schlimmste an der
Sache. Die Gattung von Verächtern unsers
Geschlechtes, welche uns fliehen, sind feige Wiche-
re, die wir auslachen, während sie in Eins-
amkeit und Langeweile die bitterste Strafe für
ihren Wahn finden; aber jene höhere Classe,
wie du und mein Bruder, die sich in unsre
Reiße drängen, unsre Schwachheiten bes-
tauschen, mit uns scherzen, mit uns und uns-
rer Mühe spielen, und eines edlern Gefühls
nicht werth halten, das sind die wahren Fein-
de der Frauen — solche, die Verse machen,
wie mein Freund, voll der bittersten Verach-
tung der Frauen — erlaube, daß ich die
meine einzige Distichen von deiner Fabrik recen-
sire.“

Nat h s ch l a g.

Arlegen die Eßfrau'n Lust, mit Sorgfalt Ehen
zu stiften,

Ist ein sicherer Beweis, daß sie der Ehemann
beglückt;

Also die Jungfran'n nicht, wenn ihnen die Wid-
thenzeit schwunden —

Das versteinerte Herz nährt nicht solches Ge-
fühl.

Hüte dein Herz, wenn sie dich klüglich mahnen
zum Wandniß,

Einzig die Rache blüht solchen bedenklichen
Rath.

„Nun wahrlich, liebe Bertha! versetzte
Wälder, diese Verse sprechen gerade gegen
dich — wer euer Geschlecht haßt, ist auch dem
Ehestand im Allgemeinen gram, und wird den
Frauen kaum eine Bestimmung zugestehen;
noch weniger sich darüber ereifern, wenn sie
diejenige nicht erfüllen, welche die Vermeh-
rung des verhassten weiblichen Geschlechts be-
fördert —“

„Doch, unterbrach ihn Bertha lebhaft,
und wenn es nur geschähe, um die Unglück-

lichen zu schmähern und zu verklagen, welche die ungerechten Männer ihrer Aufmerksamkeit nicht würdigten, und ich habe doch unter den Belagten Jungfrauen schon die vortrefflichsten Wesen gefunden."

„Auch ich, erwiederte Walther, aber das sind die Ausnahmen, wie du mir wohl selbst gestehen wirst, und indem sie die Regel ganz und gar nicht aufheben, ist zugleich die Aufstellung derselben vielmehr ein Mittel, ihren Werth mehr ins Licht zu setzen, als ihn zu schmälern, und damit du siehst, daß ich durchaus kein unheilbarer Ehescheu bin, so verspreche ich dir, wenn du mir einst ein weibliches Wesen zuführst, welches du geprüft, und mir auf dein Wort versicherst, sie könne mich, ich sie beglücken, so will ich sie ohne Widerrede aus deiner Hand empfangen."

„Worte, nichts als Worte! sagt Ham-
lett: zweifelte Vertha — ja wer sich auf
die Verheißungen der Männer verläßt, zu

mahl, wo ein verhärtetes Vorurtheil ihrer Erfüllung im Wege steht.'

Deine Ungerechtigkeit, entgegnete Walter, geht so sehr ins Belte, daß ich wohl sehe, ich muß mich gegen dich vertheidigen, sollte es auch eine längst vernarbte Wunde wieder aufreißen. Stich, Vertha! wenn ich auch, frühzeitig mit Weibern bekannt geworden, wie sie nicht seyn sollen, mich mehr zu dem ernststen Gefühl der Freundschaft hingeneigt, ja sogar, ich gestehe es dir, in der Liebe leichtsinnig und unbeständig war, so habe ich doch einmahl geliebt, aus voller, tiefer Kraft der Seele geliebt. — Es war das erste und einzige weibliche Wesen, mit dem ich glücklich zu werden hoffte, und ich wäre es gewiß geworden; aber nachdem unsre treue und herzliche Liebe alle Hindernisse überwunden, da ergriff eine tödliche Krankheit meine gute Marie, und vernichtete ein so holdes Leben, welches das meine verschönern sollte. — O Vertha! an ihrem Grabe wurde es mir

deutlich, mir sey dieses Glück nicht beschleiden, und seitdem lebe ich nur für meine wenigen Freunde; hoffe alles, was mein Leben schmücken kann, nur von ihnen."

Walther war dafür geworden, tröstend umschlang ihn der theilnehmende Friedolin, Bertha ergriff gerührt des Freundes Hand, und blätterte, ihn von dieser schmerzlichen Erinnerung abzulenken, weiter in dem Hefte, welches der jüngere Bruder bei sich gebracht hatte. Walthers Blick fiel auf ein Gedicht und er sprach:

„Siehst du, Bertha! hier einen neuen Beweis (da dir mein Gefühl für dich noch nicht hinreichend scheint), wie sehr ich edle Weltlichkeit zu ehren verstehe. Du kennst die hohe Serene, eine Frau, die, von den Sorgen des Lebens gebeugt, doch die innere Kraft und Würde der Seele bewahrt hat. Vor zwei Jahren fiel ihr Geburtstag grade auf den Aschermittwoch — ich war aus der lärmenden Mardi gras Redoute heim gekommen, und

vom Schlaf gestoßen, dachte ich der edlen Frau
 — da schrieb ich jene Zeilen nieder, die ich
 unter das Beste zähle, was ich jemahls gedich-
 tet."

Vertha war neugierig, diese Dichtung
 kennen zu lernen, und Fridolin las:

An Serena's Geburtstage.

Steh! es verhallen nunmehr des Carnevals in-
 belude Klänge;

Eine ernstere Zeit nahtet uns feierlich still!"
 Also dacht' ich und schaute hinan zum nächtlichen
 Himmel,

Der sich, ein Zelt von Sapphir, über die Er-
 de gewölbt;

Also hatt' ich gedacht, da schlug der Mitternacht
 Stunde,

Liedlicher Horen Zahl zählte den folgenden
 Tag,

Und der Mond ein sicherer Wächter, die golde-
 nen Sternlein,

Folgend dem leuchtenden Herrn, treulich be-
 wahrt er die Welt.

Plötzlich strahlt verdoppelter Glanz vom azurnen
 Gezelle,

Wohnung hebt mir den Blick zu den Unsterb-
 lichen auf —

Wundervoll seh' ich Mond und Himmel und Sterne
ne verwandelt:

Eine hehre Gestalt ruhet auf strahlendem
Thron,

Die, mit Helm und Harnisch geschmückt, scheint
Pal'as zu gleichen;

Aber ein milderer Blick stößt Vertrauen mir
ein;

Solche umtanzen, sinnvoll und hold, drei lieblich-
e Jungfrau'n,

Unmuth der Jarten Geschmeid' schlingen sie
süßlichen Ring. —

Lange schaut' ich, versank in Staunen und ho-
he Verwund'ung,

Endlich fasset' ich Muth, wagte das fragen-
de Wort:

„Göttinnen! kündet, so Ihr dessen nicht unwerth
mich haltet,

Welches heilige Fest hat Euch zur Stunde
vereinet?

Felezt Du, Hohe! den Schluß des wildhinbran-
senden Laumels,

Dieser tobenden Lust, so Dionysos ge-
weiht?“

Und sie gewährten mild Erhöhrung des Sterbli-
chen Flehen,

Ganz in rosigem Dufte schwebten sie alle
herab,

Und die Göttinn mit ernst, doch freundlicher Mi-
ne, entgegnet:

„Aus vom Himmel herab rufet ein freund-
 lich: o Feind;
 Seit Serena hienieden walt, da sind wir be-
 rufen,
 Ihr zum friedlichen Schuß, daß wir mit trö-
 stendem Sinn —
 Wo ihr zartes Gemüth verlegt wird vom irdi-
 schen Walten —
 Treu ihr nahen, und schnell dauernden Muth
 Ihr verlei'h'n.
 Weisheit kennet mich ein Theil der Menschen,
 andere rufen
 Tugend mich auch, und hier siehst du die
 himmlische Dreifaltigkeit,
 Welche mit anmuthsvollem Gebild der Sterbli-
 chen Leben
 Blüthe verleihen und Glanz, einzig das hö-
 here Glück.
 Also an diesem Tage wir lehren jedesmahl
 wieder
 Bis ins heitre Gemach, welches Serena
 bewohnt;
 Segnend schweben wir hin über der Schlümmern-
 den Lager —
 Segen verbreitet von ihr rings sich in ihrem
 Gebiet.
 Selbst wenn die Edle oftmahls wädhnet, wir setzen
 ihr ferne,
 Immer bleiben wir treu bis in das Dunkel
 des Grabs.“

Also die Göttinn, und schnell zerfloß in Dufte
 das Gebilde,
 Das sie selbst beschrieb, wie es die Seele
 geschaut.

„Ei! verkehrte Vertha, da hast du dich
 ja doch einmahl entschlossen, die Götter der
 Griechen zu Hülfe zu rufen, die du sonst nicht
 nur selbst verschmähte, sondern dich auch gar
 gewaltig darüber aufhieltest, wenn andere ihre
 Zuflucht zu denselben nahmen.“

„Du hast Recht, liebe Vertha! entge-
 nete Walther, und mußt das schon mit dem
 Gebrauch der Versmacher entschuldigen, nach
 Allem zu greifen, was sie grade brauchen; aber
 solltest du doch gar keinen Unterschied zwi-
 schen der Art, wie ich die mythologischen Pers-
 onen in mein Schattenspiel verwebt, und der
 gewöhnlichen Weise jener Dichter wahrgenom-
 men haben, welche sich so über die Massen
 wohlgefallen, wenn die Halbscheid ihrer Vers-
 se mit Göttern und Göttinnen bevölkert ist?“

„Ja wohl, erwiderte Fridolin, hat dein

Gedicht einen ganz andern Eindruck auf mich gemacht, als jene, die mein Gemüth kalt lassen, und mich höchstens an die Zeit erinnern, wo der Hofmeister bemüht war, mich nolens volens mit den Göttern von Hellas bekannt zu machen; ja diese Gattung von Poesien kommen mir immer vor, als wollten sie mich über die Mythologie ausfragen. Das mag wohl dahet kommen, weil du nicht, wie die andern, nur Namen aufeinander gehäuft hast, sondern Gestalten mahltest — wie glauben die Grazien über Cerenas Lager schweben zu sehen, und in der erhabenen Gestalt ihrer Anführerin verschmilzt Pallas Athene und Astrea zu Einem herrlichen Wesen. Ja, man möchte dich schier beschuldigen, in das Gebiet der bildenden Kunst gestreift zu haben."

"In der That, sprach Walther lächelnd, du hältst die Eintheilungen der Kunst noch für wichtiger und wesentlicher, als sie an sich sind, denn eigentlich muß alle Kunst bildend seyn —"

„Aber, Walther! unterbrach ihn Fridolin, weißt du wohl, daß unsre Bertha auch Dichterin ist?“

„Nun, meinte Walther, in diesem Falle wird sie mich doch zum Vertrauten machen?“

Bertha schmolte und versicherte, ihre Dichtung, sey, ja nichts, als der Versuch der Uebersetzung eines italienischen, Liedes, aber keinesweges geeignet, einem so strengen Richter vorgelegt zu werden; und als Fridolin das Blatt hervorbrachte, drohte sie ihm Rache zu nehmen, doch nicht eher, als bis alle versammelt seyn würden. Walther ließ:

Lyrische Grillen.

Glocken schmelzen,
Blüthen lehren
Ihn zu den grünen Auen;
Stäube schmücken
Nen sich wieder,
Lieblicher sind sie zu schauen.

Blätter die Bäume umfassen,
Nimmer mit stürmischem Tosen
Stürzet der schäumende
Strom von des Felsens
Spitze herab,

Sonnenstrahlen
Soll erglänzen;
Phöbus versinket in Westen;
Tage, schwinden,
Jahre rollen,
Kehren in ewigen Fessen.
Alles gleich freundlichen Träumen
Reht in bemessenen Räumen,
Ach! nur der Mensch allein,
Nimmer ach! nimmer
Reht er zurück.

Bunte Träume
Geht das Leben,
Drohet mit tödtlichem Leiden;
Zu der Eterne
Keinen Höhen
Widert das Auge mit Freuden,
Wie unter glühenden Thränen
Widert der Wandrer mit Sehnen
Hin nach den freundlichen
Fluren des Landes,
So ihn gebihr.

„Ei, Bertha! sprach Walthar, als Fridolin geendet, du bist ja im heiligen Ehstand ganz tiefsinnig geworden —.“

Er wollte fortfahren, da öffnete sich plötzlich die Thüre, und herein trat Rudolph mit Theodor, welcher, aus einer Hand in die andern gehend von den beiden Geschwistern und dem Freunde mit Liebkosungen überhäuft wurde; aber als der Jubel der ersten Begrüßungen vorüber war, forderte Bertha den ältern Bruder, welcher eben aus dem freundschaftlichen Baden kam, zur Erzählung von Allem auf, was er dort gesehen, bemerkt und gefühlt habe.

„Recht gern, Schwesterchen! entgegnete Theodor, will ich deinen Wunsch erfüllen, denn ich spreche selbst nur allzu gerne von Oesterreichs blühender Natur. Schon die kurze Reise von Wien nach dem muntern Städtlein mit seinen heilsamen Quellen ist höchst erfreulich, und erregt die schönsten Erwartungen, welche die freigebige Natur in so reichem Ma-

sie erfüllt. — Kaum ist man von der Nähe
 leinobdorfer Linie einige Minuten gefahren, als
 sich bei dem schönen Denkmahl der Vorzeit,
 die Spinnerinn am Kreuz genannt, die herrs-
 lichste Aussicht darbeut; im Rücken die erhab-
 ne Kaiserstadt mit ihren ungeheuern Vorstäd-
 ten, gleichsam beherrscht und geschützt durch ih-
 ren uralten Wächter, den Dom von St. Ste-
 phan, den freien und gefälligen Tempel von
 St. Karl und so viele andre alte und neue
 Thürme und Kirchen; jenseits der Stadt und
 zur Rechten die Donau mit ihren schönen
 Auen, nach allen Seiten reiche Nebenhügel,
 Stadtdichen und Dörfer und den Gesichtskreis
 überall bekränzt durch schöngestaltete Berge mit
 üppigen Gärten, Lusthäusern und andern Ge-
 bäuden geschmückt. So fährt man behaglich
 in einem von der Natur verschwenderisch be-
 gabten Lande dahin, und erfreut sich des
 Ueberflusses, welchen die gütige Allmutter hier
 darbeut; so erreicht man die Gegend von Bas-
 den und ihr schönes Gebirge. — Naschätsch

thront, nun deutlich erscheinend, der herrliche Schneeberg und streckt sein nacktes Haupt in die Wolken; doch bald ist er wieder entschwinden, und man fährt in die freundlichen Straßen der Stadt ein, die seit ihrer Wiedergeburt nach dem Brande von 1812 eine weit gefällige Gestalt erhalten hat, nun mit Recht unter die hübschern kleinen Städte des Kaisersstaates gezählt wird, und mit Gutenbrunn, Weikersdorf und noch ein paar kleinen Dörfern, die ganz nahe daran grenzen, einen ziemlichlichen Raum für die von allen Seiten sich versammelnden Kurgäste darbietet.

Die Lage von Baden ist in der That höchst angenehm: Gegen Norden und Nordosten weit geöffnet, ein reicher Teppich von Feldern und Weingärten mit einzelnen hellen Gebäuden und Ortschaften gespickt; gegen Westen dunkle Waldberge, auf welchen Ruinen aus der Vorzeit thronen, dazwischen erfrischende Thäler, von der Schwarzbach bewässert. So vereinigt Baden die natürlichen Reize der bele-

den wichtigsten böhmischen Bäder in sich; Karlsbad romantische Fülle und Gedrängte heilt, und die freie Aussicht von Teplitz, je nachdem man seine Richtung nach einer oder der andern Seite nimmt.

Die Lebensart in Baden ist von der, der meisten Kurorte — zumahl in Böhmen und am Rhein — sehr verschieden; in diesen versammeln sich Menschen aus allen Theilen Europa's, jeder kommt einzeln, und sucht sich so bald als möglich an verwandte Naturen anzuschließen, woraus ein mehr weltbürgerliches Thun und Treiben entsteht, und so manche interessante Bekanntschaft mit Personen aus den fernsten Ländern geschlossen, uns noch nach Jahren mit inniger Freude an den kleinen Ort erinnert, der uns das Beste sunden ließ. Dort ist es ganz anders: Wiens Bevölkerung und die Fremden, welche Wien besuchen, strömen heraus in das Bad (welches in so mancher Hinsicht nur als eine etwas entlegene Vorstadt der Kaiserresidenz angesehen

wird) bringen alle ihre Bekanntschaften, ihre kleinen und großen Verhältnisse mit sich, und bilden wieder dieselben Gesellschaftskreise, wie in der Stadt selbst, ohne daß sich bedeutend neue Verbindungen gestalten. Am Sonntage, wo zahllose Wagen von Wien heraus rollen, scheint es vollends, als wolle sich in den Alleen des Badner Parks, die Hauptstadt erschaukeln. —"

Der Park, unterbrach Bertha ihren Bruder fragend, ist das vielleicht der berühmteste von Schönan, der in der Nähe von Wien so besucht und gepriesen wird?"

„Nicht doch, Schwesterchen! entgegnete Theodor, dieser Belustigungsort entspricht eigentlich dem, was wir Park zu nennen pflegen, gar nicht; da ich aber in meiner Erzählung noch öfter auf denselben zurückkommen dürfte, so will ich dir seinen, so gut es angeht, beschreiben. Es ist ein mäßig großer viereckiger Platz, mit mehreren Alleen besetzt, welcher schon durch die große Selbstherrschers-

in Maria Theresia zum Theil angelegt,
 aber auf Befehl Ihrer erhabnen Namens-
 erbin, der zweiten Gemahlin Kaiser Franz I.
 erweitert und verschönert wurde. Hier ist es,
 wo sich Mittags, und Abends nach dem Thea-
 ter, bei gutem Wetter die Badewelt versam-
 melt; aber auch bei der schlimmsten Witter-
 ung und zu allen Tageszeiten findet man ein-
 zelne Spaziergänger. An der östlichen Seite
 hat einmahl eine Gesellschaft von Badegästen
 nach der Angabe des türkischen Gesandten ei-
 nen orientalischen Klost erbauen lassen, wor-
 inn nun ein Zuckerbäcker seine Extrischungen
 verkauft, und die Spaziergänger vor einem
 plötzlichen Ausregen Schutz finden können.
 Am Ende der mittlern Allee erhebt sich ein
 in reinem Styl gebaueter offener Tempel, dem
 Asklepios geweiht, und über ihm der so-
 genannte Calvarienberg, von dessen Gipfel
 eine ganz herrliche Uebersicht der Gegend, bis
 an die Grenzen von Ungarn, die etwas bes-
 schwerliche Erstiegung desselben lohnt, wohin

ein Pfad von der Asklepios-Halle führt; ein zweiter Weg leitet in die angenehmen Paron von Langschen Anlagen, die mit reizenden Busch- und Baumpartien und freundlichen Eichen geschmückt sind. — Doch, wo blieb ich denn vorhin stehen, als mir Bertha in die Rede fiel?"

„Du warst eben, erwiderete Friedolin, am Sonntag in Baden, wo die vielen Equipagen ankommen.“

„Ja wohl, versetzte Theodor, ich versuchte auch das Leben zu zeichnen, welches des eignen Reizes andres Entzerte J. B. des in sich selbst abgeschlossenen Karlsbads ganz beraubt ist. Alles geht da einen gewöhnlichen Gang, und von dem Wiener Tone vermisst man nichts, als die großstädtische Gleichgültigkeit gegen die Verhältnisse seiner Nachbarn. Denn hier, die Zerstreuungen der Residenz entbehrend, bekümmert man sich, die Zeit zu tödten, sein fleißig, was Herr A — und Madame. (nicht doch! Frau von

wollte ich sagen). O — thut, ja wohl sogar, was sie anhaben, und wie viel sie verthun. Am Morgen, nachdem man gebadet, macht man wohl, hie und da Besuche bei Bekannten und dann Toilette, bis die Mittagsstunde zur Promenade ruft; wo alles unerschöpflich erscheinen muß — einen Theil des weiblichen hohen Adels und die Indifferenten ausgenommen — und hier drängt sich die ganze Gesellschaft in eine einzige bestimmte Allee des Theresengartens so zusammen, daß man oft Mühe hat, um durchzukommen. Will richtiger Ernst werden hier die Gewänder und Schamls der Damen von ihren Schwestern beurtheilt, und voll selbstgenügender Zufriedenheit der eigne Puh zur Schau gestellt. Um zwei Uhr strömt Alles zur Mittagstafel und sucht die Zwischenzeit, von deren Schluß bis gegen die sechste Stunde, so gut als möglich auszufüllen. Dieser Glockenschlag ruft alle Wagen zur großen Reitsfahrt nach St. Helena, wohin die Fußgänger schon voraus

gegangen sind und sich nun die ganze elegante Welt versammelt, um das Spiel aus dem Park zu wiederholen, und wehe der Dame, die hier in demselben Kleide, von demselben Shawl bedeckt erscheint, wie des Mittags — um ihren Ruf ist es geschehen! —“

„Du bist sehr boshaft, sieh Bertha ein, und doch höre ich dir recht gerne zu.“

„Das glaube ich, versetzte Theodor, welches Weib hört nicht gerne zu, wenn von — Shawls gesprochen wird, und bloß dir zu Liebe werde ich mich bemühen, noch einmal auf dieses interessanteste aller Themen zurück zu kommen. — Ein großer Theil der Lustwandler verläßt die Promenade schon um 7 Uhr wieder, um auch den Genuß einer mittelmäßigen Schaubühne nicht zu versäumen, und so rollt ein Tag nach dem andern mit der kleinen Abwechslung hin, daß manchemals statt des Nachmittagsspazierganges weitere Ausflüge in die schöne Nachbarschaft veranlaßt werden. Baden war in diesem Jahre

minder belebt, als gewöhnlich, vorzüglich wurde, es durch die Abwesenheit des Hofes seines schönsten Glanzes beraubt; doch war schon bei meiner Ankunft der Erzherzog Rudolph hier und später kam auch der Erzherzog Anton.“

„Ich dachte, Bruder! fragte Rudolph, du wolltest noch mehr vom Gesellschaftsion sprechen?“

„Die Gesellschaftssprache, nahm Theodor das Wort auf, ist hier fast durchgängig, selbst in den bürgerlichen Familien, französisch, und wenn ich gleich gern zugebe, daß man hier recht viel hübsches Französisch hört, so kann ich doch auch nicht verschweigen, daß es mir nicht wohl that, bemerken zu müssen, wie wir noch immer die Herrschaft der Sprache eines Volkes geduldig tragen, dessen politisches Joch wir so männlich kühn abgeschüttelt haben, und ohne eben ein Gefallen an all den läppiſchen und zum Theil unschicklichen Spielereien zu finden, die manche in der letzten Zeit Teutſchheit zu nennen beliebten,

halte ich wohl meine liebe kräftige Muttersprache für so weith und würdig, als die französische mir nimmer vorkommt, und begreife nicht, wie das biedre österreichische Volk so wenig dem großen Beispiel seines Regentenstamms folgen mag, dessen Glieder nur selten und am rechten Orte französisch, öfter aber die teutsche Muttersprache sprechen. — Der Kleiderluxus ist zu Baden nicht unmäßig, und eigentlich kann Jedes (besonders aber der Mann) tragen, was ihm beliebt, wenn es nur mit dem Charakter der eben herrschenden Tracht nicht in gressem Widerspruche steht. Einzelne junge Herren renommiren mitunter in auffallender Kleidung; aber das läßt man ruhig vorüber gehen. Bei den Damen jedoch — verzeih mir, lieber Rudolph! daß ich schon wieder eines Gegenstandes erwähne, welcher die männliche Ehehälfte gewöhnlich zur Verzweiflung bringt, während die weibliche in Entzücken über selben geräth — bei den Damen ersetzt ein Artikel alles Uebrige,

und dieß sind, wie ihr wohl schon errathen habt, die rechten Shawls, nach deren Zahl und Kostbarkeit eigentlich der öffentliche und gesellschaftliche Werth bestimmt wird. Eine Dame, die nur Einen oder Zwei mitbringt, wird kein großes Auffsehen machen; aber eine gehörige Menge verschaffe ihr Respect, und kann sie es zu einer solchen Anzahl und Varietät bringen, daß selbst die aufmerkksamsten Weltgerinnen des Shawlgerichts den ersten schon wieder vergessen haben, wenn sie sich mit dem letzten drappirt, so sinkt Alles vor ihr in den Staub. Ich sah oft Männer in sehr übler Kleidung, doch ihre Frauen trugen ostindische Shawls; selbst Frauenzimmer, deren Kleidung nicht durchaus den Forderungen der Mode entsprach, deckten alle Mängel mit dem rechten Shawl zu, und was Satiriker und Lustspieldichter über die Shawlomanie schrieben und sagten, hat sich mir in Wien und Baden als einfache ungeschminkte Wahrheit bewährt. Ich habe dort einem Valle

in dem sehr artigen Casino: Saal beigewohnt, und man sagte mir, daß er sehr stark besucht seyn würde, weil seine Einnahme zum Besten der Armen bestimmt sey. Daß die Frauen von hohem Ton einen Ball nicht besuchen würden, worin wir plumperen Söhne des Menschengeschlechts im Neglige erscheinen durften, war vorauszusehen; aber auch die bürgerlichen Damen erschienen so spärlich, daß ich bei meinem Eintritt auf ein Paar hundert Männer 4 — sage Vier Frauenzimmer zählte. Späterhin kamen mehrere, sogar einige adeliche Damen, doch währte es lange, ehe man Ernst machte, und ein Walzer und eine Polonaise gingen vorüber, ohne daß ein Fuß zum Tanz gesetzt wurde. — Sie und da blickte wohl eine tanzlustige Schöne sehnsuchtsvoll nach dem Orchester, von dem die fußerregenden Töne so lustig herabschallten, doch Niemand wollte den Anfang machen, und erst als der zweite Walzer anging und der Saal sich ziemlich gefüllt hatte, saßen sich

einige aus der Wiener Bürgerwelt in ihrer Gemüthlichkeit ein Herz und fingen zu tanzen an. Mich zog vor Allem ein freundlicher, schon etwas befahreter Bürgermann an, der ganz behaglich mit einem hübschen jungen Mädchen walzte, und mir, so lange er in Bewegung war, klein und corpulent, sobald er wieder stille stand, ziemlich lang und hager vorkam. Endlich betrachtete ich diesen Prosten genauer, und bemerkte, daß er im Tanzen die Knie senkte und den Oberleib sehr zurück legte, so daß sein ziemlich langer Rock, den er offen trug, herumflatterte und diese optische Täuschung veranlaßt hatte. Ich hielt mich nur kurze Zeit auf dem Balle auf, und besuchte keinen spätern mehr."

Aber, lieber Bruder! versetzte Fridolin, wann kommst du auf Badens herrliche Umgebungen und Spaziergänge, von denen ich Wunderdinge gehört und gelesen habe?"

Eben war ich im Begriff, meine Lieben, entgegnete Theodor, auch in das schöne

Thal St. Helena zu geleiten, von einer Kapelle zu Ehren und Gedenken der Kaiserin Helena so genannt, in welches ein freundlicher Pfad durch 'Gutenbrunn, Weikersdorf und Raubenstein' führt. Nur Schade, daß dieser Weg, so wie die meisten andern um Baden, so sehr vernachlässigt ist, daß man ihn nur ungern fährt. Diese Unannehmlichkeit der schlechten Wege rührt wohl meist daher, daß die Umgebungen von Baden zu mehreren kleinern Territorien gehören, deren Besitzer nicht genugsamen Antheil am allgemeinen Vergnügen nehmen, um sich zum Bau einer Kunststrasse zu vereinigen. Dieses Helena-Thal, welches, von der Schwedhat bewässert, bei der Kapelle der heiligen Kaiserin beginnt und bis nach Heiligenkreuz führt, ist zwar sehr still, und an vielen Stellen ziemlich schmal, doch ein anmuthiges Bild der ländlichen Ruhe; die Wälder, die es begrenzen, bestehen meist aus Nadelholz, doch wechseln auch freundliche Laubparthien damit ab

— drei alte Schlösser, oder besser zu sagen, ihre Ueberreste thronen auf den waldigen Gipfeln, und friedliche Hütten sind am Flüsse zerstreut, als hätten sie sich dem Schutze der Hohen und Gewaltigen unterworfen. Alles dieß gewährt reichen Genuß, zumahl am Morgen, wo ein einsamer Spaziergang in dem Thale mir mehr Vergnügen machte, als das wogende Gedränge des Nachmittags.

Die wechselnden Bilder, die uns dieser Ort zu verschiedenen Tageszeiten darbeut, hat drei Sonnetten das Daseyn gegeben, die ich euch mittheilen würde, wenn ich sie noch ganz fest inne hätte."

Alle baten Theodor, sein Gedächtniß etwas anzustrengen, und er begann nach einigem Besinnen:

Morgen.

Die Flur umgibt ein feierliches Schweigen,
Das dunkle Grün der dichtverschlungenen Aeste
Empfängt geheimnißvoll die fremden Gäste.
Willtraulich nieder sich zu ihnen neigen.

Die Berge lustig in die Höhe steigen —
 Zu zeigen uns der Vorwelt heil'ge Reste,
 Erhebt sich stolz des Waldes graue Feste;
 Auf daß wir demuthsvoll die Anie bringen,

Und gleich des Paradieses süßen Auen,
 Wo sel'ge Geister mild und friedlich wallen,
 Ist rings der Haine blüh'nder Kranz zu schauen,

Der glänzend sich mit Perleuthau geschmücket.
 Ein kindlich Lallen steigt zu Himmels Hallen,
 Und sanfte Duh ein jeglich Herz erquicket.

Abend.

Schnell wandelt sich das anmuthsvolle Thal —
 Ein fröhlich Volk erscheint in bunten Reigen,
 Die Bäume willig ihre Wipfel neigen,
 Sich folgsam wölbend zum Gesellschaftssaal,

Und milder wird der Sonne Bluthenstrahl,
 Der Freude Schall verscheucht das fromme
 Schweigen;

Den Wallern, die auf Berges Gipfel steigen
 Reich holdes Frohsinn freundlich den Vokal.

Wo die Natur in weiser Allmacht waltet,
 Mit statker Hand den innern Keim entfaltet,
 Da wird das Herz zur Heiterkeit gewendet,

Und durch Geselligkeit in zarten Tönen,
Wird immer mehr das wahre Seyn vollendet,
Das einzig mag die weite Welt verschönen.

„Aber Brüderchen! unterbrach ihn Vertha, als Theodor fortzuehen wollte, da kommt es mir doch vor, als ob entweder der Dichter, oder der Erzähler, der uns vorhin die Nachmittags-Versammlung im Helenenthale nicht so poetisch geschildert hat, ein wenig neben der Wahrheit vorüber geschlüpft, und da mir diese beiden gleich werth sind, und auch ziemlich nahe verwandt scheinen, so wirst du mir schon verzeihen, wenn ich dich grade heraus frage, welchem von beiden ich glauben soll?“

„Wie ich dich kenne, meine gute Vertha, entgegnete Theodor, würdest du lieber dem Dichter Glauben beimessen, der nun freilich wohl mehr die Idee der Gesellschaft im Sinne hatte, als das wahre Bild der Wirklichkeit; doch desto williger unterschreibe wohl jeder die Empfindungen des dritten Son-

nets, welches gewissermaassen eine Ergänzung
des zweiten ausmacht.

Doch gleich des Himmels schönsten Eternen glänzen
Im Thal, so sich per Freude hold erschlossen,
Mit mildem Strahle Habsburgs edle Sprossen,
Von ihrem Lobe hallen alle Grenzen;

Das schöne Bild noch schöner zu begrenzen,
Hat Anton's Fürstengüte sich ergossen,
Und wo des Waldstroms Wegen hemmend stossen,
Thront Seine Bräue hell im schönen Lenz.

Und huldvoll in der Gäste muntern Reigen,
Der nah und fern zum Heilquell hergezogen,
Ein Rudolph mischet sich, dem Volk gewogen,

Des heben Stammherrn würd'ger Namenserbe?
Und wonnig sind wir solcher Gnade Zeugen,
Daß mehr noch stict's sie Anbetung erwerbe.

Im Thal St. Helena ist kein Gegen-
stand, der nicht an den Beschäfer desselben,
den großmüthigen Erzherzog Anton crinner-
te, welcher nicht nur eine geschmackvolle Vor-
genbrücke bauen, sondern nach allen Richtungs

gen Anlagen und Gänge bereiten, die Thürme der alten Burgen mit bequemen Treppen und Geländern versehen ließ, und nichts sparte, um die Reize der Gegend zu erhöhen, und den Lustwandlern in diesen anmuthigen Gefilden doppelten Genuß zu verschaffen. Rauchenstein liegt gegen Norden des Thales auf einem mahlerisch gestalteten Felsen, aus verhärteten Kalktuff bestehend. Diese Beste ist am Besten erhalten, und man erkennt noch einen großen Theil der einzelnen Gemäuer, die jedoch alle des Daches verlustig geworden; ihr gegenüber am südlichen Eingang des Thales, und auf einem höhern Berge thront Rauchenegg mit seinem dreieckigen Thurm, der allein nebst der Schloßkapelle noch einigermaßen erhalten ist; alles Andre ist ganz zerfallen und vom Zahn der Zeit bis zur Unkenntlichkeit zernagt. Die Aussicht ist noch reizender, als jene vom Rauchensteiner Thurm. Von einem dritten Schlosse, Scharfeneegg, findet man auf einem seitwärts Rauchenegg liegend

den Berge nur Schutt und Trümmern. Die Topographen von Baden erzählen Vieles von den Schicksalen dieser Schlösser, das aber durchaus nur so fern Werth hat, als es mit der Geschichte von Oesterreich verflochten ist. Für euch dürften wohl diese Fragmente ganz ohne Interesse seyn, etwa die Sage angenommen, daß, wenn der junge Baum, der aus der Mauer des Rauhenegger Thurmes hervors wächst, einst zu einem so dicken Stamm gediehen seyn wird, um eine Wiege daraus zu machen, solle in dieser ein Kind geschaukelt werden, das einst als Priester den Geist erlösen werde, welcher noch in den Ruinen spuken soll."

„Aber, meinte Rudolph, du erzählst uns von einem Badeorte, und vergiffest über den Schwab und Ruinen die Bäder?"

„Ei, ei! entgegnete Theodor, habe ich mich wohl zu mehr anheischig gemacht, als, zu erzählen, was mir besonders interessant er-

schien? wenn du daher eine förmliche Topographie haben willst, so müßtest du dir es wohl gefallen lassen, wenn ich dich an die zahlreichen gedruckten Beschreibungen von Baden verweise —“

Theodor wollte noch weiter sprechen, als ein Pöfthorn lustig erschallte, und Verthas Mädchen mit der frohen Botschaft hereinstürzte; Hermann halte vor dem Hause mit den beiden Eltern, die ihm, ohne ein Wort zu sagen, eine Station entgegen gefahren waren. Alles strömte hinaus und auf der Treppe begegneten sie dem geliebten Jüngling, der nun im Triumph in die Stube eingeführt wurde.

Herrmann hatte alle seine Geschwister und Rudolph brüderlich ans Herz gedrückt; aber noch fehlte sein Walther — der stand sehnsuchtsvoll hinter den Andern, und als der zärtliche Freund ihn umarmend um den Grund seines Zögerns fragte, entgegnete er, seine Arme heftig um ihn schlingend:

„Sieh, mein Herrmann! ich weiß wohl, daß ich dich, einmal umfassen, nicht so bald wieder loslassen kann, da möchten mich denn unsre Brüder und die Schwester der Ungenügsamkeit beschuldigen.“

Dankbar drückte Herrmann den treuen Freund noch fester an seine Brust, und Vertha frag schalkhaft, ob Walther die Rückkehr seines Freundes nicht durch ein Gedicht gesiebert habe. Der Bruder warf ihr einen strahlenden Blick zu, und stumm zog Walther ein Blatt aus dem Busen, welches ihm das muthwillige Weibchen schnell entriß, und — die ersten Zeilen in komischem Pathos, dann aber von tiefem Gefühle ergriffen, und die schönen Augen in Thränen glänzend — laut vorlas:

A n H e r r m a n n.

„Eines kenn' ich auf Erden, so uns sandten die
Götter,

Daß hienieden uns schon freundlich der Him-
mel erblick'!

Freundschaft ist dem Menschen geschenkt, das herr-
liche Fühlen,

Das an sinnigem Reiz selber die Liebe be-
siegt. —

Heppig erblüht, gleich der hundertblätt'igen
Rose,

Liebe, das süße Gefühl, welches die Herzen
vereint;

Doch; o Sterblicher! hast du den zarten Kranz dir
gestochten,

Der mit lieblichem Glanz hold dir beschattet
das Haupt,

Drücken die Stirne dir wund die schwerverlezen-
den Dornen,

Die, der Herrinn verwandt, schmälern das
süßeste Glück.

So nicht die Freundschaft! — Diese, gleich der
heiligen Lilie,

Frei von Dornen erblüht, milde beglückend
das Herz.

Doch nur welchen die Götter hoch vor Allen ge-
wogen,

Schenket der Himmlischen Guld solch ein er-
hebend Gefühl —

Einnahl im Leben erschelut uns das strahlende
Glanzbild,

Und verschwindet es dir, selten nur kehrt es
zurück.

Also sprach ich, und schaute staar zum nächstli-
chen Himmel,

Als ein hartes Geschick riß mir vom Herzen
 den Freund —
 Gleich! da färbt sich auf Einmahl die Nacht mit
 hell'erm Glanze,
 Und am Himmelsgezelt strahlend die Elie
 blüht.
 Solches erschauend wach aus meinem Gemüthe
 die Trauer,
 Und ein himmlischer Ton flüstert im Innern
 mir zu:
 „Einmahl, den Menschen zum Trost, ihm nahest
 die heilige Freundschaft,
 Zum Beweise der Gunst doppelt empfang' du
 sie!“
 Dich, o Geliebter! fand ich später am Wege des
 Lebens,
 In der Jugend Glanz prangend mit heiterem
 Sinn;
 Da erfüllte beglückende Ahnung das sehneude
 Herz, mir,
 Nun erst verstand ich das Wort, welches der
 Himmel mir sprach;
 Aber noch zögert' ich dem Lebensmuthigen Jüng-
 ling
 Zu eröffnen das Herz, so sich ihm liebend ge-
 weicht.
 Er in üppig strahlender Morgenblüthe des Le-
 bens,
 Wird er auch lieben den Mann, dem schon
 der Mittag genahet?

Aber bald erkannt' ich, o Freund! dein reiches
 Gemüthe,
 Welches der Jugend Muth einet dem männ-
 lichen Ernst.
 Sinnig und klar beschäufst du das Thun und
 Treiben der Menge,
 Und mit thätiger Kraft wirkst du Jüngling als
 Mann.
 Mehr noch fand ich in dir, als einst das Ge-
 schick mir entrißen,
 Und ich schloß mich an dich, wie ich noch nim-
 mer geliebt.
 Dank dir, o Theurer! daß du mir Liebe für Lie-
 be gegeben!
 Selig preis' ich den Bund ewig beglückend
 für mich.
 Schöner strahlt mir der Himmel zurück aus dem
 Auge des Freundes,
 Wenn ein heiterer Sinn lieblich dein Antlitz
 belebt;
 Auch wenn des Lebens drückende Last den Blick
 dir umdüstert,
 Eil' an die treue Brust, eile zum liebenden
 Freund.
 Reiser berührt ja das Leid zur Seiten dem zärt-
 lichen Bruder,
 Doppelt entzündet die Lust, theilt sie ein süß-
 lendes Herz.)
 Darum, wie ich mit dir die muntere Freude
 will theilen,

Brüderlich theil' ich mit dir gerne auch jeg-
liche Pein —

Wögest du immerhin finster und stumm zur
Seite mir wandeln,

Alles ertrag' ich leicht, bin ich nur immer
bei dir.

Solches ist ja der Lieb' und Freundschaft eigen-
ste Gabe,

Daß auch im stummen Gesordch sie sich zu
künden vermag,

Und des Freundes liebevoller Eersfalt wird es
gelingen,

Daß sich dein trüber Blick endlich auch wie-
der erhebt —

Weis ich am Besten doch, was des Bruders
Nähe vermöge;

Nähst ein Kummer heran, eilig entsieh ich
zu dir.

Hält mich des Freundes treuer Arm mit Liebe
umschlungen,

Wandelt das herbe Leid schnell sich in süßeste
Luft.

Also troh' ich mit Muth nun jedem Sturme des
Lebens,

Geh' es, wie es auch geh', ewig doch bleibest
mir du.

Der Gefielte drückte den Säng' abers
mahls an sein Herz, „Denn, sagte er, ich

muß wohl deinen Mund mit Käffen schließen, daß er nicht von allzugroßem Lobe überfließe."

Doch nach einigen Minuten fing die Unterhaltung an, schwerfällig zu werden, und Herrmann sprach:

"Schon vielmahls habe ich bemerkt, daß wir Menschen nach langer Trennung von denen, so uns die Theuersten sind, dermaßen im Innersten von dem ersehnten Genuß des Wiedersehens bewegt sind, daß es lange währt, ehe man zu einem klugen Gespräche wieder fähig wird."

"Ja wohl, mein Herrmann, entgegnete Balther, auch ich habe diese Erfahrung oft gemacht, und wenn du dich des spirituellen Hofmanns und seiner Serapionsbräder erinnerst, so fandest du darinn einige Freunde, denen es nicht besser erging; aber diese erfannen ein Mittel, um wieder in den rechten Ton zu kommen, sie fingen an, einander zu erzählen, und gelangten so durch eine

fremde Individualität glücklich in die eigne zurück. — Wie wäre es, wenn wir ihrem Beispiel folgten, und uns auch wechselseitig etwas Erzähltes zum Besten gäben?“

Alle billigten seinen Vorschlag; doch trugen sie ihm auf, den Stoff zu bestimmen, über welchen erzählt werden sollte. Da erwiederte *Balthar*:

„Jene vier Freunde, von denen ich so eben sprach, wählten sich einen Wahnsinnigen zum Schutzpatron ihres Erzählungskreises — wie wäre es, wenn ich euch einen der heßsten und heistersten aller Geister zum Vorsteher unsres heutigen Bundes vorschläge, der uns zugleich den Stoff für unsre Sitzung angäbe — kennt ihr das sinnige Gedicht unsres tiefen und gemüthvollen *Ludwig Tieck*:

Wer ist dort der alte Mann,
In einer Ecke fest gebunden,
Daß er sich nicht rührt und regt?
Vernunft hält über ihn Wache,
Sicht und erkundet jede Miene.

Der Alte ist verbindlich,
 Um ihn in tausend Falten
 Ein weiter Mantel geschlagen.
 Es ist der launige Phantast,
 Ein wunderlicher Alter,
 Folgt stets seiner närrischen Lanne;
 Sie haben ihn jetzt festgebunden,
 Daß er nur seine Poffen löst,
 Vernunft in Denken nicht stört,
 Den armen Menschen nicht irrt,
 Daß er sein Tagesgeschäst
 In Ruhe vollbringe,
 Mit dem Nachbar verständlich spreche,
 Und nicht wie ein Thor erscheine;
 Denn der Alte hat nie was Kluges im Sinn,
 Immer tändelt er mit dem Spielzeug,
 Und kramt es aus, und lärm't damit,
 So wie nur nicht nach ihm gesehn wird.
 Der alte Mann schweigt, und runzelt die Stirn,
 Als wenn er die Rede ungern vernähme,
 Schilt gern alles langweilig,
 Was in seinen Kram nicht tangt.
 Der Mensch handelt, denkt, die Pflicht
 Wird. Indesß stets von ihm gethan —
 Fällt in die Augen das Abendroth hinein,
 Stehn Schummer und Schlaf aus ihrem Win-
 kel auf,
 Da sie den Schummer merken.
 Vernunft muß ruh'n, und wird zu Bett gebracht,

Schlummer singt ihr ein Wiegenlied:

„Schlaf ruhig, mein Kind! morgen ist auch noch
ein Tag.

Mußt nicht alles auf Einmahl denken,

Wist unermüdet, und das ist schön,

Wirst auch immer weiter kommen,

Wirst deinem lieben Menschen Ehre bringen,

Er schätzt dich auch über Alles,

Schlaf ruhig, schlaf ein!“ —

„Wo ist meine Vernunft geblieben? sagt der
Mensch,

Geh' Erinn'ung, und such sie auf.“

Erinn'ung geht und trifft sie schlafend,

Gefällt ihr die Ruhe auch,

Nicht über der Gefährtin ein,

„Nun werden sie gewiß dem Alten die Hände
frei machen.“

Denkt der Mensch, und fürchtet sich schon.

Da kommt der Schlaf zum Alten geschlichen,

Und sagt: „Mein Vester, du mußt erlahmen,

Wenn dir die Glieder nicht frei gemacht werden,

Pflicht, Vernunft und Verstand bringen dich ganz
herunter,

Und du bist gutwillig, wie ein Kind.“ —

Indem macht der Schlaf ihm schon die Hände
los,

Und der Alte schmunzelt: „Sie haben mir viel
zu danken,

Mühsam hab' ich sie erzogen.

Aber nun verachten sie mich alten Mann,
 Meinen, ich würde kindisch,
 Sey zu gar nichts zu gebrauchen.
 Du, mein Liebster! nimmst dich mein noch an,
 Wilt beide bleiben immer gute Kammeraden."
 Der Alte steht auf, und ist der Banden frei,
 Er schüttelt sich vor Freude;
 Er breitet den weiten Mantel aus,
 Und aus allen Falten stürzen wunderbare Sa-
 gen,

Die er mit Wohlgefallen ansieht —
 Er kehrt den Mantel um, und spreitet ihn weit
 umher,

Eine bunte Tapete ist die untere Seite.
 Nun handthiert Phant'asus in seinem Zelte,
 Und weis sich vor Freuden nicht zu lassen.
 Aus Glas und Krystallen baut er Schlösser,
 Läßt oben aus den Zinnen Zwerge gucken,
 Die mit dem großen Kopfe wackeln.
 Unten gehen Fontainen im Garten spazieren,
 Aus Röhren sprudeln Blumen in die Luft,
 Dazu singt der Alte ein seltsam Lied,
 Und kimpert mit aller Gewalt auf der Harfe.
 Der Mensch sieht seinen Spielen zu,
 Und freut sich, vergißt, daß Vernunft
 Ihn vor allen Wesen herrlich macht,
 Spricht: "Fahre fort, mein lieber Alter!"
 Und der Alte läßt sich nicht lange bitten —
 Schreiten Geistergestalten heran,

Nicht die kleinen Marionetten an Fäden,
 Und läßt sie aus der Ferne größer scheinen.
 Tummeln sich Rester und Fußvölk.
 Hängen Engel in Wolken oben,
 Abendröthchen und Mondschein gehn durcheinander.
 Verschämte Schönen sitzen in Lauben,
 Die Wangen roth, der Busen weiß,
 Das Gewand aus blinkenden Strahlen gewebt.
 Ein Heer von Kobolden lärmt und tanzt,
 Alte Helden kommen von Troja wieder,
 Achilles, der greise Nestor versammeln sich
 zum Spiel
 Und entzweien sich, wie die Anaben. —
 Ja, der Alte hat daran noch nicht genug,
 Er spricht und singt: „Laß deine Thaten sah-
 ren,
 Dein Streben, Mensch! deine Grübelein,
 Sieh, ich will dir goldene Kegel schenken,
 Ein ganzes Spiel und silberne Angeln dazu,
 Männerchen, die von selbst immer auf den Bei-
 nen schn,
 Warum willst du dich des Lebens nicht freu'n?
 Dann bleiben wir immer beisammen,
 Vertreiben mit Gespräch die Zeit,
 Ich lehre dich tausend Dinge,
 Von denen du noch nichts weißt.“ —
 Das blinkende Spielwerk sticht dem Menschen in
 die Augen,
 Er reckt die Hände gierig aus,

Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,
Reißt die Augen, und gähnt, und dehnt sich:

„Wo ist mein lieber Mensch?

Ist er zu neuen Thaten gestärkt?“ so ruft sie.

Der Alte hört die Stimme und fängt an zu zit-
tern,

Der Mensch schämt sich, läßt Regel und Angel
fallen —

Vernunft tritt ins Gemach.

„Ist der alte Wirrwar schon wieder los ge-
worden?

Kußt Vernunft aus, läßt du dich immer wieder
locken?

Von dem klinklichen Greise, der selber nicht weiß,
Was er beginnt?“ —

Der Alte fängt an zu weinen,

Der Mantel wieder umgekehrt

Ihm um die Schultern gedrückt,

Arm' und Beine festgebunden,

Sitzt wieder grämlich da.

Sein Spielzeug eingepackt,

Ihm alles wieder ins Kleid gesteckt,

Und Vernunft macht' ne drohende Miene.

Der Mensch muß an die Geschäfte gehn,

Sieht den Alten nur von der Seite an,

Und zuckt die Achseln über ihn.

„Warum verführt ihr mir den lieben Menschen?

Grübelt der alte Phantast,

Ihr werdet ihn matt und todt noch machen,

Wird vor der Zeit kindisch werden,
 Sein Leben nicht genießen,
 Sein bester Freund sitzt hier gebunden,
 Der es gut mit ihm meint.
 Er verzehrt sich und möchte es gern mit mir hal-
 ten;

Aber ihr Ueberflugen
 Habt ihm meinen Umgang verleidet,
 Und wißt nicht, was ihr mit ihm wollt,
 Schlaf ist weg, und keiner steht mir bei.

„Ja, mein theurer Bruder, rief Her-
 mann, als jener geendet hatte, wir wollen
 dem Wink des gemüthlichen nie genug zu
 feiernden Dichters folgen — das Wunderbare
 und Phantastische sey unser Vorwurf, und wir
 wollen uns nach unserm Protecitor, Lud-
 wigsbücher heißen.“

„Aber, erinnerte Bertha, ich gehöre ja
 auch in euern Bund und bin kein Bruder —
 wollt ihr mich denn ausschließen?“

„Gott bewahre! entgegnete Balthar,
 aber wir wollen dir heute die Ehre erweisen,
 dich unter die Brüder zu zählen, morgen lehrst

du dann wieder zu der bescheidenern Rolle der Schwester zurück."

Ei, seht doch! schmolte Bertha, wie groß die Herren der Schöpfung thun, als ob die Frauen nicht höhern Werth hätten, als ihr. — Sprich du, mein Rudolph! denn bei den Brüdern darf ich keinen Schutz suchen, die sind alle mit Walther im Bunde."

„Ja wohl, erwiderte Rudolph, haben die Frauen einen höhern Seelenwerth, als wir Männer — was uns an Kraft und Außenwirkung reichlicher zugemessen, hat ihnen die Allmacht an Tiefe ersetzt, und es ist ein Verweis für die göttlichere Abkunft des weiblichen Wesens, daß sie minder als der Mann in den Irrgängen des fruchtlos klügelnden Verstandes sich verlieren, und oft schon mit kindlichem Sinne in das Reich des Glaubens eingegangen sind, während er noch mit begangenen Prinzipien um sein Edelstes kämpft."

Du hast recht, versetzte Herrmann,

das Gewebe des weiblichen Gemüthes ist zarter und edler, als das unsre; aber, so wie das Weib sich leichter zu seiner höchsten Vollendung zu schwingen vermag (die freilich enger, als jene des Mannes begrenzt ist) so sinkt es auch schneller zur Verderbniß hernieder, weil es ihm an Kraft gebricht, und selten wird eine weibliche Seele, hat sie einmahl einen Flecken erhalten, zurückgeleitet, fast immer fällt sie, als rettungsloses Opfer der vernichtenden Gemeinheit und Sünde — deshalb sehen wir auch in den meisten unsrer Frauen nur gefallne Engel.“

Bertha rümpfte die Nase ein wenig über die gefallenen Engel, und hatte gute Lust, sich ihrer beleidigten Ewenschwestern anzunehmen; aber sie fürchtete Hermanns siezernde Beweisgründe, und als Rudolph das Wort wieder nehmen wollte, fiel ihm Theodor ins Wort:

„Laß es gut seyn, du hast schon ritterslich für die Frauen gekämpft, und dir alle

lassen Blicke und Liebestöße, welche du binnen acht Tagen von Bertha erhalten kannst, reichlich verdient. — Wir wollen nun unser Werk beginnen; aber wer soll den Reigen eröffnen?"

„Da eben, entgegnete Walther, für und wider die Frauen gesprochen, und die Wahrheit dargethan worden, daß ihnen der Vorrang gebühre, so mag die liebliche weibliche Blume, die unsern Kreis ziert, den Anfang machen.“

„Du hast Recht, versetzte Herrmann, und nach ihr komme unser Rathgeber, dem folget, wie billig der Eheherr und Hausvater und nach ihm wir Brüder in verkehrter Reihe, der jüngste zuerst, und mein Theer vor schließe den Kranz, den Bertha zu flechten begann:

Großmüthig setzte sich Bertha zurecht und fing zu erzählen an:

Der Ritter in der Mühle.

Vom frühen Morgenstrahl bis zum glühenden Abendroth zog Ottomar auf seiner Ritterfahrt durch Wald und Feld, auf Hügel und in Thäler; aber sein Blick war trübe, und die Gluth der brennenden Liebesflamme quälte sein Herz, denn er suchte ein verlor'nes theures Gut, und konnte solches nimmer finden; — als er vom Kriegszuge im fernem Welchland heim kam, war ihm die Geliebte verschwunden, und keiner wußte, wohin sie gekommen war, so daß ihm nichts von ihr blieb, als ihr Conterspei — das trug er auf der Brust, und wenn er in die holden Augen der Jungfrau blickte, da fand er allein einigen Trost in seinem betrübten Zustand.

Mehrere Jahre irrte Ottomar in der Welt umher, ohne eine Spur von seinem Liebchen zu finden, und eines Abends ritt er durch einen dunkeln Wald, als das Gemurmel der Wellen an sein Ohr schlug; aber wie

er aus dem Dickicht trabte, siehe! da wand sich der Waldstrom gleich einem Silberbunde durch die blühende Au über den Felsgrund hin, und jenseits am Strande lag gar anmuthig zwischen den grünen Bäumen eine freundliche Mühle; fünf braungüne Tannen wuchsen am Hause empor, und ragten hoch über das wirthliche Dach, das eben noch der letzte Strahl der scheidenden Abendsonne vergoldete. Dem Ritter gefiel das Alles sehr wohl, und es gemuthete ihm schier, als lade das Wehen eines wohlwollenden Geistes ihn ein, hier der Ruhe zu pflegen; sein Ross war ermüdet, die Nacht nahte heran, und wer weiß, wie lange er noch hätte reiten müssen, ehe ihm wieder eine so gute Herberge, als diese Mühle geschenkt hätte. Zwar brauste der Waldstrom heftig; aber Ottomar sprang muthig mit seinem Rappen in die Fluth, und langte wohlbehalten am andern Ufer an, wo er in der Mühle eine freundliche Aufnahme fand, denn der Stall schien schon für sein Ross zuge-

schießt, und Müller und Müllerinn nöthigten ihn sorglich in ihre Stube.

Während nun der Ritter seine Scherpe trocknete, die er in den Fluß getaucht hatte, und die Müllerinn ihm einen leckern Nachts Imbiß bereitete, kam der Sohn des Müllers nach Hause, und als er den fremden Ritter begrüßt hatte, sprach er:

„Wißt ihr wohl, Vater! daß sie den alten Ciryll heute festgesetzt haben?“

Und der Müller entgegnete verwundert:

„Wie, den alten weisen Mann, der durch seine Kunst so wunderbare Dinge verrichtet, und in einer Woche mehr Kranke geheilt hat, als die studirtesten Doctoren des Reiches in einem Jahre nicht gesund machen konnten?“ Da erwiderte der Knabe:

„Derselbe ist, der neulich hier war, und dem alten Ritter von seinem weißen Pulver gegeben, und ihm erzählt hat, wenn er nur an den grauen Hügel im Walde gehe, so öffne sich ihm derselbe, und er gelange zu

einem unbekannten Volke; ja er bot dem Richter an, ihn oder einen seiner Knechte hinarzuführen, damit er sich von der Wahrheit seiner Rede überzeuge, und diejenigen kennen lerne, denen er seine Kunst verdankt. — Ich komme eben aus der Stadt, und habe es mit angesehen, wie man den armen Mann vor den Richter brachte, weil ihn Einer der Jauzerei angeklagt hat. Als nun Cypri von dem Richter befragt wurde: wie er zu dem Pulver gekommen, um: ob er selbes nicht etwa durch ein Bündniß mit dem leidigen Gottsejbeinns empfangen? da sprach er also:

„Als ich einst von der Tagarbeit nach Hause ging, und schwermüthig nachsann, wie ich es wohl anfangen sollte, um mein Weib und meine unergogenen Kinder auf eine ehrliche, gottgefällige Weise zu ernähren, ohne mich also mühsam zu placken? da begegnete mir eine fein und ehbar gekleidete Frau, welche aber nicht viel höher als zwei Schuh war, die fragte: warum ich so niedergeschlagen sey?

und, ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „...

„So es nur deine Armuth ist, die dich also betrübt, so will ich dir — falls du meinem Rathschlag Folge zu leisten gesinnt bist — zu einem reichlichen Auskommen verhelfen.“

Auf diese Rede entgegnete ich:

„Meine gute Frau! recht gern will ich eurem weisen Rathe folgen, wenn das, was ihr mich lehren wollt, nicht den Geboten Gottes zuwider läuft.“

Aber die kleine Frau erwiderte:

„Mit nichts! denn du sollst, indem du Andern Gutes thust, ein reicher Mann werden. Komm morgen um die zehnte Abendstunde wieder auf diesen Platz, und ich will dich dahin fahren, wo dein Glück blüht.“

Mit diesen Worten verließ sie mich, und trippelte in den dichten Wald; aber der Ton ihrer Stimme und das gutmüthige Angesicht hatten mich so mit Vertrauen zu ihrem Wort

ten erfüllt; daß ich gar nicht an der Zuverlässigkeit ihrer Andeutung zweifelte, und mich zu rechter Zeit an dem bestimmten Orte einfand. Als ich nun eine Weile geharrt hatte, erschien die kleine Frau und sprach:

„Wohl dir, daß du zu rechter Zeit dich eingefunden hast, denn wir strafen nichts so streng, als wenn man uns nicht gebührende Achtung und Vertrauen auf unsre Worte beweist, und so du nicht mit dem Glockenschlag der zehnten Stunde hier gewesen, wärest du all der Wohlthaten verlustig geworden, die wir dir zugebacht. Nun folge mir, und sey ganz ruhig, und ohne Furcht!“

Da ging die kleine Frau ganz geschäftig vor mir her, ich aber folgte ihr, bis wir an einen kleinen Hügel kamen, an den klopfte sie drei Mal, und zu meinem Erstaunen that er sich so weit auf, daß wir bequem hinein gehen konnten. Meine Führerin geleitete mich durch einen langen Gang in eine reich geschmückte Halle, welche von großem Um-

lang, aber so niedrig war, daß ich kaum aufrecht gehen konnte, und bei einem schwachen Lichtschein (ohne Gefahr wie es hier oben in der Morgen- oder Abenddämmerung zu seyn pflegt) sah ich, wie am Ende der Halle auf einem Thronessel eine Frau saß, nicht größer als meine Führerin, und mit einer goldnen Krone auf dem Haupte, auch ganz mit Kostbarkeiten und Kleinodien bedeckt; um sie her stand ehersuchtsvoll ein großer Hofstaat von Herren und Frauen, Knechten und Leibwächtern; aber Alle nicht größer als die Herrinn und jene, die mich geleitet hatte, welche in großem Ansehen bei der Fürstin dieser kleinen Leute zu stehen schien; sie führte mich vor den Thron und sprach zu ihrer Gebieterinn:

„Hier, o gute Königin! bringe ich dir den ehelichen, armen Mann aus der obern Welt, für den ich deine Huld ansehe.“

Die Königin ließ mich mit freundlichem Kopfnicken willkommen, und befahl, mir von

dem weißen Pulver zu geben, worauf die kleine Frau, die mich in ihren besondern Schuß genommen zu haben schien, mir eine ganze Büchse desselben gab, und mich über die Art und Weise belehrte, wie ich den Kranken dasselbe mittheilen sollte, welche gewisslich davon genesen würden; dann führte sie mich zurück aus dem Hügel, und gab mir die Erlaubniß, so oft die Büchse geleert sey, wieder zu kommen, und neuen Vorrath zu holen. Wenn ich also kein Pulver mehr hatte, ging ich zu dem wohlbekannten Felsen, klopfte drei Mal an, worauf er sich von selbst aufthat, und meine wohlthätige kleine Freundin mir entgegen kam. „Manchmahl wurde ich zur Königin geführt, und mußte ihr, von der Oberwelt und meinen Kranken erzählen! oft aber, wenn ich zur ungelegnen Stunde kam, füllte jene nur meine Büchse, und fertigte mich schon im Gange ab, der zu dem Aufenthalts des unterirdischen Hofsagers führte.“

Als Erpfel so gesprochen hatte, ließen sich der Richter und die Beisitzer das Pulver zeigen, und da des alten Mannes ehrliches Aussehen sowohl als die wundervollen Curen, die ihm das aus der ganzen Gegend herzugeströmte Volk einhellig bezeugte, seiner das einstimmige Zeugniß von seinem ehrbaren und gottesfürchtigen Wandel seine Aussage bestätigten, so ist er gleich wieder frei gesprochen worden, und mit mir zugleich aus der Stadt gewandert.

So wenig Ritter Ottomar sich auch um das Thun und Treiben anderer Menschen bekümmerte, so hatte ihn doch die einfache Erzählung des Müllerknaben recht ergötzt, und er schwärmte noch lange mit seinen freundlichen Wirkhülften über den verfolgten Wunders Doctor, bis ihm endlich die Müllerinn nach seinem Schlafstübchen im oberen Geschosse leuchtete, wo seiner ein reinliches und wohlbedecktes Lager harrte.

1 Hell strahlten die Sterne vom Himmel
 herab, und das klare Mondlicht fiel ins Ge-
 mach — da trat der Ritter ans Fenster, in
 die schimmernde Nacht zu schauen, wie die
 blaßgoldne Scheibe am blauen Zelte hing, und
 die Spitzen der Berge säumte, auch wie sie
 sich in dem Waldstrom anmuthig spiegelte,
 und auf dem Wellengekräusel zu tanzen schien
 — es ward Ottomar zugleich wohl und ängst-
 lich zu Sinne, als der gleichförmig wiederkeh-
 rende Schall der Bogen an sein Ohr schlug;
 er zog Eotildens Conterfei hervor und küß-
 te es vielmahls, dann hielt er es ins Men-
 denlicht, sich am Anschauen der holden Züge
 zu weiden, und ließ es auf dem Fenster, als
 er sich ermattet auf's Lager warf; aber er
 konnte nicht einschlummern, und starrte vor
 sich hin; da säufelte plötzlich ein linder Hauch
 um seine Wangen — die Thüre that sich lei-
 se auf, und eine zarte weiße Gestalt, dicht in
 Schleier verhüllt, schwelte in die Dämmerung
 des Gemaches; aber plötzlich begann das Bild

auf dem Fenster mit leiser Stimme zu sprechen:

„Gott grüße dich, meine Schwester! sage mir, woher du kommst, daß ich dich hier in der Wühle finde?“

Und die Gestalt entgegnete:

„Ich komme zu dir aus der ewigen Dämmerung und aus der Tiefe des grauen Hügels.“

Da schien das Bild betrübt, und fuhr fort:

„Und wenn du zu mir kommst aus der ewigen Dämmerung und aus der Tiefe des grauen Hügels, so sage mir, wie du dort wohnest, und auf welche Art du hinab gekommen bist ins Herz der Erde?“

Die Gestalt senkte leidvoll das Haupt und erwiderte:

„Ach! es ist schon gar lange her, daß ich

dort unten wohne. Damals reiste mein Vater mit mir durch das Land, und wir hielten in dieser Mühle Mittagrast. — Alle pflegten der süßen Ruhe, nur ich erging mich in der Stille des umwobten Tages im einsamen Waldthal, um an meinen Geliebten zu denken, und ich verlor mich so im Sinnen, daß ich, ohne zu wissen, wie? an den grauen Hügel kam — da hörte ich mit süßer Stimme ein Lieblein singen:

Ich kann ja, süße Mutter!
Nicht mein Gewebe weben,
Mich quält ein schöner Knabe,
Die böse Liebe quält mich.
Der Mond ist schon hinunter,
Hinunter sind die Sterne —
Die mitternacht'ge Stunde
Verging mir, und ich Arme
Bin immer noch allein.

Die wunderliebliche und schnsüchtige Weise gefiel mir so wohl, daß ich unwillkürlich und herzinnig anrief:

„O, könnte ich die Sngerinn begrüßen,
die so in mein Herz zu singen versteht!“

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen,
als der Hügel sich öffnete, und eine kleine
Frau erschien, die mir drei weiße Rosen dar-
bot; aber da ich nach selben griff, schwanden
mir die Sinne und, wie ich mich erhobste, be-
fand ich mich in einer weiten Halle, neben
mir eine andre kleine Frau mit einer Könige-
krone auf dem Haupte, die sprach zu mir:

„Unser bist du nun, denn da du die Blu-
then aus unsrer Flur nahnst, bindet dich ein
Zauber an den grauen Hügel, den nur die
Liebe lösen kann. Wenn dein Ritter dich nach
sechs Jahren noch so wahr und innig liebt,
wie jetzt, und nimmer mit einem Wunsch und
Gedanken die Treue brach, dann bist du frei,
und magst in die Welt zurückkehren, dich sei-
ner Liebe zu erfreuen.“

„Eit der Zeit habe ich immer geweint,

daß der Waldstrom, der aus dem Hügel seinen Ursprung nimmt, in stärkern Bogen rauscht, und ich muß den ganzen Tag bei der unterirdischen Fürstin wohnen, ohne das Himmelzelt zu schauen. Nur in der Stille der Nacht ist mir's erlaubt, mich in dieser Flur zu ergehen, und die Stelle zu betrachten, wo ich zum letzten mahle mit meinem Vater kost, den der Kummer um sein verzorues Kind vielleicht schon lange getödtet hat. Ach! nun ist die Zeit verflossen, und ich könnte aus dem Verge frei werden, wenn mich mein Otomar noch treu liebt."

Da sprang der Ritter vom Lager auf und rief:

"Der Zauber ist gelöst, denn ich liebe dich noch so wahr und innig als vor sechs Jahren, und mit keinem Wunsch und Gedanken hab' ich die Treue verkehrt."

„Schöner als je lag Elotilde in Otomars Armen, und in demselben Augen-

blick hatte sich die Wähle in ein glänzendes Schloß, das enge Stüblein in einen weiten Prunksaal verwandelt. Die kleine Königin, von ihrem Hofstaat umgeben, führte glückwünschend den Vater des Bräuleins herbei, und während dieser dem Liebespaar seinen Segen ertheilte, sangen ihm die kleinen Leute ein süßliches Hochzeitslied."

"Nun, fuhr Bertha fort, habe ich meine Liebenden in Jubel und Freude verbunden, wie es einer ehrbaren und glücklichen Hausfrau geziemt, und erwarte demuthsvollen Ausdruck der edlen Ludwigssbrüder."

"Freilich, entgegnete Theodor, wenn man vergessen wollte, daß du nur heute ein Bruder bist, so hätte die Kritik wohl allerhand einzuwenden."

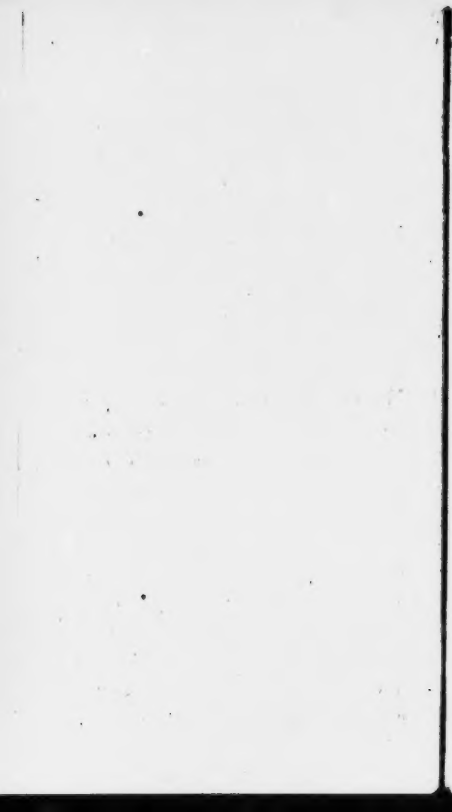
„Nein, nein! rief Vertha, heraus das mit — ich verlange keine mitleidige Nachsicht.“

„Siehst du, fuhr Theodor fort, deiner Erzählung fehlt es ganz an Einheit — die Geschichte von dem Doctor mit dem Bunsderpulver, und jene des Ritters, welcher seine Geliebte sucht, sind sich eigentlich ganz fremdartig, und, ich muß dir gestehen, durch das Zusammentreffen in der Mühle nur lose und nicht eben kunstgerecht verbunden.“

Du bist hart, wendete Walther ein, und nicht ganz gerecht, denn Vertha's Erzählung gehört ja ganz in das Gebiet des Märchens, welches das Zufällige und Willkürliche mehr als jede andre Dichtungsart liebt, und vielmehr seine Kunstordnung dem Auge des Beschauers sorgsam zu verbergen strebt.“

Theodor schwieg und Bertha warf einen dankbaren Blick auf ihren Vertheidiger.

Z w e i t e s B u c h.



Das Gespräch über Verth's Erzählung war zu Ende, und, von den Andern an seine Pflicht gemahnt, begann Walther:

Die drei Freitage.

In einer ehrbaren und gesegneten Handelsstadt des heiligen römischen Reiches lebten einst zwei Herzensfreunde, und durch ein wahres und herzliches Gefühl vereint, hatten Woldemar und Gerhard den schönsten Bund geschlossen, dieser schon Mann, durch manche Stürme des Lebens beschwichtigt und geläutert, jener ein fröhlicher Jüngling in den Jahren der Blüthe mit allen Ansprüchen auf die glanzvolle Welt, zugleich aber mit einer Festigkeit des Sinnes, einer Klarheit des Geistes ausgestattet, die in der Regel erst der

Mann erwirbt, ergänzte einer des anderns inneres Leben. Offen wie Gerhard legte auch Woldemar seine Geheimnisse, seine Gefinnungen und Gefühle in den Busen des ältern Freundes nieder, der die eigne Jugend in der lebendigen Kraftfülle des seelenverwandten Jünglings, gleichwie aus einem hellgeschliffenen Zauberspiegel verschönert wiederstrahlen sah. Gern waren beide zusammen bei Fest und Tanz, und wenn das wechselnde Leben sie manchemahl trennte, den einen hiezu hin, den andern dorthin führend, so fanden sie sich mit verdoppelter Herzlichkeit wieder zusammen, theilten sich freundlich mit, was sie gesehen und gefühlt hatten, und verlebten noch frohere Stunden in einsam traulicher Wechselrede. Wie nun das reine Gemüth aus allem Belustigung zu saugen weiß, so ergöbten sich auch die Freunde in Woldemars Hause gar sehr an dem wunderlichen Wesen einer Diene, die seine Mutter in ihre Dienste genommen; sie war von

allem weiblichen Reiz entblößt; aber von einer auffallenden Treuherzigkeit und heller Laune — über die gleichgültigsten, ja selbst ernste Dinge fing Dora zu lachen an, daß die Wände wiederhallten, und es bedurfte nur eines starren Blickes auf sie, wäre dieser auch ernst oder schmerzlich gewesen, um ihr Zwetschfell auf die gewaltsamste Weise zu erschüttern. Woldemar und Gerhard, die sich gern und oft an ihrem sonderbaren Wesen belustigten, redeten ihr zu, nicht so ohne alle Ursache zu lachen, damit man sie nicht für wahnsinnig halten möge, und Dora versprach, sich solches abzugewöhnen; aber noch war das letzte Wort kaum ihren Lippen entschwandt, so gellte dem Ermahner schon wieder ein weiterschallendes Gelächter entgegen, daß die Nachbarn herzuliefen, um zu sehen, was vorgegangen sey?

Noch mehr als sein junger Freund ergabte sich Gerhard an Doras freudartiger Natur, und wenn er verstimmt war, durfte

er nur der Dirne lautes Lachen hören, um
 alsogleich einzustimmen; aber das Auffas-
 sendste an der Sache war, daß ihm oft,
 wenn er Dora aufmerksam betrachtete, ganz
 unheimlich zu Muth ward, obschon er sich
 wieder zum Lachen gezwungen fühlte, und
 er konnte überhaupt sein großes Wohlgefallen
 an der wunderlichen Dirne nur der bangen
 Lust vergleichen, mit welcher das Kind einem
 schauerlichen Märchen zuhört, sich schüchtern
 an die Brust der erzählenden Amme schmie-
 gend, die Augen vor Angst fest zudrückt, sich
 vor dem Grauen fürchtet, und doch wieder
 fortzufahren bittet, weil das Furchtbare so
 gar reizend in das thörichte Gemüth hinein-
 klingt.

Eines Tages ging Gerhard zu seinem
 Freunde, der ihm ganz mißmuthig entgegen-
 kam, und erzählte: der frommen Mutter sey
 kund geworden; daß Dora dem mosaischen
 Glauben zugehan sey; darum habe sie solche
 hart angelassen, und ihr gedroht, sie aus dem

Hause zu stoßen, wenn sie nicht unsre heilige Religion annehmen wolle; da sey Dora erschrocken und habe endlich zu lachen ausgehört; aber nach zwei Stunden suchte man sie fruchtlos im ganzen Hause — die Dirne war verschwunden.

Woldemar und Gerhard that Dora's Verlust sehr leid, und es währte lange, ehe sie sich des seltsamen Spasimachers entschieden; aber oft, wenn sie des Abends zusammentrafen, kam es bald dem einen, bald dem andern vor, als höre er die Dirne lachen — Einst hatten sie sich zu nächtlicher Weile bei einem Buche verspätet und saßen noch traulich beisammen, als es schon auf die Mitternacht ging — da erschallte plötzlich ein helles Gelächter vor der Thüre, und deutlich erkannten sie Dora's schmetternden Ton — ungesäumt stürzten beide hinaus; aber kaum hatten sie den klingenden Fuß über die Schwelle gesetzt, da dächte es ihnen, das Lachen schalle aus der Stube selbst; und wie sie wieder hin-

ein traten, da verhallte das Lachen und verwandelte sich in einen kläglichen Laut, der, erst undeutlich und verworren, sich endlich in folgende Worte ausbildete:

„Wollt ihr die arme Dora retten und euch wieder ihres Lachens erfreuen, so hohlet sie aus dem Trüdelmarkt, wo sie, von den bösen Juden eingeschlossen, euer harret. Geht, wenn am Freitage die Israeliten ihre Buden verschließen, durch die eiserne Pforte ein, verriegelt solche wohl hinter euch, und sucht die arme Gefangene auf, sie zu erlösen. Nur lehr, um eures Lebens Willen, vor Witters nacht aus dem Gebäude heim.“

Eben schlug die gefahdrohende Stunde und ein gellendes Gelächter war das letzte Geräusch, welches die erstaunten Freunde vernahmen, die bis an den hellen Morgen beisammen blieben, um sich über diese sonderliche Erscheinung zu besprechen. In seinem jugendlich leichten Sinne hielt Boldemar

das Ganze für ein trüglisches Phantasienspiel, das ihre sympathisirenden Seelen getäuscht habe; aber Gerhard fand einen ernsten Auf in dieser Aufforderung, und als er sich entschlossen zeigte, das Abenteuer zu bestehen, wollte der muthige Jüngling den Freund auf keine Weise ein so gefährliches Wagniß allein unternehmen lassen, sondern war alsogleich bereit, ihn zu geleiten, und Gefahr und Erfolg treufreundlich zu theilen. Beide konnten nun den Freitag kaum erwarten, um die arme Lacherrinn aus ihrer traurigen Haft zu befreien."

Der Irddelmarkt, wohin sie Dora beschieden hatte, war ein altes, gothisches Gebäude, vor Zeiten den Tempelherrn zugehörig, welches die Stadtgemeinde den Israeliten zur Errichtung ihrer Buden und Baaren Niederlagen verpachtet hatte. An der einen Seite der langen gewölbten Gallerie befanden sich die wohlgefüllten Gewölbe, und die buntgemahlten Fenster der andern sahen auf die

Straße; unter ihnen standen noch allerhand
 hölzerne Kleinigkeiten, das Eigenthum der ge-
 ringern Schwärzjuden, worinn sie alte Klei-
 der und schlechtes Geräthe feil böten, und die
 an jedem Freitag hinweggeräumt und theils
 im Hofraum, theils in den unterirdischen
 Gewölben verwahrt wurden. An diesen Ort
 verfügten sich die beiden Freunde, und lauschte-
 ten sorgsam, bis alle Thore des Gebäudes
 verschlossen waren, die eiserne Pforte ausgenom-
 men; aber als der israelitische Thormäch-
 ter auch diese zu schließen kam, da hatten sie
 sich hineingeschlichen, und schlugen ihm solche
 vor der Nase zu; sie schoben überdies die
 schweren Kegel vor, und hörten, wie der
 Hebräer draußen erschrak, und mit beflügel-
 ten Schritten davon eilte, weil es stadtkündig
 war, es sey in den Gängen des Trödelmark-
 tes nicht geheuer; und die Geister der ehe-
 maligen Bewohner nicht zufrieden mit ihren
 neuen Gassen; machten in der Mitte der
 Nacht oft großen Spuck, und hatten manchem

Israklisen, welcher zu nächstlicher Weile ist
ihre Gehege zu kommen wagte, um seine
Wäde zu untersuchen; das Antlitz auf dem
Rücken gedreht.

Mit Mühe fanden sich die beiden Freunde
über die unbekannten dunkeln Treppen bis
in die Gallerie; aber sie hatten diese kaum
betreten, da schwebte in Mitten der Halle ein
Hög-weißer Mann mit ehrwürdigem Anse-
hen, und sie winkten ihnen mit bedeutender
Geberde zu, sich ohne Säumniß wieder zu
entfernen. Dem Gebhard kamen diese Ver-
stalten so vertrauenswerth vor, daß er lieber
Iust beklagt, ihnen Folge zu leisten; aber Wol-
dehnart erinnerte ihn, sich von seinem Ver-
habe nicht so leicht abschrecken zu lassen,
und als sie Doras Gelächter am andern
Ende der Gallerie vernahmen, war die War-
nung vergessen und beide eilten dem bekann-
ten Schalle nach; doch immer, wenn sie ihm
zu nähern wähnten, ertönte das Lachen auf
der andern Seite, und sie waren schier ers

müdet vom langen Hin- und Wiederlaufen, als Gerhard der Wahnung Dora's, nicht die zwölfte Stunde zu erwarten, gedachte, und seinen Freund zur Rückkehr ermahnte. Woldemar sprang behende aus dem hohen Vogensenster, aber als Gerhard ihm folgen wollte, und schon auf dem Rand des Fensters stand, da gewahrte er alles hell auf der Straße und die Israeliten an einer langen, Tafel sitzend, die mit vielen Gerichten, Flaschen und Lichtern besetzt, von einem Ende des Gebäudes bis zum andern reichte, und die dran saßen, ließen sich bei Trank und Speise so wohl seyn, als ob sie das Purimsfest unter freiem Himmel feierten; dabei waren sie so lustig und regsam, daß ihre Häupter sich fort und fort hin und her bewegten, und wo Gerhard hinabspringen wollte, kam ihm immer bald ein schwarz gekrauselter, bald ein rothbehaarter Kopf entgegen, den er durch seinen Sprung zu zerquetschern in Gefahr stand; er besorgte, gesehen zu werden, und zog sich einen Augenblick zurück — da schien

es ihm, als sey wieder Alles still und dunkel worden, und wie er zum zweitemahle herab sah, da war die Tafel mit allen Gästen verschwunden; er sprang nun muthig herab, und fand unweit des Gebäudes an der Thüre der St. Mauritiuskirche seinen Boldemar. Da schlug es eben erst elf Uhr, und gar sehr bedauerten beide, so ohne Noth die Gelegenheit verabsäumt zu haben, die arme Dora zu befreien; aber sie beschloßen, den nächsten Freitag besser zu benutzen.

Die Woche verstrich, und als das Freundschaftspaar am zweiten Freitage wieder wie das vorige Mal sich eingeschlossen und die Gasse leer gemacht hatte, schallte abermahls Dora's Gelächter bald vor ihnen, bald seitwärts, und wenn sie darauf zingingen, ertönte es ähsend in ihrem Rücken. Auf einmahl sah sich Gerhard nach dem Gefährten um, und fand ihn nicht mehr an seiner Seite — er rief Boldemars Namen; doch nur das alte Gemäuer sprach ihn im Echo nach.

Da schwebte der Zug der weißen Ritter, so wie in jener Nacht vorüber, doch häßlicher; und wie von Unmuth getrieben, und verz schwand durch dasselbe Fenster, welches nens lich den Freunden zum Ausgang diente, ind dem sie noch halb zornige, halb beklagende Blicke auf ihn warfen — gleichsam als wollt ten sie ihn noch einmahl an den Rückweg mahnen. Gerhard rannte durch die langen Gänge, den Freund wiederholt rufend, ohne den er diese Schauerhallen nicht verlassen mochte; aber bald sah er unheimliche Ges fellschaft, denn als die Rittergestalten von Kanten gebogen waren, erschienen allerhand gespenstliche Juden mit scheußlichen Gebärden und Gesichtern, Alte mit lödernden Bärten und kleinen funkelnden Augen, aus denen, gleich Raketen und Springquellen, rothe Flamm en und Blusstrahlen hervorbrangen — viele armeige Judenmütter mit Eulenangen und el seilangen schlotternden Ohrläppen, und ein buntes Gewirr von mißgebornen, fragenhaf

ten Kindern und Zwergen — dazwischen schallte Dora's Gelächter, und als Gerhard die Glocke eils schlagen hörte, faßte ihn ein unnenntbares Grauen, so daß er wieder aus demselben Fenster sprang, durch welches der Zug der weißen Ritter verschwunden war.

Haftig suchte Gerhard seinen Freund auf, welcher vorhin durch eine unsichtbare Kraft von seiner Seite gehoben worden, und sich auf der Straße wieder fand, wo er, wie jener ohne Antwort des Freundes Namen gerufen, und nichts gewahrt hatte, als den langen Zug der weißen Männer, die, ihn gleichsam leitend, im feierlichem Schritte bis zur Kirche vorangingen, und dann verschwanden.

Da glaubte Gerhard in den weißen Gestalten, die dem geliebten Freunde zu still entfernenden Begleitern dienten, schützende Wesen zu erkennen, welche ihn vor einem schlimmen Ausgang seines Beginns warnen; er verschloß in seiner Brust, was er

Furchtbares, gesehen, beschloß von Dora's Rettung abzustehen, und ermahnte seinen Woldemar ein Gleiches zu thun.

So hielten sich die Freunde das Ganze aus dem Sinne geschlagen, und als der dritte Freitag heran kam, waren sie zu einem Feste geladen, dachten weder der gespenstischen Dora noch an die Wichtigkeit des Tages, und als sie heimkehrend sich trennten, rief Woldemar dem Scheidenden zu:

„Schlaf wohl, mein Gerhard! träume süß!“

„Wohl werde ich das, entgegnete dieser, denn nichts Widriges wird mir heute mehr entgegen treten, und dein liebes Bild mich freundlicher als je umschweben.“

Als aber Gerhard in seine stille Schlafkammer trat, wurde es ihm ganz bang zu Muth; es dachte ihm, als habe er etwas Wichtiges vergessen, doch konnte er sich, trotz vielem Sinnen, das Vermißte nicht bestimmen — er war endlich im Stuhl inger

nicht, als er plötzlich Dora's Gelächter zu hören vermeinte, und eine wohlbekannte Stimme ihm in die Ohren flüsterte:

„Heut ist der dritte Freitag — warum bist du nicht gekommen, die arme Dora zu hohlen?“

In demselben Augenblicke erweckte ihn ein heftiges Klirren an der Hausthüre — Woldemar kam, ihn abzuholen, denn auch er war von Dora mit abwechselnden Lachen und Wehklagen an ihre Erlösung gemahnt worden. Zwar meinten beide, es würden wohl alle Thore am Trödelmarkt verschlossen seyn; doch bewegte sie ein inneres Treiben, ihr Glück zu versuchen, und Arm in Arm, sich fest umschließend eilte das Paar nach der Halle — lockend stand die Eisenthüre offen; aber kaum waren sie hineingetreten, so fiel sie mit schütterlichem Tosen zu, und die Riegel schlossen sich von selbst, als sollten sie niemals wieder aufgethan werden. Als die Freunde

de die Gallerie erreichten, schlug auf dem Dome zu ihrem Entsetzen die Stunde der Mitternacht, und die weißen Männer jogten langsam querüber; sie senkten die Blicke trauertig zu Boden, und Trauerföde wehten über den schneeweißen Mänteln. Einige trugen zwei schwarze Särge, und blickten mitleidig auf die Eintretenden zurück, als der ganze Zug am Ende der Gallerie verschwand.

Todesgrauen erfasste die beiden Freunde, die sich plötzlich von schrecklichen Unholden begreift sahen — ein wilder Troß derselben Gespenster, die Gerhard schon einmahl gesehen, umgab sie, und es schien, als wachse immer ein Scheusal aus dem andern hervor.

Immer faßten sich zwei und zwei bei den entstellten Krallen, und sprangen und tanzten auf eine wunderbare Weise um sie herum, wobei sie seltsam und unverständlich sangen und schrien, während Dora's Lachtöne bald nah bald ferne, bald leise bald lauter, gar

furchtbar daren klangen. Woldemar und Gerhard mühten sich angstvoll den gräßlichen Reigen zu durchbrechen; aber umsonst! — kalte Knochenhände umklammerten sie, daß ihnen schier die Lebensgeister erstarrten, und das grauenvolle Gefindel trieb sie vor sich her in eine unübersichtliche Halle — da lag Dora, in brandgelben Schleier mit blutrothem Saum, auf der schillernden Haut einer Riesenschlange, und rief mit hohlem Unkenstern ihnen entgegen:

„Warum kamt ihr so spät? — nun seyd ihr die Meinen, und dienstbar bis an der Welt Ende.“

Mit diesen Worten verließ Dora ihr Lager, ergriff, sich Gerhard nähernd, seine Hand und drückte ihn an die eiskalte Brust; aber als sie ihn wieder los ließ, erblich er, und das Blut stockte ihm am Herzen. Woldemar faßte den Freund in seine starken Arme — da fühlte auch er Doras Marmerslippen auf seinem Munde starren, und fester

seinen lieben Gerhard umschließend, sanken beide entseelt zu Boden. Als nun am Wonnstage die Israeliten kamen, ihre Vnden zu öffnen, fanden sie die zwei fest verchlungenen Leichname an der Schwelle der eisernen Pforte.

„Ja, ja! rief Bertha lachend, du bist mir ein ganzer Portratmaler, und wenn ich diese beiden Bilder auch auf der andern Hemisphäre wieder fände, so müßte ich darin meinen ernsthaften Bruder Orestes und seinen Pylades — aus dem Spiegel gemahlt — auf den ersten Blick wieder erkennen.

Ei, Schwesterchen! meinte Fridolin, wenn du die Iphigenia dieser beiden bist, so bedenke, daß dein erhabenes Vorbild nicht so kalt über die Freundschaft jener spottete. — Es ist doch bei Gott wahr, daß die Liebe schier ganz aus unsrer Zeit verloren gegangen ist, und unser freundlicher Bund, welcher unsrer den Hellenen eine ganz gewöhnliche Erz

scheinung gewesen seyn würde, gehört in dieser Zeit der Kälte und Selbstsucht nur unter die Ausnahmen von der Regel."

Walther lächelte bedenklich; aber Fridolin war ins Feuer gekommen, und fuhr fort:

„Du magst mir vielleicht einwenden, daß die Liebe zwischen beiden Geschlechtern sich damals noch mehr als jetzt auf bloße Sinnlichkeit beschränkte; aber die Kunst Freund zu seyn — ich beharre darauf — verstand kein Volk vor den Griechen, und keine der spätern Nationen kann es an Würde, Tiefe und Innigkeit in der Freundschaft mit den Hellenen aufnehmen. Die letzten Jahrhunderte zeigen die wenigsten Spuren, und wenn nicht ein Gewaltschritt gethan wird, unsre Gemüther wieder zu erwärmen, so gebe ich die Hoffnung auf, die lohnreiche Kunst zu lieben, wieder aufleben zu sehen."

„Dun, versetzte Theodor, wenn die Kunst lohnreich ist, so werden unsre Zeitges

nossen, die sich doch gar zu gerne belohnen lassen, schon beflissen seyn, ihr wieder auf die Beine zu helfen."

„Stille, entgegnete Bertha, stört mir den Fridolin nicht, der wird einen Gewaltschritt vollbringen, um unsre eisernen Herzen wieder aufzuthauen."

„Ihr spottet, fuhr Fridolin fort, über einen sehr ernsten und erhabnen Gegenstand, und das wundert mich von Dir nicht, denn du bist ein Weib, welche mehr zur Liebe als Freundschaft geschaffen, sich gleichsam durch diese in ihren Gerechtsamen geschmählert glauben; aber von Theodor verdrießt es mich, daß er, ein Mann, auch so leichtsinnig über die Freundschaft denkt."

„Unserm Fridolin, sprach Walther kopfschüttelnd, geht es wie jedem Jüngling mit regem Geiste und Empfänglichkeit für das Schöne und Gute, wenn er die Geschichte der leichtbeweglichen Hellenen liest, und es dürfte vielleicht mir beschieden seyn, dessen Ansicht

ten zu berichtigen, da auch ich einst in denselben Irrthum verfallen war. Blendender als die Historie des Vaterlandes (vielleicht schon darum, weil der Schauratz in der Ferne, die Gestalten und Charaktere ein fremdartiges Gepräge tragen) zogen mich in der Jugend die Geschichten der Griechen mit ihrem glänzenden Ausstellungen von Vaterlandsliebe und Freundschaft mit magischer Gewalt an sich, und ich meinte auch, mit den Hellenen verglichen, seyen wir kalte herzlose Wesen; ja ich war einst eitel genug, mir einzubilden, ich sey als kein noch eines der empfänglichen Gemüther, die schwer ihres Gleichen zu finden vermögen — aber seit ich das bürgerliche Leben der Griechen sowohl als die Geschichte der neuern Zeit und unser großes Lehrbuch — die Welt mehr studirt habe, mußte ich oft über meinen Wahn lächeln. Die Freundschaft ist noch immer dieselbe, und hat vielmehr, während die Griechen dieses Gefühl mit großem Mißbrauch besaßen, bei den Christen durch die Innigkeit

unseres Glaubens an Tiefe und Reinheit gewonnen; aber wenn uns die Geschichte der griechischen Völker mehr glanzvolle Aeußerungen der Freundschaft bewahrt hat, so liegt dieß keinesweges in einer Abnahme oder geringern Einwirkung dieses Gefühls in den neuern Zeiten, sondern lediglich in dem Verhältniß, Staatsform und den Begebenheiten der Griechen, welche ihnen Gelegenheit gaben, ihr Gefühl heldenmüthig an den Tag zu legen. Ich bin überzeugt, mein Herrmann, und Ihr alle wärdet kein Opfer und keine Gefahr scheuen, mich aus einem großen Leid zu erretten. —“

„O ja, unterbrach ihn Bertha schäfernd, und wenn wir mit den israelitischen Gespenstern eine Cotillon tanzen sollten.“

Ohne auf Berthas Schäkerei zu achten, fuhr Walther, seinem Herrmann die Hand reichend, fort:

„Dieser hat mir seine rührende Zuneigung schon durch manche stille Anopferung

dargethan, die schwerer und seltner sind, als selbst der gefährvollste Verstand in einem Augenblicke, wo ein geliebtes Wesen in Bedrängniß schwebt, und wir gleichsam einen Theil unsres innersten und eigensten Wesens retten. Die beschränkten Verhältnisse unsrer Zeit, welche uns selten erlauben, eine wichtige That für den Freund zu vollbringen, nöthigen uns dagegen zu manchen unscheinbaren und quälenden Versagungen und Kämpfen mit unsrer Eigenheit, die gewöhnlich, wenn sie auch viel kosten, für gar nichts gerechnet werden; aber ich werde viele derselben meinem Hermann nicht minder gedenken und anrechnen, als hätte er sein theures Leben für das meine gewagt."

Herrmann zog seinen Freund stumm an sein Herz, und als nach einer langen Umarmung jeder seinen Platz wieder eingenommen hatte, fuhr Fridolin, zu Baldacher gewendet, fort:

"Aber ist es nicht ein Beweis für meine

Vehauptung, daß die Freundschaft bei den Griechen wärmer und inniger war, als in unserm kühlen Zeitalter, wenn ich dich erinnere, wie bei ihnen für jene und die Liebe nur ein und dasselbe Wort zur Bezeichnung diente?“

„Was die größere Wärme und Innigkeit der griechischen Freundschaft betrifft, erwiederte Walther, so wollen wir diesen Punct ganz unberührt lassen, und der doppelte Gebrauch Eines Wortes zeigt höchstens, daß sie weniger als wir daran dachten, in die Tiefe der verschiedenen Gefühle einzugehen — du solltest es deiner Sprache Dank wissen, daß sie schied, was so unähnlich ist, und nicht die immer bestehende Liebe mit der Freundschaft vermengt, die stets sich zu opfern bereit ist.“

„Aber sonderbar ist es doch, sprach Theodor, und ein Beweis, wie sehr wir der Empfänglichkeit unsrer Sinne unterthan sind, daß selbst die Freundschaft nicht ganz frei von deren Einwirkung bleibt. Die höchste geistige Vollkommenheit in einer mißlungenen Gestalt

spricht oft unser leres Gefühl nicht an, während mindere Vorzüge mit einem glücklichen Aeußern gepaart, uns unwiderstehlich an sich fesseln."

„Das ist, entgegnete Walthar, die Gewalt der Schönheit, die, ein Abglanz der Gottheit, und das edelste Geschenk ist, so uns die Natur darbieten konnte; sie nur lockt große und schöne Gedanken aus dem menschlichen Geiste, und dessen Seele muß ganz arm seyn, der im Angesicht der Schönheit nicht erwarmet, und Schönes zu bilden vermag. Darum sollte der Künstler, vor allen der Dichter, der nicht unmittelbar wie der Plastiker mit selbstgeschaffnen Formen sich beschäftigt, so daß er darüber seine Umgebung vergessen kann, nur schöne Wesen in seiner Nähe sehen, und nicht Gemeines seinen Blick entweihen."

„Aber, lächelte Vertha, sollen diese schönen Wesen, die den Dichter umgeben, männlichen oder weiblichen Geschlechts seyn?"

„Du weißt wohl selbst, Spötterinn, eine geeignete Walther; daß zarte Weiblichkeit mehr dazu geeignet ist, den Dichter zu begeistern; nur ist die Gefahr dabei, daß ein irdisches Begehren dazwischen trete, und das, was uns zu Liedern verhelfen soll, sie auch selbst in Ver-
schlag nimmt.“

„Nun, meinte Bertha, sehe ich erst, wie wenig Dichter es unter den Menschen gibt, denn die meisten Mannspersonen können wohl hübsche Mädchen leiden, hassen aber alle er-
träglichen Mannsgesichter.“

„Es ist gewiß, sprach Walther, daß gemeine Naturen die Schönheit im eignen Geschlecht nicht zu erkennen und zu lieben vermögen, dieses über irdisches Interesse sich erhebende Gefühl ist ihnen fremd, und wohnt nur in edlern Gemüthern, welche, der Seele Berth ahnend, der sich so gern in Formen spiegelt, auch den schönen Mann, mit ed-
len Sinne zu lieben vermögen, während jene

in ihm nur den verhassten und gefährlichen Nebenbuhler sehen.

„Wenn es nun, schälerte Bertha weiter, nicht gar zu sehr nach schweserlicher Eitelkeit ausfähe, so würde ich sagen: nur um solche Lieder zu dichten hat Walther meine Bruder so lieb —“

„Schwester!“ drohte Herrmann mit finsterner Miene, und schreckte ihr die Fortsetzung ihrer Rede vom Munde.

„Es ist doch entsetzlich, schwollte nach einer Pause Bertha, daß mein Sauertopf von Bruder jedes unschuldige Wort übel nimmt — ich weiß gewiß, Walther verzeiht mir den kleinen Scherz.“

„Herrmann hat Recht, entgegnete Theodor, denn es ist recht tadelhaft, wie die Brüder stets so leichtsinnig über das ernste und würdige Gefühl der Freundschaft sprechen.“

„Ei, lächelte Bertha, fängst du auch zu predigen an?“

„Wahrlich, rief Fridolin dazwischen, um die Sitten eines Jünglings zu bewahren, gibt es wohl kein sichereres Mittel, als wenn er sein Herz an einen Freund kettet. Lieben diese beiden sich wahrhaft, etwa wie Gershard und Woldemar in unsrer Geistergeschichte, so wird ihnen dieß Gefühl so viel Beschäftigung geben, daß sie nur wenig an den Rauch der Sinne zu denken Zeit haben. Leere des Herzens, oder gar getäushtes Gefühl reizt wohl gewöhnlich zur Ausschweifung hin. Wir werden nichts Unanständiges thun; wenn wir dem Freund, vor welchem wir keine Handlung, keinen Gedanken verbergen, zu mißfallen fürchten, und so wir unsre Liebe einem weiblichen Wesen schenken, so wird sein heller, unbefangener Blick uns zum Leitstern dienen, und vor manchen Schlingen bewahren.“

„In der That, versetzte Bertha, ohne Walther ein Compliment zu machen, haben wohl meine Brüder recht sehr Ursache, sein System anzunehmen, zumahl Herrs

mann, welchem jenes eine so große Gewalt über das Herz seines ältern Freundes gewährt, daß er ihn unumschränkt beherrscht.“

Herrmann sah finster, und war im Begriff, seiner Schwester etwas Hartes zu sagen; aber Walther reichte ihm lächelnd die Hand, und ein freundlicher Blick von ihm, der Rücksicht für Vertha forderte, schloß dem erzürnten Jüngling den Mund, worauf Theodor begann: •

„Das verstehst du nicht, Schwesterchen! denn in der Liebe, noch mehr aber in der Freundschaft, ist Jugend die Herrscherin. Selbst der geistreichste Mensch, wenn sein Gemüth reizbar ist, hält sich vor der Verbindung mit einem Jüngern als er selbst ist, wenn er nicht dienlich werden will. Es ist gewiß, daß von dem Momente an, wo wir überhaupt eines klaren und tiefen Gefühls fähig werden, unser Herz von Jahr zu Jahr empfänglicher für den Genuß jener reinen Mittheilung, jener süßen Vertraulichkeit wird, und keinesweges hoffe

der Aeltere, die leichtfertige Jugend zu leiten, und ihr dasselbe Gefühl mitzutheilen — sie wird, noch nicht genugsam vorbereitet, noch nicht dieses süßen Bedürfnisses bewußt, mit ihm spielen; wenn er sich fesselt, wird er unschulbar ihr Slave, und oft aufs grausamste verletzt, was sie nicht einmal wähnt, und vielleicht erst nach Jahren, wenn sie eben dahin gediehen ist, erkennt und bereuet. Der Mann von Geist sollte bis zu den Jahren, wo das Herz fähler zu werden beginnt, sich immer nur an Aeltere halten, wo ihm die Herrschaft gewiß ist, selbst wenn diese ihn übertreffen; aber dem leidenschaftlichen Gemüth führe der Himmel eine zartfühlende Frau zu, daß sie es mit ihrer holden Negide vor den Stürmen verletzten Gefühls bewahre.“

„Ich danke dir, erwiederte Walther — während die junge Frau ihrem Bruder für die letzten Worte Beifall zumickte — für die gute Meinung, uns gegen Verthas Angriff zu vertheidigen oder auch — nur ihre Ver-

hauptung näher zu erklären; aber für die Art, wie du solches vollbracht, kann ich dir nicht eben dankbar seyn, denn es geschah auf Kosten meines Herrmann, den du schier, ob er schon dein Bruder ist, nicht zu kennen scheinst — er vereint mit dem Glanz der Jugendfrische allen Ernst, Besonnenheit und Tüfse der Mannesjahre —“

Herrmann sprang auf, um seinem Freunde den Mund zuzuhalten; aber Walther wehrte ihn sanft ab, und fuhr fort:

„Ich habe das seltsame Geschick, daß mich frühere Verhältnisse und spätere Gefühle fast in allen Epochen meines Lebens zu Menschen geführt haben, deren Alter von dem meinen verschieden war. Als Knabe ging ich mit Erwachsenen auf vertrauten Fuß um, nur als Jüngling fand ich einen Freund in gleichen Jahren, welchen jedoch sein Beruf mir bald entriß, und seit ich in die Jahre des Mannes getreten, sind mehrere Jünglinge meine Freunde geworden. Daß ich in so widersprechenden

Verhältnissen mehrmals schlüßte, ehe ich meinen Herrmann fand, welcher für mich geboren zu seyn scheint, und mein Herz so ganz versteht und erfüllt, ist natürlich."

„Ja wohl, sprach Theodor, ist es gefährlich, sich mit Jüngern einzulassen, denn es gibt in einem solchen Verhältnisse unzählige Arten, wie man verletzt wird; aber die schmerzhafteste vor in Liebe und Freundschaft ist wohl, sich alltäglichen Geschöpfen aufzuopfern zu sehen, die nicht einmal bössartig sind; es bleibt uns dann weder der schwache Trost, die zu hassen, die uns ein theures Gut geraubt haben, und alle Schuld fällt allein auf das geliebte Wesen zurück, welches wir doch gar zu gern im vollen Glanz der Unschuld, oder wenigstens durch sinnreiche List verleitet sehen möchten; wenn wir aber stark geliebt haben, so wird auch eine solche Verwundrung nicht im Stande seyn, uns von jenem loszureißen."

„Kodreizen? tief Herrmann, nimmer träume doch ein fühlendes Gemüth, wenn es von einem geliebten Wesen gekränkt werden ist, ihm großen zu können. Denn was es einmahl ergriffen, kann es nicht mehr lassen, auch so es grausam verletzt wird. Die Wunde blutet, aber die ewige Liebe glüht immer fort, und nur die Kalten und Verständigen, von aller Tiefe des Gemüths entblößt, vermögen, ihre Gefühle berechnend, abzuwägen, und ihren Verbündeten darzureichen, gleich verdienten Tagelohn.“

„Aber, meinte Rudolph, man muß doch überlegen und vergleichen. —“

„Wer den Gegenstand seines Gefühls, unterbrach ihn Herrmann, noch mit andern vergleichen, ja wohl gar Fehler an ihm entdecken kann, liebt nicht stark. Es liegt im Wesen wahrer Liebe und Freundschaft, daß sie das Höchste und Schönste in dem geliebten Wesen abgeschlossen währet, und nimmer wagt,

ihm ein anderes an die Seite zu setzen, und das ist eben ihre echte Begeisterung."

„Auch ich, setzte Waltherr seine vorhin unterbrochene Rede fort, habe die Erfahrung gemacht, daß Jünglinge, die Freunde von Männern sind, selbe abwechselnd mit einer fremden Kälte behandeln, die den Aelteren das Mißverhältniß gleichsam vorwurfsweise fühlen läßt, und ein andermahl in ihrer willkürlichen Laune sich schier ein Uebergewicht über ihn anzumessen scheinen. Von jenen scheint Theodor zu sprechen; aber wie ganz anders ist mein Hermann, dessen Freundschaft mich gleich dem Mederbande verjüngert hat — er war mir stets ein liebender Bruder, der mich weder durch das eine noch das andre verletzte, und wußte mit dieser zärtlichen Liebe eine Art von zarter Achtung zu verbinden, welche mir die Jahre, so ich vor ihm voraus habe, als etwas anzurechnen scheint, obschon sein reifer Geist oft den Aelteren Freund an Umsicht und Besonnenheit überbietet."

„Nun, tief Herrmann, hast du meine Geduld lange genug auf die Probe gestellt.“

„Gott Lob! versetzte Bertha, daß du ihn unterbrichst, denn, wenn Walthier in das Lobpreisen seines Herrmanns geräth, weiß er nimmer ein Ende zu finden, und ich hätte es um Alles in der Welt nicht gewagt, ihn zu unterbrechen.“

„Nun, Schwester! entgegnete Theodor, wenn du es nicht thatest, die sich doch sonst vor unserm Freunde nicht eben zu fürchten scheint, und mit der Fertigkeit ihrer Frauenzunge ihm viel zu schaffen macht, wie sollte ich und Fridolin etwas dagegen sagen, denn ich wette selbst, die muthwillige Bertha würde uns der Mißgunst und Eifersucht angeklagt haben.“

Aber, erwiderte Bertha, durch all das Hin- und Herreden, bin ich nicht Lügen gestraft worden, daß Herrmann seinen Walthier beherrscht, der doch sonst so widerpen-

sig ist, daß er nicht einmahl mir folgen mag.“

„Freilich wohl, scherzte Walther, und ihr Frauen seyd es doch gewohnt, daß wir euren freventlichsten Launen und Grillen nachgeben; aber was mich betrifft, so hat Bertha nicht unrecht, mich widerspenstig zu nennen, denn ich that nie den Willen der Weiber, und selbst bei meinen Freunden sah ich es gern, daß sie sich nach meinem Eigensinn richteten; doch mein Herrmann hat mich den höhern Genuß gelehrt, zu thun, was ein geliebtes Wesen wünscht.“

„Wie verkehrt! rief Bertha, nicht thun zu wollen, was die Frauen heischen, und doch —“

„Eben das, fiel Walther ein; denn die Frauen wissen so selten, was sie wollen, und wollen so viel Unziemliches, daß der Mann sich nimmer ihren zahllosen Begehren fügen kann; aber zu thun, was ein Mann will, und zwar einer, dessen Sinn und Ges

müß den zwei herrlichen Begriffen, aus welchen sein nicht teutscher Name zusammengesetzt ist, so ganz entspricht, könnte nimmer demüthigend seyn. Ja, Herrmann könnte mir gebieten und würde mich folgsam finden; aber er benutzt seine Gewalt nicht, und scheint fast mir die wenigen Vorzüge, die die Natur gegeben, zu hoch anzurechnen."

"In der That, rief die junge Frau — ihrem Bruder Herrmann zuvorkommend, der ernstlich gesonnen schien, der Rede seines Freundes ein Ende zu machen, — jetzt gestehe ich euch, es wird mir sehr schwer, nicht zu vergessen, daß ich heute ein Bruder bin, und ich möchte euch gar zu gerne rund heraus sagen, daß es für eine Frau nichts Langweiligeres gibt, als wenn einige Männer sich wechselseitig Zärtlichkeiten sagen und eine Vortlesung über die Freundschaft halten, deren ihr uns doch kaum fähig haltet. —

Uebrigens, Walther! bin ich dir noch die Rezensent deiner schauerlichen Geschichte

schuldig, an welcher mir das Liebfte ist, daß Woldemar und Gerhard — obgleich man ihre festverschlungnen Leichname an der Schwelle der Eisenpforte fand — doch wieder recht frisch und lebhaftig da sitzen; aber einen Taschel kann ich dir unmöglich erlassen. — Was haben dir, unduldsamer Mensch! nun wieder die armen Kinder Israels zu Leide gethan, daß du sie auf so fürchterliche Weise in dein phantastisches Gebilde verslochtest?“

„Mir? entgegnete Walther, nichts auf der Welt; aber ich weiß auch nicht, was ich ihnen damit für ein Leid zufüge, wenn ich die Geister ihrer Voreltern einmahl aus den Gräbern herauf bemühe, weil ich ihrer zu einem kleinen Spuk bedarf. Die Gespenster aller Völker und Zeiten müssen sich das ja gefallen lassen, und du hast wohl schwerlich noch irgend einen Protestanten unduldsam genannt, weil er die Geister der römisch Katholischen in ihren Gräbern nicht ruhen ließ.“

„Ja wohl, fuhr Herrmann fort, und

da die Israeliten morgenländischer Abkunft, folglich mit einem gar phantastischen Wesen ausgestattet sind, so ist es bloß zu verwundern, daß die Wahrhendichter sie nicht längst zum Vorwurf ihrer Bildungen gewählt haben.“

„Ueberdies, fügte Walther hinzu, macht mein Fragment auch so gar geringe Ansprüche — es ist das Erzeugniß eines Traumes, den ich nur etwas weiter ausgesponnen habe, und ich will es auch für nicht mehr als ein buntes Traumbild verkaufen.“

„Nun es mag drum seyn, versetzte Vertha, und du Rudolph beginne dein Wahrseln; aber ich bitte mir aus, daß es nicht so schauerlich ende, als Walther's buntes Traumbild, wie er es zu nennen beliebt. Ich begreife gar nicht, warum ihr nicht meinem Beispiele folgt, und hübsch mit einer lustigen Hochzeit schließet.“

„Wahrscheinlich, erwiderte Herrmann, weil wir nicht nur für diesen Abend Brüder

sind, und das Männsgeschlecht in der Regel nicht so sehr, als ihr Frauen sich an der Dämonie erbauen.

„Leider, meinte Rudolph, wird mein holdes Weibchen auch mit mir unzufrieden seyn, denn meine Erzählung dürfte der unsrer guten Walther an Grauenhaftigkeit nichts nachgeben, und hat nicht einmahl die Sänftigung der zarten Freundschaftsgefühle, welche jene verflärt. — Doch, ich will beginnen.“

Der nächtliche Geisterreigen.

Über mehrern hundert Jahren ereignete es sich zu Coblenz, wo viele jüdische Hausfreier wohnten, daß die Knaben zum Ballspiel kesseln, und dabei sangen sie mit heller Stimme:

Ein Rhythmus, die gar wohl bekannt,
Ist schön, doch singt nicht viel,
Er kommt aus hellem Vaterland,

„Welst Gimpel in der Etill,
 All thun sich sejuer schamen,
 Weil er ein Gimpel ist,
 Ehr du ihn zu dir nehmen,
 Weil du sein Landsmann bist.“

Da kam aus einem Judenhause eine
 schone Jungfrau heraus, und rief einen Knas
 den Namens Dietbert:

„Willst du nicht herein kommen?“

„Aber der Dube antwortete:

„Ich will nicht kommen, und ich kann
 nicht kommen, denn meine Kameraden wars
 ten auf der Wiese mit dem Ballspiel auf
 mich.“

Aber die Jungfrau schalte, um den Knas
 bel zu locken, einen Apfel, der war weiß
 und roth, und als der kleine Dietbert her
 zu lief, nach dem süßen Apfel zu langen, er
 griff sie ihn bei der Hand und zog ihn in die
 Stube, wo viele Juden versammelt waren;
 die legten das arme Kind auf weiße leinene
 Tücher, offneten ihm alle Adern und sammelt
 en das austretende Blut in besagtes Linnen.

Während dieser blutigen That mußte ein alter Sackpfeifer vor den Fenstern des Hauses gar lustige und rauschende Weisen aufspielen, damit die Vorübergehenden das Geschrei des Kindes nicht vernehmen könnten. Dann trugen die bösen Juden den Leichnam in die Mosel, so, an der Stadt vorüberfließend, sich in den Rhein ergießt, und warfen viele Steine nach, damit jener nicht wieder ans Tageslicht kommen sollte; dabei sprachen sie:

„Gehe nun und spiele mit deinen Kameraden Ball!“

Als es nun Abend war, und zum Gebet geläutet wurde, hatten alle Frauen ihre Kinder daheim, nur Frau Hilstrud sah ihren Dietbert nicht, und weinte sehr, und dann lief sie in der Stadt umher, wobei sie immer ausrief:

„Wein, guter Dietbert! mein lieber Sohn! antworte mir, wo du bist.“

„Da kam es ihr vor, als rufe eine Stimme in ihrem Innern:

„Geh, du unglückliche Mutter! zur gelben Mosel, dort findest du deinen Sohn.“

Und aus dem Flußbette klang mit dumpfem Tone:

„O Mutter! tief ist die Mosel, und sie haben mir Alles Blut abgezapft, daß ich nicht mehr athmen kann. — Geh heim, Mutter! und bereite mir ein weißes Leichentuch, deinen Dietbert hincinzulegen.“

Als die trostlose Mutter solche Worte vernahm, brach ihr das Herz und sie wurde todt am Flusse gefunden.

Nach drei Tagen, als ein Fischer sein Netz im Flusse ausgeworfen, zog er dasselbe gar schwer heraus, und meinte einen großen Fisch gefangen zu haben; doch war es nur die blutige Leiche des Kindes, welches, zur großen Verwunderung des Fischers, die Hand von seiner Herzenswunde erhob, und zum Himmel ausstreckte, als wolle es ihn um Er-

Barmen anrufen. Der Fischer eilte; dem Stadtgericht die Anzeige davon zu machen; und das Kind wurde mittlerweile auf den Markt getragen, und öffentlich ausgestellt. Alle Bewohner strömten herbei; aber sonderbar genug, so neugierig sonst die Israeliten zu seyn pflegten, so ließ sich doch kein einziger aus dieser Volke sehen, weshalb man sogleich auf den Argwohn gerieth, der Mord sey vielleicht von ihnen verübt worden.

Endlich kam der Bürgermeister, und wie dieser zu der Leiche trat, richtete sich das Kind auf, und streckte ihm die kleine Hand mit schwarzlicher und bittender Miene entgegen, als wolle es ihn um Rache ansehn. Auf des Bürgermeisters Anordnung wurde den sämmtlichen Juden anbefohlen, auf dem Marktplatz zu erscheinen, und kaum waren sie dort angelangt, als das Kind sich wieder auf den Rücken legte, wie die Todten zu thun pflegen; aber alle seine Wunden brachen auf, und es floß häufiges Blut heraus, so daß

keiner mehr daran zweifelte, von wem das Kind getödtet worden. — Man zündete sogleich die Judenstraße an, und ergriff die zitternden Israeliten, von denen nur jene dem Martertode entgingen, welche das Christenthum annahmen, und öffentliche Kirchenbuße zur Sühnung ihres großen Verbrechens thaten.

Nach dieser traurigen Begebenheit waren wohl zwanzig Jahre vergangen, als der alte Sackpfeifer, welcher den Israeliten so gute Dienste geleistet hatte, gar sehr erkrankte, und wie er sein letztes Stündlein herannahen fühlte, bat er, man möchte ihm seinen alten vertrockneten Dudelsack, der ihm durch so viele Jahre den Lebensunterhalt verschafft, mit ins Grab legen, worin ihm um so leichter gewillfahrt wurde, als dieses Instrument ohne hin keinen Dreier mehr werth war.

Als nun der Sackpfeifer beerdigt worden, und der Thürmer um die eilfte Nachtlunde von seiner Warte auf den Kirchhof nieder-

schaute, sah er, wie das neue Grab sich ansetzte, der alte Musikant aber mit seinem Instrumente aus selben hervorstieg, und gar wundersam zu spielen begann. Kaum erschallte diese Musik, als sich auch viele andre Gräber öffnerten, aus welchen Männer und Weiber, Große und Kleine, Alte und Junge hervorgingen, und nach dem Tacte des Dudelsacks seltsamlich auf den Gräbern herumtanzten, bis endlich die Mitternachtsstunde schlug, wo alle in großer Hast, als ob sie etwas zu versäumen fürchteten, in ihre Grabeswohnungen zurückkehrten.

Am folgenden Morgen machte der Thurmwächter die Anzeige; aber man wollte ihm keinen Glauben beimessen, und obschon er seine Aussagen mit einem Eide bekräftigte, auch als ein redlicher und wahrheitsliebender Mann bekannt war, meinte man dennoch, er müsse einen so lebhaften Traum gehabt haben; zumahl da bei genauer Besichtigung des Kirchhofes alle Gräber unversehrt und ohne

Niß befunden wurden. Als per Thürmer Tag darauf seine Erzählung wiederholte, so strömte in der dritten Nacht eine große Anzahl von Neugierigen auf den Kirchhof, um dieses wunderbare Schauspiel mit anzuschauen; aber es erging ihnen gar schlimm, denn kaum hatten die nächtlichen Tänzer ihre Zuschauer erblickt, als sie sich schnell zusammen rotteteten, und mit drohendem Ansehen auf die Stadtleute einstürzten, welche in Todesangst sich auf die Beine machten; doch in der Flucht fiel einer über den andern, und die von den Geistern eingeholt wurden, berührten sie mit eiskalten Händen, daß sie alsobald davon erstarrten, und gar viele ihre Neugier mit dem Leben büßten.

Witterlweile wurde der nächtliche Geister Tanz allemahl um eilt Uhr mit Eröffnung der Gräber und dem Ton des Dudelsacks begrenzen, ohne daß ein Bewohner der Stadt es mehr wagte, bei selbem einen Zuschauer abzugeben, und ganz Coblenz war sehr betrübt

über ein Ereigniß! welches bei jedem Einzelnen die Sorge erge machte, daß seine Vorfahren auf ihrer Lagerstätte keiner Ruhe genießen, und zur Strafe ihrer ungebüßten Sünden ihnen eine solche Motion zuerkannt worden; ja man sah solches als eine böse Vorbedeutung an, und versuchte alle bekannten Verschwörungsformeln.

Ein kaiserlicher Soldat wurde eines Tages bei einem Bürger von Coblenz einquartirt, und als er mit seinem Hauswirth und dessen Angehörigen beim Nachtmahl saß, sah er einen alten blassen Mann ins Zimmer treten, der sich mit an den Tisch setzte und in hohlem Tone sprach:

„Gibt mir zu essen!“

Die ganze Tischgesellschaft erschrak sehr darüber, was der Soldat nicht begreifen konnte, und als man das Begehren des unheimlichen Gastes erfüllt hatte, stand er auf, und ging ganz still wieder hinaus. In der Nacht wurde der Soldat durch ein heftiges Hin- und

Wiederrennen und das Beßklagen der Hausgenossen erweckt — der Bürgermann war plötzlich in der Nacht gestorben, und als er sich wegen des Vorfalles beim Nachtesten erkundigte, sagte man ihm, derjenige, welchen er Tags zuvor für einen fremden Mann gehalten habe, sey der bereits vor zehn Jahren verstorbene Vater des Hauswirths gewesen, der dessen Tod angekündigt und verursacht habe. In einem andern Hause kam der ehemalige Besizer, welcher schon sechzehn Jahre todt war, zu nächtlicher Weile und saugte erst seinem leiblichen Bruder, dann einem Sohne und zwei Knechten das Herzblut aus der Brust, wovon alle vier starben, und eine junge, schöne und kräftige Jungfrau erwachte nach einem gesunden Schläfe um Mitternacht mit einem heftigen Angügeschrei, worauf sie klagte, der Sohn des Nachbarn, welcher neun Wochen zuvor gestorben war, habe sie beinahe erdrosselt; sie nahm von Stunde zu Stunde an Kräften ab, und starb nach drei Tagen.

In dieser großen Noth schrieb endlich das Stadtgericht an alle Universitäten und viele gelehrte Theologen, um sich gegen diesen Spuck kräftige Mittel lehren zu lassen. Auf diese Witschreiben kam ein weiser Doctor der Gottesgelahrtheit aus Wittenberg, der befahl, man sollte die Gräber öffnen, und einem jeden darin liegenden Todten einen spitzen Pfahl durchs Herz stoßen, bei welchem nun ein dicker Strahl von Blut emporspringen werde, der gehöre zu den unversöhnten Seelen und Gottlosen, und man solle ihm alsbald das Haupt abhauen und verbrennen.

Die Bewohner der Stadt widersetzten sich einem Beschluß, welcher nicht allein die Ruhe der Todten stören, sondern auch manche verborgne Sünde der Vorfahren ans Licht zu bringen drohte; als aber der nächtliche Tanz kein Ende nahm, mußte man sich gleichwohl der Genienz fügen. Alle Gräber wurden aufgerhan, und Siehe! bei den meisten Leichen, welche starr und bleich da lagen, wie es ge-

gewöhnlich zu seyn pflegt, gewahrte man bei dem Stich durchs Herz gar keine Veränderung; aber jene, welche mit dem Sackpfeifer den nächtlichen Weigen aufführten, sahen ganz frisch aus, hatten die Augen offen, und die Aderri stroßten so von Blute, daß es bei manchen, aus allen Theilen des Körpers hervorspringend, das Grabtuch geröthet hatte, und als man ihnen den Pfahl durchs Herz schlug, schoß auch ein dicker Strahl schwärzlich rothen Blutes gen Himmel — wie man aber in den Kirchenbüchern nachsuchte, waren es jene Iffraeliten, die durch die Taufe sich vom Tode erlöseten. Nachdem man nun, der Vorschrift des weisen Doctors zufolge, die Häupter vom Rumpfe getrennt, da erfolgte in der darauffolgenden Nacht ein gar seltsamer Zug — es hatte nämlich kaum elf Uhr geschlagen, so erscholl eine traurige Musik aus dem Grabe des Sackpfeifers, der sodann, zwar ohne Kopf, doch mit seinem Instrument unter dem Arm hervorschrilt, und immer fort leierte; ak

le seine Genossen kamen dann gleichfalls hauptlos aus ihren Gräbern, und nachdem sie langsamen Schrittes und nach einer gar kläglichen Weise ihren Rundtanz vollendet hatten, verschwand mit einem heftigen Knall der ganze Gespensterreigen, und ward nimmer wieder gesehen.

„Pui! schmolte Bertha, als ihr Vater geendet hatte, du machst es noch ärger als Balthar, und es ist unverzeihlich, einen alten Aberglauben wieder aufzustricken, der doch wohl zu nichts dienen kann, als den Haß gegen ein Volk zu vermehren, welchen leider der Witz einiger Intoleranten in der neuern Zeit wieder zu einer Flamme entzündet hat, die dem Jahrhundert weder Ehre noch Segen bringt.“

„Wahrlich! rief Theodor lachend, das Volk des Herrn hat einen wackern Sachwalter an meinem duldsamen Schwesterchen ge-

fanden — aber sage mir, Vertba! glaubst du wohl, daß die Israeliten zu gewissen religiösen Ceremonien das Blut unschuldiger Kinder bedürfen?"

„Wer wird, entgegnete Vertba verächtlich, eine solche Albernheit glauben?"

„Wohlan, fuhr Theodor fort, da du es nicht glaubst, und wir Männer auch nicht, deine Mägde aber und der Kutscher nicht zu unserer Sitzung zugezogen werden, so hoffe ich, das buntfarbige Märlein, welches uns Rudolph aufsticht, werde den Israelitenhaß in Deutschland nicht in hellere Flammen entzünden, welche unser neugebackener Ludwig's Bruder mehr zu fürchten scheint, als den Rauch in seiner Küche.“

Fridolin traf nun die Reihe, und er begann:

Das Kugelgießen.

Auf einer großen Herrschaft im Churfürstenthum Salern lebte einst ein junger Mensch

von kaum neunzehn Jahren, welcher bei dem Amtmann als Schreiber diente, und so sehr für das Jagdvergnügen eingenommen war, daß er schier jede freie Stunde dem Baidwerk widmete, und da er übrigens ein guter und aufrichtiger Jüngling war, so vergabnte ihm sein Brotherr diese Freude, nahm ihn auch jedesmahl mit, wenn der Gutsherr ein großes Jagen veranstaltete; aber sein Geschick kam der Lust nicht gleich, und er wurde oft ausgelacht, wenn er den ganzen Tag über kaum ein einzelnes Häßlein geschossen hatte, oder etwa gar keine Beute mit heim brachte, deshalb ging er viel lieber ganz einsam in den Forst, wo das Mißvergnügen, wenn er fehl schoß, doch wenigstens nicht durch spöttische Anmerkungen vermehrt wurde.

Als nun der Schreiber eines Tages, nach seiner Gewohnheit dem edlen Baidwerk obliegend, im Walde herumstrich, gestellte sich zu ihm ein schwarzbrauner Jägermann mit tiefliegenden, glänzenden Neuglein und großen

Kelterkieseln an den Füßen, der ihm Anfangs nicht gar wohl gefallen wollte; aber bald versor sich seine Abneigung, da es schien, als sey sein Jagdglück von ihm gewichen, wenn jener an seiner Seite ging. Dieser Mann von schier bedenklichem Aussehen, lehrte ihn auch allershand Waidstückchen, und versprach, wenn er sich seiner Leitung gänzlich überlasse, wolle er ihn durch seine Anweisungen zum geschicktesten Jäger auf zehn Meilen in der Runde machen.

Dem Schreiber gefiel es sehr wohl, daß er nun alle Tage ganze Lasten von Wildpret mit nach Hause brachte, und sein Herr zu glauben anfing, er sey ein gar gewandter Waidmann geworden; doch als eines Tages abends mahls eine große Jagd angestellt wurde, Siehe! da traf der arme Jüngling wieder so wenig wie zuvor, und nicht genug, daß man ihn ob seines Unglücks noch bitterer verspottete, als ehemahls, so wurde auch allgemein behauptet, das Wild, welches er täglich heim bringe, sey keinesweges von ihm erlegt, sons

dem wahrscheinlich von irgend einem Jäger in der Nachbarschaft erkauft, um mit fremder Schützenkunst groß zu prahlen. Das that dem armen Schreiber so weh, daß er sich im Innersten seiner Seele zuschwor, dieses Spottes ledig zu werden, es möge auch kosten, was es wolle, und als er seines schwarzbraunen Jagdgenossen gedachte, da kam es ihm vor, als müsse er selbst nun beim Worte nehmen; er suchte ihn daher mit doppelter Geflissensheit auf, und wie er mit seinem Anliegen herausdrückte, fand er jenen sehr willfährig — mit freundlich grinsender Miene gelobte er ihm Gewährung seiner Bitte; doch solle er mit ihm in der Nacht des St. Abdon's Tages in den Wald gehen, dort wollten sie drei und sechzig Kugeln gießen, von welchen sechzig gewiß treffen und nur drei fehlen, doch würde es ihm nimmer möglich seyn, diese von jenen zu unterscheiden.

Der Schreiber war mit Allem zufrieden, und konnte kaum die bestimmte Nacht erwart-

ten, in welcher sie sich mit Schmiedekohlen, Gießstiele, Blei und Formen versahen, und dann wohlgemuth in den Forst hinaus gingen. Als die beiden Nachtwandler im dichten Wald an einen Kreuzweg kamen, machte der Jäger einen weiten Kreis mit seinem Hirschfänger, und schrieb allerhand wunderliche Zeichen auf den Rand desselben, welche sein Gefelle nicht zu lesen verstand, und als ihn jener in die Mitte des Kreises führte, ihm gebietend, er solle sich ganz nackt ausziehen, und mit lauter Stimme seinen Gott verläugnen, da schauerte ihm die Haut, und er wäre lieber davon gelaufen; aber bald gedachte er wieder des Spottes, welchen er von der Jagdgesellschaft seines Herrn erdulden mußte, und wollte viel lieber seine ewige Seligkeit daran sehen, als solche Beschämungen noch ein einziges Mal ertragen; als er dem Geheiß des schwarzen Jägers Folge geleistet, und ganz entblößt vor dem Kohlenbecken stand, sagte ihm jener, er möge sich wohl spüren, daß er von riss bis

zwölf Uhr mit seinem ganzen Gist fertig werde, denn so mit dem Schlage der Mitternacht noch eine einzige Kugel an den drei und sechzig fehle, müsse er alsoaleich ein Eigenthum des Satans seyn; ferner ermahnte er ihn, sich durch nichts in seiner Arbeit stören zu lassen, was ihm etwa vorkommen könnte, und, ohne einen Laut von sich zu geben, sich des Gusses seiner Kugeln zu befleißigen. Dann stellte sich der schwarzbraune Jäger mit seinem Rücken an jenen des Schreibers, in welchem Augenblicke es eben elf Uhr schlug — da entzündeten sich die todten Kohlen von selbst, und begannen so roth zu glühen, als würden sie von einem unsichtbaren Schmied mit dem besten Blasbalg angeblasen.

Der Schreiber hatte kaum einige wenige Kugeln gegossen, als ein altes Weib von jechuslichem Ansehen auf sie zukam, welches ganz mit hölzernen und Blechlöffeln behängt war, und mit selben gewaltig gegen einander klapperte. — Die Alte blieb an dem Kreise

siehen, und bot den beiden Jägern von ihrer Waage zum Verkauf an; doch wie sie keine Antwort erhielt, gieng sie wieder mit großem Gedrusch fort, das man noch lange nach ihrer Entfernung durch den Wald schallen hörte.

Dann kamen mehrere sechsspännige Kutschen auf die fleißigen Arbeiter zugefahren, und als der erschrockne Schreiber sich umsah, erblickte er die schwarzen Rösse mit feuersprühenden Augen, und aus dem Schlage der Wagen lehnten sich Unholde heraus, gar gränzlich anzuschauen; aber wie das furchtbare Fuhrwerk an den Kreis kam, erhoben sich Kurichen und Pferde in die Luft, und drehten sich, gleich dem Wirbelwind, durch die finstre Nacht dahin.

Nach einer Weile erschien ein Trupp geharnischter Reiter mit flammenden Helmkämmen, und später ein zahlreicher Jagdjug, stüchtige Hirsche und Rehe von bunten und solchen Farben, wie ein natürliches Wild besieht; heulende Wölfe, an Farbe und Klang

dem Feuer ähnlich; bellende Hunde und eine wilde Jägerschaar mit gellenden Hühnern und wie alle diese Wesen, sobald sie an den Kreis gelangt, sich hoch über die Häupter der beiden Kugelgießer empor geschwungen, und durch die Nacht davon geschwunden waren, kam endlich ein Mann von gar finstern Aussehen, auf einem mageren schwarzen Roß daher geritten, hielt dicht an dem Kreis stille, und fragte die Arbeiter, was ihr Begehr sey?

Der schwarzbraune Jäger antwortete als sogleich:

„Wie haben in deinem Namen drei und sechzig Kugeln gegossen; davon sollen drei dein Eigenthum seyn, die andern aber uns zu unserm Gebrauch angehören.“

Da beehrte der Schwarze, sie sollten ihm die Gießkelle und die gegossenen Kugeln alsogleich ausliefern, wessen sich aber der Jäger weigerte, und stolz sprach:

„Mit nichts! denn wir haben sie in deinem Namen gegossen, und sind, trotz aller

Schrecknisse, die du uns entgegen sandest, das mit fertig worden, ehe die Stunde um war, deshalb bleiben die Kugeln unser.“

Als der Jäger so gesprochen, wurde der schwarze Retter immer größer und größer, so daß sein Haupt schier in die Wolken zu rasen schien — er zog eine weiße Rolle aus dem Busen, die wie ein Blitzstrahl in die Nacht des Waldes hinein leuchtete, und wie er dem Schwarzbraunen die aufgewickelte Schrift entgegenhielt, da stützte dieser auf seine Knie und schrieb mit allen Zeichen der vergehrendsten Hölleangst:

„O Herr! vergönne mir eine neue Frist, und nimm diesen Jüngling, an meiner Statt, den ich mit großer List und Kunst gewonnen und dir hergeführt habe.“

Aber der Schwarze schüttelte das riesige Haupt und sein Roß schaute mit dem gewaltigen Huf in die Erde, die sich alsbald weit gähmend aufthat — buntfarbige Flammen schlängelten sich aus der Tiefe hervor, und

verschlungen den Riesen sammt dem schwarzen braunen Jäger; aber der beraubende höllische Qualm warf den Jüngling ohnmächtig zu Boden; und als er am Morgen in diesem Zustand gefunden, und ins Dorf getragen, sich erhohle, gestand er aufrichtig die Wahrheit, worauf man ihn den Gerichten übergab, die ihm alsogleich den Prozeß machten, und endlich zum Tode verurtheilten; aber der oberste Richter erbarmte sich seiner großen Jugend und milderte die Sentenz auf dreijährige streitige Haft und Kirchenbüße. Als nun der Schreier wieder aus seinem Gefängnisse los kam, wollte er nimmer dem edlen Waidwerk obliegen, weil ihm, so oft er den Schall eines Jagdhorns vernahm, die große Gefahr erinnertlich wurde, worinn er seine arme Seele der eillen Jagdlust zu Liebe gebracht hatte.

„Hu! schauerte die allzeit schlagfertige Kunsttrichterinn, Bertha, das wird ja immer wilder und gräßlicher!“

„Nun, entgegnete Fridolin, was blieb mir übrig, um etwas neues zu Markte zu bringen? — Verliebte, Zwerge, Nord und Gespenster habt ihr mir weggenommen, und ich mußte schon meine Zuflucht zu Riesen und dem leidigen Gottseybeyund selbst nehmen, mit dem uns ja die Dichter der neuern Zeit so vertraut gemacht haben, daß ich wohl hoffen durfte, ihr würdet euch nicht vor ihm entsetzen.“

„Ja, Ja, versetzte Vertba, das ist ein neuer Beweis, daß die Menschen — das Volk der Männer wenigstens — stets dem bösen Beispiel lieber als dem guten folgen. Hättet ihr mit euerm reichern Talent mein Thema ausgebildet, so würden wir statt dieser abscheulichen Teufels- und Gespenster-Fragen, die anmuthigten kleinen Wunder- und Liebesromane vernommen haben.“

O ja! rief Fridolin, Romane lesen und erzählen, ist ja immer der Mädchen große Freude; auch ist es eine alte Klage, daß sie

mehr als die Jünglinge Lust haben, welche zu spielen. — Man frage nur die Mütter!”

„Alt? fragte Walther lächelnd — Je nun, was wir so gewöhnlich im kurzen Menschenleben alt nennen, denn eigentlich schreibt sich die Verbreitung dieser Neigung erst aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts her, und sehr alte Leute können in diesem Punkte mit Recht ihre gute Jugendzeit rühmen, wo man von dieser epidemischen Seuche noch wenig oder nichts wußte.“

Ei, meinte Bertha, hat sich denn seit einer so kurzen Zeit die menschliche Natur so sehr verändert?“

„Die Menschen, erwiderte Walther, sind sich gleich geblieben, und vor allen, die Frauen, nur in den neuern Romanen selbst liegt der Grund dieser Veränderung. Es gehörte vor Zeiten gar viel dazu, die Heldinn eines Romans zu seyn, eine wunderbare Schönheit, hohe Geburt und seltsame Bege-

benfetzten; aber heut zu Tage findet das Edch-
terlein im lieblich' Gefüge auf jedem Platte
ein Wesen als Ideal der vollkommenen Weib-
lichkeit aufgestellt, ganz an Alltäglichkeit ihm
gleich, und unmöglich kann es dem Drange
widerstehen, ebenfalls um den wohlfeilen Preis
einer Portion falscher Sentimentalität eine so
wichtige Person zu werden."

„Aber sage mir, lieber Balther! vers-
etzte Bertha, was hast du denn eigentlich
gegen die neuen Romane, die mir doch
manchmahl recht viel Vergnügen gemacht ha-
ben, vielleicht bloß, weil ich es nicht verpö-
de, darum belehre mich doch, welches eigentlich
die Eigenschaften eines Romans seyn sollen."

„Ich mache, entgegnete Balther, an
den Roman die einzige Forderung, daß er ro-
manisch sey, und die Natur mit all ihrem
innern Leben darstelle, vom Geist einer äch-
ten Poesie durchdrungen und umweht; aber
bei uns schließen gewöhnlich schon die Stoffe
der Romane jede ächte Romanik aus. — Jetzt

liche wahre und allgemeine höhere Lebensansicht kann von einem dichterischen Gemüth im Roman entwickelt werden, doch giebt es so viele Formen des bürgerlichen Lebens und der Wissenschaft, welche durchaus jeder poetischen Bearbeitung widerstreben und gleichwohl von Schriftstellern mißbraucht werden.

Wir haben, außer der Fluth von Kunstromanen, welche doch größtentheils auch mißverstanden sind, moralische, theologische und politische Romane — ich weiß nicht, warum man nicht juristische, medicinische und ökonomische Romane schreibt.“

„Nun ich dachte, zweifelte Bertha, gegen die psychologischen und zumahl gegen die moralischen ließe sich billigerweise nicht so viel einwenden.“

Poesle, antwortete Walther, ist immer Moral; doch nur jene höhere, die sich durch Inspiration dem tiefen Gemüthe kund gibt — aber die conventionelle durch das Verderbniß des großen Hauses nothwendig gewor-

dene Lebensregel mag sich immerhin in uns
früchtbaren Handbüchern fortschleichen; im
Roman, der Kunstwerk seyn muß, finden ihre
Sätze keinen Platz. — Moral! Moralität!
hört man von allen Seiten schreien; aber
welche verlegne Mienen würden wir sehen,
wenn man einmahl die lauteſten Schreier
fragte, was die Moral eigentlich sey.“

„Du haſt, sprach Vertha, wahrlich
eigne Anſichten, und ich wüſchte wohl, deine
Eintheilung der Künſte im Allgemeinen leu-
nen zu ſehen?“

„Ich haſſe alle Eintheilungen der Kunſt,
kam Hermann ſeinem Freunde zuvor, denn
die meiſten ſind leere und gehaltloſe Formen.
Jede Kunſt iſt bildend, wenn ſie gleich nicht
ſinnliche Geſtalten aus Stein hant, oder auf
Leinwand pinſelt. Die Uebergänge aus einer
Kunſt in die andre ſind durchaus nicht ſo klar
und beſtimmt, als die lehrenden Axiomatiſter ſie
uns vorſtellen wollen, und dem hellen Geiſte
wird der Achilleus des Homeros nicht

minder plastisch als der Apoll vom Heli-
vedere erscheinen, ein tiefes Gemüth! das
musikalische Prinzip in Goethes Liedern,
wie in Mozarts Tonwerken, erkennen."

„Mir ist es überhaupt nicht angenehm,
meinte Theodor, so viel über die Formen
zu sprechen, bis das Wesen darüber verloren
geht. In unsrer Zeit schreit alles von Kunst;
aber ich erschrecke, wenn ich bedenke, was die
Menschen darunter verstehen. Fleiß und Ge-
schicklichkeit, die fleißigen Zosen der heiligen
Kunst, werden meistens mit der Herrinn ver-
wechselt, und daher kommen auch die drollis-
gen und ungereimten Zumuthungen, die an
diese gemacht werden."

„Ja wohl, entgegnete Herrmann,
wird die Kunst sehr oft als Mittel zu einem
— oft gemeinen, oft ihr widersprechenden
Zwecke angesehen. Wunderliche Leute wollen,
sie solle durch Lehrserüche unmittelbar bessern,
oder vom Bösen abschrecken. Man erhebe

erst die Kunst zu ihrem schönen Vorrecht, sich selbst einziger Zweck zu seyn, und ihre Wirkung auf die Bildung der weichen Jugend wird sich wohlthätig äußern. Aus dem Schönen erwächst das Gute, und wer dafür Sinn und Gefühl hat, ist gewiß jeder hohen That fähig. — Macht die Jugend mit der Schönheit vertraut, daß sie die Kraft und Würde der Gemüther erwecke, und es wird keine Völschwärmer mehr geben, die der Künstler dann mit einer matten Moral zu Engeln umbilden soll.“

„Gewiß,“ fügte Walther hinzu, „führt nichts so sicher, als die Kunst den Menschen dem ewigen Ziel entgegen, an welchem ihm die ewige Wahrheit leuchtet, von der alle irdische Schönheit nur ein Reflex ist, und was der Weise als Gesetz ausgesprochen, hat sich längst voraus dem kindlichen Gemüth in heiligen Bildern geoffenbart.“

„Da sind wir nun, sprach Vertha, von den moralischen Romanen auf die sub-

künsten Dinge gerathen, und ganz von dem Gegenstande abgekommen, über den ich mit eigentlich Belehrung erbeten habe; wenn es auch also gefällt, so laßt uns zum Roman zurückkehren, ehe Herrmann seine Erzählung beginnt."

"Recht gern, entgegnete Walther, und ich wiederholte meine Behauptung, daß moralische und psychologische Romane (in dem Sinne, wie unsre gewöhnlichen deutschen aufgefaßt sind) unruhig und unkünstlerisch sind, so ich möchte mit wenigen Ausnahmen solches auch auf die Kunstromane ausdehnen, die denn doch gar oft einem maskirten Compendium oder Katechismus der Tonkunst, Wahrheit u. s. w. nicht unähnlich sind.

Um aber hier zu einem festen Standpunkt zu kommen, müssen wir einen Rückblick auf die Geschichte des Romans werfen."

"Ich habe heute, fiel ihm Herrmann ein, in einer vorzüglichsten Abhandlung eines Freundes einige Fragmente über diesen Ge-

genstand gefunden; wenn ihr mir solches gestattet, will ich euch selbe vorlesen, und ihr könnt dann eure Meinung darüber aussprechen. Alle waren damit gar wohl zufrieden und Herrmann las:

I.

„Romantisch ist eben das, was uns einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen Form darstellt; aber das Sentimentale ist, wo das Gefühl, zwar nicht das sinnliche, sondern ein geistiges, herrscht. Der Quell und die Seele aller dieser Regungen ist die Liebe, und der Geist der Liebe muß in der romantischen Poesie überall unsichtbar durchwehen. Die galanten Passionen, denen man in den Dichtungen der Modernen nirgend mehr entgegen kann, sind dabei grade das Wenigste, oder vielmehr sie sind nicht einmahl die äußere Hülle jenes beseligenden Geistes. Nur die Phantasie kann das heilige Räthsel dieser

Liebe fassen, und als Räthsel darstellen, und dieses Räthselhafte ist gleichsam wieder die Quelle von dem Phantastischen in der Form aller poetischen Darstellung. Die Phantasie strebt aus allen Kräften sich zu äußern; aber das Göttliche kann sich im Naturkreise nur mittelbar mittheilen, daher bleibt von dem, was ursprünglich Phantasie war, in der Welt der Erscheinungen meistens nur das zurück, was wir Wisz nennen, und deshalb sind die komischen Romane bei den neuern Völkern noch die besten.

Noch eines liegt in der Bedeutung des Sentimentalen, was grade das Eigenthümliche der Tendenz romantischer Dichtkunst im Gegensatz der antiken betrifft — es ist nämlich darin gar keine Rücksicht auf den Unterschied von Schein und Wahrheit genommen. Die alte Poesie schließt sich durchgängig an die Mythologie an, und vermeidet sogar den eigentlichen historischen Stoff. Selbst die alte Tragödie ist ein Spiel, und der Dichter, der

eine wahre Begehnheit, die das Volk ernstlich anging, darstellte, wurde bestraft. Die romantische Poesie hingegen ruht ganz auf historischem Grunde, weit mehr, als man es weiß und glaubt, wenn auch der ernste Stoff mit den reichen Blumenügewinden der Phantasie geschmückt, und gleichsam überdeckt ist.

II.

Der Roman ist in unserer Zeit ganz etwas anderes geworden, als er ursprünglich war. In den alten romantischen Dichtungen blieben die Helden sich selber in ihrer beizgelegten Gestalt gleich, während die Begebenheiten um sie wechselten, und ein feindseliges Geschick sie verfolgte und gewaltsam umhertrieb. Gefahren, in welche bald ihr Leben bald die Reinheit ihrer Seele gerieth, besiegten sie durch Hülfe eines gurgestimmten Zaubereis oder vermittlest der unmittelbaren göttlichen Einwirkung; sie überstanden dann jede Prüfung heldenmüthig, bis am Ende die Tugend belohnt

wurde, und gelegentlich das Laster bestraft. Auf diesem Grunde, der bis auf wenigen Abweichungen fast immer derselbe war, wurden die lieblichen Blumen der Phantasie reich hingewebt, und aller Zauber der Poesie, das überausgestreute — die Pletztort der Liebe beschattet mit ihren heiligen Schwingen — das reiche Gebilde; als Geweihte ihrer heiligen Mysterien erscheinen die begeisterten Helden des Romans, in tausend Farben bricht sich der blendende Schein der Phantasie, und concentrirt sich wieder in einem Punkte — der Liebe. Hier hatte der romantische Künstler ein offnes Feld den Reichtum und die Fülle seines Geistes zu offenbaren, und welches Gemüth ergößte sich wohl an diesen Fremden Wunderbildern, und war vom Antheil an denselben innig bewegt, das nicht auch zugleich feiner, gebildeter und von einem höhern Gefühl für das Schöne und Gute belebt worden wäre! Wie manches Räthsel im innersten Herzen wird hier wie durch eine gefühlte,

wenn gleich nicht verstandene, Musik gelbst. — Wie gern ruht der Geist von der Anstrengung des irdischen Lebens aus, und fühlt sich erfreut in den Erscheinungen jener wunderbaren Welt. Die Lebensweise voll ernstlicher Geschäfte und frommer Andacht führte damahls den Menschen in sich selber zurück; es war ihm also Genuß und Bedürfniß, durch die Dichtungen eines fremden Lebens aus sich selbst herausgeführt zu werden. Das Leben untrer Zeit hingegen besteht mehr in Zerstreuung, als in Beschäftigung und Andacht; man sucht daher in den romantischen Dichtungen uns auf eine gefällige Weise an unsre Bestimmung zu erinnern, und uns einigermaßen zum Nachdenken zu führen. Darum sind die Begebenheiten einfach darinn, ja man dürfte es kaum Begebenheiten nennen, ein bloßes Wechseln der Masken und Decorationen. Es ist das Leben jedes Standes mit seinen Mühseligkeiten und seinen Freuden, von denen die Helden jedesmahl das Gepräge tragen. Weder

die Verführung noch Geschick oder Zufall führen sie in Noth; sondern ihre Verwirrungen entstehen aus dem Wechsel in ihrem Innern; sie haben keinen andern Kampf zu bestehen, als den mit ihren eigenen Wünschen, Vorurtheilen, Grundsätzen, Entsagungen und mit den kleinlichen Verhältnissen der verfeinerten Gesellschaft. Der Gefahr, von Träumen der Phantasie hingerissen zu werden, oder nach einem Ideal rastlos zu suchen, ist die Jugend jetzt nicht mehr durch das Lesen der Romane bloßgestellt; sie findet sich vielmehr selbst darin, in jeder Lage und in allen Ständen sicher und gemächlich zu irgend einem Ideal erhoben. So wie ehemals eine außerordentliche Schönheit dazu gehörte, ungewöhnliche Gaben einer überirdischen Macht, und Muth, Kraft und Größe, um das Vorbild zu einem Romanhelden zu seyn, und ein ausgezeichnetes Geschick zu haben, so bedarf es jetzt nur einer fürsamen Häuslichkeit, oder auch Rechtlichkeit und Armut, um sich im Stillen immer damit schmei-

cheln zu können, daß diese Tugenden, wenn auch noch so versteckt ausgeübt, doch dem Auge eines geheimen Beobachters und Beschreibers nicht unentdeckt bleiben, und daß sie noch auf Erden glänzend belohnt werden dürfen. So kommt der irdischen Eitelkeit zu Gute, was der himmlischen Phantasie geraubt wird."

„Der Freund, sprach Walthër, als Herrmann geendet hatte, von welchem du diese beiden Fragmente entlehnt hast, ist mir nicht unbekannt, und ich schätze und verehere ihn wohl nicht minder als du; doch scheinen mir selbe schon in früherer Zeit geschrieben zu seyn; denn die Art von Romanen, deren er erwähnt, ist bei uns gegenwärtig durch eine ganz andre Gattung verdrängt worden, der du gewiß den Vorwurf einer allzugroßen Einfachheit nicht machen wirst."

„Du hast eines Theils Recht, entgegnete Herrmann, wenn ich dir gleich einwens

den könnte, daß die ganze Mitter- und Wunderwelt, welche gegenwärtig unsre Litteratur größtentheils in Besitz genommen hat, doch nur ein Nachklang der eigentlichen romantischen Kunst ist, dem es obendrein an einem Vorzug derselben ganz fehlt, nämlich an der Darstellung echt menschlicher Natur. Die Wesen, welche man heut zu Tage bildet, sind doch eitel Nebelgestalten und Trugbilder, und eigentlich bloß der Abenteuer willen da, statt daß der Mensch im Roman, so wie im epischen Gedicht, die Hauptsache und die Begebenheiten ihm untergeordnet seyn sollen."

„Es ist, fuhr Walther fort, viel Gutes und Wahres in dem, was du gelesen, obschon der helle Geist wohl etwas zu poetisch und Fehler im Ton der Delphischen Pythia — mancher nüchterne Kunststrichter würde sagen mystisch; aber ich will das Wort, welches heut zu Tage in einen gar schlimmen Ruf gerathen ist, nicht bei einem Manne brauchen, der mir so lieb und werth ist — über die Poesie spricht:

was denn doch der allgemeinen Verständlichkeit und Verbreitung Eintrag thut. Uebrigens finde ich bei mancher Uebereinstimmung in unsern Ansichten doch auch bedeutende Differenzen, auf welche ich vielleicht noch einmahl zurückkommen dürfte, wenn unser Wädhrens Kreis geendet ist. — Doch nun wollen wir eilen, die Verhandlung über den Roman zu Ende zu bringen, damit wir deine Erzählung hören. — Das zweite Fragment, welches du gelesen, erspart mir, die beiden Gattungen des ältern und modernn Romans aufzuellen, wovon jener sich nicht so auffallend vom Epos unterscheidet, als der der neueren Zeit. Denn so wie die Dichtkunst der Griechen mit dem Epos begann, so herrschte auch dessen Geist und plastische Bildungen in allen ihren Gestaltungen vor; als aber ein neuer und gemüthvoller Glaube die Poesie aus der Sinnenwelt in das tiefe Innere wies, erwuchs aus dieser heiligen Religion eine innigere Kunst, die freilich, was die ältere Schwester an Glanz vor ihr

vorauß hat," nur durch Tiefe des Gemüthes
 erlangen kann. So entwickelte sich aus dem
 Geist des Christenthums das Romantische, wel-
 ches nicht sowohl wie eine Gattung, sondern
 als ein Prinzip der Dichtkunst angesehen wer-
 den kann. Das war der alte Roman, in dem
 sich alle Elemente der sogenannten sentiment-
 talen Poesie durchdrängen, und das romanti-
 sche Epos ist nur ein Halbbruder desselben,
 von dem der Roman unsrer Tage freilich sehr
 entfernt ist. Als den Stammvater dieses letz-
 tern — ich meine nämlich die wenigen Kunst-
 werke, welche den Namen zu führen verdie-
 nen, und jene, die noch nachkommen dürfen
 — ist wohl Goethe anzusehen; er hat für
 denselben feste Grundsätze aufgestellt, da er im
 Wilhelm Meister sagt:

„Im Roman sollen vorzüglich Gesinnun-
 gen und Begebenheiten vorgestellt werden. Er
 muß langsam gehen, und die Gesinnungen der
 Hauptfigur müssen, es sey, auf welche Art es
 wolle, das Vordringen des Ganzen zur Ent-

Wirkung aufhalten. Der Held muß leidend, wenigstens nicht im hohen Grade wirkend sein, immer das Ausrufende, und alle Begebenheiten werden muß nach seinen Gesinnungen gemeldet. So muß auch der Zufall immer durch die Gesinnungen der Personen gelenkt und geleitet werden, darf aber nur pathetische Situationen hervorbringen.“

„Doch, versetzte Herrmann, magst du mich nun radeln, wie du willst, ich muß dir gestehen, daß mir dieser Grundatz anfänglich nicht recht behagen wollte.“

„Und er ist, erwiederte Wälfher, doch von dem weissen Meister so ganz auf das Bedürfniß unsrer Zeit und Bildung berechnet.“

„Mir schien er, fuhr Herrmann fort, zu sehr, seines lebendige Drangen und Treiben der romanischen Welt auszuschließen. —“

„Nämlich des Mittelalters, fiel Wälfher ein, welches die heutige Lesewelt denn doch nicht mehr ansprechen will, und es dem

Dichter erschwert, den Helden wahr und verständlich zu zeichnen."

"Die Passivität der Hauptperson, ergreift Herrmann das Wort wieder, verglich ich oft mit der Hauptfigur eines Gemäldes, welche, in völliger Bewegungslosigkeit dargestellt, ihre Aufmerksamkeit nicht zu fesseln vermag. So daß unsre Blicke mehr auf den Nebenpersonen und der gefälligen Umgebung, als auf jener haften; aber seit ich Goethes Roman kenne und mit immer steigendem Interesse verfolgen bin ich wohl überzeugt, daß der größte der deutschen Dichter seine Prinzipien durch die That über allen Angriff erhoben hat."

"Auch mir ging es so, sprach Theodor, und ich bekenne auch, daß mich noch jetzt Berzelius mit dem ungeheuern inneren Leben und dem Sturm in der Brust mehr anspricht, als der Ahle Wilhelm Meister, den seine interessanten Nebenfiguren oftmals in Schatten stellen."

„Und doch, bemerkte Walthier, ist er der Mittelpunkt, um den sich alles dreht, und der unwillkürlich das Ganze zu beherrschen und zu einem poetischen Ganzen zu verbinden scheint. Gewiß bleibt der Meister ein ewiges Muster für alle Kunstromane, so wie Werther für den modernen Liebesroman.“

„Aha, seufzte Bertha, sind sie auf Goethe gekommen, und da ist gar kein Ende zu hoffen.“

„Du bist undankbar, Bertha! erwiederte Walthier, Niemand hat mehr Ursache, den Meister zu lieben, als ihr Frauen, denn gewiß: enthielt die deutsche Poesie vor ihm kein Ideal weiblichen Liebreizes. In den Werken der frühern Jahrhunderte finden sich einzelne Züge zu dem Gemählde, das er in den lieblichsten Farben mehrmahl nuancirt darstellt. Wächren doch unsre fleißigen Pädagogen, wenn sie ihre überfließende Sorgfalt auch auf das weibliche Geschlecht erstrecken, auch seine Klärchen, Margarethen und Marianen

n. s. w. Rücksicht nehmen, und das Weib zur Gemüthlichkeit leiten, statt seinen angeborenen kludlichen Sinn, mit dem es jedem Liebreiz verliert, schon in der zartesten Jugend geflissentlich zu erlöden, und Corinnen oder Delphingen aus unsern Mädchen zu bilden.“

„In der That,“ fuhr Herrmann fort, wenn man Goethe in allen seinen Dichtungen verfolgt, und ihn gleich groß findet, im Epos, in der lyrischen Poesie, im Drama, so was in der Durchdringung aller dieser Formen hervortragen sieht über alle übrigen Dichter, so begreift man kaum, wie ein einziger Geist so alle Formen des Schönen zu umfassen vermag, daß es scheint, als gehöre er nicht unsrer Zeit und unserm Lande allein an, sondern sey zugleich ein Zeitgenosse und Landsmann des Sophokles, Calderon und Shakspeare gewesen.“

„Aber, lieber Bruder! wandte sich Friedolin zu Herrmann, che wir dieses Ges

sprech' vom Roman schließen, wünschte ich doch noch deine Meinung über den trefflichen Meister zu hören; welchen ein allzufrüher Tod in seiner Blüthe der Kunst geraubt hat."

„Dovast's, entgegnete Herrmann, ist als eines der besten Wesen des vorigen Jahrhunderts anerkannt; und viele seiner Arbeiten wahrhaft klassisch; doch dünkt mich seine Bildung noch nicht in sich vollendet und abgeschlossen, und eigne Aeußerungen in der Tiefschen Ausgabe seiner Schriften zeigen deutlich, daß er selbst davon allzusehr überzeugt war; seine geistlichen Dichten, z. B. die Hymne an die Nacht, zeigen von einer Heiligkeit und Tiefe des Gemüths; wie sie wenigen zu Theil wird. Der Blüthenstaub bezeuget vorzüglich die Kunstweise, die sein Geist erhalten; doch kann ich ihn im Román nicht gleichen Werth zugestehen, denn wenn gleich sein Heinrich von Ofterdingen wohl angelegt ist, so fehlt jedoch allen übrigen Gestalten das rege Leben, die Anschaulichkeit und

Matthias: „Wahrheit, die wir in Goethes Werken vollendet finden; so daß mich die Menschen, die den meisten andern Romanen, mit jenen verglichen, wie Schattenbilder vor kommen. Die Ruhe und Reflexion herrscht in allen Theilen des Heinrich von Ofterdingen vor, und selbst die hervorstechende Neigung zur Allegorie stört oft die Wirkung des Werkes.“

„Aber, höre, Walther! meinte Bertha, nach solchen hohen Ansichten des Romans, müßtest du wohl einen von dir lesen.“

„Eden weil ich den ganzen Umfang dieser Gattung kenne, erwiederte Walther, dürfte ich mich schwerlich jemals zu einem Versuch entschließen, der wohl größere Kräfte, als die meinigen, bedarf.“

„Matthias, mein, rief Eckbold, so groß sind meine Forderungen nicht; aber auf zwei Dinge: kennst du wohl gewachsen bist, wäre ich begierig dein eignes Leben und eine Beurtheilung deiner eigenen Werke.“

„Das lehre, sprach Walther lachend, ist nun schon gar keine mißliche Aufgabe, denn welcher Schriftsteller, selbst wenn er seine Zehner erkennt, macht gern auf selbe aufmerksam, da sie manchemal selbst den grüßtesten und strengsten Kunstrichtern entschlüpfen, oder nachsichtig übergangen werden — und bei neuen Arbeiten, für die man noch Vorliebe hat, dürfte es gar geschehen, daß man sie selbst lobte.“

„Nun,“ unterbrach ihn Fridolin, „was thut das, wenn das Lob verdient ist?“

„Nud heut zu Tage“, versetzte Rudolph, „lobt sich doch so mancher selbst, der nicht einmal Lob verdient.“

„Psha doch“, radelte Walther, „man muß in der That alle Achtung für das Publikum und seine eigne Individualität verloren haben, sich jedes Lobes unwerth fühlen, wenn man schon zu diesem unseligen Palliativ gegen den Todesschlaf der Vergessenheit solche Zuflucht nimmt.“

„Aber“, sagt Vertba kosschitzky, ich möchte doch kein Schwätzer sein — wenn man nun mit vieler Mühe ein Werk vollendet hat, kommen die unheimlichen Recensenten. —

„Welche“, fiel ihr Vater her ins Wort, in der That. — Ich spreche aus Erfahrung. — gar nicht so schlimm sind, als man gewöhnlich meint, und ich versichre euch, wenn ich über manche meiner Arbeiten selbst hätte ein Urtheil auf mein Gewissen aussprechen müssen, es wäre besser ausgefallen, als jenes den gefürchtetsten, kritischen Institute. — Beilich! — mancher junge Dichter, der eine laie Ahnung hat, wie viel die Kritik gegen ihn anzuwenden finden dürfte, will sich gegen die Pfeile der Fernhinzuschießenden mit einem Schilde decken, und schmäht sich im Voraus so heiser auf ihre Priester, daß ihm für seine Beidungen kein Athem mehr übrig bleibt. Wer mit reinem Sinne, und ernstlich nach dem Vollendungsklange der Kunst strebt, wird sich nicht

die, und ohne Beigeen einer echten Kritik, die
 ihr nur aufwärts gehen kann, unterwerfen,
 und über schiefe Reflexionen ohne wahre Kritik
 anständig gleichmäßig lächeln; sie können ihm
 bloß diejenigen abwenden, die, unvettingend
 am Gräuel, nur Anderer Aussprüche nachbeten;
 aber: wer des Urtheils fähig ist, wird
 selbst prüfen und eines aussprechen. Doch,
 um auf diesen zweiten Punkt zu kommen,
 so höchst auch darüber meine Meinung: „Kritik-
 biographien“ sind gewöhnlich entweder schlecht
 oder unaufrichtig. Der Schriftsteller ist
 dem Publikum, so wie er mit demselben in
 Beziehung steht; unbegrenzter Achtung schuld
 und überdies als Biograph Wahrheit,
 andurchwandelnd vertritt er: jedes Wesen, wenn
 sein Leben nicht ihm selbst erfüllt, als Selbst-
 biographie nicht jeden Zug seines innersten Ge-
 müths den Lesern entfalten; ja vielleicht gar
 schmeißen und verfältschen! — aber muß es nicht
 das ganze Gefühl einer Höheren Sittlichkeit ge-
 waltfam verletzen, wenn man jedes seiner Ge-

fühle, ¹⁾ sehen, Seelengenuss, dem Blicken eines
so, gemischten, Haufens, anhallen, ²⁾ die, gehei-
ligten, Mystereien, der, Liebe, und Freundschaft
seiner, Willkühr preisgeben soll? Nur das
literarische, und, artistische Leben, gehört vor
die Augen der Zeitgenossen, und dieß ist die
nützlichste Art, der, Selbstbiographien. ³⁾

„Auch scheint mir, versetzte Th. v. d. H.,
den, Wünschen, unseres, Fridolin, noch, ein
zweiter, Umstand, entgegen, zu stehen; denn, so
innig, verbandt, auch, Poesie und Kritik sind,
so sehr, diese, beiden, in, bedeutungsreichen, Ver-
ziehungen, sich, berühren, und, ergänzen, so man-
chmal, sie, doch, meist, einen, parallelen, Pfad,
ohne, sich, gern, in, einem, Geist, zur, Einheit
zu, verschmelzen, und, mit, wenigen, Ausnahmen,
gilt, die, Regel, daß, die, geistreichsten, Dichter
in, poetischen, Productionen, am, mindesten,
glücklich, sind. ⁴⁾ Wir, kommt, es, vor, daß, ob
ein, poetisches, Gemüth, zu, arglos, und, kindlich,
zu, sehr, in, sich, gelehrt, sey, um, kalt, und, seig-

sam ein Werk nach den Gesetzen zu prüfen, und mit strengen Worten darüber abzusprechen; es erfreut sich einer gelungenen Dichtung und versenkt sich ganz darein, daß es sie nicht kritisch zu zergliedern vermag — es himmt die neue schöne Form dankbar in seinen innersten Sinn auf, oder fühlt sich von dem Übermeinen und Häßlichen verlegt, und wendet unheimlich den Blick von dem verschulsten Gebilde ab, ohne seine Gefühle auszusprechen, denn es begreift, daß diese zu individuell sind, um zu belehren, nicht umfassend genug; um einer Welt vorgelegt zu werden, und beängigt sich mit der positiven oder negativen Wirkung auf sein eignes Wesen.“

„Ich verstehe dich nicht, lieber Bruder!“

„Du scheinst, lieber Bruder! wandte Hartmann ein, wohl mehr vom poetischen Dilettanten, als dem eigentlichen Dichter zu sprechen, und bleibst nicht bei der Sache, denn du bist unvernünftig von der Selbstkritik in der allgemeine gerathen.“ — Auch dieses beschied

keine Mode, „mein Walther!“ habe ich mit
 Vergnügen vernommen,“ und „viel Wollers
 darin gefunden;“ doch kann ich mir das Betr
 glichen nicht versagen; (ich mit einem Nas
 men aufs Haupt zu schlagen — Goethe und
 übermüht. Goethe? — ist es nicht ein rei
 cher Gewinn, die „Selbstbiographie“ dieses
 Mannes zu lesen; die uns den ganzen reichen
 Geist entfaltet, und zeigt, wie er zu dieser
 Ruhe, Klarheit und Besonnenheit gelangt
 ist; die über schmerzlichen Wunden, und es
 ihm möglich machen, stets so ganz Herr selbst
 eines schwierigen und widerspenstigen Stoffes
 zu seyn, und hat er nicht oft und vielfach
 bewiesen, daß man zugleich der größte Dicht
 er und der größte Kritiker zu seyn vermag?“

„Nun: — ja: —“

„Und wann, tief Walther entzückt und,
 wann würde diese vor Allen ihres Jahrhunderts
 denn begünstigte Natur nicht als Ausnahme
 stehen, wo von der Beschränkung des menschs
 lichen Wesens die Rede ist?“

Vertba schmähte, daß der Zweck des Abends so ganz außer Acht gelassen werde, und auf ihre dringende Ermahnung nahm Herrmann das Wort, um zu erzählen:

Die wandelnden Lichter.

Im südwestlichen Böhmen ohnweit der Bergstadt Schüttenhoven liegen auf einer flachen Anhöhe die Reste des Bergschlosses Rab, welches in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch einen mannhaften Ritter, Namens Puta aus dem Geschlechte der Riesenbergs, (die von dem ältesten böhmischen Herzogen ihren Ursprung ableiteten) angeordnet wurde; sein zweiter Bruder, Ladislaw, wollte sich auf dem Berge Šivan, der dritte, Wiliam, auf dem Berge Prochín eine Feste erbauen, und dann hatten sie im Sinn, von diesen beiden Bergen Brücken nach Rab zu lassen, um einander bei einem feindlichen Ueberfall schnelle Hülfe leisten zu

können; aber ihre Entwürfe wurden nicht ins
 Werk gerichtet, denn Billim starb, ehe sein
 ältester Bruder mit dem Vau von Kaby zu
 Stande war, und dem mittlern wollte zur
 Strafe seines grausamen und gottlosen Lebens-
 wandel nichts gelingen; was er am Tage mit
 großer Mühe aufbauen ließ, stürzte während
 der Nacht wieder ein, so daß er zuletzt zu
 seinem Bruder auf die Besie Kaby zog, wel-
 che er auch nach seinem Tode als alleiniger
 Erbe in Besiz nahm. Durch lange Zeit hatte
 diese Burg als ein Eigenthum der Herren
 von Kiesenbergs gar vielerlei Schicksale er-
 lebt, und war in vielen Belagerungen, zu-
 mahl in jenen des blutigen Hussitenkrieges,
 wo Žijka von Troczynow vor demselben
 sein zweites Auge verlor, über die Massen
 verwüster worden, bis sie endlich zu Ende des
 fünfzehnten Jahrhunderts das Besizthum ei-
 nes Ritters von Kiesenbergs wurde, wel-
 cher gleich dem Stammvater, den Namen
 Puta führte, und mittelt großen Aufwands

des ar: Goss: und R:the, die R:the: in:lebet
 in: er:h:tem: G:ang: dar:stellte.
 :4: Al:er: Al:er: P:ra: s: Diener:schaft: . . .
 fand: sich: eine: gar: fro:he: und: tugend:sar:be:
 Jung:frau, Ludomilla genant; welche: die:
 Bes:ch:fte: der: Bes:ch:ter:inn: zu: gro:er: Zuf:rie:
 den:he:it: ihres: Her:in: verr:ah, und: Tag: und:
 Nacht: une:m:det: im: Hause: schaffte, so: da:ß:
 man: sie: n:immer: eine: Minute: m:ß:ig: sah:. E:le:
 nes: Tages: ging: Ludomilla: in: den: Keller,
 und: zu: ihrer: gro:en: Ver:wunderung: sah: sie:
 in: der: T:ife: des: m:sten: Felsengew:bes: aus:
 einer: Oeffnung: ein: Licht: schimmern — sie:
 wollte: darauf: zugehen; f:hlte: sich: jedoch: von:
 einem: innern: Grauen: zur:ck:gehalten, und: als:
 das: Licht: durch: mehrere: Tage: in: den: Keller:
 schien, erz:hlte: sie: es: erst: der: :brigen: Diener:
 schaft, von: welcher: mehrere: mit: ihr: in: den:
 Keller: gingen: und: selbst: aus: der: Oeffnung: in:
 der: Wand: den: Licht:schein: schimmern: sahen;
 ohne: aus:nehmen: zu: k:nnen, woher: solcher:
 komme:

Man meldete diese sonderbare Erscheinung dem Schloßherrn, welcher oftmahls gehört hätte, daß Feuerflammen verborgne Schätze anzeigen, und da er noch manche Verbesserungen und Verschönerungen auf seinen Gütern im Sinne hatte, wozu ihm große Summen gar erwünscht gewesen wären, berieth er sich alsbald mit dem Ortspfarrer, welcher in der ganzen Gegend als einer der gelehrtesten Doctoren der Theologie bekannt war; dieser stimmte mit dem Ritter überein, daß sich in den Kellergewölben wohl verborgene Schätze befinden könnten, und da die Verschloßherrinn — als eine unschuldige und reine Jungfrau bekannt, welchen die Geister besonders hold zu seyn pflegen — das Licht zuerst erblickt hatte, so meinte der Pfarrer, daß sie vielleicht zu dessen Hebung auserkoren sey; damit ihr aber dieses möglich werde, sandte der Burgherr einige Arbeiter in den Keller, um vorerst die Oeffnung, woraus das Licht strahlte, zu vergrößern, und die Flams-

me zu entdecken, deren Schein gesehen worden; doch hatten sie kaum einige Steine von der Wand abgelöst, da verlösch das Licht, und sie blieben in tiefer Finsterniß zurück, so daß sie nur mit schwerer Mühe sich wieder heraustappen konnten, und dem Ritter mit betrübter Miene meldeten, was sich mit ihnen im Keller zugetragen.

Als bald nachher die Beschließerin in den Keller ging, um den Wein zum Mittagsimbiss zu besorgen, sah sie einen viel stärkeren Lichtschein als gewöhnlich, und sie wäre viel lieber zurück gegangen, wenn es ihr nicht der Pfarrer als Pflicht des christlichen Gehorsams auferlegt hätte, Alles anzuwenden, um den Ursprung dieser unterirdischen Beleuchtung zu erforschen. Sie stellte also ihr Licht auf den Boden, ging gegen die Hinterwand, und Siehe! — bald stand sie vor einem kleinen Gewölbe, in dem brannten vier große Wachskerzen, je zwei und zwei einander ges

geüber gestellt, wie man bei einem Gastmahl den Tisch zu beleuchten pflegt; und rückwärts brannten noch zwei kleinere, gleichwie auf einem Neben- oder Schenkisch; aber weder Tafel noch Tisch waren zu sehen, und die Lichter, welche brennend in der Luft zu hängen schienen, hatten schwefelartige Flammen. Ludomilla tummelte sich mit ihrem Gesäße, und als sie den Wein zum Burgherrn brachte, erzählte sie, was sie gesehen, doch keiner vermochte, sich die Vermehrung der Lichter zu erklären.

§ 11.

Wie Ludomilla den folgenden Tag in den Keller kam, fand sie selben schon taghell erleuchtet, und in dem Gemölde, welches ihr diesmal wie eine kleine gothische Kapelle vorkam, brannten drei und dreißig Lichter in der Ordnung; wie man sie um eine vornehme Leiche zu stellen pflegt, ohne daß sie jedoch einen Sarg oder Leichenbahre ausnehmen konnte. Dieses neue Gesicht versetzt die Beschies-

Berlin in so großes Entsetzen, daß sie, also,
 gleich in das obere Geschöß (Hef) und sich gar
 nicht mehr in den Keller begeben wollte; aber
 der Ritter und sein gelehrter Pfarrer, schloß
 sen aus der Vermehrung und wachsenden An-
 zahl der Lichter auf ungeheure Schätze, und
 da jener sich von dem Gewinn derselben im
 Geiste schon ein Schloß erbaute, das der Pra-
 ger Fürstenburg an Größe und Glanz nichts
 nachgab, so mußte dieser die Gewalt der Kir-
 che anwenden, um Ludmilla zu bewer-
 gen, daß sie am folgenden Tage wieder in
 den Keller gehe. Das unglückliche Mägdlein
 leistete ihrem Erbsorger Folge; aber sie kam
 nicht wieder und als endlich mehrere Geistli-
 che aus der Nachbarschaft mit Reliquien und
 Weihbrunnenkessel ausgerüstet, mit dem Bistum
 Herrn selbst und in feierlichem Zug sich in den
 Keller begaben, fanden sie Ludmilla todt
 und entseelt, ohne daß man doch an ihrem
 Leibe ein Zeichen sah, auf welche Art sie um
 das Leben gekommen sey, und weil sie vor

ihrem Ende das heilige Sakrament nicht empfangen hatte, wurde sie hinter der Gartenmauer in ungeweihtes Erdreich eingegraben; aber in derselben Nacht, als der Wächter die Stunden andief, sah er von Weitem einen langen Zug mit Fackeln einher schreiten, doch wie sich derselbe näherte, konnte er keinen Menschen erblicken, sondern die Fackeln und Lichter schienen sich allein in der Luft fortzu bewegen, und hinter ihnen kam ein Sarg, dessen Träger ebenfalls unsichtbar waren. Der Zug ging vom Schlosse um die Gartenmauer herum, und von dort gegen die Kirche, wo die Fackeln verschwanden, doch alsbald sah der Wächter die ganze Kirche und die herrschaftliche Gruft erleuchtet, welcher Schein erst mit der Morgenröthe verschwand, und als er sein nächstliches Abenteuer und Gesicht erzählte, sah man wohl ein, daß dieses Geisterwesen mit dem Tode der armen Ludomilla noch keinesweges ein Ende genommen, vielmehr der Lichterzug noch andie Personen zur Auf:

suchung des Schates zu untertern schelne; aber auf dem Schlosse war kein einziger Mensch, welcher es nur gewagt hätte, Wein aus dem Keller zu hohlen (so daß sich der Burgherr einige Tage mit klarem Quellwasser begnügen mußte) geschweige an jener gefährlichen Stelle zu graben.

Der Ritter sah sich endlich genöthigt, eine Voithschaft in das nahegelegne Goldbergs werck zu Reichenstein zu senden, um einige dortige Knappen mit dem Versprechen einer reichlichen Belohnung zu diesem Wagstück zu betreden. Am Morgen waren die Vothen abgegangen, und um Mittagseelt sah man die verstorbene Beschleßertinn, in derselben Kleidung, die sie im Leben zu tragen pflegte, ganz geschäftig aus der Spelskammer in die Küche gehen, und ohne ein Wort zu sprechen, an der Kellertür verschwinden, so daß dem Ritter selbst alle Lust zum Weintrinken verging, obschon der Schenkstisch, wie zu

Ludomilleus Zeiten, reichlich mit gutem Böh-
mischen Gewächs besetzt war, ohne daß einer
von den Knappen gesehen, wer die Weins-
krüge dahin gesetzt hatte. Als die Herrschaft
Abends um die zehnte Stunde noch beim
Nachtrübsi fast, öffneten sich die Flügeltbür-
ren, und die Beschließerin in einem weißen
Todiengewandte mit schwarzen Schleifen, trat
ein, mit frommer Geberde den Rosenkranz
betend, ihr folgte derselbe Lichterzug und
Todiensarg, von unsichtbaren Händen getras-
gen, wie ihn der Wächter in der vorigen
Nacht gesehen — über dem Sarge hing ein
Leichentuch mit dem ritterlichen Wappen, und
als die Beschließerin zu dem Burgherrn ge-
langte, hielt sie still und sprach:

„Folget mir und den Meinen, und sit-
zet fleißig nach, so ihr einst derjenigen
Ruhe genießen wollt, die ihr Andern nicht
vergnüet.“

Nach diesen Worten bewegte sich der Zug wieder fort, und verschwand durch die Kellerthür; aber es wagte Niemand dahin nachzufolgen, so gern man sich auch die Ruhe erwerben wollte, deren der Geist Weidung gethan hatte. Am folgenden Morgen erschien die Beschließerin wieder auf dem Schlosse, wandelte unter dessen Bewohnern herum, ohne ein Wort zu sprechen, und ward immer in der Nähe des Kellers zuletzt gesehen.

Am zweiten Tage langten die Bergknappen mit ihren Werkzeugen an, und begaben sich wohlgemuth an ihre Arbeit; aber wie sie die Kellerthüre öffneten, begegnete ihnen die Jungfrau mit einer Wachsfackel, und der ganze Lichterzug mit der Leiche ging die Treppe herauf, wie sie hinabstiegen, so daß es ihnen vorkam, als gingen sie mitten zwischen ihnen durch, ohne daß sie doch ein Körper berührt hatte. Die wackern Berge

knappen, gewohnt mit den Kobalben ihrer Gänge zu verkehren, blieben ohne Furcht, und hielten es vielmehr für ein gutes Zeichen, daß die Geister sich entfernten, um ihnen Raum zur Arbeit zu lassen; sie gruben fleißig nach, und hatten kaum in die Erde einzuschlagen begonnen, als sie schon auf einige Totenknochen stießen, welches sie um so mehr Wunder nahm, da sie wohl wußten, es sey in adelichen Westen nicht der Gebrauch, die Kellergewölbe zum Erbbegräbniß zu verwenden — sie gruben immer weiter, und als sie einen großen Haufen Knochen hervorgegraben hatten, stießen sie auf den harten Felsgrund, worauf die Burg erbaut war; nun sahen sie gar leicht ein, daß hier an Erwerbung eines vergrabenen Schatzes nicht mehr zu denken sey, und statteten dem Burgherrn Bericht ab, welche Kosibarkeiten sie gefunden hatten.

Ritter Puta fing nun an, sich dem Lichterzug und die Erscheinung an der Abends

tafel auf eine andre Weise anzudeuten; und beschloß am folgenden Tage mit seinem gelehrten Pfarrherrn darüber zu rathschlagen; worauf er sich einstweilen zu Bette begab; aber der Schlaf floh sein Lager, und als er von einer innern Unruhe getrieben, die er sich nicht zu erklären wußte, aus dem Bette stieg und das Fenster öffnete, sah er die Kirche in der Tiefe ganz erleuchtet, und wie die Thurmglöcke Ein Uhr schlug, öffneten sich die Thürflügel weit und öffnete — ein Zug weißer Gestalten, mit Lichtern in den Händen, schwebte langsam heraus und den Berg hinauf gegen das Schloß — der Burgherr blieb unbeweglich und sah noch starr hinunter, als schon längst wieder aller Lichtschein in der Dunkelheit untergegangen war — da öffnete sich plötzlich sein Gemach — die Verschleißerinn, im weißen Todtenhemde mit schwarzen Schleifen, trat ein, und ihr folgte eine ganze Reihe Leichen, welche ihre Häupter unter dem rechten Arme trugen —

Aber, ebschon bei Eröffnung der Thüre des Ritters Nachsicht vom Zugwind verblüht war, und die Geister ihre Fackeln ausgehan und gegen den Boden gesenkt in der linken Hand trugen, so waren sie doch genugsam beleuchtet, und das Gemach mit einem weissen Schein erfüllt, der von den Hauptern auszugehen schien. Dem Ritter war bei dieser Erscheinung gar nicht wohl zu Muth; doch wagte er es endlich, seine ehemalige Beschließerin anzureden, und nach ihrem Begehren zu fragen? Ludomilla schwieg, und schüttelte traurig das Haupt; aber eine der nachfolgenden Leichen ließ ihre Fackel fallen, daß der Boden dröhnte, und legte die kalte Todtenhand auf Puta's Brust, dem es alsobald vorkam, als flüstre ihm eine innre Stimme zu:

„Put! der Bruder deines Ahnherrn, Radislaw, war ein gar ungerechter und grausamer Mann, der, als er seinen Bruder beerbt und diese Burg in Besitz genommen,

seine armen Unterthanen sehr drückte, und vor Allen sich gegen das Frauenvolk gar hart verging. Alle, die du hier siehst, sind unglückliche Töchter seiner Vasallen, die er unter allerhand falschen Vorspiegelungen auf die Beste lockte, dieselben ihrer Unschuld beraubte, und sobald er ihrer überdrüssig geworden, oder es eine gewagt hatte, sich seiner Tücke zu widersetzen, auf die grausamste Weise tödtete, und durch seine Helfershelfer im Keller eingraben ließ. Die beklagenswerthe Ludomilla — welche deine Sucht nach Schätzen einem frühen Tode überlieferte — ist ein Abkömmling von einem dieser Schlachtopfer der wilden Lust, und die Ihrigen haben sie heimgehohlet, damit kein Flecken deines Geschlechtes auf Erden bleibe, und weil du in falschem Wahn ihre Wohnung zerstört, hoffen sie, daß du ihnen eine andre und schicklichere Ruhestätte auf dem Gottesacker gewähren, und die Beschließerin dort mit ihnen vereinen werdest."

Als der Ritter diese Kunde vernommen hatte, zerfloß der ganze Zug in leichtem Nebel, das weiße Licht erlosch und die Morgendämmerung schien schwach durch die buntemahnten Fensterscheiben herein; aber auf dem Boden des Schlafgemachs lag noch immer die Wachsfackel, und bewies dem Ritter, daß ihn kein banger Nachtraum geäfft habe.

Wie die Sonne aufgegangen war, ließ der Burgherr Anstalt treffen, die Gebeine der Unglücklichen aus den Kellergewölben tragen, und zur Ruhe bestatten zu lassen; auch Endomillens Leichnam wurde wieder ausgegraben und an der Seite jener beigelegt, worauf das Schloß nicht mehr durch Lichtschein und Geisterzüge beunruhigt wurde.“

Herrmann hatte schon eine Weile geendet, und von einem sanften Grauen bes

sangen, fiel keinem ein, einen Tadel vorzubringen; aber Walther drückte die Hand seines geliebten Freundes und sprach:

„O mein Herrmann! wie dein Gemüth so ganz voll Licht und Klarheit ist, hast du auch dein Märchenbild mit einem magischen Schein umgeben, der das Schauerliche mildert und beschwichtigt, so daß deiner Erzählung wohl vor uns allen der Preis gebührt.“





Der
Kleine Phantast.

Erzählungen und Gespräche
im
Freundeskreise

von
Wolfgang Adolph Gerle.

J. E. Schmidt.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann,
1 8 2 2.



1960.2.78

a

D r i t t e s B u d h.

Zweiter Theil.

4 8 2 0 5 1 7 9

1 5 2 2 1 8 1 0 0 1

Theodor wurde aufgesodert, den
Neigen zu schließen, und sprach:

Das Vater: Unser.

Es that am 24. September 1358 ein sch:
net Herbstmorgen über die Haupt: und Res:
sidenzstadt: Wien aufgegangen, die Sonne
zog wie ein goldschimmernder Riese am Him:
mel: herauf, während die Elfen ein weißes
Netz über die Erde spannen, und Blumen
und: Kräuter in ihre milchfarbiges Gewebe
einwickelten; aber ein finstere Wesen zog
den matten Nebelschleier über die Sonne,
bis diese ihn schnell und mit einem gewalts:
tigen Riß zertrennte, daß er in zarte Thau:
perlen sich auflöste, und auf die silberge:
schmückte Erde niederfiel. Rothgolden strahl:

te der herrliche Stern am Himmelsbogen,
als ein muntres Häuflein junger Bursche
von verschiedenen Gewerben aus dem Thor
gegen Ungarn zog, um dort ihr Glück zu
versuchen. Väter, Mütter, Vettern und
Nuhmen, Schwestern und — Liebchen ga-
ben ihnen das Geleite zum Thor hinaus
und die Mädchen schmückten den Jüngling
gen die Reiskappen mit Bändern und
Blumen. Nur einer von ihnen, mit Namen
Johannes Buchsbaum, ein hübscher,
schlanter Maurergeselle ging traurig zwischen
den Brüdern einher, und nahm keinen Theil
an der allgemeinen Munterkeit; ja kaum
berührte er seine Lippen mit dem Abschieds-
trunk; aber als sie hinaus kamen, an das
lechte Haus der Vorstadt, da schaukte eine
holofeliae Jungfrau zwischen lieblichen Blä-
men herand, und schien die verwehten Keng-
lein zwischen den grünen Blättern der Mäg-
lein und Spätrosen verbergen zu wollen.
Als der Zug der Gesellen an dieses Haus

lein, schlug Johannes die Augen nieder, und legte die Hand aufs Herz, als wollte er solchem verbieten, daß es nicht so laut schlage. Da sprach ein starker Kamerad:

„Schau, Hanns! du hast noch keinen Strauß — geh hin zu dem Fenster, wo so schöne Blumen blühen. He, Jungfräulein! schenkt doch einem wackern Burschen ein Paar Rosen, deren ihr so viele habt.“

Die Jungfrau erschrock, und wagte nicht zu sprechen; aber Johannes entgegnete:

„Was sollen mir Rosen und Strauß? ich habe ja kein Liebchen, so mir Blumen und ihr Herz schenkt.“

Und wie die Burschen fortgezogen waren, fing Genoveva, des kunstreichen Bau-
meisters Georg Hauser einziges Töchter-
lein, heftig zu weinen an, und sprach:

„Da zieht er hin der theure Geselle,
den ich so lange im Stillen geliebt, und
gern mein Herz gegeben hätte, so wie all-

meine armen Vätern. — Ich werde ihre nie wieder sehn, was soll ich länger auf der Welt?"

Mit so traurigen Gedanken und Worten klidete sich Genoveva in ihre Sonntagsgewand, und versügte sich in die Allerheiligen Kirche; aber wie sie in das Gotteshaus trat, kam es ihr vor, alle Heiligenbilder schauten tröstend auf sie herab, und als sie niederkniete, um andächtige Gebete zum Himmel zu senden, nicht daß er ihre Erdenglück gewähre, sondern nur um einen schnellen und seligen Tod, daß er sie von ihrem Leid erlöse, da schien ihr von einem Seitenaltar ein heller Glanz entgegen zu strahlen, und siehe! die heilige Jungfrau, welcher der Altar geweiht war, bente mit dem zarten Fingerlein auf das göthische Schnitzwerk am Hochaltar — Genoveva blickte dahin und gewahrte in den vergoldeten Zweigen, die sich mannichfaltig hin und her rankten, eine förmliche Dreieck-

Deß war die Jungfrau froh, und glaubte, nicht anders, als der Herr wolle ihr Vitten, so schnell erhören, daß sie schon in drei Stunden zu ihm gerufen werde; deßhalb rüstete sie sich mit Gebet zu solch erwünschter Wanderung an; — aber drei Stunden und drei Tage vergingen, ohne daß ihr junges Leben verlöschen wollte, worüber sie zwar sehr betrübt war, doch ergab sie sich in den Willen des Herrn, und setzte in stiller Trauer ihren stillen und ehrbaren Wandel fort.

Mittlerweile schritten die wackern Gefellen munter vorwärts, und sangen mit heller Stimme verschiedene Wanderlieder; nur Johannes ging trübselig nebenher, und gab, außer der Bewegung seiner Lippen, schier kein Lebenszeichen von sich, bis gegen Mittag ein kleines Männlein in dunkeln Rode quer über den Weg ging; er hatte das Ansehen eines ehrbaren Handwerksmannes, und der betrachtete Johannes

schaute ihm ganz verwundert nach, so lange ihn seine Blicke nur erreichen konnten. Des wunderte sich ein andrer Geselle, und frag seinen Kameraden, ob er den kleinen alten Mann kenne? aber Johannes seufzte tief, und entgegnete ihm: „Gar wohl kenne ich ihn!“ — dann schwieg er eine Weile, und fuhr endlich fort:

„O, mein lieber Kaspar! ich will meinem Herzen Lust machen, und dir all die sonderlichen Dinge erzählen, so seit meiner Jugend mit mir vorgegangen sind.“

Darob erfreute sich sein braver Mitgeselle und munterte den Johannes zum Reden auf, welcher also fortfuhr:

„Als ich noch ein kleiner Junge, und mein Vater mir zeitig verstorben war, da that mich meine Mutter, eine arme Wittfrau, zu dem berühmten Meister Georg Hauser in die Lehre, daß ich sollte ein Maurer und in der Folge ein Baumeister werden.“

Der Meister hielt mich wohl, und ich war fleißig und folgsam; aber als ich einstens in der Dämmerung unter der Feierabendstunde auf der Straße herum schlenderte, trat mich inner kleine Mann, den du hast hier über die Straße gehen sehen, gar freundlich an, und frug, ob ich nicht zu ihm in die Lehre gehen wolle, ich würde an ihm einen guten Meister finden. Ich entgegnete ihm recht höflich, ich hätte schon einen Meister und brauchte zu keinem andern in Arbeit zu gehen, da fuhr er fort und sprach:

„Nun, wenn du gleich schon einen Meister hast, so könntest du mir doch etwas, dessen ich bedarf, verrichten, wenn du auch bei deinem Lehrherrn verbleibst, und ich werde dich für einen kleinen Dienst gar reichlich belohnen.“

Als ich mich nach der Verrichtung erkundigte, welche er mir auftragen wolle, erwiederte der kleine Mann:

„Du sollst alle Abende in der Dämmerung, wenn die Feierabendstunde geschlossen hat, hier zu dem Brunnenn kommen, und das Vater Unser beten, wie ich es dir hier aufgeschrieben habe, und wenn du fertig bist, wirfst du ein Silberstück am Rande des Brunnens finden; doch darfst du weder die Zeit versäumen, noch die Verrichtung jemals unterlassen.“

Da dachte ich, wenn ich so leicht, und zwar mit dem Gebete ein Silberstück verdienen könnte, ohne meine Arbeit zu versäumen, wäre es wohl gut; ich versprach seinen Willen zu thun, und nachdem er mir eine Abschrift des Vater Unsers gegeben, fragte er um meinen Namen; der aber war ihm schwer zu merken, und er sprach:

„Ich bin ein alter Mann, und möchte den Namen wohl vergessen, deshalb sey so gut, mir selben aufzuschreiben, und sehe dazu, was wir miteinander ausgemacht haben, und daß du solches genau halten willst.“

Ich aber entgegnete:

„Wie sollte ich euch etwas aufschreiben, da ich hier weder Feder noch Tinte habe?“

Darauf zog der dunkle Mann eine Feder hinter dem Ohr hervor, ein Blatt Papier aus der Tasche, und fuhr fort, indem er mir beides reichte!

„Hier hast du Papier und Feder, und was die Tinte betrifft, so wollen wir bald Rath schaffen.“

Mit diesen Worten faßte er meine linke Hand, und drückte mir den Zeigefinger so stark, daß ich einen heftigen Schmerz am Herzen fühlte, und ein großer Blutstropfen aus der Fingerspitze hervorquoll, aber zu gleicher Zeit war es, als ob mir eine innere Stimme zuflüsterte: „Nun du schon den Schmerz empfunden, so thue den Willen des dunkeln Mannes, damit dir nicht der Lohn entgehe!“

Ich schrieb auf den Zettel, was er begehrete, worauf er denselben zu sich rückte,

und, unter Ermahnung, unsern Paet genau zu halten, reichte er mir ein Silberstück als Angeld, worauf er mich verließ. Als ich den Zettel entfaltete, und nach solchem zu beten anfang, da kam es mir doch vor, es stünden hie und da ganz andre Worte, als ich sonst zu beten pflegte, und es wurde mir schier bange zu Ruthe; aber ich konnte mich, von einer sonderbarlichen Verwirrung eingenommen, nicht auf die rechten Ausdrücke besinnen, und da mein Blick gerade wieder auf das glänzende Silberstück fiel, so überwand die Lust am blinkenden Metall das Grauen vor der verdächtigsten Rede, und ich fing die Worte herzusagen an. Auch gewöhnte ich mich in einigen Tagen so sehr an das neue Gebet, daß ich solches nicht nur des Abends für das Silbergeld des kleinen Mannes, sondern auch des Morgens statt dem alten betete, auf welches ich mich nie mehr recht besinnen konnte; doch muß ich dir gestehen, daß ich seit

jener Zeit nicht mehr im Stande war, recht
 eifrig zu haken, was wohl daher kam,
 weil ich es für Lohn that, und bei den from-
 men Worten schon wieder an das Goldstück
 dachte. f
 Daß ich nun immer Geld vollanz hatte,
 erfreute mich gar sehr, und ich fing an, mir
 allerhand Leckerbissen und neue Gewänder zu
 kaufen; hielt auch meine Kameraden auf
 dem Jahrmakel und in den Obstbuden frei,
 und wie endlich mein Lehrherr und die Wirt-
 ter bemerkten, daß ich immer eine Menge
 Geld hätte, so meinte diese in mütterlicher
 Eitelkeit, der Meister sey so wohl mit mei-
 ner Aufführung zufrieden, daß er mir manch-
 mahl ein kleines Geschenk mache; jener aber
 glaubte, daß die Mutter mir heimlich Geld
 zustecke, und da er wohl wußte, wie ge-
 fährlich der Ueberfluß für Duben sey, so ver-
 wies er ihr solches eines Tages, ihr versü-
 chernd, sie würde durch allzugroße Freigei-
 bigkeit mich nur zum ruchlosen und schwel-

herrschen Leben anstehen, Meine Mutter war
 sehr ängstlich über diese Rede und beschwerte
 sich, sie sey zu arm, um mich auch nur
 mit ein Paar Pfennigen zu unterstützen,
 und als ihr der Meister gleichfalls versichert
 war, daß ich von ihm keinen Geschenkerhal-
 ten, ließen sie mich in die Stube, und for-
 schten mich auf mein Gewissen, ob ich das
 viele Geld nicht etwa jemand entwendet ha-
 be? Ich fing zu weinen an, daß ich mich
 einer so bösen That schuldig hielt, und
 sagte ihnen freiwillig heraus, auf welche
 Weise mir ein fremder Mann aufgetragen,
 täglich am Brunnen ein Glas Unserer
 Frau zu bringen, wofür er mir ein Silberstück
 schenke! Wie die Mutter von dem Herrn
 hörte, fing sie an, sich zu beruhigen; aber
 dem Meister mißfiel der Blutsprossen und
 die Unterschrift, daher führte er mich zu
 dem Pfarrer von Altheiligen, der mich
 abermahl um alle Umstände ausfragte, wie
 der dunkle Mann zu mir gekommen, und

als er das Gebet durchgelesen, so mir neu gegeben; schüttelte er bedenklich den Kopf, und fragte mich; ob dieser Mann auch ein wahrer Mensch gewesen? Ich antwortete ihm, solches wisse ich nicht, doch habe er wie ein Mensch ausgesehen, worauf er mit Fragen fortfuhr, ob es wohl unter ehrbaren Christen Gebrauch sey, daß ein Mensch sich selbst blind machen durch eine Blinden Schrift verblindlich mache? und als ich, ob solcher Frage ein geheimes Grauen fühlend, so mit stummen Kopfschütteln beantwortete, gebot er mir, das Vater Unser wieder also zu beten, wie ich es von der Mutter erlernt, und immer zu dem Brunnen zu gehen. Ich gehorchte; doch brauchte es mehrere Tage, ehe ich das rechte Gebet wieder erlernen konnte, denn es kamen mir immer die falschen Worte in den Sinn; aber als ich jenes meinen Gedächtniß zum zweiten Male eingeprägt hatte, betete ich auch wieder mit großer Freudigkeit, und Inbrunst

und fähste mich jedesmahl durch dasselbe ger-
 rüht und erhoben. So wuchs ich nun zum
 starken Burschen heran, und gedachte des
 kleinen dunkeln Mannes gar nicht mehr,
 denn mein Herz fing an, ganz andre So-
 gen zu hegen. — Du hast die schöne Ge-
 novova, des Meisters holdes Töchterlein
 gesehen, welches sich hinter den Blumen
 baug, als wir durch die Vorstadt zogen —
 für die bin ich in keusche Liebesflamme ent-
 brannt, und wenn ich es gleich noch ein-
 mahl gewagt habe, ihr meine Neigung kund
 zu thun, so habe ich es ihren schönen An-
 gen doch schon lange abgelauscht, daß mir
 die Jungfrau gar nicht gram ist; aber der
 Meister ist es auch bald inne geworden, und
 hat mir rund herans gesagt, ich sey zwar
 ein braver Bursche, gegen den er nichts ha-
 be, allein noch gar ungeschickt und ohne Er-
 fahrung; er aber würde sein Kind keinem
 andern geben, als einem erfahrenen Mei-
 ster, der ihn selbst an Kunst weit über-

treffe; deßhalb solle ich fortziehen in die weite Welt und mich ~~was~~ ^{das} Rechtes versuchen, und wenn es mir gëlinge, daß er einst selbst etwas von mir lernen könne, so solle ich und kein anderer sein Eidam werden."

Da schüttelte Kaspar den Kopf, und entgegnete:

„Das ist freilich ein böser Handel, denn ein so kunstreicher Baumeister, wie Herr Georg Hauser, ist in ganz Oesterreich und vielleicht in der ganzen Welt nicht mehr zu finden. Deßhalb kommt es mir auch schier vor, als wollte er deiner Bewerbung um seine schöne Tochter nur los werden, indem er dir das Unmögliche zur Verbindung gemacht hat. — Aber, was ist denn mit dem dunkeln Mann weiter geworden?"

Da erwiderte Johannes:

„Den habe ich seit jener Zeit bis zum heutigen Tage nicht wieder gesehen, und es nimmt mich nur Wunder, daß er schier jünger geworden ist, statt älter." — Joha

nes versank wieder in seine tiefe Betrübniß, und wie schon des Abends in die Herberge kamen, legte er sich auf die Ofenbank, und vertiefte sich, während die andern tranken, und muntre Lieder dazu sangen, in die düstersten Träumereien, bis ihn auf Einmahl etwas ganz sachte auf die Achsel klopfte, und als er aufschaute, stand der kleine Mann vor ihm, und versetzte:

„Was bist du so traurig, mein lieber Hanns?“

Johannes gab ihm nur kurze Antwort, und meinte, er habe wohl Grund dazu; aber der Kleine fuhr fort:

„Sieh, Hanns! du hast es zwar nicht an mir verdient, weil du so schlechte Worte gehalten; aber ich habe dich einmahl lieb gewonnen, und will dir dienen ohne allen Entgelt. Ich weiß, welcher Kummer dich drückt, und will dir behülfslich seyn, daß du ein künftreicher Baumeister werdest, und deine Geliebte zur Frau erhältst, denn du

mußt wissen, daß ich von der Baukunst mehr als alle Menschen verstehe, und dein Lehrherr, mit mir verglichen, nur ein Stümper sey.“ —

Da unterbrach Johannes den Schwärzer und entgegnete:

„Laß mich zufrieden, denn ich habe gelobt, keine Gemeinschaft mehr mit dir zu haben, und deine Nähe verursacht mir ein inneres Grauen.“

Mit diesen Worten stand er auf, ging aus der Wirthskube, und ließ den Kleinen allein stehen; aber dieser kam nach einem Monate, dann nach einer Woche und endlich all' Tage wieder, obschon Johannes immer fortwanderte, und zehn Wochen nach seiner Abreise von Wien sich schon im tiefen Ungarlande befand; aber seine Echnsucht nach der geliebten Genoveva nahm mit jeder Stunde zu, und der geringe Hoffnungsschein, jemahls zu ihrem Besiß gelangen zu können, gewöhnte ihn endlich an

den Gedanken, die Hilfe des kleinen dunkeln Mannes sey vielleicht doch das einzige Mittel zur Erreichung seiner Wünsche, weshalb er ihm eines Tages mehr als gewöhnlich Gehör schenkte, und jener sprach:

„Wisse, daß dein Meister Georg Hauser vom Herzog Rudolph den Auftrag erhalten, die alte Kirche, welche Heinrich I. angefangen hat, vollkommen auszubauen und zwei Thürme daran aufzurichten, weshalb er sehr erfreut seyn wird, wenn du heim kommst und wieder zu ihm in Arbeit gehst. So du nun mein Lehrling seyn magst, komme ich alle Abende zu dir und will dir so große Baukunst lehren, daß du den zweiten Thurm errichten sollst, so wunderschön, wie es dein Lehrherr selbst nimmer im Stande seyn würde.“

Es war am 24. December, da fühlte sich Jungfrau Genovera von einer so großen Freude erfüllt, daß sie (wohl gedenkend, welch ein brünstiges Gebet sie vor drei Monaten zum Herrn gesandt hatte) gar nicht mehr daran zweifelte, sie werde noch denselben Tag zu Gott berufen werden, und um sich zu solchem Wege zu bereiten, ging sie abermahls in die Allerheiligen Kirche, wo sie andächtig zum Himmel betete.

Als die Jungfrau wieder heim kam, und schon nach der Thürklappe von ihres Vaters Stube greifen wollte, empfand sie eine frohe Ahnung, und konnte sich nicht enthalten, zu lauschen, mit wem der Vater so laut spreche, der sich über irgend eines Menschen schnelle Rückkehr zu verwundern schien; aber wie wurde ihr ums Herz, als sie die wohlbekannte Stimme ihres Johannes vernahm, welcher antwortete:

„Ja seht, mein werther Meister Georg!

ich habe mir's überlegt, daß ich doch bei keinem Meister in der weiten Welt so viel lernen werde, als von euch, und soll es mir möglich werden, eure schwere Bedingung zu erfüllen, so müßte wohl eine plötzliche Erleuchtung von oben mich zu solchen Werken geschickt machen; aber solche kann ich ja eben so gut bei euch als anderswo erbitten und abwarten. Dazu habe ich auch im tiefen Ungarlande in Erfahrung gebracht, welch ein Werk der Herzog euch aufgetragen, und meinte, ihr würdet mich als einen fleißigen Arbeiter dabei brauchen können."

Meister Georg fühlte sich gar sehr geschmeichelt, daß Johannes so großen Werth auf seine Kunst lege, und im ganzen Ungarlande von nichts anderem, als seinem neuen Bau gesprochen werde, so daß er gar freundlich entgegnete:

"Ja, mein lieber Hans! unser durchlauchtigster Herr hat mir die Gnade erwiesen, mich zu diesem Bauwerk zu beru-

sen, und ich habe auch schon zwei Nisse zu solchem verfertigt und dem ehrbaren Magistrat unserer Stadt eingereicht. Deshalb ist mir dein Wiederkommen recht lieb, denn du bist immer einer meiner liebsten Gesellen gewesen; doch sage ich dir, wenn wir beisammen bleiben sollen, so laß es dir nicht einfallen, mit meiner Genoveva früher ein Wortlein von Liebe zu reden, als du bewiesen hast, daß einst ein tüchtiger Baumeister aus dir werden kann."

Leise schlich Genoveva auf ihr Stübchen, dem Himmel zu danken, daß er ihr anstatt des klaffen Todesengels den blühenden Johannes zugeführt hatte, und dieser willigte in Alles, denn er war doch so glücklich, sein Liebchen wieder täglich zu sehen, und rechnete auf die Versprechungen seines kleinen Lehrmeisters, welcher jede Nacht, wenn alles im Hause schlief, zu Johannes kam, der vor großer Lehrbegier

sich sogar zu erkundigen vergaß, wie jener in das wohlverschlossene Haus gelange. Der wackre Geselle machte große Fortschritte, und was ihm der dunkle Baumeister einmahl sagte oder vorzeichnete, das hatte er alsobald begriffen, und konnte es nachzeichnen, so daß er schier zu glauben anfangt, Meister Hans sei müsse doch kein so großer Künstler seyn, oder mindestens nicht so gut Unterricht zu geben wissen, als sein kleiner Lehmeister, weil er von ihm so schwer etwas erlernt habe.

Am 7. Aprill 1359 legte Herzog Rudolph selbst den Grundstein zu der neuen Kirche, und weihte selbe dem heiligen Märtyrer Stephanus, worauf Meister Georg mit seinen Gehilfen voll Eifer und Freudigkeit den großen Bau begann, der sich aus künstlich zusammengefügten Quadersteinen allmählig und statlich empörte. So vergingen schier zwei Jahre, die Kirche prangte schon mit ihren schönen

Stirathen, kunstreich ausgehauenen Gittern von Thieren, Ungeheuern, Pyramiden, Rosen, Bildern der Heiligen und Fürsten und dem Wappen von Oesterreich und Steiermark ob dem Thore, vor Allem aber war der hohe Thurm mit kostbarem Schnitzwerk verziert; so daß manniglich vermeinte, es könne kein Bildmeister dem Georg Hauser gleich kommen. Auch im Innern der Kirche prangten acht und dreißig Altäre; der Fußboden war mit Platten von rothem und weißen Marmor ausgelegt und das Obinnenlicht schimmerte durch hohe Bogens Fenster von buntgemahltem Glas in das herrliche Gotteshaus.

Meister Hauser war sehr erfreut ob seines Werkes, und Herzog Rudolph hatte vom heiligen Vater die Bewilligung erhalten; die Chorherren von Allerheiligen dahin übersiedeln zu dürfen, welche nun in ihren rothen Gewändern (die sie zum Gedächtniß des für das Heil der menschl.

den Geschlecht vergossenen Allerheiligsten
 Blutes trugen) in ihre neue und schöne
 Behausung einzogen. Um diese Zeit meinte Johannes von
 seinem nächstlichen Lehrer genug erlernt zu
 haben, und bot sich an, den zweiten Thurm,
 der ein größeres Fundament als der erste
 hatte, anzubauen. Dem Meister schien
 ihm das Erbieten des Jünglings etwas leicht
 vor; doch hatte er bemerkt, wie selber viel
 anstelliger sey, und sein Werk wohl zu ver-
 stehen schiene, weshalb er selbst beim Her-
 zog Fürbitte that, man möge seinem Leh-
 ling solchen Vast anvertrauen, und wie sich
 derselbe unter des Jünglings Händen noch
 schöner und künstreicher erhob, als sein eig-
 ner Thurm, da hing der Alte Augen ver-
 wundern an, welche seltne Gaben in dem
 Johannes versteckt gewesen, und wohl
 ahntrug, daß jeder noch größere Aus-
 dem, er selbst, befihe, gestattete er ihm, die
 holde Genoveva als Braut zu begrüßen,

und versprach, sobald der Thurm unter
Dach seyn würde, ihnen eine gar stattliche
Hochzeit auszurichten.

Es kam der 24. September 1861 her-
an. — Johannes stieg mit innerm Dank
gen auf das Gerüste zu seiner Arbeit, und
gedachte, wie es gerade drei Jahre seyn,
seit er von Wien weggewandert war; aber
es war nicht so hell und heiter als damals,
sondern die Sonne war hinter dichten Nebel
verborgen, welcher auf die Stadt nieder-
stehnte. — Johannes war gar nicht zum
Arbeiten aufgelegt, und sah gedankenvoll
auf die Straße herab, als er plötzlich den
kleinen dunkeln Mann erblickte, der ihn,
seit er den Bau des Thurnes begonnen,
nicht mehr heimgesucht hatte; doch starrte er
freut zu seyn, daß er seinen kunstreichen
Zehmeister nach langer Trennung wieder
sahnte; fühlte er mehr als je ein geheimes
Vertrauen bei seinem Anblick; und bald kam
es ihm vor, als wachse der Kleine zu einer

ungeheuern Größe; daß er mit dem Kopfe gerade auf sein Gerüste reichte, und ihn grinsend anlächelte — dann erhob sich der dunkle Riese, stieg auf die Dächer der nächsten Häuser und spazierte gleichsam zur Kurzwahl über die Palläste und Kuppeln der Stadt dahin, während Johannes in starrer Entsetzen dem furchtbaren Lustwandler zuschaute, der endlich wieder vor den halb ausgebauten Thurm hintrat, und dem jungen Baumeister einen Zettel vorhielt, auf dem las er mit hellrothem Kinderblut geschrieben:

„Ich verspreche meinem Herrn zu thun und zu beten, was er mir geboten.“

Wien den 21. September 1352.

Johannes Buchbaum.

Da sträubte sich dem Jüngling das Haar; er fiel in der entsetzlichsten Herzensangst auf die Knie, wand die gefalteten Hände zum Himmel und wollte das Vater Unser beten.

doch war ihm sein ganzer Sinn verwirrt — er konnte sich der rechten Worte nicht entsinnen; und sprach wider Willen das verfälschte Gebet — der Riese lachte mit spargenhaft verzerrtem Antlitz, und wie jener also fruchtlos betete, brach das Bret ein; auf dem er kniete, und Johannes fiel zerschmettert auf den Boden nieder.

Um dieselbe Zeit kniete Genoveva in der Kirche und fühlte sich gleichfalls von einer unerklärlichen Angstlichkeit befangen; sie betete mit verdoppelter Inbrunst zum Himmel, als sie einen heftigen Schlag vernahm, und verwirrtes Getöse vor der Kirche sie in ihrer Andacht störte; ahnungsvoll stürzte sie heraus, und sah ihren Geliebten todt und entstellt zu ihren Füßen liegen. Bei solchem Anblick brach der unglücklichen Jungfrau das treue Herz, und die beiden Liebenden waren die Ersten, welche auf dem St. Stephans Friedhof begraben wurden; der Thurm aber blieb unausgebaut,

Denn kein Meister wagte sich an dessen Vollendung, weil er gar zu kunstreich angefangen war, und man hing die kleine Glocke in demselben auf.

Als später das Weinhaus auf dem Kirchhof erbaut wurde, ließ die alte Frau Buchsbaum aus dem Nachlaß ihres Sohnes ein Ecce-homo-Bild mahlen, und stiftete davor eine ewige Lampe, die zum Gedächtniß und Seelenheil des armen Johannes brennen sollte; aber Meister Hauser weinte sein Lebenlang über den allzufrühen Tod seiner frommen Genovera.

„Bravo! rief Rudolph, als Theodor schwieg, das ist doch ein vündiger Commentar über das: „Laß dich den Teufel bei einem Haare fassen, und du bist sein Aufsteig!“

Auch Herrmann und Balther versicherten Theodor ihres Beifalles; aber

Bertha schüttelte das Lockenhaupt, und versetzte:

„Ich gestehe dir, lieber Bruder! die zarte Liebe deiner Genoveva ließ mich Anfangs etwas hoffen; aber am Ende kommt statt Amor und Hymen — der Teufel! Ist es wohl erlaubt, und zeigt es nicht, daß ihr Männer — ihr müßt mir schon verzeihen, wenn ich wieder aus meiner Rolle falle, für die ich wahrlich nicht taugte — ganz von zärtern Gefühlen entblößt seyd, daß ich die einzige war, die den Lohn treuer Liebe darstellte; aber dazu hat Walther den Ton angegeben, und er soll zur Strafe uns sogleich ein Lied der Zärtlichkeit oder Sehnsucht zum Besten geben.“

Lächelnd unterwarf sich Walther dem Ausspruch der reizenden Frau, und Fridolin blätterte in dem Hest, welches er seiner Schwester mitgebracht hatte — auf Einmahl rief er: „Ich hab's, ich hab's!“ und fing zu lesen an.

Der Königssohn.

In Siziliens schönen Reichen
 Hat ein König einst regiert,
 Nebst der Herrinn sonder Gleichen
 Wundervoll mit Reiz geziert.
 Schön und adelich von Sitten
 War des Königs Majestät,
 Und in seines Volkes Mitten
 Alles er beglücken that.

Lieb und Treu ward auch von Allen
 Ihm, des Herzens schönster Lohn,
 Nur in seines Hauses Hallen
 Sollt' ihn schweres Leid bedroh'n.
 Leider nicht des Leibes Schöne
 Glich das Herz der Königin,
 Das sie fremder Liebe stöhne,
 Hrischt' ihr ungetreuer Sinn.

Weh! in falscher Lust empfangen,
 Ihm! gebat sie einen Sohn,
 Den der König, hintergängen,
 Wohl als Erben seiner Kron'
 Grüßt mit tausend süßen Namen. —
 Anklein wuchs zum Jüngling auf;
 Schien dem König nachzunehmen
 In dem weisen Lebenslauf.

Doch der Mutter wildes Lieben
 War des Hauses innrer Feind;
 Treulos war sie noch geblieben,
 Als der zweite Sohn erscheint;
 Der erwuchs zum starken Helden,
 Schön und rüstig von Gestalt,
 Und die Chronikbücher melden
 Von des Armes Siegesgewalt.

Also war ihr Herz geschändet,
 Da sich plötzlich ihr Gemüth
 Zu der Tugend wieder wendet,
 Gram im Busen ihr erglüh't. —
 Und es neiget sich in Reue
 Zum Gemahl der Herrin Herz;
 Daß ihr Gott die Schuld verzeihe,
 Fleht sie brünstig himmelwärts.

Wie sie nun die Treu erkoren,
 Uebermahl in Schmerz gebär,
 Hat sie einen Sohn geboren,
 So dem Vater ähnlich war.
 Reich geschmückt mit hohen Gaben
 Blüht des Königs Ebenbild,
 Und die edle Stirn, erhaben,
 Glänzet auch in Hoheit mild.

Als jedoch in hohen Jahren
 Nun der König faust entschließ,
 Da erhoben sich Gefahren,
 Und des Krieges Stimme rief. —
 Jeder von den ältern Edhnen
 Will nun herrschen in dem Reich,
 Ja sie kämpfen ohn' Verfühnen,
 Schlag auf Schlag und Streich auf Streich.

Doch der Jüngste ward verachtet,
 Keiner dachte an sein Recht,
 Dessen wurde nicht geachtet,
 Und es war doch so gerecht! —
 Da erwacht das Gewissen,
 Neu voll ruft die Mutter aus:
 „Mögen's doch die Räte wissen,
 Daß besetzt das Königshaus!“

Sie versammelt schnell die Alten,
 Die mit treulich weisem Sinn
 Hoch im Rathe preislich walten —
 Hier gesieht die Sunderin:
 „Von der Dreizahl, die erkoren
 Zu des Reiches goldnem Thron,
 Sind im Ehbruch zwei geboren,
 Einer ist des Königs Sohn.“

Eorgsam forſchen nun die Mä ,
 Welcher hier gebieten muß,
 Daß man keinem Unrecht thäte. —
 Und ſie faſſen den Beſchluß:
 „Nach dem Leichnam ſollen ſchießen
 Alle drei zu Luſt und Scherz,
 Jener ſoll den Thron genießen,
 Welcher trifft des Königs Herz.“

Solches auch dem Volk zu künden,
 Herolds Stimme füllt die Luſt;
 Und den König ohn' Empfinden,
 Hohlt man aus der jällen Gruſt.
 Schnell das Volk in wildem Eilen
 Band die Leiche feſt am Baum,
 Und mit Bogen und mit Pfeilen
 Kämpfer treten in den Raum.

Und die Wehr des erſten Sohnes
 Traf des Königs linke Bruſt;
 Jubelnd freut er ſich des Lohnes
 In der Herrſchſucht grauer Luſt;
 Doch der Zweite ſpannt den Bogen —
 Wildem Aug' entſprühet Gift —
 Und der Pfeil iſt fortgeſtoßen,
 Nicht am Herzen er ihn trifft.

Sieh! da wenden sich die Blicke
 Nach dem dritten Prinzen hin,
 Welcher meidend solche Tücke,
 Spricht im kindlich frommen Sinn:
 „Brüder! nehmt Besitz vom Throne,
 Laßt mich steh'n in Einsamkeit,
 Denn um solchen Preis die Krone
 Nicht des Sohnes Herz erstrent.“

Und er will nicht feindlich schließen
 In des Vaters treues Herz,
 Lieber Kron' und Herrschaft missen,
 Und entwich in bitterm Schmerz;
 Doch die Mäthe wohl erkannten,
 Dieser sey des Königs Sohn,
 Boten nach ihm eilig sandten,
 Riefen ihn zum goldnen Thron.

„Mein, schmolte Vertha, so arg hat
 man noch keinem Bruder und keiner Schwe-
 ster mitgespielt, seit die Welt steht — man
 verspricht mir ein järtliches Lied, um mich
 für all die Abscheulichkeiten zu versöhnen,
 welche ich heute schon mit anhören mußte,

und, Siehe da! mein jüngstes Brüderlein,
ganz seiner Freunde würdig, liest mir eine
Geschichte voll Ehebruch und andrer Graus-
samkeiten vor, wie sie heut zu Tage Mode
sind."

Alle lachten, und um die Zärnenbe zu
versöhnen, griff Herrmann zur Guitarre,
spielte und sang:

Frühlingsmorgen.

Schon glüht der Frühling wieder
Mit seinem Blüthenleben
Und zarten Westes Beben;
Die Freude tönt im Liede

Schon leht das Laub zum Strande,
Die Gräser zu den Wiesen;
Nur mir leht nimmer, nimmer
Des Herzens stiller Friede.

Es schmelzen Phoebos Strahlen
Das Eis von Berges Rücken;
Man siehet mit Entzücken
Die Flur im Prachtgeschmelde;

In sanften Tönen rauschet
 Der Bach durch Blumenauen,
 Der Strand in zarten Farben
 Bist süße Augenweide.

Die hochbejahrten Eichen
 Auf steilen Felsenhöhen,
 Die Blätter schüttelnd, wehen
 Der hohen Zweige Locken.
 Zur Wette sind geschmückt
 Die neubekränzten Fluren,
 Mit tausend schönen Blüthen,
 Mit zarten Silberglöckchen.

Zum alten werthen Neste
 Aus des Aegyptos Lande
 Die Schwalbe kehrt zum Strande
 Des Vaterlands zurücke.

Und schneller will sie fliegen,
 Und siehet nicht die Nebe,
 Und sorglos wird die Arme
 Ein Raub von Jägers Mute.

Die liebevolle Hirtin

(Ihr Auge glüheth helle)

Sie eilt zur nahen Quelle,
 Das goldne Haar zu schmücken.

Die Heerden auf die Weide,
 Die Wandrer weiter geh'n,
 Der Fischer eilet munter
 Zu seines Netzes Striden.

Der alte Schiffer selber,
 Den falschen Meeres Tosen
 Aus Ufer ausgestoßen
 In Sturmes bangen Stunden;
 Es ruh'g wieder sehend
 Ergreift er schnell das Ruder,
 Was ehmal's ihm geschehen,
 Ist seinem Sinn entschwunden. —

Noch immer willst du, Holbe!
 Mir keine Hoffnung geben,
 Als war mein wildes Leben
 Nicht deine Schuld alleine.
 Wenn frei ich wieder werde,
 Die alten Bande lösend,
 Tragt keine neuen Ketten
 An Herz, das arme meine.

Dein vielgeliebter Name,
 Er glüht in Blüthenzeiten;
 War oft die goldenen Salten
 Ließ ich von ihm ertönen.

Und immer bleibst du streng? —
 So mögen meine Klagen
 Die Schmach der Liebe rächen,
 Daß du mich willst verhöhnen,

Doch nein! verzeihe, Holde!
 Des Ausbruch wilder Plagen, —
 Es sind die bittern Klagen
 Der wahren Liebe Zeugen,
 Machts Freude dir, so lebe,
 Und willst du, mich verachte,
 Sey grausam oder gütig,
 Mein Herz bleibt stets dir eigen,

„Wenn ich hoffen dürfte, versetzte
 Theodor, nachsichtige Richter an euch
 zu finden, würde auch ich es wagen, mit
 einigen Distichen ans Licht zu treten,
 die ich niederschrieb, nachdem ich zu Wien
 die große Künstlerin Schröder zum ersten
 Male in Vertuschs altem Trauerspiel
 Elfrida sah, welches durch sie gleichsam
 eine neue und bedeutsame Gestaltung er-
 hielt.“

Alle drangen in ihn, seine Verse hören zu lassen, und Theodor begann:

An Sophia.

Reiche mir, Muse! den prangenden Lorber —
o liebliche Charis!

Reiche mir Blumen zum Kranz, welcher die
Priesterin ziert!

Seht Elfriden, sie fällt zur Seite des Innig-
geliebten,

Schlummert in schönere Welt — schauet und
schmücket das Haupt!

Aber was Schönes erblüht am Fuße des hohen
Olympos,

Blumen aus Tempels Gefild bringt mir zu
solchem Gewind'.

Doch der Himmlischen Kreis, er zögert mit herr-
lichen Gaben,

Nahend Melpomene spricht: "Nimmer
vermindert wir dies!

Felder von Blumen entleert sind Tempel blü-
hende Fluren,

Leer ist der Daphne Baum, Phoebos
Apollon geweiht;

Denn mit dem strahlenden Glanz des Lorbers
mußt' ich die Schläfe

Reich ihr umwinden, wenn sie, wild mit
zerstörender Nacht,

Eine Göttin, Medea, süßt im Blute der
Söhne

Was der Vater beging, schonend nicht eigen-
nes Blut;

Wenn sie vom eisernen Schicksal gewöhlt, ein
thätiges Werkzeug,

Macbeth, den Stolzen, erregt, daß er zum
Throne sich schwingt,

Nicht mehr schenend die Blutschuld, mahnende
Rache des Himmels,

Welche den juckenden Strahl sendet zum
schuldigen Haupt.

Rosen des hohen Olymps flücht und himmlische
Palmen

Polymneja zum Kranz, schmückend der
Priesterin Stirn,

Wenn sie, Johanna, einher die reine Sehe-
rinn ziehet,

Und mit dem heiligen Schwert mähet die
feindliche Schaar,

Nach vollendetem Sieg zur Klarheit der Him-
mel sich aufschwingt;

Oder dem Unge verköhnt, welches einst Ju-
gend beging,

Und Maria die Reine, rings vom Glanzen
umstrahlet,

Auf Sünde befreit, irdischem Leiden end-
schwebt;

Wenn in dem strahlenden Bild der hehren Jün-
gerin Messias

Wie in Meropen sich rein Liebe der Mä-
 ter verläßt. —

Und Thalia sie hat mit der Chariten lieblichen
 Dreizahl

Schon die Juwelen des Thals alle in
 Kränzen verbraucht,

Wenn Sophie, dem hohen Rothbarn bescheiden
 entsagend,

Nach dem freundlichen Eoerz als Priesterin
 dient.

Jeglicher Tag genährt der Künstlerin neue herr-
 liche Siege,

Jeglicher herrliche Sieg lockert den schön-
 ren Kranz —

Darum von Blumen entleert sind Tempel blü-
 hende Kluten,

Reer der heilige Baum, Phobos Apol-
 lon geweiht.

Als die Göttliche schwieg, da begann ich:

„Schön sind die Siege,

Doch ist's Elfride allein, so sie zur Einz-
 gen krönt. —

Namenlos wüthet das Leid im tiefbewegten Ge-
 mütbe,

Ihr entrisen ist er, dem sie die Liebe ver-
 mählt,

Und mit verhaßter Gluth der Trübe verfolgt
 sie der König,

Ed ihr den Gatten erschlug. — Keiner ge-
 währet ihr Schutz.

Selbst von dem Vater gedrängt zum neuen blutigen Ehband,

Schweiset der jagende Blick wild und zweifelnd umher.

Glehe! da flüstert die Liebe ihr Rath zu, — plötzlich erblickt

Sich das rollende Aug' — Hoffnung belebt sie auf's Neu',

Und die Klarheit der Himmel umfließt das lächelnde Antlitz.

Wie sie den rettenden Dolch leis' und voll Wollust ergreift;

In dem Geliebten eilt sie durch dunkle Pforten des Todes,

Langsam senkt sie den Stahl tief in die treueste Brust.

Heiß vom Herzen strömet das Blut, und der Liebe Geweihte

Sammelt die fliehende Kraft, windet zum Gatten sich hin,

Und die Hand, die geliebte, legt sie aufs edelste Herz dann,

Eschlummert in süßester Lust über in schauerre Welt."

Als ich gerndet, begann die Göttinn auf's Neue zu sprechen:

„Sterblicher! meide den Wahn, daß du zu lohnem vermagst,

Daß auch der herrlichste Kranz aus Tempes blühenden Auen

Sei ein würdiger Preis, wo nur Bewußt-
seyn belohnt.“ —

Darum, Sophia! hast du Schönes gebildet
und Hohes,

Finde den reinsten Genuß in der Erinne-
rung Bild.

„Bravo, mein Bruder! rief Bertha,
es ist recht löblich von dir, dieser herrlichen
Künstlerinn die dornenvolle Laufbahn mit
den Blumen der Poesie zu bestreuen. Sie
ist ja ohnedies ihr höchster Lohn, und es
hat mir vor Kurzem recht weh gethan, daß
ein vielgefeierter deutscher Dramaturg ein
so hartes Urtheil über sie aussprach.“ —

„Mein! fiel Fridolin seiner Schwe-
ster in die Rede, an dieser begeisternden und
begeisterten Künstlerinn Fehler auffuchen,
heißt wohl: die Sonnenflecken beobachten.“ —

„Du sprichst, entgegnete Walther,
mit dem lebendigen Enthusiasmus, welcher
deiner Jugend zukommt, und den diese kunst-
reiche Frau wohl in jedem Gemüthe ent-

flammt; aber, von Sophia abgesehen, muß ich bekennen, daß die deutsche Bühnenkritik im Allgemeinen mir eher zu lau, als zu streng vorkommt. Von allen Seiten ertönen Klagen über den Verfall des deutschen Theaters, aber von keiner wird ein Schritt gethan, der Kunst einen höhern Glanz zu verschaffen. In allen Ländern, wo Deutsch gesprochen wird, reichen sich — so sehr sie auch wechselseitig über einander schmähen — Schauspieler und Publikum die Hand, um jeden Rest von Geschmack zu ersticken, und schüchtern wir der sorglosen Hand, die uns aus dem allgemeinen Irthum leitet. Es ist aber ein durchsichtiges falsches Prinzip, wenn man mit feiger Sanftmuth bessern will: Der Künstler, so wie er vor das Publikum tritt, unterwirft sich jedem Urtheil, und nur das als schief anerkannte (doch nicht von seinem Eigendunkel) darf er kühn verachten. Warum stehen die französischen Schauspieler in ih-

rer Art auf einer weit höhern Stufe der Vollendung, da doch wir Deutsche in Kunst und Wissenschaft den Franzländern so weit vorgeeilt sind, daß sie es fast selbst zu erkennen scheinen? Dank sey es dem strengern Publikum, das selbst an seinen Lieblingen keine jener Launen duldet, die unsre deutschen Bühnengäste in so reichem Maße an uns üben, Dank den unerbittlichen Kritikern, die jeden Verstoß gegen die Regelschönungslos rügen.“ —

„Du meinst also, fiel ihm Theodor ein, die französischen Schauspieler hätten gar keine Launen und ihre Journalisten seyen stets gerecht und hegten niemahls eine Vorliebe für diesen oder jenen Künstler, oder — Künstlerinn?“

„Gott bewahre! versicherte Walter, aber so wie diese ihre Partheilichkeit nicht so unverschämt an den Tag legen können, als die unsrigen, ohne zu befürchten, daß sich einer ihrer Rivalen morgen über sie

Inſtig mache, eben ſo fühlt die Laune jener höchſtens der Theater: Director und der Dichter, wenn ſie ihnen nicht zu imponiren verſtehen; auf der Bühne muß der franzöſiſche Schaufpieler jedesmahl mit all der Sammlung erſcheinen, als ſollte er zum erſten Mal ſein Talent vor dem Publikum entſalten, da die unſrigen, wenn ſie erſt einige Mal beklatscht worden, ſich geberden, als müßten wir mit Allem vorlieb nehmen, was ſie unſrer Schaukuſt zu bieten für gut finden. Wagt man mit ungeziertem Freimuth ſich darüber zu äußern, ſo erheben ſie ein gewaltiges Geſchrei, und klagen über erlittenes Unrecht. Böſes kann nur mit Böſem vertrieben werden, und wir werden nicht eher dahin gelangen, vollkommene Kunſt: Inſtitute (Gegenwärtig haben ſelbſt: die erſten Bühnen nur einzelne Heroen der Kunſt, die natürlich als Ausnahmen von der Regel zu betrachten ſind, doch kein Enſemble) zu beſitzen, biß die franzöſiſche Geißel

mit gleicher Strenge, aber mit deutscher Würde auch über unsre Musenpriester geschwungen wird, wobei es freilich nöthig seyn wird, gewisse Herrn, die es sehr bequem finden, die Superiorität ihres Geistes durch grundloses Schmähen zu bezeugen, von der Bühnenkette auszuschließen. Nur geweihte Lieblinge der göttlichen Kunst, mit scharfem Seherblick und Liebe für die Musen ausgestattet, müssen das ernste Urtheil aussprechen, das dem angehenden Künstler ein leitender Stern, ein Schreckfeuer für den Stämper seyn wird.“

Nachdem die Männer noch lange über diesen so vielmals als fruchtlos besprochenen Gegenstand gerathschlagt hatten, erinnerte sich Bertha der Rache, die sie an Fridolin nehmen wollte und sprach zu ihm: „Du verräthest vorhin an Walther meinen armen schwachen Versuch, und ich will dir nun in voller Eihung der Ludwigsbürde vergelten. Wisset also, daß unser fremd-

mer Jüngling auch seine Leier schon gestimmt, und den Sänger Otto, als er neulich Wehuls Joseph sah, in einem recht lieblichen Liede gefeiert hat.“

Freundlich winkte Walther seinem jungen Freunde, das Gedicht zum Besten zu geben, und Fridolin regitierte:

An Otto.

Sehen wir den Teppich walzen,
Sich erheben von der Erde,
Regt sich durch ein mächtig: „Werde!“
Eine Welt, uns zu gefallen.
In der Künste heitres Leben
Werden freudig wir geführt,
Wo der Mufen stilles Weben
Uns die Welt so reich verziert,

Und in Memphis weiten Saale,
Fromm den Blick empor gehoben,
Nahet Joseph, Gott zu loben,
Daß ihn Himmelskuld umstrahle;
Fern von Noche sein Gemüthe
Hat er längst das Leid besiegt,
Straft an Brüdern nur durch Güte,
Was ihr Haß ihm zugefügt.

Durch der Achtung harter Hände
 Ist der König ihm verletzt,
 Den er weise einst gerettet,
 Hunger abgewandt vom Lande.
 Und im fröhlichen Gemüthe
 Zieht das Volk die Stadt entlang,
 Unter Tanz und Saitenspiele
 Sollt es ihm den heißen Dank.

Doch, von Erdenklang umstrahlet,
 Alles will er gern entbehren,
 Wann nur Glück in Freudenjahren
 Sich im Vaterauge mahlet.
 Ihn erkennet Jakob wieder,
 Preissend Gottes Gnadenborn,
 Und zum Segen seiner Brüder
 Wandelt er des Vaters Zorn.

Deine Kunst hat neu geboren,
 Was aus Joseph's frommen Leben
 Uns die Bibel kund gegeben,
 Keine Spur ging uns verloren. —
 Walle fort auf schönen Wegen,
 Die du kühn betreten hast,
 Polymnijas Zaubersegen,
 Hast du Edinger hent erfasst.

Strebe nach der Künste Kronen
 Ferner so mit reinem Sinne,
 Und dich wird zum Hochgewinne
 Der Vollendung Palme lohnen.
 Freundlich nimm die kleine Blume,
 Bind' in reichen Kranz sie ein,
 Der im Mäusenheiligtume
 Einst dich glitz mit hellem Schein.

Alle waren erfreut über des Jünglings
 inniges Gefühl für Kunst und Künstler,
 welches sich in dem kunstlosen Liebe aus-
 sprach, und manchen kunsttrichterlichen Tadel
 unterdrückend, zu welchem sich wohl
 Stoff darbott, schloß Herrmann den jün-
 gen Bruder zum Lohn an sein Herz, wel-
 cher sich dadurch nicht wenig erfreut fühlte,
 denn jener wurde von allen Geschwistern
 und Freunden so abgöttisch geliebt, daß
 auch die unbedeutendste Liebesäußerung von
 ihm gar hohen Werth für sie hatte.

Bertha machte die Bemerkung: der
 Cyclus sey vollendet; aber das Erzählen

hatte den versammelten Freunden so wohl gefallen, daß man den Vorschlag machte, noch einen zweiten Cursus zu eröffnen; nur meinte Herrmann, es sey nun des Geistes: spucks genug, und man sollte einen andern Vorwurf wählen.

„Wie wäre es, fuhr er fort, wenn wir uns aus dem Halbdunkel der romantischen Sagenwelt hinaus begeben in das sonnenhelle Thal der antiken Phantasie?“

Alle Männer waren damit wohl zufrieden, nur Bertha schwieg, und als man sie auffoderte, den neuen Reigen anzuführen, entgegnete sie:

„Ihr habt den Stoff gewählt, ohne mich auch nur im geringsten um meine Zustimmung zu befragen, daher müßt ihr euch schon gefallen lassen, wenn ich — bloß für meine Person — gegen denselben protestire, und zwar aus dem eben so einfachen als wichtigen Grunde, weil ich ungelehrte Frau aus der Welt der Griechen und Rö-

mer nichts Kluges zu Markte zu bringen hoffen darf. Laßt mich also entweder aus dem Spiele oder nehmt vorlieb mit einer Uebersetzung aus dem goldnen Zeitalter der französischen Litteratur — die Briefe der Vabet, welche ich in meinen Feierstunden zum Spas gemacht habe, weil ich glaube, die Briefe eines Mädchens können am ersten von einem Weibe übertragen werden.“

Theodor schüttelte den Kopf; aber Walther und Rudolph nahmen sich der armen Bertha an, und gestanden ihr, als der einzigen Dame unter den Ludwigbrüdern diese Ausnahme von der Regel zu.

„Ja? Schwesterchen! versetzte Herrmann, ich wäre dießmahl wohl dem Ausspruch deines Vatten und deines partheiischen Freundes nicht so leicht beigetreten, wenn du nicht grade diese Briefe gewählt hättest, die mich durch ihre geistreiche Naivität so sehr ansprachen, daß ich sie

vielleicht sechs Mal gelesen, und vielen großen und breiten Meisterwerken der französischen Classiker vorziehe; sie kommen mir mit ihrer Natürlichkeit und Rundung recht als Meister von Briefen, wie sie seyn sollen, vor, und du müßtest sie gar unglücklich übertragen haben, wenn sie ihre Anmuth verloren haben sollten."

Alles war einig, Bertha zog ein Heft aus ihrem Nähstisch und las:

Briefe der Vabot an Boursoult.

Erster Brief.

Ich erwartete Sie den ganzen langen Dienstag, weil Sie mir am Montag versprochen hatten, mich zu besuchen; aber Sie kamen nicht. Gestern mußte ich eine Visite machen — ganz gegen alle Regeln der Etiquette ging ich Vormittags, um Ihre Gegenwart ja nicht zu versäumen, falls Sie etwa Nachmittags bei uns einsprechen;

doch Sie erschienen abermahls nicht. Heute erwartete ich Sie auf meinem Zimmer, bis man mich zum Abendessen rief; aber Sie ließen sich nicht sehen. Ich wünsche Ihnen alles Böse, denn ich kann es nicht leiden, wenn man mir etwas verspricht, das man zu halten nicht Lust hat. — Man betwirbt sich bei mir sehr dringend um das Wohlwollen, das ich Ihnen zu leicht zugestand, und ich kenne Leute (man muß bei Ihnen Hochmuth mit Hochmuth vergelten) denen mein Anblick so viel Vergnügen macht, als mir Montags Ihre Unterhaltung. Wenn Sie sehr viel Geist haben, so bedenken Sie, daß ich leidlich schön bin, und das Geschlecht, zu dem ich mich zähle, mir ein Recht gibt, noch etwas stolzer zu seyn. Gute Nacht!

Zweiter Brief.

Ich bin entzückt, daß Sie mich fürchten, und ich hielt mich wahrlich nicht für

so furchtbar. — Wäre ich in der That so reizend, als Sie bescheiden, ich wollte Ihnen zeigen, daß ich Ihre Eroberung nicht so gering achte, als Sie wohl glauben; an meiner Sorgfalt sollten Sie sehen, wie hoch ich Sie halte. *Es gibt keinen glänzenden Sieg, als die Herrschaft über jene, welchen die Gabe ertheilt ward, mit leichter Mühe ihrem Geiste die Gemüther zu unterwerfen, und ich würde kein Mittel unversucht lassen, einen schönen Geist in meine Netze zu verstricken. Kame es nur auf Liebängeln an, so weiß der Himmel, wie gut ich meine Sachen machen wollte.

Um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht leere Worte mache, und in ehrlicher Fehde, sonder Tücke und Hinterlist, gegen Sie zu Felde ziehe, so kündige ich Ihnen an, daß Sie Ihr Herz zu vertheidigen haben, weil ich gesonnen bin, selbes zu bestürmen. Ihre Verflissenheit, mich zu sehen, oder das

Bestreben, meine Gegenwart zu fliehen, wird mir seine Stärke oder Schwäche verrathen.

Als ein Mädchen, das Ihnen den Handschuh hinwirft, erkläre ich Ihnen von nun an, daß Sie die frohe Laune — die Sie bei uns gelassen haben wollen, nicht eher zurück erhalten, bis Sie selbst kommen, sie zu suchen, und auch wenn Sie kommen, ist es noch nicht sicher, ob Sie sie ganz wieder mit sich forttragen, und es steht bei mir, ob ich Sie Ihnen großmüthig wieder gebe. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Wäre ich sicher, daß Sie ganz überwunden sind, so würde ich mich auch meines Sieges bescheidenlich bedienen — ich bin nur streng gegen die Hartnäckigen und zufrieden, durch die Waffen meiner Reize Sie überwunden zu haben, würde ich nur mit Güte Sie zu erhalten suchen.

Finden Sie sich um sieben oder acht Uhr am Luxemburg ein, und ich werde Ihnen die frohe Laune zurückgeben, was ich zu thun vergaß, als Sie das letzte Mahl bei mir waren.

Sie haben meine Neigung so leicht erworben, und sie ist so ganz frei von Eigennutz, daß ich Ihnen — wenn ich Sie etwas längere Zeit sollte — volle Freiheit gebe, zu Ihrer schönen Michelon zurück zu kehren, ohne Ihnen deshalb das Geringste meiner Achtung zu entziehen. Ich zweifle gar nicht an den Vorzügen dieses Mädchens, da Sie sie liebten. — Sie sprachen, als ich das erste Mahl des Vergnügens Ihrer Gesellschaft genoß, mit so glühender Zärtlichkeit von ihr, daß sie dieser lebhaften Gunst nicht werth ist, wenn sie sich nicht darnach bezeugt; sie zu belohnen. Ich hoffe, daß Sie diesem Ausdruck nicht mißdeuten werden; denn so sehr ich auch eine geschworne Feindin der Pruderie bin, so würde es mich

doch sehr schmerzen, wenn meinem Frohsinn etwas entschlüpfte, was meine Sittensreinheit bei Ihnen in Verdacht bringen könnte.

Ich achte Sie, weil ich in Ihnen einen Ehrenmann fand, und rechne fest darauf, Ihre Achtung zu gewinnen, wenn Sie mich näher kennen lernen werden. — Ich bin gewiß ein recht braves Mädchen. Bis dahin Adieu!

Vierter Brief.

Ich will morgen ins Hôtel de Bourgogne gehen, um die M^{lle} Andre's zu sehen, die nicht schlecht seyn können, da Sie sie gemacht haben. Sonntag war ich bei St. Paul, und ließ mir Ihre M^{lle} Lonzeigen, die an der Seite der Sakristei saß. Ich fand sie ganz so schön, als Sie mir sie schilderten, aber auch Schwermuth in ihren Zügen — vielleicht weil sie Sie nicht mehr sieht. Ich fühle mich mehrmals

versucht, sie anzureden, und ihr zu versichern, sie habe Unrecht, denn ich bin fest überzeugt, daß Sie nicht Unrecht haben können.

Gern gäbe ich vier Pistolen, um in eine Loge an ihrer Seite zu kommen, und mich zu überzeugen, ob auch ihr Geist dem glänzenden Bilde entspricht, das Sie mir von ihm entworfen haben. Sie sind zwar fähiger als irgend jemand, hierüber abzusprechen, das gebe ich zu, aber, abgerechnet, daß wir den Gegenstand, den wir zu lieben gerade Lust haben, mit dem Lieblichsten auszuschnücken pflegen, lehrt mich auch das Gute, das Sie von mir sagen, in diesem Punkte etwas mißtrauisch gegen Sie zu seyn. Mein Vater ist zu Vognoset, und mein Bruder, der Rentier, speißt morgen bei mir; wollen auch Sie kommen, so setzen Sie ihm eine große Verbindlichkeit auf, denn er ist so begierig, Sie zu sehen, als ich es war, Ihre Herrinn zu erschauen.

Was mich betrifft, so wissen Sie wohl, daß ich nichts lieber thue, als Ihnen zu sagen, ich sey die Ihre.

Fünfter Brief.

Sie gestehen mir eben so viel Reize, so viel Geist und so viele Tugenden zu, als jener Undankbaren, die sich Ihrer Liebe entzog; aber Sie vergessen, daß ich gerechter bin, als sie. Mit dieser Wahrheit will ich Sie so gerne vertraut machen, als ich es Ihre, daß Sie mich lieben. Sie versichern, Sie sprächen ernstlich — ich thue dasselbe. Der Zorn, den die meisten Weiber zur Schau stellen, wenn man ihnen dasselbe sagt, ist lächerlich oder erlogen. Wer uns liebt, ehrt uns und ich gestehe Ihnen gern, daß ich mehr erröthen würde, Sie zu verlieren, als Sie zu erobern.

Wenn ich bis jetzt nur spielend Ihre Gunst erwiderte, so lag die Schuld daran, daß ich sie nur für Spiel hielt. Ich war

erkia gegen Sie, weil ich Ihnen Artigkeit schuldig bin; ich achtete Sie, weil Sie Achtung verdienen, und wenn ich selbst dem heftigsten Dringen widerstand, zu sagen, daß ich Sie liebe, so würde es mir leicht geworden seyn, „Nein!“ zu sagen, wenn ich dazu gerade Lust gehabt hätte.

Ich verbiete Ihnen, mir etwas von der Liebe wiederzugeben, die ich Ihnen gab — Sie haben selbst nicht allzuviel, da Sie es nicht wagen, sich mir unbedingt zu ergeben; und wenn ich finden sollte, es fehle mir, so weiß ich schon, woher zu nehmen. Wenn Sie einst mehr Liebe haben, als ich wünsche, so werde ich Ihnen so viel entwendet, als ich bedarf. Adieu!

Verbrennen Sie meinen Brief, wenn Sie ihn gelesen haben, und kommen Sie Nachmittag gewiß. — Ich glaube deutlich genug gewesen zu seyn, und darf es wohl nicht erst durch Schwüre bekrunden, daß es mich entzückt, wenn Sie lebenslang der

Weine seyn, und mich die Ihre — ich bin entschlossen, es zu werden — nennen wollen.

„Da sieht man, rief Fridolin, wie die Verliebten unfolgsam sind, Vabet bat ihn, den Brief sogleich zu verbrennen, und sehr nach beinahe 200 Jahren übersetzt ihn mein liebes Schwesterchen ins Deutsche.“

„Ja, so geht es, entgegnete Bertha, wenn man mit dem Schriftstellervolk zu thun hat. Ein Briefchen von Heber Hand zu verbrennen, ist zwar ein so ungerathenes Begehren, daß es mit Recht immer unter die unerfüllten gehören muß; aber andre Leute lassen es doch nicht drucken, wie die fatalen Gelehrten.“ —

Alle baten Bertha fortzufahren und sie las:

Sechster Brief.

Flattergeist! Du siehst grade so aus, als ob Du mich betrügen wolltest. Du sprichst zu viel Gutes von der jungen Dame, die Du gestern auf dem Palle triffst, um nur Achtung für sie zu fühlen. — Ich sehe aus Deinem Bilde, daß sie höchst reizend, höchst liebenswürdig ist, und dens noch hasse ich Sie, denn ich fürchte, Du könntest sie lieben. Dieß Verständniß ist vielleicht etwas zu schmeichelhaft; aber Du hast mir so oft gesagt, Güte sey die festeste Kette für Dich, daß ich mich ihrer bedienen will, um einen Verräther nicht zu verlieren, der mir nur zu leicht entschlüpfen könnte. Sey mir treu, und ich will Alles für Dich thun, was man vernünftiger Weise thun kann, wenn man sich so liebt, wie wir uns lieben. Ohne zu untersuchen, ob es Menschen in der Welt gibt, die man Dir vorziehen könnte, verspreche ich Dir,

Dich allem vorzuziehen, was es von Menschen auf Erden geben mag. Ich bestelle dich selbst zum Richter, und frage Dich, ob Du nicht der undankbarste Mann wärest, wenn Du mir untreu wärddest?

Heute Abends ist Gesellschaft bei uns; wir können also weder nach Herzenslust schwätzen, noch einander Küsse durch die Scheiben zuwerfen — aber morgen bin ich wieder in Paris, und zur Entschädigung für hundert eingebildete Küsse, sollst Du von mir den herzlichsten wirklichen erhalten.

Stiebenter Brief.

Wenn Du morgen mein Wort nicht einlösest, bist Du ein verlornener Mann. Mein Bruder, den Du nicht fortzusagen wagtest, als Du mir dein letztes Stück vorgelesen hast, erstattete davon einen so vortheilhaften Bericht, daß die bravsten Leute

des Königreichs vor Echnsucht brennen,
Deine Freunde zu werden.

Man befürchtete, Du werdest Dich
nicht entschließen, Dein Werk fremden Leu-
ten vorzulesen; aber ich habe ihre Zwei-
fel gehoben. Auf meinen Befehl, sagte ich,
wird er keinen Augenblick zögern, zu er-
scheinen, denn ein ehrfurchtsvoller Anbeter
widerstrebt niemals dem Geböte einer so
gütigen Dame. Ueberhaupt, mein Herr
Superflug! möchte ich wohl wissen, wofür
Sie mich halten? Gilt Ihnen mein Ur-
theil so wenig, daß Sie, nachdem ich so
huldvoll war, es schon zu finden, sich noch
weigern, Ihr Stück andern Leuten vorzu-
legen? — Sie glauben wohl, weil ich selbst
keine Verse machen kann, ich könne auch
nicht über ihren Werth oder Unwerth ur-
theilen?

Du solltest doch begreifen, daß ich, als
Dein Liebchen, Deinen Ruhm theile, und
Dein Bißchen Ehre keine Gefahr läuft,

so lange es in so getreuen Händen, als in den meinigen ruht.

Bedürfte ich Deiner morgen nicht, so würde ich gegen Dich wüthen; aber wenn ich Dich nicht mehr brauche, will ich mich recht sehr bemühen, Dir übel zu wollen, und ich versichre Dich, Du würdest viele Mühe haben, meinen Zorn zu beschwichtigen, wenn ich so herzlich böse wäre, als ich von ganzer Seele — Du verstehst mich!

Achter Brief.

Aha, mein Herr Verräther! Sie sagen also, daß Sie sich gar nicht unterhalten? — Ich war gestern schon bei Madam Reverend, als Sie in der besten Gesellschaft, mit Babet und Carlos Perier und Demoiselle Celoron dort, ankamen. Nun sehen Sie, ob ich Ihre Geheimnisse nicht weiß? Sie tanzten, eine Bourrée herzlich schlecht, und die folgende Conrante fiel noch schlimmer aus. — Sie erschienen

als Muselmann, und die Vabel war Ihre Favorit: Sultaniin; sie tanzt in der That unverleßerlich, und ihre Brust ist eine der schönsten, die ich je sah. Obschon ich Ihnen ganz nahe war, so verbarg ich dennoch, die Anmuth, die mir angeboren, und keinem andern Wesen in dem Grade eigen ist, so wohl, daß Sie mich nicht erkannten. Ich hatte die Maske eines Scaramouche, und unterhielt ein junges Dämchen, die, als ich einen Augenblick die Larve abnahm, in mir einen so hübschen Jungen fand, daß sie mir nicht viel weniger gut ward, als ich Ihnen bin.

Wissen Sie wohl, mein Herr! daß Ihr Verfahren weder schön noch rechtlich ist? wenn ich geahnet hätte, sie seyen mit Zärtlichkeiten, die mir gebühren, so verzweifelnd, ich würde mit den meinigen besser Haus gehalten haben.

Wir schwärmten die ganze Nacht herum — Ich kann die Augen nicht mehr of-

sen hatten, und meine Müdigkeit erspart
 Ihnen heute einen derhen Straßsermon,
 denn Sie waren aber noch nicht für immer
 entgangen sind. Ich gehe vor Sonntag
 nicht in die Kirche St. Martin, und
 Sie werden mich eher sehen, wenn Sie mich
 lieben.

Ich muß dir wohl gestehen, liebe
 Schwester! unterbrach sie Fridolin, daß
 es mir selbst im Ton des Eherjes doch
 etwas anmaßend vorkommt, wenn Babet
 so von ihrer Anmuth spricht, und ich däch-
 te, du hättest das in der Uebersetzung mis-
 deuten können."

„Aber, über den Uebersetzungen! entgeg-
 nete Bertha, habe ich denn gar so schlecht
 gelesen, daß du nicht einmahl bemerktest,
 wie Babet nur fremde Ausdrücke stierte.
 So 44 hatte schon Geliebte ersucht,

zu Madam Reverend zu kommen. Es ist unnöthig, versicherte er, mir irgend einen Wink über ihre Erscheinung zu geben. Sie mögen verkleidet seyn, wie Sie wollen, so wird die Anmuth, die Ihnen angeboren, und sonst niemand eigen ist, sie mir im ersten Augenblick kenntlich machen."

Bertha hatte die Zweifel ihres jüngsten Bruders gehoben, und fuhr zu lesen fort.

Neunter Brief.

Gesteh' nur immer, daß es sehr ungeschicklich von Dir ist, mir eine Abschrift des Briefes zu verweigern, den Du nach Deiner Rückkehr von Chantilly schreibst. Mein Oheim, der ihn vor mehr als vierzehn Tagen lesen hörte, und in dem Wahn steht, ich hätte einige Gewalt über Dich, drängt mich so sehr, ihm selbst zu verschaffen, daß Du mich sehr verändest, wenn Du ihm

eine Gunst zugestehen wolltest, die Du mir so hartnäckig versagt hast.

Jede Andre an meiner Stelle würde glauben, Deine Ungefälligkeit entspringe aus Veringschätzung; aber ich weiß nur zu gut, daß es bloße Trägheit ist. Sey Du nun aber so träge, als Du willst, so wisse doch, daß, wenn Du mir bis Sonnenuntergang den Brief nicht schickst, ich Dir einen Streich spielen will, auf den Du gewiß nicht gefaßt bist. Das „Ganz und gar nicht!“ das sich in dem Munde der artigen Bäuerin von Chantilly so naiv aussprach, soll in dem meinigen sehr boshaft werden. So oft Du mich fragst, ob ich Dich liebe — und Du fragst so unzählige Male, als zweifeltest Du daran — soll ein „Ganz und gar nicht!“ meine ganze Antwort seyn. Wenn Du selbst mir sagst, ich allein sey das Wesen, das Dich mit der reinsten Liebe erfüllt, wenn Du mit der Gluth, die Dich nie verläßt, Schwüre stammelst, daß es auf

„Gibst keine Probe gebe, die Deine Liebe nicht bestünde, wird mir ein zweites: „Ganz und gar nicht!“ zu Gebote stehen, und wenn ich mich herablasse, an Dich zu schreiben, und ich habe alles anbefohlen, was ich vollzogen wissen will, dann meldest Du wohl, mein Brief werde wie gewöhnlich mit der Versicherung schließen, ich sey die Deine auf immer — Ganz und gar nicht.

„In dem Briefe, dessen Vabet hier erwähnt, versetzte Hermann, hatte Boursoult an Hrn. Willage geschrieben, wie er in Chantilly mit einem jungen Bauerntöchterchen zusammen gekommen sey, die auf die Versicherung, sie sey schön und habe sehr viel Geist, er freue sich über ihre bevorstehende Heirath, ihr Bräutigam sey ein sehr rechtschaffner Mann u. s. w. stets mit

dem Refrain: antwortete: -- Ganz und gar nicht! Als Herrmann schwieg, fuhr Derzhav zu lesen fort: -- Ich habe Dich für übermorgen zu einem Parthie nach Versailles versprochen, daß Du anderswo versprochen seyn könntest; fiel mir gar nicht ein, denn ich glaube fest, es sey Dir nicht erlaubt, über Deine Zeit zu gebieten, ohne meine Zustimmung, da du mir unzählige Male versichert hast, Du seyest ganz der Kette.

Die Herrati, die Morangis, der Abbé von St. Preuil und Lebrun werden unsre Beileiter seyn, und alle sind der einstimmigen Meinung, die Gesellschaft obgleich noch wäre nur unvollkommen; die Morangis vor allen entdeckte mir im Vertrauen: die Herrati sey zu gefallsüchtig, Lebrun zu trocken, der Abbé bigot, und

felner befrage ihr so sehr als Du. Wäre sie
 nicht so lange schon meine Freundin, das
 Interesse, welches sie für Dich äußert, könnte
 sie mich beunruhigen; ich könnte auf den
 Verdacht kommen, Du machest ihr den Hof;
 da Du jetzt so selten wirst, als Dein Be-
 dienst. Du wirst mir einwenden, daß mein
 Vater nur des Sonntags zu Vagnolethist,
 die ganze Woche aber an seinem Pulte, fest
 genagelt sitzt; doch hättest Du Sorge ge-
 tragen, Dich zu unterrichten, was ich diese
 Woche über that und trieb, so hätten sich
 dir mehrere Gelegenheiten dargeboten, mich
 zu sehen. — Ich will Dir sie nun recht
 boshaft aufzählen, um Dich für ein ande-
 rmal aufmerkamer zu machen. Montag
 fuhren wir zur Messe, und blieben da von
 vier bis neun Uhr; wir schickten nachzu-
 sehen, ob Du zu Hause seiest, denn wir
 hatten die Absicht, Dich mitzunehmen; aber
 Du warst nicht da. Dienstag spielten wir
 den ganzen Nachmittag bei der Fiervert

a la tête, wo es nur an Dir fehlte, um hinzukommen. Mittwoch aß ich bei meinem Bruder zu Mittag, wohin Du auch gekommen wärest, wenn man Dich zu Hause gefunden hätte, und gestern ging ich in die Nachmittagspredigt des Pater Don Cosmas, wo Du Dich auch hättest einfinden können, wenn Du gewollt hättest. Siehst Du, wie viel verlorne Zeit! aber Sonntag wollen wir uns entschädigen, denn wir werden von Früh bis Abends beisammen seyn. Ich kann den Augenblick nicht mehr erwarten, wo wir uns zurufen: amamus et amabimus bis zum letzten Athemzuge.

Elfter Brief.

Sagen Sie mir einmahl ein wenig, Herr Landstreicher! wo Sie herum schwärmen, und wo Ihr Brief herkommt, den ich so eben erhalte? Hätten Sie mich nicht bald verlassen, so würden Sie schon gestern Abends erfahren haben, daß Versailles, so

entzückend es auch seyn mag, für mich keinen Reiz hat, wenn Sie nicht dort sind. Die Gefälligkeiten, die ich für Dich habe, sollten Dich belehrt haben, daß eine Liebe, wie die meinige, auch mit einer hinlänglichen Portion Ungeduld vergesellschaftet ist, und der Sonntag nicht so oft kommt, als ich ihn herbei wünsche.

Dieser Tag ist mir unendlich lieb geworden, seit er es ist, wo ich bei Dir bin, und er ist kaum vorüber, so sehne ich mich nach seiner Wiederkehr. Wenn wir erst Montag zählen, so erscheint er mir in so grauer Ferne, daß mir der Zwischenraum das Jahrhundert der Jahrhunderte zu seyn dünkt.

Jetzt ist die Reihe an mir, Dich mit denselben Waffen zu bestrafen, womit Du gegen mich zu Felde zogst; Du sollst, so wie Du dich Villet erhältst, in Deiner innersten Seele mich um Verzeihung bitten, daß

Du Ungerechter zu wädhnen wagtest, ich hätte
Dein vergessen:

6. Bekenne andächtiglich die große Sünde,
und laß Deine herzerknirschende Kneue Dich
zur Warnung dienen, Dich in Zukunft vor
so gewagten Urtheilen in Acht zu nehmen.

7. Dann, wenn Du Dich erhohlet hast,
darfst Du nur morgen vor acht Uhr die Messe
bei den Weißmännern hören und ich wette,
ehe der priesterliche Segen ertheilt wird, er-
scheint an Deiner Seite eine kniende Junge-
frau, die leise Dir ins Ohr raunt: sie sey
die Deinige auf ewig.

Zwölfter Brief.

Ich weiß nicht, ob ich über Dein Aben-
theuer lachen, oder Deine Trübsal beweinen
soll — Du zeichnest mir beides so anmuthig,
daß ich dem Mädchen nicht gram seyn kann;
die Dich mit einer nassen Salve besalzte,
da ich ihr Deinen Brief verdanke.

Abbe St. Preuil, der schon Abends eine Stunde da ist, und so eben das Frühstück herbringen ließ, das er gestern verloren, sendet Dir seinen Leibrock und großen Mantel, um Dir jede Entschuldigung des Wegbleibens zu rauben. Ein Schlafrock meines Vaters — der, wie der Sabbath eintritt, unaufhaltsam gen Vagnolet schreitet — wird den Rest des Tages über Deine Ohren decken, und da wir gerade die letzten Athemzüge des Carnevals feiern, so darfst Du Abends nur meine Sammelarve nehmen, und auf die Gasse herunter gehen, um den schaulustigen Publikum meiner werthen Vaterkammer ein sehr erbauliches Schauspiel zu geben.

Wenn Du meinem Rathe folgen willst, so gehe in dem geistlichen Gewande unseres theuren Freundes — der indessen Ruhe haben wird, sich nach Herzenslust zu langweilen — in irgend eine Kirche, um die Messe zu hören, sonst läufst Du Gefahr;

ße ganz entbehren zu müssen. Ich glaube Dir schon gesagt zu haben, daß, wenn Du fromm bist, ich Dich noch zehnmal mehr liebe, und trotz dem traue ich Dir so wenig, daß ich Colinet befohlen habe, Dich nicht eher zu verlassen, bis er Dich in eine Kirche geführt hat.

Gefrühstückt wird nicht vor Deiner Ankunft, darauf gebe ich Dir mein Wort; Du weißt, es ist unverleßlich, ich sey die Deine auf immer.

In der That, sprach Herrmann lachend, es war ein sehr drolliges Abenteuer, welches diesen Brief erzeugte. Voursoult (dessen Garderobe eben nicht zum Besten bestellt zu seyn scheint) ward auf dem Wege zu seiner Geliebten mit einer nicht allzuwundersamen Lauge begossen, und meldete Vabot diesen Unfall, der ihn verhindert

te, zu ihr zu kommen, in einem launigen Briefchen.“

Von ihrem Freunde Walther angeregt, las Seltha weiter:

Dreizehnter Brief.

Wenn ich frage, ob Du mich liebst? so wirst Du gewiß „Ja“ sagen, wenn Du „Ja“ sagst, so werde ich vielleicht thöricht genug seyn, Dir zu glauben, und bin ich thöricht genug, Dir zu glauben, so kann ich mich überreden, daß all das Böse, das ich nicht, Dir auf den Hals wünsche, auch morgen noch mein Wunsch seyn werde.

Gestern — ich verhehle es Dir nicht — war ich ganz entschlossen, als ich mich aber heute Morgens erinnerte, daß Du eben so zornig warst, so wüthete ich gegen mein eigenes Fleisch, mich einer so häßlichen Leidenschaft hingegen zu haben, und ich blieb eine volle Stunde länger in der Kirche,

um zu sehen, ob Du mich nicht aufsuchen würdest.

Ich bitte Dich, laß uns diese Lage aus allen Kräften vermeiden, denn die Freuden der Versöhnung wiegen die ängstliche Ungewißheit lange nicht auf, ob man sich auch versöhnen werde. Versprich mir, nie wieder mit Michel ou nach Notre Dame zu gehen. Du suchst so eifrig nach Ahlüssen von Ihr mit mir zu sprechen, und allemal, wenn Du von ihr forichst, wählst Du die lebhaftesten Ausdrücke, um zu bezeichnen, was Du ehemals für sie fühltest — Du würdest nicht so sprechen, wenn Du gar nichts mehr für sie empfändest. Mir bangt, ihr könntet das zerrißne Band wiederanknüpfen, und wenn Du nichts zu thun hast, will ich Dir lieber Geld zum Spielen schicken, um mir den Verdruß zu ersparen, den ich habe, wenn Du mit ihr gehst, Nicht etwa, als ob ich sie hasste; aber ich liebe Dich, und nur die Furcht,

Dich zu versieren, ängstet mich; nicht der Gedanke, daß sie Dich dann besitzen würde.

Ich bin mir selbst Beispiel genug, daß der Liebenden Zorn nicht lange anhält; gestern war ich so böse, daß ich Dich hätte schlagen mögen, und heute bin ich wie immer die Deine.

Vierzehnter Brief.

Mein guter Freund und Gevatter! Ich will alles halten, was Du mir zu tragen giebst, klein oder groß, männlich oder weiblich, mir alles gleich. Du darfst nur um drei Uhr zu mir kommen, und wirst mich wenigstens eben so gepußt finden, als Du es warst, wie Du den schwindelsüchtigen Klepper bestiegst, dessen Bild Du in dem Brief an Madame d'Angoulême so neckerchäse entwarfst. Ich wette, wenn Du willst, die Kosten der Tausch, daß Du unter allen Deinen Gevatterinnen noch keine so

artige jählt; als ich heute darstellen werde.

Ich habe eine blonde Haartour, die mich engelschön macht; und ich wünschte, Du hättest, als wir uns gestern jankten, mit Deim Herz weggenommen, um zu sehen, ob ich es heute nicht wieder gerwönne.

Ich putze mich aus allen Kräften, um der Ehre-würdig zu seyn, die Du mir erzeigt, mich zur Gevatterinn zu bitten. Da dieß schon das fünfzehnte Kind ist, dessen Taufpatriinn ich seyn werde, so gibt es keine Nuance der heiligen Handlung, die ich nicht an den Fingern herzuzählen wüßte, und Du wirst — wenn Du genau auf mein Venehmen bei der Ceremonie achtest — gersehen müssen, daß ich geboren bin, Christen zu machen. Ich bitte Dich, laß dieß nicht den letzten seyn, den wir zusammen in den Schoos der katholischen Kirche einführen, verbinde alle Frauen, die Du kennst,

Dich bei den Kindern, die sie gebären, zum
 Pauthen zu machen, demnächst alle Mädchen,
 die dereinst welche, zur Welt zu bringen
 Lust haben — ich werde Deine Gevatterinn
 seyn, so oft Du es wünschst, und mein
 Herz sagt: diesen kleinen Verbindungen
 werde eine ernstlichere folgen, die mich auf
 ewig zu der Deinigen macht.

Fünfzehnter Brief.

Ich ersparte Dir gestern wenigstens
 neun bis zehn Franken. (Die Kosten einer
 Taufe belaufen sich auf dem Lande nicht so
 hoch, als in Paris) Kaum war ich von
 unsrer Gevatter: Buchdruckerinn zu Hause,
 als unser Gärtner von Vognolet zu mir
 kam; er hatte mich mit Ungeduld erwartet,
 und bat mich um meine Fürsprache bei
 Dir; Du mügest das feierliche Amt eines
 Taufpauthen bei dem Kinde seiner Frau
 übernehmen. Um ihn nicht gleich abzu-
 schrecken, sagte ich ihm, Du würdest gar

sehr erfreut seyn ob der Ehre, die er Dir
 gedenkt habe, setzte aber hinzu, Du hät-
 test einen hohen Eid geschworen, sie ein
 Kind aus der Taufe zu heben, dem Du
 nicht Deinen eignen Namen gäbest — und
 als der Schmerzmann nach selbem frag-
 te, nährte ich Dich Calvin.

Er fuhr zusammen, und verschor sich
 bei allen Teufeln, lieber sollte sein Kind
 ohne Taufe sterben, als ein Ketzer werden.
 Der arme Ketz' verlieh mich ganz enttäuscht
 gegen Dich, so daß, wenn es von ihm ab-
 hängt, ich nicht daran denken darf; Dich
 jemals wieder einen Fuß über meine
 Schwelle setzen zu sehen.

Im Wäre ich nicht schon seine Gevatterin,
 so würde ich heute wieder die Deinige ge-
 worden seyn; da ich aber nicht zwei seiner
 Kinder zur Taufe halten kann; so glaubte
 ich, Du würdest lieber zu Paris mit mir und
 meinem Bruder zu Mittagessen, und nichts
 zahlen, als nach Vernolet gehen, einen

Pfarrer, einen Kaplan und eine Schmut-
ter zahlen, und nicht zu Mittag essen.

Wenn Du heute ins Palais gehst,
und um Mittag an der Boutique zur Für-
stin Florenz seyn willst, so wird uns mein
Bruder seine Chaise borgen, und Du wirst
das Vergnügen haben, mich während des
Weges wiederholen zu hören, daß ich ewig
die Dalgige bin.

Sechzehnter Brief.

Um Dir zu beweisen, daß Deine Un-
terhaltung für mich anziehender ist, als selbst
Corneille's Meisterstücke, so werde ich
Freitags von meinem Vater Erlaubniß ver-
langen, ins Theater zu gehen, und wenn
Du willst, bleiben wir den ganzen Tag bei
meinem Bruder. Es gibt keinen Verlust,
wenn Du mich nicht trösten könntest,
auch kümmerts mich wenig, ob ich eine Trau-
gäbde mehr oder weniger sehe. Weit ent-
fernt, mich für die Scene interessiren zu

können, und der Du so viel Besens machst, würde die Prinzessin, welche sich so schwer entschließen kann, zu sagen: „Ich liebe“ mir nur einen Vorwurf darüber machen, daß ich es Dir zu früh gesagt habe, und wenn Du mir versicherst, ihr Widerstand sey Tugend, so würde mich der Gedanke quälen, meine arglose Hingebung sey ein gewaltiger Fehler. Ich bin übrigens sehr froh, daß mein Bruder so ganz von Dir bezaubert ist, als er seyn soll; seine Bemühungen bei meinem Vater zu Gunsten unsrer Liebe verbürgen mir seine brüderliche Anneigung, und schon Deine Verdienste wohl jedem Achtung abnöthigen, so bin ich ihm doch für die Gerechtigkeit verbunden, die er Dir widerfahren läßt.

Wenn Deine Ungeduld, mich zu sehen, so gar sehr groß ist, so darfst Du nur zur Marangia kommen, wohin ich auf rige Parthie a la bête gebeten bin. Da Du regelmäßig ein oder zwei Mal die Woche hin-

kommt, so wird sich niemand einbilden, daß ich Dich dahin beschieden habe. Willst Du Dich in unser Spiel mischen, so wird es mich sehr freuen, denn ich will lieber mit Dir, als mit irgend jemand die Hölle machen.

„Was ist das für eine Prinzessin, fragte Fridolin, und von welchem Trauerspieler spricht Vabet hier?

„Voussoult,“ entgegnete Theoder, hatte in seinem vorhergehenden Briefe Cornéille's Attila gerühmt, und bat sie, daß sie ihn anzu sehen. Er erzählt, wie der zweite Aufzug des Trauerspiels mit der rührendsten Szene schließt. — Eine Prinzessin, schreibt er, einem Gemahl, der stumm, den sie nicht liebt, und einen andern liebend, den sie nicht besitzen kann; die ihrem Stande das opfern muß, was sie ihrer Liebe darzubieten nicht wagen darf,

und die sich so schwer entschließt, das Wort „Ich liebe!“ auszusprechen, als ich es mit Genuß Dir sage; ist so rührend, und erheischt eine so zarte Behandlung, daß nur Corneille so glänzend dieses Ziel erreichen konnte.“

Herrmann und Walther, welche keine sonderlichen Verehrer der französischen Tragödie waren, schätzten die Köpfe, und Bertha las:

Siebzehnter Brief.

Wenn Du willst, daß ich mit noch drei Freundinnen bei Dir zum Frühstück einspreche, so bedarf es nur eines kleinen Winkes; aber ich sage Dir im Voraus, wir sind nicht eben sehr genügsam, und wenn Du von Allem, was wir brauchen, keinen hinlänglichen Vorrath hast, wirst Du Deine Zeit so äbel zubringen, als Du uns die unsrige zubringen lässest.

Achtzehnter Brief.

Komm morgen zu meinem Bruder zum Frühstück, oder ich sage mich los von Dir. Mah hat ihm ein Geschenk von sechs Douzeissen Akbois gemacht, die er bei einem Gerichte Auffern mit Dir verzehren will. — Bei dieser Gelegenheit werde ich Deine Frage wegen der Lieblichkeit des Herrn * mündlich beantworten — Ich habe einen Vorfall aus seinem Leben erfahren, den ich am liebsten Dir ganz alleine anvertrauen möchte. Thue keinen Schritt für ihn, ohne mich erst um Rath gefragt zu haben.

Ich bin in der besten Laune, da ich dieses schreibe. — Ich spielte gestern den ganzen Nachmittag, und weil Du nicht da warst, um mir Unglück zu bringen, so gewann ich zwei hundert, und ich weiß nicht, wie viel Livres, die Dir zu Beschl stehen, mein Vater!

Wenn wir einmahl verheirathet sind, und Du spielst auf ether Seite, so will ich

mich hurtig auf der andern an einen Spieltisch pflanzen, um wieder einzubringen, was Du verlierst.

Die Ferrari verlor sechs Louisd'or, und verließ den Spieltisch mit den feierlichsten Schwüren, in sechs Monaten keine Karte anzurühren — eine halbe Stunde darauf hat sie mich, ihr vier Ducaten zu leihen, und verlor sie im Nu wieder.

Perrichan, der so empfindlich gegen den kleinsten Verlust ist, und dießmahl aus Achtung gegen die Damen sich beschied, nur verschiedene Beschwörungsformeln in den Daz zu murmeln, hat zwei und zwanzig Thaler verloren, die er ungefähr mit demselben Gefühl aus der Börse zog, als mein Onkel vorgestern die letzte Salbung empfing — und die gute, fromme Frau, die gewohnt ist, der argen Welt ihr Sündengeld abzugewinnen, ließ mehr als hundert fromme Ausrufungen erhalten, ohne einen Double machen zu können. Nur ich war

glücklich, und ich hoffe es noch mehr zu seyn, wenn ich mich, der ganzen Welt zum Trost, öffentlich die Deine nennen kann.

Neunzehnter Brief.

Du hast mich versichert, Du habest zu St. Germain den gefälligsten Freund, der uns aufs erste Begehren ein Couvert an seinem Tische geben würde. Das war meine einzige Sorge, in allem andern darfst Du Dich ganz auf mich verlassen.

Wenn Du mein Billet frühe genug erhältst, um noch bei uns vorsprechen zu können, so erinnere ich mich eben, daß ich noch etwas auf dem Herzen habe, dessen ich gar zu gerne entledigt wäre. Ich kann nicht eher froher Laune werden, bis ich Dir die Ohrfeige gegeben habe, die ich Dir gestern versprach — wolltest Du, um mich zu verbinden, mir Deine Wange herbringen, so soll mir's sehr lieb seyn. Du kannst doch

nicht weniger für ein Wesen thun, das ewig
Dein seyn will.

Zwanzigster Brief.

Despreaux Catynen, die Du mir
gestern Morgens durch meinen Bruder
sandtest, beschäftigten mich den ganzen
Abend, und ich fand darin eine Menge
Sachen, die nicht minder geistreich sind,
als wenn sie von Dir kämen; aber sein
Werk würde nach meinem Gutdünken nichts
an Werth verloren haben, wenn er etwas
weniger Leute angriffe. Der arme Quir-
roult, dem ich von Herzen gut bin, seit ich
Astrate'n sah, ist ganz wüthend mißhan-
delt, und ich glaube, wer beide kennt und bei-
den Gerechtigkeit widerfahren läßt, hält mehr
auf den Veleidigten, als den Veleidiger.

Perceval, dem ich mein Vischen-
Latein verdanke, und der gewiß unter allen
Menschen den Namen seines Nebengeschöpfes
am sorgfältigsten schon, hat mir so eben

gesagt, die Stellen, die mich am meisten ansprechen, seyen nur ein Diebstahl, und wenn Juvenal noch am Leben wäre, er würde ihn verklagen, daß er ihn von Kopf zu Fuße ausgeplündert habe. Ich will mich selbst überzeugen, ob er wahr gesprochen hat.

Wenn Du dieser Tage einmahl Zeit hast, und Lust, die Schwach zu rächen, daß er Dich nur so im Vorbeigehen erwähnt, so will ich Dir — Du armer Unwissender, der vom Latein so wenig weiß, als ich vom Hebräischen — alle jene Stellen übersetzen, von denen ich sehe, daß sie Dir Vortheil bringen.

Ich bin sehr verdrießlich, die Sciltänzer nicht sogleich sehen zu können. — Da Du mit meinen Süßigkeiten so wohl zufrieden bist, so zögere nicht, mir die Delicaten zu bringen. Meine Tante, die Nonne, die so eben angekommen ist — die lässigste Fromme, die je auf Erden wandel-

te, — verläßt mich keinen Augenblick; so lange sie da ist, habe ich keine gute Stunde, als wenn sie betet, und ich wollte; sie betete so lange, als ich Lust habe, die Deine zu seyn.

„Wie? rief Friedolin, ein Gelehrter, der nicht Latein kann?“ „Gelehrter nun wohl eigentlich nicht, entgegnete Herrmann, aber doch Schriftsteller. Boursoult wuchs in der That ohne alle wissenschaftliche Bildung auf, und kam in einem Alter von dreizehn Jahren aus Bourgogne nach Paris, ohne etwas andres, als das Patois seiner Provinz zu sprechen; doch lernte er bald so viel, daß er etwas Verkannt wurde, und den Auftrag erhielt, ein Buch für die Erziehung des Dauphins abzufassen. Dieses Werk unter dem Titel: „la veritable Etude des Souverains“ gefiel

dem König sowohl, daß er ihn zum Unterlehrer seines Sohnes ernennen wollte, aber er mußte sowohl diese Stelle, als einen Platz in der Akademie ausschlagen, eben weil er kein Latein verstand. Er schrieb mit Glück für die Bühne, gerieth in Streit mit Mosiere und ward auch vom Boileau: Despreaux angegriffen, dessen Caupon er Vasbet mit folgenden Worten übersandte: „Da Dein munterer Geist so ganz mit einer vernünftigen Leichtfertigkeit erfüllt ist, so wird Dir dieß Buch ein paar so vergnügte Stunden machen, als Du jemahls genossenst. Wäre ich bedeutender, als ich nicht bin, so würde er auch mir die Ehre erzeigt haben, mich zu zerfleischen, wie die übrigen — er spricht von mir nur im Vorbeigehen, vermuthlich, weil er nicht glaubte, bei einem so mittelmäßigen Gegenstande verweilen zu dürfen. Auf Vasbets Aufforderung zur Rache, antwortete er: „Mich kümmerts wenig, ihm Geringschätzung mit Geringschätzung zu vergelten, und ich

will ihm lieber gar nicht antworten, als die Zeit, die Deinem Ruhme gehört, an Schmädhungen verschwanden. Sein Glück, mit Erfolg zu medifiren und Verfall einzuernten, wiegt lange die Seligkeit nicht auf, Dein zu seyn.“

„Wahrlich, erwiederte Walther, ob schon Boursoult von Voileau unter die schlechten Schriftsteller geworfen wurde, so muß man ihm dennoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er bei mehreren Gelegenheiten Gutes von seinem Gegner sprach. Es ist wahr, daß er die friedliche Meinung nachher änderte und ein Lustspiel gegen ihn schrieb, „Satyre des Satyres; aber als Voileau zu Bourbon krank lag, ging Boursoult zu ihm, um sich großmüthig mit ihm zu verfühnen, und der Satyriker sagte selbst in einem Brief an Racine: „Herr Boursoult, den ich todt glaubte, kam vor fünf oder sechs Tagen zu mir, und seine Erscheinung überraschte mich sehr. Er sagte mir,

er habe auf einer Reite nach Mont Lucou einen Umweg von drei starken Meilen gemacht, um des Glückes willen, mich zu begrüßen. Er bot mir alles an, Geld, Bequemlichkeit, Pferde — ich antwortete ihm mit derselben Freundschaft, und wollte ihn den andern Tag zum Mittagessen aufhalten; aber er versicherte mich, er müsse am frühen Morgen abreisen. 'Wir trennten uns als die wärmsten Freunde.'

„In der That, fügte Herrmann hinzu, Boursoult nöthigte seinen Gegner, ein Darlehn von 200 Louisdor anzunehmen, und diese edle Betragen machte so lebhaften Eindruck auf Volleau, daß er dessen Namen aus seinen Carpen wegstrich.'

„Nun, meinte Bertha, ich hätte einen andern Zweifel in diesem Briefe — einen Schrifsteller, der nicht Latein kann, lasse ich mir wohl noch gefallen; aber ein Mädchen, die es versteht. —“

„Nun, Schwesterchen! Ist ihr Herrs-
mann ins Wort, deine Vermählung, Bal-
berts Briefe zu übersehen, sind wohl der
sprechendste Beweis, daß jene nichts von ihrer
weiblichen Liebenswürdigkeit verloren hat, und
nicht gelehrte Kenntnisse, sondern nur ihre
verkehrte Anwendung den Frauen ihren Liebs-
reiz rauben.“

„Ich danke für die Lehre, mein verehrter
Herr Bruder! neckte Bertha, und fuhr in
ihrer Lectüre fort:

Ein und Zwanzigster Brief.

Wenn ich Dir noch nicht berichtet, daß
ich ein wohlconditionirtes Stück Liebhaber
aus der Normandie erhalten habe, so war
dieß nur meine besondre Güte, Dich nicht ohne
Noth zu betrüben. Mein werther Herr Vas-
ter, der ihn ganz im Stillen kommen ließ,
um mir eine heimliche Freude zu machen,
wollte ihn gestern von mir gewürdigt wissen,
und that mir kund, daß man ihn Herr von

Lannan, nenne, und er Erb, Lehn, und Ger-
 richtsherr auf Wiednil sey — das ist's Alles.
 Nur Eines reut mich, daß ich ihm bei seiner
 Ankunft einen Kuß gab — Ich hätte es, der
 Landessitte zum Troß, nicht gethan, wenn
 mein Vater mich nicht mit funkelnden Augen
 gemessen hätte. Abends aß er bei uns, und
 setzte sich zu Tische, ohne die plumpen, roth-
 fleckigen Hände zu waschen — ich aß nichts
 von allen dem, was seine Faust berührte,
 und Du kannst glauben, daß ich sehr wenig
 aß, denn er betastete Alles. Mit jeder Mi-
 nute plachte ein Knopf, und die acht Gläser,
 die er in sich goß, wurden sämmtlich auf das
 Wohl der ganzen Gesellschaft geleert. So
 lange das Essen währte, sprach er kein Wort;
 als aber das Dessert aufgetragen wurde, und
 er eine ReINETTE nahm, versicherte er uns, er
 habe deren genug, um jährlich 120 Taß Eyr
 der zu machen, und wenn er das Glück hät-
 te, mein Gemahl zu werden, solle unser Haus
 keinen Sol mehr für Äpfel ausgeben dürfen.

Das Tischtuch ward abgenommen, und mein Vater ermunterte ihn, zum Kaminfeuer zu rücken; da fragte er, ob der Vater, der meinen Vater rasire, eine leichte Hand habet, denn er wolle es nicht wagen, sein Gesicht der Willkühr eines Ungeschickten preis zu geben; er pflege seinen Knebelbart nun schon drei Jahre, um ihn zu einer respectablen Größe gedeihen zu sehen.

Er beging noch tausend andre Ungeheimlichkeiten, deren jede einzelne ausspricht, wie wenig gefährlich Dein Nebenbuhler ist, und ob schon mein Vater darauf beharrt, er sey für *Mich* geboren (er hat ein Vermögen von 100,000 Livres) so behaupte ich dennoch, daß die Wahl meines Vaters geschehen ist, Du oder keiner.

Zwei und Zwanzigster Brief.

Mein Oheim, der so eben die Reise aus dieser Welt in eine andre angetreten, und geschworen hatte, mir in seinem Leben keine

Freude zu machen, ist auch im Tode seinem Worte treu geblieben. Er hätte wahrlich einen Tag früher sterben, oder noch einen Tag länger leben können. Er wird morgen begraben; grade um die Stunde, wo Ihr frühstücket, und ich muß aus Convenienz das Klavier spielen, und in einer Kapelle vor Frost erstarren, während ein wohlthätiges Sammelfeuer euch wollüstig erquickt.

Wenn Du mich liebtest, und wolltest mir eine große Gefälligkeit erzeigen, so würdest Du sorgen, daß das Wahl so lange aufgeschoben würde, als ich wünsche, daß mein Oheim seinen Tod verschoben hätte. Uebers morgen erscheine ich dann bei der Berner, um mit euch über den Trauerfall zu lachen, den ich heute schmerzlich zu beweinen die Miene annehmen muß.

Bitte die Morangs, die sich übel befinden, sobald es ihr einfällt, morgen krank zu seyn, um eine Freundin zu verbinden;

Ich habe ihr oft dieselbe Gefälligkeit erwiesen,
wenn sie Lust hatte, a la bête zu spielen, und
ihr Vater wollte es nicht erlauben. Wird die
Parthie auf den folgenden Tag verschoben, so
melde es mir sogleich, damit ich so froh zu
der Veredlung meines Oheims gehe, als
Dein Freund dem Leichenbegängniß seiner Mut-
ter beizuwohnt. Ich habe heute keine Zeit,
mich wegen dem Ratheser — der in mei-
nen Zügen lesen sollte, ob ich Dir treu seyn
würde, als ob Du noch daran zweifeln könn-
test — mit Dir zu zanken — schon höre ich
meinen Vater, der mich zu Thränen ruf-
t. Gute Nacht.

Neun und Zwanzigster Brief.

Morgen werden die Mobilien meines
Oheims versteigert. Ich habe ein recht artli-
ches Ruhebett gesehen, wenn Du es haben
willst; so hoffe ich es, um einen leidlichen
Preis zu bekommen, und ich will mir eine
Quittung über den Betrag geben lassen, das

mit Du nicht etwa glaubst, ich sohre mich von Dir. Es ist da das artigste silberne Schreibzeug, welches ich je sah, und ich hatte große Lust, es für Dich zu mausen; aber ein Haufe von Livreenvolk, das seine Blicke so oft auf meine Hände richtete, als Du die Delenigen in meinen Augen spiegelst, hat mich so schüchtern gemacht, daß ich mit einer Stange Siegelack vorlieb nahm.

Ein junger Sergeant, den ich auf der That ertappte, als er ein sehr prächtig gebündenes Brévier auf die Seite bringen wollte, bot es mir dar, mit der Versicherung, er habe es nur für mich entwendet; um seinen Ruf nicht zu schänden, durste ich ihm das Geschenk nicht zurückgeben.

Hätte ich zum Diebstahl so viele Neigung, als zu Dir, so fände ich wohl tausend nöthige Dinge, mit denen ich mich morgen hier versehen will.

Du wirst mir ein Vergnügen machen, wenn Du mir Deinen Entschluß über die

Sache mittheilst, von der wir heute in der Messe sprachen, und wenn Du fest glaubest, es sey mein ernster Wille, es geschehe, was immer, stets die Deinige zu seyn.

Wier und Zwanzigster Brief.

Ich bitte Dich, schreibe mir nie mehr, denn so eben erhalte ich einen Brief von meinem normännischen Liebhaber, der wenigstens eben so gut ist, als die Deinigen. Man hat es mir wohl gesagt, daß alle Leute aus jenem Lande sehr viel Geist hätten.

Du wirst Dich erinnern, im Voiture einen Brief gelesen zu haben, den er an Mlle. Paulet richtet — vielleicht der ganzanteste, den er je machte — grade derselbe ist es, den mein Liebhaber copirt hat. Sey so gütig, meine Antwort, wenn Du sie gelesen hast, zu versiegeln, und ihm zu übergeben. Er wohnt bei uns, wenn wir in Paris sind, und sind wir nicht da, so logirt er

in einem obskuren Wirthshaus (zur Bruthen-
ne glaube ich) in der alten Augustinerstraße,
bei einer Fruchthändlerin, die all ihren Ey-
der von ihm nimmt.

Um sein Magiat würdig zu vergelten,
nahm ich aus Peter von Provence die
Antwort auf seinen Voitureschen Brief.

Ersuche ihn, mir noch einmahl zu schrei-
ben; aber dringe darauf, daß es, wo mög-
lich, in Deiner Gegenwart geschieht. Die
Verschiedenheit der Diction wird uns viel
• Spaß machen.

Während mein Vater in seinem Bur-
reau arbeitet, ermangle nicht, eine Tour nach
Vagnollet zu machen, solltest Du auch nur
eine Minute bleiben können, und ich kaum
Muße haben, Dir zu sagen, daß ich die
Deine bin.

Fünf und Zwanzigster Brief.

An Herrn von Launay, Erbs- und
Gerichtsherrn auf Mesnil.

Allendlich versichert Ihr Verdienst, dessen unmaßliche Größe die Kleinheit des meinen zu sehr ehret, Ihnen den vollkommenen Sieg, den Sie schon längst erhalten haben würden, wenn Sie mich eher bekämpft hätten.

Sie wissen, mein sehr tapftrer Paladin! aus erlauchtem Geblüte entsprossen, und bestimmt, eine Blume der Ritterchaft zu werden. Sie wissen, daß auch die Nymphen, die in vertraulichen Umgang mit der Tugend leben, schmachkend und sehr sichtlich dem Augenblick entgegen liegen, wo des Waters Wille ihnen vergönt, in ihrer Brust ein mächtiges Wohlwollen gegen einen edeln Paladin zu hegen.

Das allerletzte Mahl, daß Sie an dem magern Tische des freundlichen Ritters, der

sich die Nähe genommen, mich in die Welt zu setzen, das Wahl einzunehmen geruhten, bemerkte ich, Sie anschauend, Thränen auf Ihrem hellglänzenden Angesichte, die aus dem Land Amort kommen, um in das Land Ayal zu gehen. Ich bildete mir ein, daß Ihre Brust empfänglich, verwundbar Ihr Herze seye, und von diesem Augenblicke an haßte ich Sie nicht, ja ich liebte Sie sogar.

Gestern ungefähr um die Stunde der Vesper, verkündigte mir mein sehr theurer und sehr geehrter Herr Vater — dem Gott ein langes Leben verleihen wolle, und ein gesegnetes — daß Sie der vielberühmte Kampfgeselle seyen, der anhero kommen, um meiner Jungfrauschaft den Fehdehandschuh zuzuworfen, worüber ich höchlich vergnügt war. Um dieselbe Zeit verehrte mir Ihr sehr schätzbarer Bothschafter Dero galantes Sendschreiben, welches verschiedene schöne und kräftige Discurse enthielt. Um

diese gar artige Bothschaft einigermaßen zu erwidern, sende ich Ihnen meine Empfehlungen mit vollen Händen, und versichere Sie, daß der Stoß Ihrer Befehle nimmer von der Rakete meines Gehorsams abprallen wird.

Sechs und Zwanzigster Brief.

Deine Litaneien zur heiligen Jungfrau haben Wunder gewirkt. Mein Vater ist Dein bester Freund; er warf sich gestern an sein Betpult nieder, und wiederholte das Mater Christi wohl sechs bis sieben Mal. Mein Bruder, der ihn in guter Laune sah, wollte diese nicht ungenützt lassen, und sagte ihm alles Gute von Dir, was sich nur sagen läßt. Du kannst denken, daß er nicht sparsam mit Lobe war, da ich selbst fand, er sage mehr, als ich weiß. Er rieth ihm, die Parthie nicht auszuslagen, wenn es wahr sey, daß Du meine Hand zu erhalten wünschtest, Du seiest reicher an Geist, als

ein anderer an Erde, und ein Mann von so großen Talenten könne nie zu theuer erkaufte werden.

Mein Vater war damit ganz einverstanden, und sagte, falls er dergleichen nöthig hätte, und Du Dich um einen leidlichen Preis geben wolltest, würde er, so gut als ein Anderer, Käufer seyn; für jetzt aber sey er mit dieser Gattung Waare hinlänglich versehen. Er trug meinem Bruder auf, Dir für Dein Geschenk zu danken, und Dich zu versichern, Du würdest ihn sehr verbinden, wenn Du morgen bei uns zu Mittage speisen wölstest. Kommst Du, und wünschest Fortschritte in seiner Gunst zu machen, so sey — er mag sagen und behaupten, was er will — immer seiner Meinung, denn nichts verfehlt den Weg zu seinem Herzen minder, als unbedingter Beifall und Unterwerfung. Wir dünkt, das ist die Schoosfände aller alten Leute. Wenn Du meine Gesundheit trinken willst, so deute

mir bleiß lieber durch einen Blick, als mit
dein Fuß an, Du könntest — wie neulich —
Dich unter dem Tische verirren. Ich wohl!
ich gehe in die Messe, ich will den Himmel
bitten, er möge mir die Gnade erzeigen,
mich die Destrige werden zu lassen.

Stehen und Zwanzigster Brief.

Bersage Dich für Donnerstag an Nie-
mand. — Die Ferrari, die Morangi;
ich, Le Brun, mein Bruder und Du
— den ich vor allen andern, es sey wer
immer, hätte nennen sollen — machen eine
freundliche Parthie. Jeder versorgt seine
Schüssel, die Ferrari zahlt zwei Kapau-
nen, Le Brun eine Krastsuppe, die Mo-
rangi vier Rebhühner, mein Bruder sechs
Schnecken, ich den Wein und das Dessert,
und Du sollst mit Deiner Person bezahlen.
Noch will ich Dir als frohe Neuigkeit
kund thun, daß mein Vater mir bis zur
Ascherthittwoche den Fingel auf den Hals

geworfen, und wir während dieser Zeit wenigstens acht Stunden des Tages bei einander seyn können. Läßest Du Dir diese Gelegenheit, mich zu sehen, entschlüpfen, so bin ich ungewiß, ob sie sich Dir jemahls wieder so günstig darbeut. Du bist so willste, daß man Dich unter zwanzig kaum ein Mal zu Hause trifft, und bezeugst mir so wenig Sorgfalt, daß ich mich oft versucht fühle, zu glauben, Du wollest mich ganz vernachlässigen.

Ich beschwöre Dich, wenn mein Billet Dich zu Hause findet, so lies es so schnell als möglich, und komme noch schneller, als Du es gelesen, zu mir. Sonntag waren wir keine Stunde beisammen, gestern sah ich Dich nur einen Augenblick, und heute noch gar nicht. Diese Vorwürfe bezeugen, wie sehr ich wünsche, die Deinige zu seyn.

Acht und Zwanzigster Ortes.

Ich bin in Verzweiflung, mein armer Freund! ich laugne Dir es nicht. Dieser verwünschte Normann beklagte sich gegen meinen Vater, er müsse hier im Gasthose 25 Gold des Tages ausgeben, zu einer Zeit, wo seine Gegenwart auf dem Gute nöthig ist, um Gerste einsäen zu lassen. — Mein Vater hat mir nun erklärt, es sey sein ernstlicher Wille, daß ich jenem meine Hand reichen solle.

Gerathe nicht in Sorge! so groß der kindliche Respekt auch seyn soll und muß, werde ich mich dennoch so zu benehmen wissen, daß ich weder gegen die Pflichten des Gehorsams, noch der Liebe verstoße.

Ich möchte rasen, daß solch ein Dorfzengsel, der durch nichts als seine 100,000 Livres bedeutend ist, (von denen ich herzlich wünsche, man möchte sie ihm gestohlen haben) von Euen nach Paris kommen, und

mich in der alten Tempelstraße entdecken muß, um mein Horoscop Lügen zu strafen, daß mir, Gott weiß, wie viel Freuden versprach. Ich wünschte, seine Ausgaben im Wirthshause bezahlt, und ihm ein halb Duzend Faustschläge gegeben zu haben, dann möchte ihn der Teufel in sein Land zurücks tragen, daß er nimmer wieder komme.

Ehe ich die Sache aufs Aeußerste treiben wollte, schrieb ich an ihn — lies diesen Brief, und wenn Du ihn versiegelt hast, sey so gütig, ihn selbst zu bestellen.

Da er Dich nicht als meinen Liebhaber kennt, so nenne Dich meinen Vetter, und ersuch ihn als Blutsverwandter, nicht auf einer Verbindung zu bestehen, zu der ich mich nie verstehen würde. Wenn Du mit Güte nichts ausrichtest, so drohe! Es ist einerlei, auf welche Weise Du mich ihm entziehst, um Dein zu seyn.

Neun und Zwanzigster Brief.

An Herrn von Launay.

Mein Herr!

Mein Vater, der mir so eben befohl, Sie zu lieben, hat mir eine Sache befohlen, die ich nicht anzufangen weiß. Nicht, als ob Sie keine liebenswürdigen Eigenschaften hätten — Ihr Blick ist so edel, als Ihre Geburt; Ihr Körper so gebildet, als Ihr Geist; Sie sprechen Ihr Normännisch so correct, als Einer Ihrer Provinz — aber Alles das rührt mich nicht. Sie sollten mir für meine Offenheit eben so verbunden seyn, als ich es Ihnen für Ihre Liebe bin, mir für die Ausgaben, welche ich Ihnen erspare, eben so viel Dank wissen, als ich Ihnen für die gemachten.

Da es ungerecht wäre, daß Sie ganz auf Ihre Kosten mir den Hof gemacht, und ich die Ehre umsonst gehabt hätte, so sollten wir uns hierüber vergleichen, und es

steht nur bei Ihnen, so theilen wir uns brüderlich darein. Sie zahlen die Herreise, weil ich sie nicht gerufen, und ich erbiete mich die Kosten der Rückkehr zu tragen, weil ich Sie recht sehr darum bitte.

Wenn Sie meinem freundschaftlichen Rathe folgen wollen, so schlagen Sie den Weg ein, auf den ich Sie hinweise. Mein Vater, der denn doch noch mehr Liebe für mich hat, als ich für Sie, und in guter Laune immer bereit, was er in böser schlimm gemacht hat, wird mich nicht so schnell fortsagen, daß Sie nicht die Sadezeit der Gerste veräumpfen, wenn Sie das Ende abwarten wollen. Lassen Sie mich Ihnen in einer Sache verbunden seyn, die sonst geschehen wird, ohne daß Sie meinen Dank ernten; denn was eine Heirath zwischen uns beiden betrifft, bin ich Ihre gehorsame Dienerinn.

Dreißigster Brief.

O Gott! ich werde Dich vielleicht in meinem Leben nicht wiedersehen. Gestern — ich verließ so eben mein Bette, um an Dich zu schreiben, und es schlug zwei, als ich den ersten Buchstaben mahlte — gestern, sage ich, gab es einen Sturm in unserm Hause, der Alles durcheinander warf. Mein Bruder, den ich so sehr liebe, als Dich, schlug diesen verhassten Launay; mein Vater schlug meinen Bruder, und ich kriegte im Vorbeigehn einige Ohrfeigen ab, die ich recht gern entbehret hätte; aber was noch schlimmer ist, sobald der Tag anbricht, wird man mich in ein Kloster führen. Ich betrübe mich mehr über Deine Betrübnis, als über meine eigne. Da ich nicht weiß, in welches Kloster man mich bringen wird, so kann ich Dir keine Nachricht geben; doch mein Bruder findet sich hier Punct fünf Uhr ein, und von ihm wirst Du die Art und Weise erfahren, mich zu se-

hen, falls ich sichtbar bin, oder mir zu schreiben, wenn ich es nicht seyn sollte. Ich empfehle Dir nicht, mir treu zu bleiben — meine Liebe, die ich so offen Dir gestand, das Opfer, das ich Dir bringe, die Mißhandlungen, die ich erdulde, werden lauter zu Dir sprechen, als ich es ver möchte.

Ich bin untröstlich, aber tröste Dich! Wohin ich gehe, da hast Du keinen Rival zu fürchten — möchte ich, wo ich Dich zurück lasse, eben so wenig von Nebenbuhlerinnen zu besorgen haben.

Ich wohl, mein Theurer! ich umarme Dich von ganzem Herzen, ehe ich in die öden Klostermauern eingehe, und betheure, daß ich sie nie anders verlassen will, als um die Deinige zu seyn.

Nachdem sie noch manches über Babers und Voursouls Liebe gesprochen hatten, versetzte Theodor:

„Wahrlich, wenn irgend ein Schnellschreiber hinter jenem Schirm säße, und unsre Abendunterhaltung zu Papier brächte. —“

Bertha meinte, bei Gott sey alles möglich, und Theodor fuhr fort:

„Deine Lydner Stickerei auf dem Mantel des alten Phantasus müßte sich drollig genug ausnehmen.“

„Und warum nicht, schälerte Bertha, der alte Mann ist ja ewig jung und hat das Bunte, ja selbst das Widersinnige, über die Nasen lieb.“

„Ja wohl, entgegnete Wasther, und ich bin überzeugt, daß er sich nicht einmal betrüben wird, wenn nun unser Herrmann Götter und Halbgötter, Helden und Nymphen des griechischen Himmels in seinen ausgebreiteten Teppich einwirkt.“

V i e r t e s B u d h.

100

• • •

10

Durch seines Freundes Rede seiner Pflicht
gemahnt, begann nun Hermann:

Der Wettlauf.

Erigone, die Schöne, Parmenon's,
Des hohen Weisen aus Milet, Erzeugte,
Bestreute mit der Liebe zarten Blüthen
Jasions Pfad, des sieggewohnten Helden,
Der über Pheneos, das hochbeglückte, herrschte.
Mit sanfter Duldung wußte liebevoll sie
Des Mannes störrisches Gemüth zu zähmen;
Doch als dem zarten Schoos des holden Weibes
Der Liebe erstes Pfand entkeimete war,
Und Atalante sie ihm bot, die Tochter,
Ergrimmte schwer der liebelese Mann,
Und schwur im ungezähmten Trevelmuth,
Da seines Herzens sehnsuchtvoller Wunsch —
Mit Liebe einen frohen Sohn zu küssen —
Der Eddter Wille grausam ihm versagt,

Nur Hoffnung ihn getäuscht, verachte er
 Auch dieses ihr Geschenk — und schonungslos
 Riß von der Mutterbrust das zarte Wesen
 Des rauhen Vaters Hand, und reicht' es Ly-
 sias,

Der Diener treuesten, es fort zu tragen
 In öde Wüstenei, und dort dem Tode
 Das Kind zu weihen, daß nimmermehr sein
 Aug'

Die unverlangte Tochter wieder schaue.

Es hat Natur, die nimmerrastende,
 Am Berg Kyllene künstlich eine Grotte
 In dunkeln Marmor ausgehöhlt, von Schatten
 Der hohen Eichenbäume rings umbunkelt,
 Und äppig strömet aus dem harten Stein
 Ein silberklarer Quell, und rieselt dann
 Durch liebliches Gebüsch den Berg hinab.
 Dorthin kam Lydias nun mit dem Kinde,
 In dieser Quelle sollte Tod
 Die kleine Atalante trinken. —
 Es lächelte das Kind, und streckte atlos
 Die kleinen Arme aus, als wollt' es ihn
 Umfassen, sieh! da fühlte sein Gemüth
 Der ranke Krieger wunderbar bewegt,
 Erfüllen konnt' er nicht das grausame
 Gebot des Herrn — er sehte schnell

Den Korb in Boden und entfloß,
 Dem Tod geweiht von ihres Vaters Härte
 Sich nicht von ihr der Götter Schutz,
 Und Atalanta war ein höher Loos be-
 schieden.

Veruhigt im Gemüth schritt Lyssa
 Nun abwärts von des Berges Rücken
 Hien Pheneos zu seinem Herrn zurück —
 Da naht der schöngewölbten Marmorthöhle,
 Von Milch die Brüste strotzend; eine Darlinn;
 Es hatten ihr der Felsen muth'ge Jäger
 Die Jungen all geraubt, und andersseh'n
 Von den Unsterblichen zum Schutz des Kindes,
 Fand sie, es säugend, Lind'ung eigener Pein. 2
 So blieb sie Mondenslang die Pflegerinn
 Der zart'n Kleinen, bis die wilden Jäger 3
 Des Thieres Spur erlauscht. Um Nahrung auf-
 zusuchen

Hatt' einst die tiefe Höhle sie verlassen,
 Da drang die Jägerschaar ins Innerste, 240
 Ersah das süße, wunderliche Kind,
 Und trug es fröhlich in die Helmath hin. 245
 In ihrer Mitte wuchs die Jungfrau nun heran;
 Und kräftig ward der schönen Glieder Haark 250
 In des Gehlirges wolkenreinem Aeth'z;
 Im Waffenspiele ward sie Meisterinn, 255

Und keiner der Gefährten warf den Speer
 Behender, als sie selbst, den schweren, schwang.

Da zündete in eines Jägers Herzen
 Der Jungfrau Reiz ein wild verderblich Feuer,
 Umfassen wollt' er frech in brünst'ger Gluth
 Der Atalante schlanken Leib;

Er schlich bei dunkler Nacht in ihr Gemach —
 Schon naht' er sich dem jungf.aulichen Lager —

Da trat Eurinome (die weise Alte,
 Zur Wächterinn der Lieblichen bestimmt)

Trat strafend dem Vermegenen entgegen. —

Schnell fuhr empor die schöne Atalante,
 Es füllte sich ihr Sinn mit bangem Schrecken,
 Der Seele Reinheit sah sie schwer gefährdet,
 Und nimmer wich der quälende Verdacht,

In jedem Schatten ahnet sie den Frevler,
 Der nach der Unschuld goldner Blume strebt —

In jedem Rauschen des bewegten Blattes
 Das Rachen des verderblichen Verführers.

Vergebens schwört bei Dies heil'gen Haupt

Eurinome mit Witterersorgsamkeit

Vor wildem Hauch die Blume zu kehäten —
 Umsonst! sie flieht der rauhen Männer Schaaren.

Die Huldinn steh auf Olympals hohen Gipfel,
 Im Schatten tausendjähr'ger Eichen staud

Sie eine Freistatt hier. Von Cypernranken
 Sur Hälfte überdeckt, nahm eine Grotte,
 Gewölbt in einen Granitselsen tief,
 Die schöne Atalante gastlich auf. —
 Des Krokus und der Hyacynthen Blüthe
 Erschloß sich üppig unter ihren Tritten,
 Die reine Lust mit süßen Düften süßend.
 In sanftem Wollustschlummer lieblich lud
 Des nahen Lorkerhaines dunkles Grün,
 Und üppig, goldne Trauben bald verheißend,
 Des Dionysos hochgeweihte Stauden
 Erblühten an des heilen Baches Ufer,
 Der rasch den Felsen sich herab ergoß. —
 Es pflegte Atalantes rege Hand
 Die Gaben sorgsam der Unsterblichen,
 Und hier in ihrem heiligen Gemüth
 Der Tempel herrlichster den Göttern war
 Geweiht. Mit Wohlgefallen schaut' auf sie
 Der Chor der Himmlischen herab.

Die Jungfrau war von hohem Reiz umflossen,
 Und Lieb und Ehrfurcht und Ergebenheit
 Erfüllte schnell der Menschen Sinn, sobald
 Sie die erhabene Gestalt gewahrten.
 Die Weiber Helladas an Größe sie
 Weit übertraf — nicht einzig eine
 Der Töchter des Peloponnesos wagte

An hoher Schöne sich mit ihr zu messen.
 Aus ihrem Götterantlig strahlte hell
 Des Mannes Muth mit harter Weiblichkeit
 Vereint. Der Unschuld lichter Strahlenkranz
 Umfloß sie mild und klar, ein jedes Herz
 Versuchend, hinzusinken in den Stau,
 Die engelreine Jungfrau anzubeten. —
 Das lange, goldne Haar flog lockig um
 Den schönen Hals, der Wangen frische Blüthe
 (Gleich Hebes Wangen, als den Herakles
 Sie bräutlich grüßte) ließ den höchsten Reiz
 Dem Antlig voller Kraft und Götterschöne.
 Der Weibet Weichlichkeit war fern von ihr,
 Nicht Mutterliebe hatte sie verzärtelt,
 Noch einer Amme Thoren-Sorgsamkeit;
 Von weichen Lagers Fülle stand sie immer
 Am Morgen auf, und Kraft vermählte sich
 Mit harter Anmuth, wundersüßem Thun.
 Beflügelt schien des flücht'gen Fußes Schritt,
 Und nie entging ein Mensch und nie ein Thier
 Der Eilenden, wenn sie zu sah'n es wünschte,
 Und wo sie floh, ward nimmer sie erreicht.
 Mit hartem Arm den Bogen mächtig führend
 Erlegte sie der wilden Thiere viel —
 Zum weichen Lager dienten ihr die Vögel,
 Zur guten Speise ihr das Fleisch des Wildes,
 Der nahen Quelle silberklares May

Zum mild erfrischenden Getränk. —
 Wie Artemis geschürzet, die zum Schutz
 Sie stehend sich erhebt, war ihr Gewand
 Das einfache, und gleich der Tochter Leto's
 Wollt' sie des Busens ferste Blume nie
 Den frechen Lüsten eines Mannes opfern. —
 Ein Feiger hätte nimmer sie zu lieben,
 Sein kleines Herz an ihre Heldenbrust
 Zu drucken nie gewagt — Gemüther nur,
 Dem ihren gleich an Kraft, mit Liebe sie erfüllte,
 Die Herrliche. — Auch sah der Menschen Blick
 Die schöne Atalante selten nur,
 Und wenn in Jagdlust sie ein Wild verfolgte,
 Wenn, hohen Muthes voll, ankämpfend sie,
 Dem drohenden Verführer widerstehend,
 Gleichwie des Himmels ernstes Wunderbild
 Des Schauers Aug erscheint, und schnell
 Dann in des Waldes Schatten wieder schwin-
 det,

So ging und kam, erschien und floh — ein
 Strahl, der mit dem Dunkel kämpfet — Atalante,
 Der mit dem Dunkel kämpfet — Atalante,

Es hauste ein Kentauren-Paar im Hain,
 Der Atalantens Wohnung barg; sie pfl egten,
 Ihr nahe, oft Gelage zu begeben,

Und Freudenfeste. Fackeln in den Händen
 Durchtobten sie den Wald, und nahten einst
 Im Schatten schwarzer Mitternacht der Höhle.
 Es hatten von den jungen Nothentbäumen
 Die Nasenden das zarte Laub gerissen,
 Damit bekränzt die luftberauschten Häupter,
 So rannten sie umher im weiten Hain,
 Es loderten gewaltig auf die Räume,
 Die sie in tollem Frevel angebrannt,
 Und wüthig eilten sie in wildem Tosen
 Ihr Bräutgeschenk der Jungfrau darzubrin-
 gen. —

Erwachend aus der Unschuld süßem Schlummer
 Fuhr Akalante zitternd auf, doch bald
 Erkannte sie beim Flammenschein die Furchen,
 Und spannte, hohen Muthes wieder mächtig,
 Den sieggewohnten Bogen — lustig sog
 Der Pfeil — es sank Hyakomenes zu Bo-
 den.

Erblickend des Gefährten schweren Fall
 Draug Akalante nun mit sinnloser Wuth,
 Von Rach' und Wollust gleich besenert, ein,
 Und weh der Jungfrau, häßt' er sie erreicht!
 Zum zweiten Mahle spannte sie den Bogen —
 In seinem schwarzen gift'gen Blute wand
 Zu ihren Füßen sich der Nachtsfüllte.

In ganz Arkadia ward bald bekannt
 Die That' von Atalantes Tapferkeit.
 Jasson hört — der Kinderlose hdret
 Die Kunde dieser That; es hatte Ren' ihm oft
 Ob seiner Grausamkeit das Herz zerrissen,
 Und adnungsvoll entbrannte sein Gemüth
 In Reubegier, die wundervolle
 Bewohnerinn des hohen Etnyphaleos.
 Zu seh'n, und er beschloß, zu rasten nicht,
 Bis er die hehre Jungfrau aufgefunden.
 Und, keine Mühe scheuend, drang Jasson
 Hin durch die düstern ungemessnen Hain —
 Aus dem Gebüsch vortretend fiel sein Blick
 Auf eine edel weibliche Gestalt,
 Die fest mit straffem Bogen zielt' nach ihm.
 (Durch der Kentauren Ueberfall gewarnt
 Verfolgte Atalante jedes Wesen,
 Das ihrer Wohnung nah zu kommen wagte)
 Schon wollte sie den Pfeil vom Bogen drücken,
 Da hastete, von Göttermacht gewendet,
 Der wilde Blick auf ihres Vaters Antlitz,
 Und ein Gefühl, wie keins sie noch empfunden,
 Durchglühte ihr Gemüth — und es entsank
 Die Todeswaffe dem erschlafften Arm.
 Mit froher Ahnung nahten sich die Weiden;
 Auch in Jassons Herzen ward sie laut
 Die langverschloßne Stimme der Natur —

In sanftem Liebeston sprach er mit ihr,
 Nach ihrer Herkunft forschte sorgsam er,
 Nach den Begebenheiten ihres Lebens.
 Verschwunden fühlte bei des Greises Worten
 Die Jungfrau jene finstre Menschenscheu,
 So noch vor Kurzem ihren Sinn beherrscht;
 Sie sagte offen Alles ihm, was sie
 Von ihrer frühesten Tage Schicksal wußte,
 Und was Kollencens rüst'ge Jägerschaar
 Von ihrer ersten Pflegerinn erzählt.
 Der Hoffnung Strahl belebt des Alten Herz,
 Er sieht die Jungfrau an mit süßen Worten,
 Mit ihm zu geh'n; und sie vermochte nicht
 Des alten Mannes Wunsch zu widerstreben —
 So folgte duld'fam ihm die Einsame
 Nach Pheneos in das Gewühl der Stadt.

Mit froher Abnung schloß Erigone
 Die Jungfrau an die lusterfüllte Brust —
 Man rief den treuen Eosia's herbei
 (Die Götter hatten dem in Traumgebilden
 Die nahe Freude voraus schon gekündet)
 Und er bestätigte mit treuen Worten
 Der wonnetrunken Atalante Glück,
 Die nun zum Erstemahl im Hochgenuss
 Der süßen Liebe unersättlich schwelgte.
 Mit Freudenfesten, Opfern und Gelagen

Ward hoch geehrt der Jungfrau Wiederfinden
 Von einem hochbeglückten Elternpaar,
 Und die Beladger strömten neubegierig,
 Aus allen hohen Reichen Griechenlands
 Herzu, mit Lust die Herrliche zu schauen,
 Die von der Himmelsgötter weisem Rath
 Zu großen Thaten aufbewahret schien,
 Und der Heroen Herz errang gar schnell
 Der heldenmüth'gen Jungfrau hoher Reiz.
 Der Fürsten tapferste in Hellas Fluren
 Bewarben um die Schöne sich; doch fruchtlos
 war

Ihr Liebesseh'n — der Eltern liebevolles Drän-
 gen,

Es war umsonst. Die Götter hatte sie
 Schon rathgefragt, ob süßer Liebe Glück
 Zu fühlen ihr vergönt vom Schicksal sey,
 Und sie vernahm die innhaltsschweren Worte:
 „Fliehe des Mannes Ummarmung, die Pest jung-
 fräulicher Blüthe,
 Wird gleich einstens sein Fuß fesseln der Flichen-
 den Flucht.“

Drum wollte Kallante nimmermehr
 Die Handthum-Runde einem Manne kleten;
 Verschmähen wollte sie der Freier Schaar,
 Versprechend, wer im Laufe sie besiege,
 Den woll' als Gattinn willig sie empfah'n,

„Doch,“ sagte sie mit ernstem Ton hinzu,
 Doch strafe Tod des Ueberwundnen Frevel.“ —
 So hart und schwer der Schönen Ausdruck war,
 So trohten dennoch der Hellenen viele
 Der drohenden Gefahr. Es kam der Tag,
 Der große Tag heran — der Streit begann;
 Doch leicht besiegte Atalante Jeden.

Da hob sich ergrimmt
 Die Göttin der Liebe —
 Es schwur Ayt here a
 Zu ahnden die Schmach,
 Daß frech, ihrer göttlichen Macht widerstrebend,
 Sie wage, Hellenischer Helden so viele
 Mit frevelnder Kälte
 Dem Hades zu weihen,
 Schon hob sie die Hände,
 Zu strafen die Schöne,
 Da nahte ihr Erös, der lächelnde Knabe,
 Und schmeichelnd erzieht er der Mutter Ge-
 duld. *Ein Bild.*
 „Mir sey allAn, so tief der Gott der Liebe,
 Des Uebermuthes Strafe überlassen,
 Die Sorge mein, durch Liebesallgewalt
 Der stolzen Jungfrau harten Sinn zu beugen.

Der schöne Hippomenes, Sohn Mega-
reus,

Aus des Poseidon Götterblut entsprossen,

Auch er war unter der Bewerber Zahl,

Die Atalanten wünschten zu gewinnen —

Zum Sieger hatte Erös ihn ersch'n.

„Nimm hier, so sprach der Gott in garten Lä-
nen,

Drei goldne Hesperidenfrüchte dar

Ihm reichend, dieß hellglänzende Metall,

(Die schwachen Menschen jederzeit verleitend,

Seit es dem Schooße Waas sich entwand)

Soll dir das Herz der Sprödesten gewinnen.

Im schnellen Lauf laß', wie von ehungefähr,

Die Kessel, einen nach dem andern, fallen.

Des Spielwerks Glanz wird reizen zweifellos

Der Jungfrau Neubegier, und wenn darnach

Sie greift, muß, jögernd, sie den Sieg dir las-
sen.“

Unzählige von Atalantens Freiern,

Von ihr besieget, waren schon gefallen,

Den Tod der Schmach erkllichen waren sie;

Aleomenes der Athender auch,

Durch seines Laufes Schnelligkeit berühmt —

Gesunken war der hochgepriesne Held.

Da trat der schlanke Hippomenes auf.

(Der Menge Mitleid rechnet zu den Todten
 Den holden Jüngling schon mit tiefer Trauer)
 Es haftet Atalantens ernster Blick
 Auf seiner kaum erblühten Jugend Diez —
 Da sobert sie mit festem Feuerblick
 Der Jüngling auf, den Wettlauf zu beginnen;
 Der hohen Ahnen rühmt er sich, ihr sagend,
 Daß ew'gen Ruhmes mehr sie, ihn besiegend,
 Erwerben werd', als all der andern Fall —
 Zu geben ihr vermocht. Ein unnennbar Ges
 fühl

Erfüllt der Jungfrau Brust; es that ihr weh,
 Daß dieser auch das Leben wag' um sie,
 Und nicht gefiehend sich, daß zarte Liebe
 Für einen holden Jüngling ihr Gemüth
 Zu fühlen schon begann, vermehnte sie;
 Es sey des Helden zarte Jugend nur,
 Der welche Klam, der seine Wang' umschattet,
 Die hohe Abkunft des erlauchten Knaben,
 Die mit Besorgniß ihre Seel' erfülle;
 Doch fühlte sie von Wonne sich durchdrungen,
 Daß er sein Leben sey bereit zu wagen,
 Um sie als Gattinn liebend zu umfassen,
 Und klar ihr Auge sprach die stummen Worte:
 „Glich, Jüngling! sich die blut'ge Hochzeit-
 kammer,
 Denn Atalantens Nähe bringt den Tod!“

Doch da ermannte sich der Stolz, der Lieber
 .. los : ..

„Was kümmert dich des Jünglings Wohl?
 Der Hellas kühnste Söhne sind durch dich ge-
 fallen, ..

Mag er, wenn ihn ihr Tod zu warnen nicht vers-
 mocht', ..

Mag er den Mänen jener Edlen folgen.“ —

Die Mücke von dem schönen Jüngling lehnend,

Schürzt Atalante sorgsam ihr Gewand,

Zum neuen Wettlauf sich bereitend: —

Dem Pfeile gleich an Schnelle flieht sie hin,

Nur angestrengt folgt ihr der Jüngling nach —

Doch sieh! als wär' es nur von ohngefähr,

Entschleudert er dem flatternden Gewande

(Doch nach und nach, nur eine nach der an-
 dern)

Die goldne Drei der Hesperidenfrüchte —

Sie rollen vorwärts in den gelben Sand,

Hin vor die Kaiserin, die, einen greifend,

Dem Gegner einen Vorsprung läßt —

Die beiden andern rollen fort —

Es jubelt laut das Volk! doch bald

Hat wieder sie ihn eingeholt —

Der Schauer Hause jagt — allein

Im Uebermuth des Sieges allzufröhlich,

Winkt sie sich noch einmal, und noch einmahl;

Die goldnen Früchte sind in ihren Händen,
Doch — nimmer kann sie ihn erreichen —
Der Sieg ist sein.

Zum Erstenmahle sah sie sich besiegt,
Und Gram zerriß der Jungfrau stolzes Herz.
Da nahte mit sanften Trostesworten
Der schöne Ueberwinder ihr.
Es wollte unvollendet nicht sein Werk,
Der mächtigste der Götter lassen,
Und Sie! es fühlte die stolze Schöne
Nur süße Liebe für den holden Sieger,
Gar gern entsagte sie dem Kampfesruhm,
Beglückt in tausendfache Wonne
Durch ihres Gatten treue Liebe. —
In seines Glückes Taumel Hippomenes
Vergaß das Dankesopfer darzubringen
Dem Liebesgott, da jürnte Kypris.
„Sieh hin, mein Sohn! so rief sie zornig aus,
Sieh hin, wie deine Wohlthat sie belohnen!
Ich will nicht länger einen Gott dich nennen,
Wosern du grausam diese Schmach nicht rächest.“
Und es versprach der Gott der Liebe,
Zu rächen seine Schmach. —
Und Hippomenes zog aus Pheneos
Mit der Gemahlinn seiner Heimath zu.
Der Sonne Gluth verzögerte die Reise —

Sie traten, Kühlung suchend, in der Rheas
Tempel,

Als dieser leer von ihren Priestern war.

Es betet' Atalante brünstiglich

Zur hohen Mutter aller hohen Götter.

Siehl da entbraunt, von Eros angeregt

In rasende Begier der Bräutigam —

Nicht ihm zu widersteh'n vermochte sie,

Die Zärtliche, und frevelnd wagten sie,

Das hochgepriesne Heiligthum entweihend,

In heil'ger Götter heil'gem Angesicht,

Sich sündigem Genuße hinzugeben.

Da wendete Rhea

Den zornigen Blick,

Ließ tönen die Worte

Des göttlichen Fluches

Und Siehe, und siehe! —

Es wandelte schnell sich der Frevler Gestalt,

Es härtet die Haut sich, die Arme sich senken

Zum Boden, und goldene Mähnen umringen

Den Nacken. Die Stimme, die sanfte, ver-

stummet,

Und heulend durchirret die Schatten des Waldes

Der Löw' und die Löwin.

Vertha scherzte über die grausame Verstrafung dieser griechischen Turendot, wie sie Aralanten hieß, und Theodor machte seinem Bruder Vorwürfe, daß er doch gar zu plattlich in diesem Gedicht gewesen sey; aber als Herrmann sich mit dem Geiste der antiken Poesie zu entschuldigen begann, that die junge Frau förmlich Einspruch, und versetzte:

„Nein, ihr Herrn Ludwigbrüder! es wird schon spät, und da noch viere von euch zu sprechen haben, so bleibt uns keine Zeit zu antiquarischen und kritischen Diskussionen übrig, — die ich euch überhaupt herzlich gern erlasse. — und es wäre das Klügste, lieber Walther! wenn du fortfahren wolltest.“

Walther that nach Verthas Gehelf und begann:

Der Eililische Sänger.

Harmonie und den innigen Drang, die Wunder der Natur in Worten und Werken nachzubilden, hat ein gütiges Wesen in des Menschen Natur gewoben; sanft verschmelzen die beiden, als noch in schuldloser Nahe die liebenden Huten ihre Heerden auf apflgen Eilisten weideten; unbekannt mit den Leiden und Läuten der späteren Zeitalter, und so entwuchs dem Schferleben das Gotterkind Poesie, die erste und heiligste der Künste, gleichwie dieselbe Nahe, mit der Begier vereint, die Mystereien der Natur zu ergründen, die Astronomie erzeugte.

Gesang lebt und glhet im innersten Gemüth des Menschen, und die erste Geschichte der Hellenen andte in poetischen Formen; gleichwie ihre Hymnen und Lieder. Es ist nicht möglich, mit unsern Blicken zurück zu gehn bis zum ersten Erzeugniß der Poesie; aber die ältesten Urkunden der Menschheit des

legen es, daß schon im grauesten Alterthum, als in fleckenloser Einfalt die Hirten einher wandelten, die Dichtung mit ihren zarten Blüthen den Pfad der Schuldlosen verschönte, und welch eines Beweises bedarf es mehr für ihr hohes Alterthum, wenn wir sagen, daß sie eine Tochter der Liebe ist.

In zarte einfache Töne hauchten die ersten Dichter ihre Gefühle aus, und vor allen trugen Siziliens Flurenbewohner den Preis der bukolischen Dichtung davon; aus den ländlichen Gefilden drang sie nur allmählich in die Hallen der Städte, wo sie an Verfeinerung und Umfang gewann, und erst alle Formen erhielt, die wir jetzt kennen und bewundern. Diese hirtlichen Lieder und Hymnen waren für den Gesang gedichtet, und das glückliche Eliland ward auch die Mutter der helltönenden Instrumente, welche des Dichters Stimme sanft und lieblich begleiteten. Die muhtern Töne der Zweigebewohner wollten der zärtliche Jdis von Agrigent nachahmen; diese Versuche

schlugen fehl, und er begann zu ahnen, daß er seinen Liedern einen doppelten Schmuck zu leihen vermöge — Weste, tändelten im hohen Schiffe und leiteten ihn zur Erfindung der ersten Flöte, —

„Halt! rief Bertha, hast du vergessen, daß Pan selbst die Flöte erfand, als die schöne Nymphae Symplice, von ihm verfolgt, in Schiffe verwandelt wurde?“

„Ja, ja! entgegnete Theodor lächelnd, wenn du Mythen haben willst, so sind jene vom Hermes und Athene noch interessanter — aber wahrscheinlich hat ein Hirt die siebenröhrige Flöte erfunden, und das wunderbegierige Volk schrieb diese Erfindung seinen Göttern zu.“

Viele alten Schriftsteller, versetzte Herrmann; beehren die Phrygier, und einige (wohin Berthas Nymphe gehört) die Bewohner des höhenreichen Arkadiens mit der Erfindung der Flöte; aber, abgerechnet, daß in einem Zeitraum, wo das menschliche Ge-

schlecht im Allgemeinen so rasch vorwärts
schreitet, und sich entwickelt, eine Erfindung
an mehreren Orten zugleich hervortreten kann;
so geschieht man mitunter mehreren die erste Er-
findung zu, weil sie dasselbe Instrument aus-
ändern, Stoffe formen; oder ihm eine andre
Gestalt gaben. Denn so oft einer oder doch andres
ein Ding der Vollendung näher brachte; rief
man ihn als Erfinder aus. Marস্যas, der
seine Flibe aus den Knochen eines Fisches
schnitt, ward von den Griechen als der er-
ste Erfinder anerkannt, und beschuldigt, der
Athenen selbe entwendet zu haben. Poly-
nuk erzählt uns, daß die einfache Flibe ein
Werk des Pan, die gebogene von Midas
die doppelte aber von Marস্যas erfunden
sey; nach Apulejus gab Hyogutide die
Vollendung. Auch die Lybier machen diesel-
ben Ansprüche wie die Phrygier und selbst
Pindar scheint diese Ansprüche zu begünsti-
gen, wenn er sagt, daß das fischende Volk
der Saiten, die sich um das Meereshaupt

wanden, Pallas bewogen habe, eine Flöte zu erfinden."

Herrmann schwieg, und Walther fuhr in seiner Erzählung fort:

„Die Bukolische Dichtung war noch fern von der Krone der Vollendung, noch trug sie manche rauhe Spur ihres ländlichen Ursprungs, als Daphnis unter den Hirten Sikiliens erschien, und durch seine himmlischen Lieder sich bald zum Ersten der Bukolischen Dichter, durch seinen Lebenslauf zum Helden ihrer Gesänge empor schwang. Er war der Erfinder der Idylle, und die Abenteuer seines Lebens boten den Dichtern reichen Stoff zu ihren Schöpfungen dar; auch schienen sie es sich zum Gesetze gemacht zu haben, seinen Namen zu feiern, und seine Leiden zu verewigen, so daß man sie späterhin manchmal nur die Säng^{er} des Daphnis nannte."

Theokritos feiert in seiner neunten Idylle den Tod des Daphnis, wo er den Thyrsis wettsingen läßt:

„Auf! und stimmt ein Lied an, ein Hirtenlied,
trauteste Musen!

O, ihr Pardel, ihr Wölfe, o bergbewohnende
Bären!

Lebet nun wohl! ich, Daphnis der Hirt, bin
nicht in den Wäldern,

Nicht in der Halde mehr, nicht in den Hainen —
leb', Arctusa,

Wohl, und ihr, die lieblich ihr, Flüsse von Thy-
anbris, die Fluth gleit.

Auf! und stimmt ein Lied an, ein Hirtenlied,
trauteste Musen!

Daphnis bin ich, der hier im Walde die Räu-
he geweidet,

Daphnis, der Kälber und Stier' aus ewern
Wässern getränkt hat."

Menalkas singt in der achten Idylle als
Schiedsrichter:

"Süß ist dein Mund, wohl lautend, o Daphnis!
die Stimme. Dich singen

Hören, ist lieblicher kraun, als Honig den Schel-
ben entsaugen. —

Nimm die Flöten nur hin, du hast im Singen
gewonnen."

Inmitten des herrlichen Eilands erhoben sich,
Edniglich und hehr, die Herdäischen Gebirge,

heilsame Kräuter bedeckten ihre Gipfel, Eichen von ungeheurem Stamm strebten mächtig empor, Lorber: und Orangenhaine füllten die reine Luft mit süßen Dästen, zahllose Quellen entströmten den Ufern, die zarter Nymphen zarter Arm umschlang, und das wogende Silber entlang glühte der buntfarbigen Blüten heller Schmelz — üppig rankten sich Neben empor, und so reich war der Segen der belasteten Fruchtbäume, daß ein Karthagisches Heer, dem Hungertode nahe, in diesen Thälern Rettung fand, und nicht den Reichtum zu erschöpfen vermochte.

„Zwischen zwei Bergen dehnte sich hier ein schöner Lorberhain, den Nymphen geheiligt — Hieher trug die Mutter des süßen Sängers (welche der Liebe des süßgestügelten Herms nicht zu widerstehen vermochte) das neugeborne Söhnlein, um dem königlichen Vater der Tochter Schmach zu bergen. —“

„Ei, ei! unterbrach Bertha den Erzähler, heißt das eine Geschichte erzählen,

wenn man einen Gott als den Vater seines Helden macht?"

„Ja, liebe Bertha! entgegnete Walscher, ich habe die Historiker, die uns Nachrichten vom Leben des Daphnis gaben, und vorzüglich den alten Diodor von Sikilien treulich Rathgefragt; aber ich habe auch die Dichter gelesen, die seine Abenteuer sangen, und konnte mich nicht entschließen, die poetischen Blüthen, die sie dem reichen Teppich seines Lebens einwirkten, mit frecher Hand herabzureißen — habe ich gefehlt, so vergieß mir, daß ich das hohe Alterthum meines Stoffes, die Dunkelheit, die über meinen Helden schwebt, für einen Freibrief hielt, mich von der strengen historischen Treue loszusagen, deren Forderungen ich kenne und verehere.“

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, erwiederte Herrmann, denn wir können ihn (da wir nur durch Tradition wissen, daß sein Geist der Hirtendichtung eine freiere, schönere

Wahn gebrochen, aber keine seiner Arbeiten bis auf uns gekommen ist) fast nur als mythische Personen betrachten, und du thatest recht, den poetischen Nimbus zu ehren, der diesen Urkunden der Vorwelt einen so hohen magischen Reiz gibt."

„Was nun, fuhr Walther fort, die Mutter des Sängers betrifft, so vermuthet ein Scholiast des Theokritos, sie sey die Tochter eines benachbarten Königs gewesen, die sich einem geliebten Jüngling ergeben habe, dessen Name der Nachwelt nicht aufbehalten worden; als sie die Folgen ihres Fehltritts bemerkte, ward sie von Reue und Furcht vor ihres Vaters Grimm ergriffen; sie wagte es nicht, einen Gott als den Vater ihres Kindes zu nennen, weil man ihr nicht geglaubt haben würde, und beschloß, ihren Zustand sorgfältig des Vaters Blicken zu entziehen, das neugeborne Kind aber in die Ferne zu tragen. So kam Daphnis in den Lorberhain, und als die Mutter von dannen gegangen war,

da flogen die Bienen des schattigen Waldes herzu, und bethauten des Kindes Lippen mit süßem Honig."

So fanden ihn einige Hirten, die hier ihre Herden weideten, im Schatten weissagender Lorbern — Honig klebte noch an der zarten Lippe, und sie begannen die Wunder seines Geistes zu ahnen, daß ihm in hohem Maße die Günst Apollons und der Hellenischen Jungfrauen vom Schicksal beschieden sey.

Der Knabe erhielt den Namen von den Lorbern, in deren Schatten er gefunden worden, und die Nymphen des Haines empfangen mit dankbarem Sinne das Pfand, welches die Götter ihrer Sorgfalt anvertrauten — so wuchs er in ihrer Mitte empor. Die Reize seiner Gestalt entfalteten sich schon frühe, und frühe erschlossen sich die Blüthen seines poetischen Geistes; sein Gemüth war würdig von Pan und den Musen gebildet zu werden; von diesen ward ihm die Schäfers

Idylle gelehrt, welche er mit all den mannigfachen Reizen ausschmückte, die wir noch jetzt darinn bewundern.

Die Vorliebe der Musen für Daphnis ward in Siziliens spätern Zeiten zum Sprichwort, dessen sich die Hirten häufig bedienten, wenn sie die Reize ihres Gesanges preisen wollten. Komatas sagt in den zweiten Wettsängern des Theokritos:

„Mehr noch sind die Musen mir hold, als Daphnis dem Sänger; Ihnen opfert ich auch erst jüngst zwei jährige Ziegen.“

Um den Musen und ihrem göttlichen Führer würdige Opfer zu bringen, muß des Menschen Geist in einer glücklichen Unabhängigkeit wirken und weben — Daphnis, in den schönen Gefilden Siziliens geboren, wählte das Hirtenleben, als das Leben der Unschuld und Ruhe, fern von dem Drängen und Treiben der Städte, dem sein Gemüth so abhold war.

Man theilte damals die Sikillischen Schäfer in drei Classen, verschieden durch ihre Sitten, Gefühle und Besitzthümer. Die erste Classe, und die geehrteste, zu welcher auch Daphnis gehört, weidete die Kühe, die zweite hütete die Schafe, und die dritte machten die Ziegenhirten aus. Daphnis besaß eine reiche Heerde von Ochsen und Kühen, und schon in früher Jugend hatte er sorgsam Alles erlernt, was ihm bei der Wartung dieser geliebten Thiere zu wissen nöthig war — er pflegte sie mit Fleiß und Kunst; genau kannte er alle Kräuter, die ihre Krankheiten heilten, und seine Heerde war so schön, daß man seine Kinder Brüder und Schwestern des Herkules nannte.

Im dunkeln Hain und auf dem bunten Schmelz der Wiesen schwanden des holden Jünglings Tage vorüber; theils allein, theils mit andern Hirten ruhte er, von seinen Heerden umgeben, auf weichem Moos, und sang seine zarten Lieder — der Vögel leiser Ton,

das Säuseln des Zephyros in den Büschen;
 der Vögel Murmeln, das Rauschen des Basi-
 serfalls, die Thäler, die Hügel, die Halne,
 was ihn umgab, bot ihm Stoff zu sinnvollen
 Gesängen, und festerliche Hymnen entströmten
 seinem tiefen Gemüth zu Ehren der Götter
 des Waldes.

Nimmer rastete des Dichters Phantasie
 und Alles erhielt von ihr einen magischen Nims-
 bus, der selbst den gewöhnlichsten Dingen den
 höchsten Reiz verlieh.

Seine Gefährten lauschten gern den kunsts-
 erfahren Tönen seines Mundes, und waren
 tief betrübt, wenn er ihrem stillen Kreise ent-
 wich — denn nicht immer lag Daphnis an
 der Ruhegöttin Brust, seine Hand, die von
 den Göttern nur für die goldne Lyra gebildet
 schien, schwang auch das Schwert, und schleu-
 derte mit Kraft den verletzenden Wurfspeer;
 mit eifriger Begierde folgte er den Raubthieren
 des Waldes in ihre entlegensten Schlupfwins-

fel, und trug immer den Sieg davon, auch hier war er, wie überall vollkommen; er erzog sich fünf Hunde, welche so sehr an ihm hingen, daß sie ihn nicht zu überleben vermochten; sie folgten dem Leichnam des Sängers, und äußerten den Schmerz über ihren Verlust durch unaufgehetes Heulen an seiner Urne, bis Erschöpfung sie dahinraffte.

Daphnis Jagdlust brachte ihn der Artemis näher, die ihn in ihren Schutz nahm, und selbst zu ihren Jagden lud — in den Stunden der Ruhe mußte er sodann die junge feuliche Göttinn mit seinen Gesängen ergötzen. Der Jüngling fühlte sich hochgeehrt durch Artemis Huld, und hoch erglühete seine Brust von edler Begier, sich ihrer werth zu machen; in seinen schönsten Dichtungen feierte er sie allein, und hell tönte durch den blühenden Hain das Lob der Göttinn von Ephesos, ja er beschloß sogar, der Liebe zu entsagen, wie sie gethan, und nimmer ein Weib zur Gefährtinn seines Lebens zu wählen.

Wenn der Sänger aus Artemis Hnen dann wieder einmahl zurückkehrte unter die Sikilischen Hirten, da hoben sich der Jungfrauen Busen gewaltsam; entzückt lauschten sie den Tönen des gttergleichen Jünglings, der so bescheiden einhertrat, mit lauscher Ruhe den Frauen in die schönen Augen schaute, und kaum zu ahnen schien, wie alle Herzen nur für ihn schlugen.

Immer mehr und mehr blendete Eros den Sinn der Sikilischen Frauen, von Tage zu Tage vergaßen sie mehr die strenge Zucht ihres Geschlechtes — sie bestürmten mit Liebe den Gleichmthigen, flehten um Gegenliebe, die er nicht zu geben vermochte, und schon verschwand er wieder aus ihren Kreisen — Sitade wollt' er dahin bringen und hatte Verwhrung und Jammer über seine Freunde gebracht; das quälte sein frommes Gemüth, und er floh in die Thäler des Aetna, durch welche der schöne Anis silberklar dahin wogt, und sich dann in das Sikilische Meer ergießt —

da wohnte er lange mit seinen Hunden, seinen Herden und seiner Hölde, da durchstrich er Feld und Hain, freute sich der Artemis Huld, und hauchte in süßen Tönen das Lob der Göttinn aus.

Noch immer war Daphnis kalt gegen die Frauen gesinnt; ja er begann sich seiner Gleichgültigkeit zu rühmen, und in seinen Gefängen der Nacht Aphroditens zu spotten — da ergrimmte die Göttinn, die längst mit Unwillen gesehen, wie dieser schöne Knabe ihrer Gewalt getroßt, und sie beschloß, sich gewaltig an ihm zu rächen. Durch Kytheraens Künste schwand der glückliche Gleichmuth, der den Sänger bisher bewahrt, aus seinem Gemüthe, und er entbrannte in Liebe. — Die schöne Naisade, Echenais, war es, die zuerst sein Herz mit dem süßen Gefühl erfüllte, als dessen Opfer ihm zu fallen bestimmt war; auch sie blieb nicht kalt für ihn; aber bange Sorge, daß eine ihrer Gefährtinnen ihr den schönen Sänger wieder rauben

könne, trübte ihr Gefühl; sie sann auf Mittel, den Geliebten auf immer zu fesseln — Lange widerstand sie dem Dringen seiner Leidenschaft, und ehe er das erste Wort der Gunst von ihren Lippen küßte, mußte er ihr mit den fürchterlichsten Eiden ewige Treue schwören, und mit einkster Miene drohte ihm Ehenais, wenn er je dieß Gelübde zu brechen vermöge, solle seiner Augen Licht verlöschen.

Im Taumel der ersten Liebe, welcher die Unmöglichkeit fremd ist, beschwor Daphnis, was die Geliebte foderte, und bewährt ging seine Treue aus harten Proben hervor.

Mehrere der Sittlichen Hirtinnen, welche Daphnis schon früher geliebt, konnten dem Drang des Herzens nicht widerstehen; sie folgten ihm auch in die Fluren des Aetna, und boten ihm abermahl's ihre Liebe; aber er blieb standhaft und verbarg sich immer tiefer in die Schatten der Haine — seine

Reize und die beispiellose Sprechigkeit eines Hirtens erfüllten bald das ganze Eiland mit Verwunderung; überall ward sein Name stannend genannt, und Nomia, die reizende Erbin des Königreichs entbrannte in Neugier, den schönsten und den stolzesten der Jünglinge zu sehen. Leicht geschürzt, den goldenen Vogen in der zarten Hand, durchstreich die Prinzessin die Wälder des Aetna — sie fand Daphnis, und schnell erfüllte der Liebe Gluth ihr unbewachtes Herz; sie wollte ihn besitzen oder sterben — mit süßen Liebesworten nahte sie dem schönen Sänger, ihm Hand und Krone bietend; aber, seines Eides eingedenk, versagte Daphnis und entwich.

Noch war die Fürstin in tiefen Schmerz versunken, als eine alte Wärterinn sich ihr nahte, und versprach, einen Trank zu bereiten, der ihr sicherlich des Sängers Herz zuwenden solle. Die Alte kochte vielerlei Kräuter und Harze in süßem Syrakuser Wein,

und schon am andern Tage lehrte Nomia wieder in den Wald zurück — nach langen Suchen fand sie den einsamen Hirten, und bat mit süßer Stimme um eines seiner Vieder. Gefällig ließ sich Daphnis auf dem äppigen Rasen nieder und sang. Nomia griff nach der Jagdflasche, füllte den goldnen Becher bis obenan, und kredenzte ihn dem Sänger; aber Stiebel kaum hatte er ihn geleert, als seine Töne sich schnell verwandelten — er sang die Raserei der Liebe mit wilder Gluth, und umschlang in betrüglichem Tausmel die liebende Fürstin, des frühern Schwurtes vergessend.

Noch tranken von dem Zauberwein, verließ Daphnis am Morgen Nomiens Lager, verließ seine Heerde, und rannte durch die Gefilde des schönen Eilands, um Liebesabentheuer aufzusuchen. Der Sänger verzehrte sich in der wilden Flamme, die jener Unglücksstrank in ihm angefaßt, und gedachte nimmer der verlassenen Echenais — viele

Mahls brach er die beschworne Treue und
 reifte so der Strafe entgegen, ... die ihm die
 Nymphe angedroht. Auch einer Nymphe der
 Artemis bot Daphnis seine kraßbare
 Liebe; und als die Göttin sein frevelhaftes
 Beginnen erfuhr, verbannte sie ihn auf immer
 aus ihrem Angesicht: — so bewährte sich
 die Rache der beleidigten Kytherea. Seiner
 Bidne nicht mächtig, wandelte der Jüngling
 durch Sikillens Haine und traf mit Eifers
 Wäls zusammen; die ihn in wüthiger Eifers
 sucht aufsuchte, um das gebrochene Gelübde
 an ihm zu rächen; im ersten Anfall der Ver-
 zweiflung getauschter Liebe, stürzte sie grimmig
 auf den Wehelsfen, den Schreck und Ver-
 wüßseyn der Schuld zum Marmorbild er-
 starren, und riß ihm die Augen aus. In
 spalt rief Daphnis den Schutz der Götter
 an; sein Loos war gefallen, ...
 In dem Augenblick, da Echenais den
 Frevel vollendete, erfüllte schon bittere Reue
 ihren Sinn, und sie kehrte mit Jammererfüll-

ter Brust in die Schatten des Waldes juchet,
 um ihre Grausamkeit ewig zu beweinen; aber
 wo das Blut des schönen Sängers die Erde
 färbte, entsprang ein heiliger Quell, Jahr-
 hunderte nach Daphnis Tode noch hoch ge-
 feiert durch die Opfer, die Siciliens Bewo-
 ner hier den Göttern brachten.

Den Tod im Herzen lernte der Blinde
 durch die Fluren des mütterlichen Eilands,
 deren äppigen Glanz er nimmer zu schauen
 vermochte — er ließ sich auf einen Felsen am
 Meeresufer geleiten, und ehe es sein arglo-
 ser Führer verhindern konnte, stürzte er sich
 in die rauschende Meeresfluth.

Schmerzlich betrauerte das Vaterland den
 himmlischen Sänger. — Ein rastiger Tau-
 scher theilte die schäumenden Wellen und hob-
 te den Leichnam des Verehrten aus der ende-
 losen Tiefe hervor. Daphnis Name ward
 hoch gefeiert von den Bewohnern Siciliens,
 und sein Aschenkrug feierlich im heiligen Vorr-

Verhahn aufgestellt, wo die Bienen zuerst seltsame Lippen mit süßem Honig beschauten;

„Nun, rief Vert'hä, du hast ein würdiges Seitenstück zu der Atalante deines Freundes geliefert, und dieser „himmlische Sänger,“ wie du ihn zu nennen beliebst, verdient sein trauriges Loos fast noch mehr, als jene. Was nun meine Herren Brüder betrifft, so soll diesmal nicht, wie vorhin, die verkehrte Ordnung eintreten, sondern der älteste mag beginnen.“

„Du sprichst so bestimmt, versetzte Theodor lächelnd, daß man gar keine Einrede wagt, und so höre dann du Kleiner, scharfer Kunstrichter und übe deine Kunst aus:

Roms. Fall.

I.

Der Welten Zepher halte Rom errungen,
Der Erde Völker trugen Roma's Joch,
Und ihre Flotten zogen auchbeladen,

Dem Blut besiegter Völker rauchend noch,
 In ferne Zonen, neue Opfer dort
 Für der Quiriten Habsucht aufzufinden. —
 Wo eine Küste ihrem Blick sich zeigte,
 Ein Land, das Gold besaß, da griff man an;
 Es düstete nach wildem Kampfs und Blut
 Der Krieger Muth — ihn reizt des Goldes
 Glanz,

Nicht wahr die ehrenvolle Bürgerkrone.
 Der Vöbel nur gedenkt mit Achtung noch
 Der längstentschlafnen, ehrenwerthen Ahnen,
 Und unbekannten Lüsten eilen zu
 Der stolzen Roma hochgepriesne Kämpfer.

Es bringen die Bewohner Serika's
 Für Wolle Seide, und Numidiens Klüfte,
 Sie bieten Marmor dar, um Prachtpalläste
 Für zügellose Schwelger aufzuthürmen.
 Des Arabers Gefilde reichlich zollen
 Den süßen Duft für glänzende Gemächer —
 Doch alles dieß genügt mit nichts noch
 Der Römer grenzenlosem Uebermuth.
 Aus Mauritaniens ungemeßnen Wäldern
 Hohlt man für große Summen wilde Thiere;
 Der Len von Lybien wird im Triumph
 In Romas hohe Thore eingeführt,
 Um mit dem scharfen, schwer erkaufnen Zahn

Der Römer Kriegsgefangne zu zerfleischen.
 Im goldnen Käfig, sorgsam eingeschlossen,
 Den grimmigen Tiger trägt man über Meere,
 Damit er, blutbegierig, Römer würge.
 In ihrem warmen Blute sich erquicke —
 Unsinnig klatschen Roma's Söhne Beifall
 Dem gräuelsvollen Schauspiel zu.

O Nem! das Glück, das schon Jahrhunderte
 In steter Treue dir gelächelt hat,
 Bald wird es nun aus deinen Mauern weichen —
 Du hast zu viel des Fremden angenommen,
 Die angeborne Größe ganz verlassend.
 Von der Semiramis erlerntest du,
 Den Jünglingen der Mannheit edles Gut
 Mit Hölle freude schon im Keim zu stehlen;
 Der zarten Jungfrau edelstes Geschmeide
 Wird durch des harten Eisens Druck verheert;
 Zu Früchten dürfen Blüthen nimmer reifen —
 Vergebens sucht Natur ihr Ebenbild
 In dieser Schaar von zügellosen Thoren.
 Der Anabe muß des Mannes Lusten dienen;
 Er wanket kraftlos, und sein Lockenhaar,
 Von Wohlgerüchen dufteud, flattert frei,
 Der Winde Spiel — er prunket jeden Tag
 Mit neuen, golddurchwobenen Gewändern,
 Daß keiner übersehe seine Schmach. —

Auf Tafeln von Citronenholz allein
 Will nun der reiche Römer üppig schwelgen;
 Von Golde schwerer zieh'n die Schiffe hin
 Nach Afrika, als sie mit Land beladen,
 Ins werthe Vaterland zurücke lehren.
 Die Zahl erkaufter Sklaven ist Legion,
 Die um die reichgeschickten Purpurketten
 Im buntesten Gewühl sich eifrig drängen,
 Den Parasiten ihrer Herrn zu dienen.
 Die Beute eines Krieges, schwer
 Von der Erschlag'nen theuerm Blute,
 Wird hier in Einem Tag' verpraßt.

Gesunknes Rom! um deinen Saum zu reizen,
 Den abgestumpften, muß Eilaniens Meer
 Den Skar dir lebend liefern, und der See Lucina
 Die Auster, daß nach deinen Prachtgelagen
 Du elumahl wieder Hunger fühlen mögest.
 Um deine tollern Lüste zu befried'gen
 Verraubst du Phasis Sträucher ihrer Sänge —
 Die sinnlose Wuth ist Sprecherinn
 Auf deinem Wahlplat, jede Stimm' erkaufst,
 Erlaust mit schwerer, ungerechter Beute. —
 Das Volk ist selbst schon feil, und feil ist Alles,
 Und Consul ist das reichste der Metalle.
 Selbst hochbetagte Greise haben längst
 Des großen, freien Römersinn vergessen.

Er ist verjagt, der Herrliche! durch Gold
 Die alte Hobeit in den Staub getreten.
 Verbannt durch des gesunkenen Volkes Stimme
 Muß Cato flieh'n, daß selbst sein Ueberwinder
 Sich dieses schmachb. stecten Sieges schämt.
 O Nem! wo sind die Sitten deiner Väter?
 Mit ihnen sank dein Ruhm — er ist gefallen!
 Mit deinem schönsten Schmuck ging deine Macht
 Verloren, und die eigne Hand wird bald
 Den Dolch ins Herz dir bohren — ungerochen
 Verbleibt der Fall, den selbst du dir bereitest,

Mit frevelvoller Hand ergreift der Wucher
 (Des schwarzen Lasters frühgeister Sohn)
 Die Beute zweier Meere, Seuchen gleich
 Dringt er behebend in menschliche Gemüther,
 Ergreift mit Allgewalt das inn're Wesen
 Und jagt von Sünde zum Verbrechen hin. —
 So peitscht die schnöde Gier nach Gut und Geld,
 Sich steigend bis zur Wuth, der Römer Schaar
 Zu Waffen, um sich Schätze zu errauben,
 Wo nicht, zu fallen jämmerlich. —
 Was härt' aus diesem Wollustschlummer noch
 (Dem sie auf Purpurlissen sich ergeben)
 Die Römer zu erwecken wohl vernichtet,
 Als Gold und Waffenklang, als Bürgerkrieg
 Mit seinen tiefen, unheilbaren Wunden?

Sie fürchten nichts! nur jener jaget noch
 Der etwas zu verlieren hat —
 Das Ihre ist schon längst dahin gesunken.

Die Götter schenkten Rom der Helden drei
 Die auf Velleiens Waffenselde fielen —
 Des Crassus edles Haupt ruht bei den Pat-
 thern,

In des Aegyptos Meer Pompejus,
 Und Julius, der Römer Größter, fiel
 Ein Opfer undankbaren Vaterlandes.
 Als könnte Terra nicht in einem Punkte
 Die edlen Leichname umfah'n, vertheilte sie
 So weislich ihre theuern Ueberreste.

II.

In ewig grauem Nebel eingehüllet
 Liegt zwischen Puteoli und der schönen
 Parthenope ein grauenvoller Schlund,
 Und dem Kofst entquollne Sümpfe fallen.
 Mit gift'gen Dämpfen hier die dicke Luft —
 Der Frühling schmückt sich nicht mit zarten
 Blüthen,

Mit süßen Früchten kränzt sich nicht der Herbst;
 Auf laubentblößten Zweigen wieget nimmer
 Des Waldes Sänger sich — nicht stöhet hier
 Die Nachtigall der Liebe süße Lage.

Das alte graue Chaos herrschet da —
 Es thürmen Felsenmassen sich empor,
 Verflucht, daß ihre blumentheeren Gipfel
 Nur dunkle Trauerbilder, die Kypresen,
 Und wandelnde Dämonen tragen sollen, —
 Hier hob der Todten Herrscher hoch sein Haupt
 Und rief Fortunen zu:
 „O du, der Menschen Königin
 Und Königin der Götter!
 Fortuna! einzig Weise, höre mich!
 Ich weiß, es ist dir ein alltäglich Spiel,
 Dem Bettler Kronen darzujreichen,
 Des Fürsten Hand in Fesseln einzuschmiegen.
 Der Wechsel ist Gesetz, den ohne Widerstreben
 In allen deinen Thaten stets du übest —
 Drum wisse: Rom hat dich besieget,
 Daß nimmer deine Macht es mehr vermag,
 Das Uebermüthige herabzureißen
 Von seiner Größe hoch erhabnem Gipfel,
 Wohin es selber deine Gunst gehoben. —
 Die Jugend Roms vergeudet ihre Kraft,
 Der schönen Wollust geben Jünglinge
 Sich preis — sieh hin, wie deine tollen Söhne
 Unsinnig jagen nach der Schwelgerei;
 Wie sie die Schwärze zu vergeuden streben,
 So ihre freche Hand der Welt geraubt.
 Palläste bauen sie bis an die Wollen,

Aus ihren Ufern werden See'n geleitet
 Und neue lassen sie entsteh'n in Thälern,
 Inmitten dieser Hesperidengärten. —
 Nicht sich begnügend mit dem hohen Ruhme,
 Machtvoll zu walten über Land und Meer,
 Greift frevelnd ein ihr Uebermuth
 In heil'ger Götter heil'ge Rechte,
 Und ungeschonet wagen sie, die Frevler!
 Der Erde Eingeweide zu durchwühlen,
 Will Dion Gestein zu seinem Arcus braucht.
 Schon nah'n sie meinem Reiche — Terra bebet,
 Die Stützen ihres Veste sind verlegt;
 Erzitternd wanken meine Schatten,
 Des Phoebos helle Strahlen fürchtend —
 O wirf doch einen Blick des Zorns auf sie,
 Die, frechen Uebermuthes voll, sich frevelnd
 Der Gaben deiner hohen Gunst berühren. —
 Entflamm' des Bürgerkrieges rothe Fackel,
 Daß der Erschlagenen Zahl mein Reich vermehre.
 Seit Jahren schon ward uns statt Labewein
 Nicht Blut gereicht — es lecht Tispyhone
 Seit Syllas großem Mordgelage,
 Wo aus der Römer Herzblut Saaten keimten.“
 So sprach der Gott, und seine dunkle Rechte
 Bot er Fortunen dar —
 Sieh! da erkünten aus der Göttin Munde
 Die inhaltsschweren Worte:

„Entdecken will ich dir, des Hades Herrscher!
 Den Schicksalschluß, der deinen Wunsch erfüllt,
 Des Grimmes Flamme lodert furchtbar auch,
 In meiner Brust — ich hasse dieses Rom,
 Die Größe haß' ich, die ich selbst ihm einst
 Verliehen. — Er soll stürzen, der Kolos!
 Die Göttinn, die ihn ehemals so gestaltet,
 Kann in sein Nichts ihn auch zurücke senden.
 Mit Feuer will ich die Phalangen tödten,
 Die schon zu lang der Welt Entsetzen waren,
 Der Götter Zorn mit ihrem Blute süßen. —
 Horch auf, horch auf! ich höre Waffen klirren,
 Ich sehe Völkerschaften muthig kämpfen,
 Und auf Philipps Ebnen sich vernichten.
 Thessaliens Fluren lodern hoch empor,
 Mit Leichen füllet sich Iberien —
 Durch Lybien verbreitet sich der Jammer,
 Bis an des Nils Gestade dringet er,
 Und Actium erschaut der Seeschlacht Graun. —
 Sein holdes Antlitz lehrt Apollon ab
 Von Rom, das dem gewalt'gen Falle naht. —
 Eröffne weit die Thore deines Reiches,
 Millionen werden, Pluto! zu dir strömen,
 Des alten Jährenns leder Nachen wird
 Der Blutbesteckten Zahl nicht fassen können —
 Laß, König! schnell ihm eine Flotte bauen.
 Ersättigen wird sich Lissipnone

Im Blut, das stromweis in den Acheron
 Sich geußt — zerfleischt, zerissen seh' ich schon
 Die neue Welt von Schatten wanken
 An Lethe's und Kokytos Strand.“
 Die Götter schwieg, da zackte blendend hin
 Des Oliges wundersam gefärbter Strahl,
 Kronos's Donner rollte fürchterlich,
 Und, zitternd vor des hohen Bruders Grimm,
 Zieht sich der Schatten König scheu zurück.

Des Himmels Zeichen deuten sichtbarlich
 Auf nahes Blutvergießen, großen Jammer;
 Und Titan's glühend Angesicht verdecket
 Mit dichtgewebnem Schleier eine Wolke.
 Hell brennen Feuerflammen in den Lüften,
 Des Bürgerkrieges wilden Graus verkündend. —
 Von Jovis Aeth' gespalten, kersen Berge,
 Der Donner lauter brüllt aus Acheron's Grund;
 Versiegend halten mächt'ge Flüsse ein
 In ihrer Eisbewogen raschem Lauf —
 Der Waffen Lärme füllen den Olymp
 Und hellerglüh'nde Feuerfluthen strömen
 Aus Aetnas nachtumbückten Eingeweiden;
 Die Gräber öffnen sich, und schauerfull
 Entschweben kalter Urnen Staub Gespenster,
 Die, leise rauschend, durch die Fluren zieh'n.

Kometen, deren Schweif in lichtein Glanz
Des Feuers strahlt, durchkreuzen sich
Am Horizont — ein blut'ger Regen strömt herab.

III.

Und länger weist der Sieger Cäsar nicht —
Aus Gällen kommt zur Rache er gezogen,
Die machtvoll unbefiegte Heldenschaar
Dem blut'gen Bürgerkrieg entgegensührend.
Dort auf der Alpen höchsten Schneegebirgen,
Wo sich Atmenens Sohn durch Felsenklippen
Den Pfad gebahnt — in Hyems ew'gen Re-
glonen,

Wo Helios seine Kräfte nicht mehr übt,
Dem Herakles ist ein Altar geweiht —
An diesen trat mit festem Muth Cäsar,
Und als von hohem Berges eis'gen Gipfel
Sich Vaterland (Hesperiens Fluren gleich:)
Er sah, da hob der Held die Hand gen Him-
mel,

„Du Jupiter — so tief er andachtsvoll,
Der Menschen und der Götter höchster Richter
Und du, mein ewig schönes Land der Liebe,
Das ich so oft mit Siegestränzen schmückte,
Ihr gebt mir Zeugniß, daß allein der Zwang
Der Rache Schwert in meine Hand gelegt

Aus meinem Vaterlande will man mich
 Verbannen, während ich mit Feindesblut
 Des Rheines aufgeschwollne Fluth geröthet?
 Die Gallier, die Romas Ruhm zu stürzen,
 Mit frechem Sinn heran gezogen kommen,
 Hab' ich zurückgetrieben, und zum Lohn
 Für meine Siege, will das Vaterland,
 Das undankbare, mich aus Rom verkennen?
 Aus meinem Rom, das nur mein Arm er-
 hielt! —

Des Sieges schöner Kranz hat sechzigmal
 Mein Haupt geschmückt — der Deutschen Kräf-
 te hat
 Kein Muth gelähmt — und das ist nur, was
 nimmer

Der stolze Römer mir vergeben wird. —
 Doch — Römern wäre mein Triumph ver-
 haßt? —

Des Goldes felle Sklaven sind es nur,
 Die stiefgewordnen Söhne meiner Roma.
 Es wird mein Arm, der alle Feinde schlug,
 Der feigen Bosheit schwarzen Plan auch lsh-
 men.

Ihr, meine Kampfgefährten! folget mir,
 Erkämpft euch euer Recht mit blut'gem Schwert;
 Ansammeln haben immer wir gesiegt,
 Das wollen sie nun als Verbrechen strafen,

Ihr müßt euch selbst den Lohn, den theuern neh-
men —

Ich habe nicht allein den Sieg erkochten,
Es zeige sich ob — Ehre wir, ob Schmach ver-
dient.

Auf, Brüder! es erglühe euer Blut —

Ich bin in eurer Mitte unbesiegbar.“

So sprach der Held, und auf gewalt'gem Fittig
Schwang sich ein Adler auf, der Sonn' ent-
gegen,

Und lauter, immer lauter, scholl ein Rauschen
Im tiefen Schoos der nachbarlichen Berge,
Der Erd' entglitten bunte Feuerflammen —
Da theilten schnell die düstern Wolken sich,
Und hell erglänzte Helios Angesicht

In goldner Strahlenpracht. —

Doch mehr als alles dieß war er, der Held!

Er trat einher mit festem, kühnem Schritt,
Wie Phöbos schön, und gleich dem Krieges-
gott

An Muth und Kraft. Es folgte seinen Tritten
Die Heldenschaar durch Klippen und Gefahren,
Zum Blumenbeete ward des Eises glatte Bahn.

Doch als der Zug nun vorgedrungen war,
Da schmolz das Eis, und glänzte farbenspielend
In der erwachten Sonne hellen Bluthen. —

Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr,
 Des Pferdes Huf durchbrach das schwache Eis,
 Der Schnee, vom warmen Sonnenhauch ge-
 schmolzen,

Ergoß in Strömen sich von Felsenrücken —
 Und schnell, wie auf der Himmlischen Geheiß,
 Erhob sich Boreas, die Gänge hemmend.

In abentheuerlichen Formen starrte
 Der Wellen Fluth, vom starken Hauch gefestigt;
 Doch, weh! der Helden Füße glitten aus —
 Hier lag der Mann und dort sein Ross —

Und neuer Jammer drohend eilt heran:
 Es strömt der Wellen dichter Guss herab,
 Des Cäsars Helden glauben hangend schon,
 Es habe sich der Götter Schutz gewendet —

Sieh! da ertönen fürchterlich Organe,
 Und noch einmahl erscheint der eis'ge Winter,
 Und er besieget wilder Ströme Wuth,
 Doch nimmer den gewalt'gen Kriegesheiden,
 Der mit dem Speiß des Elses Decke brach
 Und wie Atides von dem Kaukasos
 Nun abwärts schritt in blühende Gefilde,

Es deut Italia sich dem Cäsar dar,
 Dem Sieg bekröntem öffnet es die Thore,
 Und Fama flog, mit schnellem Flügelschlag,
 Erhebend sich auf dem berühmtesten

Der Sieben Hügel Roms — ein Donner Schlag
 Verkündet großen Jammer den Quiriten.
 Auf ihren Meeren dringen mächtiglich
 Die unbefiegten Flotten Cäsars an
 Und (noch von teutschem Blute rauchend) zieht
 Ein Heer, von ihm geführt, aus den Gebirgen;
 Vor ihnen wankt der Schrecken blaß einher
 Und das Entsetzen folget ihren Tritten. —
 In mehrere Partheien spaltet sich
 Das Volk von Rom, das jagende —
 Hier will zu Lande einer schnell entflieh'n,
 Ein andrer dort auf hohen Meereswellen;
 Schon ist der Fluthen Schwanken sicher, als
 Des Vaterlandes Flur. Ein kleiner Theil
 Ist's nur, der muthig zu den Waffen greift.
 „Das Schicksal, schreien sie, es ruft zum
 Kampf,

Rast und dem Donnerrufe folgen!“
 Doch schneller nur entweicht die größ're Zahl —
 In schrecklichem Getöse strömt das Volk,
 Das bange Volk zum Thor hinaus, und läßt
 Vereinsamt steh'n die heimischen Gebäude.
 Die hohe Roma ist besiegt durch Furcht,
 Die Römer sind entflieh'n — verödet steh'n
 Die Häuser in den weitgeschweiften Straßen.
 Hier trägt ein Vater seine zarten Aelchen;
 Des Stammes Laren bringt mit trübem Blick

In Sicherheit ein zweiter; schwere Flüche
 Aushauchend, weicht von des Hauses Schwelle
 Ein dritter an der treuen Gattinn' Hand;
 Was ihr das Liebste ist, trägt kräftiglich
 Die harte Jugend auf dem Rücken fort,
 Am Herzen bangt der Geiz'ge sein Gold. —
 Er sieht am hohen Bord verzweiflungsvoll
 Der Schiffer Zahl, wenn Cirus grausam
 wüthet,

Sich furchtbar tosend Well' auf Welle thürmt,
 Und mehr das Segel nicht, das Ruder nicht
 Zu retten mehr vermag. —

Den Consuln war Pompejus auch gefolgt
 (Der Titan Rom's! der Schrecken des Hydaspes),

Der frechen Räuber unbefiegate Alkype,
 Vor dem der Pontus bang erzitterte,
 Des Sieges selbst der hohe Jupiter
 Mit seinem Beifall und Bewund'ring ehrte)
 Auch er entfloh — o Roma, wehe dir!
 Auf ewig ist Fortuna dir entschwunden!
 Wie er, so wenden auch die Himmlischen
 Ihr Angesicht von dieser Welt voll Gräuel.
 In fangs Helmes Erz verbirgt Irene
 Das Antlitz, deckt mit einem Schilde sich,
 Und schwebet still ins Schattenreich hinüber;
 Ihr folget traurig mit gelöstem Haar

Gerechtigkeit, die Liebe, Treue und
Im faltenreichen Klaggewande
Concordia, die Liebliche.

Der Hades öffnet seinen grausen Schlund,
Die Eumeniden schleudert er heraus —
Die helle Fackel schwingend, tritt Megäre
Die Kriegesgöttinn an; es folget ihr
Eisyrhone, Alekto, und der Tod
Mit schauerlichem Antlitz schließt den Zug.
Die Wuth erhebt das blut'ge Angesicht,
Es deckt ein Helm des Hauptes tausend Wunden,
Ein Schild von Erz hält sie in ihrer Linken,
Durchbohrt von unzählbaren, scharfen Pfeilen,
Die Rechte sorglich nährt des Krieges Flamme.

Die Götter steigen vom Olympos nieder,
Und nehmen Theil am allgemeinen Streite —
Es führt Cäsars Sahe Appia;
Minerva tritt und Ares schnell ihr bei.
Apollon schützt den Pompejus, und
Mit ihm Diana und Alkmene's Sohn —
Der schmetternde Trommetenton erschallt!
Discordia hebt den Scheltel gränlich auf
Zu der Unsterblichen erhabnen Sigen
Auf ihrem Aug' und von der dunkeln Lippe
Fließt schwarzes Blut, und ihres Rachens Zähne

Sind rost'gem Eisen gleich; dem Schlangenhaar
 Entgleiten flammensprüh'nde Ungeheuer,
 Und ein zerrissenes Gewand, nachlässig nur
 Begürtet unter ihrer welken Brust,
 Verhüllt kaum halb die scheußliche Gestalt —
 So wandelt sie aus des Kokytus Nacht,
 Erhebet sich auf Appenins gew.ichte Berge,
 Zu schauen jene schönbebrängten Fluren,
 Die grausam sie dem Untergange weihet;
 Blutdürstend rufet sie den Völkern zu:
 „Greift, Erdgeborne! wüthig zu den Waffen!
 Erfas't den Speer, den Helm, das Schild —
 Raubt, plündert, mordet ohn' Erbarmen!
 Das Weib, das Kind, der Greis soll Antheil
 nehmen

Am blut'gen Bürgerkriege — Terra zittert!
 Zerfallen sollen die Gebäude —
 Marcellus! richte streng,
 Beseure, Curio! den Pöbel Roms,
 Du dulde keinen Frieden, Lentulus!
 O Halbgott Cäsar! brich die Thore Roms,
 Die deinem Winke sich zu öffnen zögern,
 Wirf nieder diese Mauern, die
 Den Eintritt, großer Held! dir noch verweigern.
 Nimm hin die tiefverborgnen Haufen Goldes —
 Pompejus schützt nicht mehr die Weste
 Roms,

Fruchtlos ist seine Zuflucht zu den Orakeln,
 Aegyptos muß mit seinem Blut sich färben“ —
 Und es geschah, wie sie der Welt geboten.

„Du! rief Bertha, als Theodor schwieg, du scheinst dir ja in fürchterlichen Bildern so wohl zu gefallen, daß du solche selbst in die klare Welt des Alterthums hinein trägst, und wenn ich's recht bedenke, so ist dieses Bild des entarteten Roms im Grunde schauerlicher, als eure Gespenster- und Aemmenmärchen.“

„Nicht mir, entgegnete Theodor, mache Vorwürfe, sondern dem bildsamen Petron, der das Gemälde von seinem Rom entwarf, welches ich gewiß noch mit vieler Wilderung im Colort copirt habe. Nun aber, Bruder Rudolph, fange du zu erzählen an, denn Bertha scheint dich übergehen zu wollen.“

Rudolph war sogleich bereit, der Aufforderung Genüge zu leisten, und begann:

Prokris und Kephalos.

In Iroklusfarbigem Gewand erhob
 Auf goldnem Wagen sich — mit hoher Hand
 Den Phaeton und Lampos sicher leitend,
 Die Schöne, Hyperions und der Thia,
 Der herrlichen Titaninn hehre Tochter;
 An ihrer zarten Stirn erglänzte hell
 Ein Stern, der Gää Kinder froh erweckend. —
 So zog die Göttinn hin am Himmelsbogen,
 Doch war betrübt ihr Sinn, und ihre Thränen
 Reihanten, Perlen gleich, die schöne Glur,
 Denn schweres Leid war ihr zu Theil geworden;
 Es war Lithonos, Laomedes Sohn,
 Aus Troas hehem Königsstamm entsprossen,
 Und treuen Herzens liebte Es ihn —
 In eine Wolke führt sie eingehüllet
 Den Liebling aus der Troer Hauptstadt fort,
 Und siehet den erhabnen Vater Zeus,
 Unsterblichkeit dem Sterblichen zu gönnen.
 Der Hoherdonnernde gewährt das Fleh'n
 Der zarten Tochter Hyperions,
 Und diese kehrt, von Liebeswonne trunken,
 An ihres Lithon glühend Herz zurück.
 Doch, weh! vergessen hatte sie im Taumel
 Für ihn der ew'gen Jugend theures Gut
 Dem Herrscher des Olympos zu erbitten.

So Arm in Arm verlebten Jahre beide,
 Als wären Tage nur, und sich! ein Kreis
 Bankt Lihon, von der Göttinn Hand ge-
 leiter,

Jahrhunderte nun freudenlos einher,
 Bis er zulicht, in bloßen Hauch der Stimme
 Geschmolzen, von der hohen Götter Gunst,
 Mitleidig menschlicher Gestalt entlöset,
 In der Cicade Form den Hain durchhirt.
 Der Söhne zwei hatt' Es ihm geboren;
 In zarter Jugend sank dahin Emathion
 Zum König von Numidien erkieset,
 Und, wie der Vater schön, wie Arcs stark
 Beherrschte Memnon machtvoll die Aethio-
 per.

Als um die Hrelena des Krieges Fackel
 Der Erde Arcs entflammte, eilte er
 Dem Priamos, dem weisen Ohm zu Hülfe;
 Ihm folgte seines Volkes große Schaar
 Des Indus Stämme folgten sein: n. Tritten —
 Voll Muth und Kraft socht er vor Ilion, —
 Es fiel von seinem Schwert Antilochus,
 Des weisen Nestors Sohn, da nahte schnell
 Achilleus, seines Freundes wilder Rächer,
 Es trafen beide Helden hart zusammen,
 Verderben bligen ihre Eisenwaffen —
 In langer Furcht eilt Thetis schnell herbei,

Und siehe! und siehe!
 Die Asche des Helden,
 Nicht hastend, wie immer
 Am Schooße der Erde,
 Erhebt sich gen Himmel,
 In schwärzlicher Vogel
 Bezüge sich wandelnd.
 Mit Tönen der Klage
 Erfüllet die Lüfte
 Das Trauergeschlecht. —
 Und jährlich am Tage
 Des schrecklichen Falles,
 Da lehren sie wieder,
 Und kämpfen in Lüften,
 Den Manen des Helden, —
 Des Lobes so würdig —
 Das Opfer, das blut'ge,
 Des Todes zu weih'n.

Es ehrte Kemnons Volk des Königs Namen
 Den Göttern gleich, und angebetet ward
 Er an Aegyptos friedlichen Gestaden.
 Bei Thebais ward von glänzendem Metalle
 Ihm eine Säule aufgethürmt, das Haupt,
 Das hehre, stolz und froh zum Himmel hebend,
 Und wenn die Mutter sich von Lithons Seite
 Erhob, der Erde und des Himmels Fluren
 Die neue Lenchtung bringend, töute hell

Ein leiser Ton von Memnons Trauersäule,
 Der goldumschleierten Gebähretinn
 Den süßen Morgengruß zu bieten.

Der schöne Kephalos, Sohn Deioneus,
 Umfing mit zarter Liebe weichem Einne
 Die holde Prokris, des Erechtheus Tochter,
 Des hochgesinnten Lieblings der Athene,
 In dessen glanzumstrahlten Königshause
 Die Göttinn oft das Gastgeschenk empfing,
 Der Herrscher von Athen gewährt dem Edeln
 Der Tochter Hand, und liebevoll empfangt
 Auch Pandion den ehrenwerthen Schwäher. —
 Des Hochzeitfestes schöner Bonnetanmel
 Erfüllte noch der Neuvermählten Sinn —
 Von Gästen wimmelte das Königshaus,
 Als dem Getöse Kephalos entwichen
 Auf des Hymettes hoch erhabnem Gipfel
 In schnellem Lauf das schene Wild verfolgte. —
 Da schaute Eos ihn mit Liebesblicken,
 Umarmend ihn auf goldnen Wagen hob
 Mit ihm zur hohen Götterwohnung eilte. —
 Jedoch des Kephalos Gemüth erkannte
 Der jungen Gattinn Reiz allein; er floh
 Der Göttinn Rosenarm, und wallte traurig
 Im ewig blüh'nden Haine des Olympes: .
 Sein Mund erschallte von der Prokris Lob,

In seinem Herzen lebt' allein ihr Bild.
 Umsonst verschwendet Eos ihre Gaben!
 Verhiess ihm Geld, Gewalt, Unsterblichkeit,
 Gewährt die Kunst, zu wandeln die Gestalt —
 Sein Herz bleibt treu an der Geliebten hängen.
 Sieh! da verwandelt Eos sich, die Hebe,
 Sie wählt der Prokris freundliche Gestalt,
 Und naht so dem Lager Kephalos.
 Erschauend die Geliebte seiner Seele
 Führt er vom schönen Blumenkette auf,
 Mit heißer Liebe brünstig sie umfassend —
 Während sank sie hin an seine Seite;
 Doch als der Liebe Recher sie geleeret,
 Da hob die Göttinn zürnend sich vom Lager,
 Im eignen Glanz dem Sterblichen erscheinend,
 Und laut sie sprach die Drohungsworte:

Nun lehre zur Gattinn,
 Der Inniggeliebten,
 Der Hartenden nieder,
 Und möge die Mene
 Dich nimmer erfassen,
 Daß Liebe der Göttin
 Zum Opfer du brachtest
 Dem sterblichen Weibe. —
 Es harret in der Zukunft
 Das grausame Schicksal
 Des streulichen Mannes.

Da stob der treue Kephalos vor dannen,
 Und nahet' schon den heimischen Gefilden,
 Als bange Ahnung schnell sein Herz besängt —
 Der Göttinn letzte Worte dünk'n ihm
 Auf gar verschiedne Weise auszulegen:

„Vielleicht hat Prokris ihrer Trenn entsaget? —
 Leicht ist der Weiber Sinn, und leicht vergessen:
 Der Schwur, den sie dem Gatten einst geleihet.“

Der Argwohn quälte Kephalos Gemüth,
 Und er beschloß der Prokris Trenn zu prüfen.
 Verwandelt tritt er an die eigne Schwelle,
 Begehrend Zutritt zur verlassnen Frau;
 Ihn freut des Hauses wohlgeübte Ordnung,
 Der Herrin Eingezogenheit bewährend —
 Nicht lange hatt' im Vorhof er geharrt,
 Da kehrt die abgesandte Sclavinn wider;
 Mit nichten will den Fremden Prokris sehen,
 Befiehlt, ihn gästlich aufzunehmen zwar,
 Doch nimmer mög' er's wagen, einzudringen
 In ihres stillen Grames Heiligthum.

Doch nicht vermag die Sclavinn abzuweisen
 Den kühnen Mann — vom Herrn, von Kephalos

Betheuert er, gesandt zu seyn. Dieß Wort
 Eröffnet ihm der Prokris Pforte schnell —
 Mit heißer Sehnsucht eilet sie zum Vorthe,
 Dem langgewünschten in die weite Halle.

In hoher Bonn' erfüllt sieht Kephalos
 Die schöne Gattinn, deren holdes Antlitz
 Des lang'n Grames tiefe Spuren trägt;
 Er folgt der Fragenden in ihr Gemach,
 (Bereuend schier des Argwohns harte Prüfung;
 Doch nimmer konnt' er nun zurück sich wenden)
 Und mit verstelltem Sinne lündet er,
 Wie Kephalos im Arm der Himmlischen
 Die Treu g'brochen, ja, wie selbst er ihn
 An Cos Herzen sah — der Gattinn Schmerz
 Zersprenate schier des Lügners eigne Brust —
 Mit süß'm Trost sucht er das schöne Weib
 Emporzuhoben aus des Jammers Tiefe;
 Allein sie floh vor ihm, um ohne Zeugen
 Des Schmerzes Göttern opfernd sich zu weih'n.
 Als Fremdling blieb er nun im eignen Hause,
 Als solchen reich bewirthete man ihn —
 Man führt ihn in das schönste der Gemächer,
 Des Hauses Slaven lauschen seinen Winken,
 Und als am Morgen er die Herrinn zu erschaun
 Noch einmahl wünschet, wird's ihm nicht versagt.
 Ihr Thänenlager hatte sie verlassen,
 Auch noch im Sturm des wilden Schmerzes
 schön —
 Er naht ihr mit süßen Liebesworten;
 Doch streng wies die Jürrinn ihn zurück,
 Gelobend ew'ge Treu dem Ungetreuen,

Daß nimmer eines Mannes Frevelhand
Den Leib, den zarten, mehr berühren solle,
Der eines Undankbaren Angedenken
Auf ewig sey geweiht.

Mit nichten rührt der Schwur den kühnen Mann,
Er drang in sie mit wilder Minne Tönen,
'Bestürmt' ihr Herz, bestach die Wärterinnen
Mit Gold, um ihre Vorsprach' zu erkaufen;
Die köstlichsten Geschenke sonder Zahl
Bracht er der Fürstin dar, schwur Glück und
Liebe,

Und Wonn' und ew'ge Treu der Holden zu,
Und sieh! es wankt der Schönen treuer Sinn.
Des Mannes hohe, liebliche Gestalt
Gefiel dem Auge wohl, der Liebe Drang,
Die heiße Gluth, womit er zu ihr flecte,
Im Widerspiel mit Kephalos Verrath,
Erweicht' ihr Herz. Erhell't sah Kephalos
Den tränen Blick — er sinket auf ein Knie,
Der Prokris Hand, die ältternde, ergreifend
Es steht des Jünglings Liebesgluth die Schöne,
Ihr Auge hastet an den holden Zügen;
Sie sinkt besiegt, des hohen Schwurs vergessend
In seinen Arm mit liebevollem Blick. —
Sie von sich schlendernd rafft sich Kephalos
Empor. „Ha, Ungetrene! ruft er laut,
Ist das dein Schwur, hältst so du deine Eide?

Entflieh, daß nimmer in Athen ein Auge
 Erschauet deine Schmach." — Und Prokris floh,
 Den Tod im Herzen, aus Athene's Stadt
 Die Zuflucht suchend im Gebiet Dianens;
 Die Männer fliehend, da der Einzige,
 Den einzig sie geliebt, sie von sich trieb,
 Wollt Prokris sich der Göttinn Dienste weihn,
 Und es empfing sie Artemis, die Hölle,
 Mit müdem Lächeln himmalisch reiner Günst,
 Und nahm in ihrer Nymphen Zahl sie auf.
 Der sanften Erdenwöster Hermes Herz
 Gewann gar bald der Göttin Mutterliebe
 Und sie empfing um Zeichen hoher Huld
 Das göttliche Geschenk des Wurfgeschosses,
 Das von der Hand schlendert, nie sein Ziel
 Verfehlet, auch der Göttin liebsten Hund
 Empfing Ortosien's, treue Jagdgenossinn.

Die Neu zerfleischte Kephalos Gemüth,
 Daß er die Treue allzuschwer versucht —
 Von grausam Jammer sah er sich befangen;
 Im Haus umsonst die zarte Gattin suchend
 Durchstrich er Tage lang im stummen Schmerz
 Den weiten Hain, bis einst er sie er-
 blickt.

Auf seine Anie stürzte Kephalos
 Vergebung von der süßen Gattinn suchend

Und milde reicht sie ihm die schöne Hand
 Des wilden Argwohn's Frevler sanft verzeihend.
 Der Göttinn heil'gen Dienst verläßt das Weib,
 Dem Gatten wieder in die Heimath folgend,
 Und allzugütig schenket sie den Bogen,
 Den treuen Hund, als Zeichen der Vergebung
 Dem Keulgen, der ihr allein zu leben
 Zu ihren Füßen schwört. — Des Gatten Dank
 War grenzenlos und grenzenlos
 Das hohe Liebesglück der frohen Weiden.
 Da fühlte Co's Reid im Götterbusen,
 Beschloß, es zu vernichten dieses Glück,
 Und schnell geschah der Himmels Tochter Wille. —
 Co's schwebte aus dem Thor von Elfenbein
 Ein lust'ger Sohn der Nacht, dem Lager nahend,
 Wo sanfter Schlummer beide Gatten labte.
 Der Prokris zeigt der Schalk ein trüglich
 Bild:

(Den Vielgeliebten, Co's fest umschlingend,
 Des treuen Weibes spotteten die Weiden)
 Im Schlafe fuhr die Leidende empor;
 Von wildem Grame ward ihr Herz zerrissen,
 Und wenn dann Kephalos beim Morgenroth
 Sich ihrem Arm entwand, zum Hain zu eilen,
 Da wähnt sie strafbar den geliebten Gatten,
 Und glaubt, er suche jene Himmlische,
 Die ihn so grausam einst von ihr gerissen.

Mit eigenem Aug' der Liebe Schmach zu schauen,
 Begehrt verzweifelt sie — Am frühen Morgen
 War Kephalos dem Hause kaum entwichen,
 Mit unsfehlbarem Jagdgeschloß umgürtet,
 Da hob sich Prokris von dem weichen Lager,
 Des Mannes festen Tritten leise folgend.
 Hoch schlug das Herz ihr auf der Wanderung,
 Und banges Ahnen hob den Schwancendusen,
 Als in des Haines Dunkel nun sie trat.
 Unnachtet sah von dichten Laubes Schatten
 Die Kermis sich, als sie das goldne Horn
 Der Göttinn froher Jagd erschallen hörte —
 Und sie beschloß, zu seh'n, wie Kephalos
 Der Treue Schwur gebrochen, dann zurück
 Zur himmlischen Gebieterinn zu eilen,
 Um neue Huld zu flehen und Vergebung,
 Daß sie, dem ungetreuen Manne folgend,
 So schändlich ihrer Herrinn Dienst verlassen;
 In sühnen hoffet sie die Schuld mit Heer,
 Und so zum zweitenmale zu gewinnen.
 Der strengen Götterjungfrau Mutterhuld.

Im dichtesten Gesträuche barg sich Prokris,
 Des noch geliebten Ungetreuen harrend. —
 Es war derselbe Tag, wo Kephalos
 Den ersten Liebesblick von ihr empfangen;
 Drum wollt' er dankbar auf dem Weihaltar

Der süßen, schaumgebornen Kotherea
 Das flüchtigste der weißen Rieche opfern.
 Gestraft mit starker Hand den festen Bogen
 Durchstrich er rasch den schattenreichen Hain,
 Und lunnig glühte seine Liebe noch,
 Wie an dem Tage fröhlicher Vermählung. —
 Er sank an heil'ger Stätte betend nieder,
 Die Günst' Unsterblicher für sie ersiehend,
 Die einzig sein Gemüth mit Lieb' erfüllt.
 Es hörte Prokris Kephalos Gebet,
 Der Knecht bittersüße Zähren rollten
 Von ihrem sanften Laubengang' herab,
 Und ein Geräusche lenkt des Jägers Blick
 Auf das Gestrüpp, in dem sie sich verborgen;
 Ihr blendend weiß Gewand erschauet er,
 Und in dem Wahn, es sey das weiße Fieh,
 Des Spur er viele Tage schon gefolgt,
 Spannt er das grimme Jagdgeschöß, drückt ab,
 Und, weh! — in rosenfarb'nem Blute schwimmt
 Die Liebliche. — Der Jäger eilet froh herzu,
 Ein Opfer Aphroditen fortzutragen —
 Und Prokris findet'er, Dianens Pfeil,
 Den unfehlbaren, aus der Wunde ziehend.
 „Ich scheide, sagte sie mit schwacher Stimme,
 Und scheide gern, da mir kein Zweifel bleibt,
 Daß einzig, Kephalos! du mich geliebt. —
 Ich habe stess dich liebend angebetet,

Und ewig lieb' ich dich — doch folge mir nicht
nach,

Ob Thanatos, der mohnbebränzte Anake,
In süßem Schlummer ruht an meine Seite,
Die Liebliche verschleht, und Kephalos
Sank auf den Erichnam hin in starren Schmerz;
Verblühet war ihm nun des Lebens Blume,
Von eigner Hand geschlachtet seine Freuden, —
Er lehnte mit zerrissenem Gewand
Stumm und verzweifelt nach Athen zurück,
Und als die rasche That nun ruchtbar ward,
Da füllte Klageschrei das Königshaus,
In laut entflammtem Grimme zog das Schwert,
Das gute, sieggewohnte, Pandion,
Der heißgeliebten Schwester Tod zu süßnen,
Allein Erechtheus hielt zurück den Schild,
Vor dem Gericht des weisen Areopagus
Die Klagestimme laut erhebend,
Und es entlegten sich die hohen Orelse
Ob solcher unerhörten Freveltthat. —
Es ward vor ihre Sitze Kephalos
Gerufen — er erschien, ein Jammerbild,
Des Todes Farbe auf den Wangen tragend,
Nicht läugnet er die Blutschuld, Strafe selbst
Des Greuels auf sein Haupt herab ersiehend.
Es sah den vielgeliebten Eidam an
Erechtheus, und das sanftere Erbatnen,

Die Rache löschend, füllte sein Gemüth;
 Es jammert ihn des Aermsten große Noth,
 Ja selbst erseht er von den weisen Dichtern
 Für seinen Kephalos Varmherzigkeit,
 Und es erschallt der hohe Urtheilsspruch:
 „Es soll der Mörder seines eignen Weibes
 Die Waterstadt auf immerdar verlassen,
 In ferne Fremde mög' er renig zieh'n,
 Die unbewußte Greuelthat zu sühnen.“
 Vergebend naht Crechtheus dem Beklagten
 Umarmend, und mit Waterhand ihn segnend,
 Auch Pandion dem wilden Groll entsagt,
 Und reicht dem Scheidenden die treue Hand
 Zum Lebenswohl. — So floh nun Kephalos
 Aus der Athene hochgepriesenen Stadt,
 Nachdem zur Warnung in der Göttinn Tempel
 Das tödtliche Geschos er aufgehangen,
 Das ihm so herbes Leid bereitet.
 Durch blüh'nde Fluren walt' er trauervoll,
 In tiefen Gram versunken, stumm und blaß;
 Der Göttin von Ephesos opfert er
 Der Gattin treuen Hund, das Huldgeschenk
 In frommer Demuth ihr zurückzugeben.
 Es schlug die Flamme hell gen Himmel,
 In grader Säule stieg der Rauch empor
 Und huldvoll Artemis empfing sein Opfer.
 Auch Cos Blick erschaut den Jammernden,

Die Göttin, hold von Rosenglanz umflossen,
 Die elnst so sehr den Sterblichen geliebt,
 Gewahret seine herbe Herzenspein.
 Und es erblüht der schönen Götterbrust
 Des Mitleids Blume zart — auch ihrem Schoos
 Entsprossen war der Liebe zarte Frucht,
 Der wunderfüße Knabe Phaeton. —
 Mit süßem Troste naht die Göttin ihm,
 Des Herzens Liebling nimmt sie wieder auf,
 Daß er in Vaterstreuden den Erlas
 Für seine bittern Erdenleiden finde.
 Der schöne Knabe kommt ihm froh entgegen
 An Cos Hand, und Ahnung flüstert ihm
 In frohen Tönen sanfte Tröstung zu.
 Er reißt des Jrrthums Band an seine Brust —
 Ihm dünkt, er sah' ein rundes Angesicht,
 Der Prokris vielgeliebte Züge wieder,
 Die damals zu umfassen er gewohnt. —
 Der Zeit und Liebe mächtige Gewalt
 Verlöschten im Gemüth des Kephalos
 Des milden Schmerzes grause Spuren auch,
 Und unter seinem Waterang' erwuchs
 Zum göttergleichen Jüngling Phaeton.
 Der Jugend Blüthe glänzt auf seiner Stirn,
 Mit Wohlgefallen ruhten alle Blicke
 Auf seiner hohen, herrlichen Gestalt;
 Doch kaum bezog ein leichter Flamm

(Der schönen Wangen zartes Roth beschattend)
 Das runde Kinn, da naht' ihm Aphrodite,
 Der Liebe und der süßen Spiele Göttin,
 Den Jüngling raubt die Liebelächelnde;
 Des heilen Tempels Erbt' ihm vertrauend,
 Erhebt sie ihn zum Rang Unsterblicher. --
 So war dem Sohn ein hebes Loos gefallen,
 Und Kephalos entschlief in Eos Armen.

Noch mit keiner Erzählung war die junge Frau so zufrieden gewesen, als mit dieser letzten, und sie lohnte den Gatten mit einem ihrer süßesten Küsse, daß er doch endlich einmal der Liebe ihr Recht angethan habe.

„Denn, fuhr sie fort, diese hartherzigen Barbaren sind in ihrer Berruchtheit verblieben, nur mein guter Rudolph ist von mildem Gemüthe, und mehr werth, als ihr Alles — er würde gewiß, selbst wenn eine Göttin es sich einfallen ließe, meine Nebenbuh-

serinn zu werden, mir eben so treu bleiben, und noch mehr auf mich vertrauen, als Kerpalos."

Nachdem Herrmann die junge Frau neckend gefragt hatte, ob sie auch auf einer so harten Probe besser als Prokris bestehen würde, erinnerte er Fridolin, den Beschluß zu machen, und dieser begann.

Die Freunde.

Blühend für das Gute und Schöne, hatte sich der edle Chariton von Agrigentum an Melanippos (gleich unradelhaft an Gemüth und Leibeschöne) gekettet; sein Gefühl ward erwidert, und längst war schon der schöne Bund geschlossen, als Phalaris der Kretenser, aus seinem Vaterlande vertrieben, nach Sizilien floh, und die Herrschaft über das blühende Agrigentum errang.

Melanippos führte damals vor Gericht die Sache einer unterdrückten Familie, deren Gegner ein Freund des Phalaris war; mit edlem Selbstvertrauen sprach er nach

Recht und Billigkeit; aber bald erhielt er den Befehl, die Sache ruhen zu lassen. Melanippos achtete dessen nicht, da drohte ihm gornig der Tyrann mit dem Tode, wenn er nochmahls ihm zu widersprechen wagte. Denn noch wollte der edle Jüngling abermahls gegen die Ungerechtigkeit ankämpfen; allein die Richter, für Melanippos Leben besorgt, unterdrückten die neue Anklage.

Im innersten Herzen empört schwur Melanippos dem Phalaris ewige, glühende Rache — er theilte dem geliebten Chariton mit, was ihn so quälte, und foderte ihn auf, an einer Verschwörung gegen den Tyrannen Theil zu nehmen, zu welcher er schon mehrere Jünglinge befeuert hatte. Melanippos heftige Gluth bemerkend, fürchtete der besonnene Chariton einen raschen Schritt, der ihn an den Rand des Verderbens führen könne, und beschloß, ihn zu retten um jeden Preis.

„Auch ich, mein theurer Freund! rief er aus, auch ich glühe, wie du, vor Sehnsucht, meine Vaterstadt von den Fesseln zu befreien, in welche sie der Tyrann schlug — doch sey behutsam, schenke nicht Ungeprüften dein Vertrauen, und überlasse es mir, die Frucht zur Reife zu bringen, die unserm liebenden Vorsehn entkeimte.“

Chariton, welcher dem Gedanken nicht Raum geben konnte, den Freund seiner Seele gefährdet zu wissen, wollte allein das große Wagniß vollbringen — mit einem Dolche bewaffnet, lauerte er dem Tyrannen auf, entschlossen, ihn dem Tode zu weihen; aber die Trabanten bemerkten zu früh des Jünglings Unternehmen, sie stürzten herbei, entwaffneten den Unglücklichen, und schleppten ihn in den furchtbaren Kerker. Phalaris verlangte von dem Gefangenen, er sollte seine Mitverschwornen nennen; aber standhaft be-

harrte Chariton, er habe deren keine, und selbst auf der Folter änderte er seine Aussage nicht. Doch, sieh! da öffnete sich die Thüre, und herein stürzte athemlos der schöne Wer Ianippos.

„Haltet ein, rief er, haltet ein! ich allein bin der Schuldige.“

„Er überlieferte sich den Knechten, und sagte kühn dem Tyrannen, wie er, empört über seine Grausamkeit, den Chariton übers redet habe, Agrigentum von seinen Ketten zu befreien.“

Erstaunt über diese Seelengröße starrte der Tyrann den schönen Jüngling an, der mit nervigem Arm den gefolterten Freund umschlang; aber das bessere Gefühl behielt diesmal die Oberhand in seiner Seele; er wollte die beiden Jünglinge nicht seiner Rache

aufopfern, und begnügte sich, sie and Eile
 hien zu verbannen. Bern verließen die Feinde
 das Vaterland, denn ihre Liebe bot ihnen
 überall eine schöne Heimath zum reichen Er-
 satz.

Theodor, sah nach der Uhr und fand,
 daß Mitternacht schon längst vorüber sey.
 „Nun, Freunde! rief er, wir wollen mit dies-
 ser frommen Feier der Freundschaft schließen.
 Nicht schöner könnten wir unsre Sitzung en-
 den, und wenn mit diesem beginnenden Mors-
 gen der Ludewigs-Bund wieder aufge-
 löst ist, Bruder Bertha in die bescheidne
 Rolle der ehrbaren Hausfrau zurück tritt, so
 sey darum unser früherer und ewiger Bund so
 fest und unauflöslich, wie zuvor.“

Die Freunde brachen auf, und nach herzlichem Gruß und Aufzog sich jeder in sein Schlafgemach zurück.

[illegible]



267

Schattenrisse
und
Mondnachtbilder.

Novellen, Märchen, Sagen und
Legenden

von
Wolfgang Adolph Gerle.

Erstes Bändchen.

Leipzig,
bei M. Wienbrack.

1824.

3-11-1902

W e i h u n g

an Seine Hochgeboren,

H e r r n

Michael Grafen von Kaunitz,

K. K. Kämmerer,

und

dessen verehrungswürdige Gemahlin,

F r a u

Maria Jose , Gräfin von Kaunitz.

In scharfen Zügen haften an den Wänden
Des Schattentriffes wechselnde Contouren,
Bunt durch einander wallen die Figuren,
Daß sie zu reichen Gruppen sich verbänden.

Will Luna dann ihr Licht hernieder senden:
Im Zauberglanz erscheinen uns die Figuren,
Erfüllt mit geisterhaften Lichtnaturn,
Die, vielgestaltet, schier das Auge blenden.

Die Schattenriff' und Mondnachtbild
schweben

Zu Euch, Verehrte! die der Kunst gewogen,
Und wie sie anspruchslos einhergezogen,
Und scheu des Richterausspruchs harrend nah'n,
Empfanget nachsichtsvoll ihr schwaches Leben,
Und leitet sie auf dornenvoller Bahn.

B. A. Gerl

Inhalt des ersten Bändchens.

Der letzte Kampf des Heidenthums in Böhmen	Seite 1
Die sieben Raben	— 103
Der abtrünnige Ritter	— 137
Der arme Ritter und sein Knappe	— 161
Das Thal St. Helena	— 185
Das Bild im Feuer	— 211
Die feindlichen Schwestern	— 229



Der letzte Kampf

des

Heidenthums in Böhmen.



In dem ersten Jahren des eilften Jahrhunderts herrschte Herzog Boleslaw III. mit eisernem Zepter über Böhmen, welcher viele seiner Vasallen wegen kleiner Vergehen tödten ließ, und Boleslaw mit von Wrsowec, den Gemahl seiner Tochter Samoslawka mit eigener Hand erschlug. Diese Grausamkeiten machten ihn allgemein verhaßt, und da zu gleicher Zeit Boleslaw Chrobry, der Pohlen Herzog, mit ihm um das Regiment stritt: so sahen es die Böhmen recht gern, als dieser ihn mit arger List nach Krakau lockte, und dort auf Anstiften der Herrn von Wrsowec die Augen ausstechen ließ. Boleslaw Chrobry zog dann mit einem großen Heer in Böhmen ein, und nahm die Hauptstadt wie das ganze Land ohne großen Widerstand in Besitz; aber bald nahte der zweite Prinz, Jaromir, mit kaiserlichen Hülfsstruppen, das Reich den Pohlen wieder zu entreißen; auch führte er seinen Bruder Boleslaw mit sich, und sobald die Böhmen ihren blinden Fürsten sahen, ver-

gaßen sie augenblicklich alles Leid, welches er ihnen zugefügt, waffneten sich insgesamt, und in manchen Städten tödteten die Bürger ohne Beistand der Kriegsknechte ihre polnischen Gäste. Auch die Hauptstadt konnte nicht lange widerstehen, und Jaromir empfing die Huldigung des Volkes als Herzog von Böhmen; aber die Großen des Landes liebten ihn nicht, weil er in Deutschland erzogen worden; vor Allen war ihm der Stamm Wrsowec feind, und sann auf seinen Untergang.

Einst war die Sonne strahlend aufgegangen, und der junge Herzog hatte eben sein Lager verlassen, als zwei aus diesem trugvollen Geschlechte vor ihn traten, ihn im Namen des Kochan von Wrsowec zum fröhlichen Waidwerk zu laden. Jaromir, welcher sich keines Bösen verschah, nahm nur zwei Begleiter aus seinem Jagdgefolge, und begab sich, indem er arglos mit ihnen in den Wald fortzog, unwissend in die Gewalt der Mehrzahl feindlich gesinnter Streiter; aber als das Jagdhorn lustig ertönte, und der Herzog meinte, das Waidwerk sollte beginnen, hatten es seine Feinde anders beschlossen; sie umringten den Fürsten allesammt, und statt ihn als Herrn und Gebieter in Demuth zu empfangen, riß ihn Kochan wüthend vom Roß; der

eine der Jagdknechte war auf ihrer Seite, während Howora, der zweite, entwich, um Rettung zu suchen; und sie schlugen Pfähle in die Erde ein, an solche wurde Jacomir an Händen und Füßen gebunden; der wilde Reiterhaufen aber begann ein lustiges Wettrennen über den ausgestreckten Herzog, welcher sein gläubiges Flehen zu Gott und dem heiligen Johannes dem Täufer empor sandte. Da höhnte ihn der grausame Troß und versetzte:

„Ehe man im Himmel deine Stimme vernimmt, hat dich hier der Schmerzen Gluth schon längst verzehrt.“

Das gläubige Flehen des Fürsten war zum Himmel gedrungen, und während er im Walde so große Noth erlitt, zeigte sich seiner Gemahlin im Traumbild Johannes der Täufer, ihr gebietend: sie möge eine getreue Schaar ihrem Gemahl nachsenden, weil er in dringende Gefahr gerathen. Diesen wackern Kriegerleuten begegnete Howora, der ihnen die Weisung gab: sie möchten nur stets den Tönen seines Hornes folgen, dann eilte er zurück in den Wald, und die Kriegermänner folgten ihm kampfbegierig, um die Schmach ihres Herzogs blutig zu rächen.

Mittlerweile waren die Herrn von Wessowec und ihre Genossen des Wettrennens müde

geworden, und nachdem Kochan ein neues grausames Spiel ersonnen, hob man den Herzog, der mit Wunden bedeckt war, vom Boden auf, ihn an eine Eiche zu binden, wo er dem wilden Haufen zur Zielscheibe diente; drauf schossen sie mit dreigespizten Pfeilen nach ihm, um seinem Leben ein Ende zu machen; aber Jaromir stand unter der Obhut des Himmels, denn wie er in schweren Banden an dem Baume stand, hob sich ein purpurfarbner Nebel vor ihm aus der Erde, und die Pfeile, welche sie nach ihm sandten, fingen allesammt der duftgewobne Mantel auf, daß ihn keiner traf. Jaromir betete innig, und obschon er nicht sehen konnte, was ihn beschützte, fühlte er doch seine Schmerzen schwinden und sein Gemüth beruhigt.

Als Howora diesem Orte wieder nahte, sah er die grausamen Schützen und den purpurrothen Mantel, der, vor den Herzog ausgebreitet, gleichsam in den Lüften hing, von den Rittern unbemerkt, die aber desto schneller den treuen Jagd- knecht des Herzogs erblickten; und weil er ihr Beginnen gesehen, sollte er alsbald an einer Eiche hangen; sein Genosse wurde ihm zum Henker bestellt. Als sich Howora jedoch in ihren Willen ergeben mußte, sprach er zu Kochan:

„O Herr! ich flehe nicht um mein Leben, doch mögest du mir gestatten, daß ich noch drei Mal in mein Jagdhorn stoßen dürfe.“

Die Ritter lachten ob solch sonderlichen Begehrens und erlaubten, was Howora verlangte, welcher das erste — zweite — dritte Mal ins Horn stieß. Schon hatte sein treulosser Mitgeselle den Bast um seinen Hals geschlungen, als die Bestreiter, des Hornes Tönen folgend, heran stürzten, die bösen Ritter größtentheils gefangen nahmen; und während einige den verrätherischen Jagdknecht mit demselben Bast, den er zur Hinrichtung seines Kameraden zubereitet, an die Eiche hängten, eilten andre, den Herzog loszubinden. Siehe: da hob sich der Mantel empor, und auf einer Wolke mit Mergengold gesäumt schwebte der heilige Taufzeuge Johannes gen Himmel.

Der Herzog fühlte keinen Schmerz mehr an seinem Leibe, und erbaute zum Denkmal dieses himmlischen Wunders eine Kapelle, deren Hochaltar sich an derselben Eiche erhob, woran er festgebunden war; seinen Erretter Howora schlug er zum Ritter, ernannte ihn zum Landjägermeister, und schenkte ihm das Schloß Krowec, welches das böhmische Volk dem Richter Krokus erbaut und verehrt hatte, zum Ei-

genthum; dann aber hielt er Gericht über diese grausamen Ritter, und ließ dreizehn derselben durch den Scharfrichter tödten. Nur Kochan von Wrsowec war ihnen entgangen, der, um seiner Verwandten und Freunde Blut zu rächen, zu dem dritten Prinzen Udalrich ans Hoflager des Herzogs von Baiern zog, und diesen gegen seinen Bruder anregte, welcher auch leicht bairische Hülfsstruppen erhielt, womit er Böhmen eroberte, und Herzog Jaromir gefangen nahm, sich aber auf den Thron des Reiches schwang.

Udalrich hatte aus einem glücklichen Ehebande mit der Božena, einer Hirtin aus dem Dorfe Dpotshna, einen einzigen Sohn, Brěislav mit Namen, der zu einem herrlichen, ritterlichen Jüngling heranwuchs; und als der Prinz das zwanzigste Jahr erreicht hatte, bat er seinen Vater, ihm zu gestatten: daß er mit einem Kriegsheer nach Mähren ziehe, welches seit dem Tode Boleslavs in den Händen der Pohlen geblieben war, und ihm solches durch die Gewalt der Waffen wieder erwerbe. Der Herzog willigte in das Vorhaben seines Sohnes, und wie dieser die Pohlen verjagt, und das Land

erobert hatte, setzte er ihn zum Lohn seiner Tapferkeit als Markgrafen über dasselbeein.

Zu derselben Zeit hörte Br'etislaw, wie viele Reisende von den wunderbaren Reizen des Fräulein Judith, Tochter Graf Otto des Weissen erzählten, welche in einem Kloster zu Regensburg erzogen wurde; und diese Kunde entzündete sein Gemüth so sehr, daß er mit Zustimmung des Herzogs Ritter Radoslaw von Wessowec an Graf Otto sandte, um dessen schöne Tochter für den Markgrafen von Mähren zu werben. Jener aber, der, wie alle Glieder seines Hauses, dem Prinzen kein Gutes gönnte, verrichtete sein Geschäft auf gar ungeschlachte Weise; dazu kam noch, daß er nicht einmal der deutschen Sprache mächtig war. Graf Otto fühlte seine Würde durch einen solchen Gesandten verlezt, und da er, nach dem angeerbten Mißtrauen des Bojervolks gegen die Böhmen, solches für geßfentliche Geringschätzung auslegte, so wies er die Werbung zurück. Radoslaw brachte diese Botschaft heim, und Br'etislaw, welcher durch diesen Widerstand nun in doppelte Begier entbrannte, nahm, entschlossen die schöne Braut um jeden Preis sein zu nennen, von seinem Vater Urlaub, ans Hoflager

des Kaisers zu ziehen, wozu er sich ein Gefolge von dreißig der tapfersten und getreuesten Ritter auslas; wie er aber an die böhmische Grenze gekommen war, vertraute er seinen Begleitern, welches eigentlich der Zweck seiner Reise war, und zog wohlgenuth mit ihnen nach Regensburg, wo er gar oft die dunkeln Klostermauern umkreiste, in welchen die Schöne verschlossen war: bis ihm das heilige Osterfest das Glück verschaffte, sie mit leiblichem Auge zu schauen, deren Bild längst vor dem Auge seiner Seele stand. Der Prinz eilte mit dem wogenden Gedrange der Gläubigen ins Schiff der Kirche, und sah das schöne Fräulein auf dem Chor, welches mit großer Freude auf den jugendlichen Helden blickte, als sey es ein alter Bekannter, und eine geheime Stimme in Judiths Herzen rief ihr zu: „dieser Fürst ist bestimmt, deine Tage zu beglücken, und ihn wirst du als Bräutigam begrüßen.“ Wie das Fest vorüber war, ordnete Brätislaw seine wackern Ritter am Ausgang; aber Fräulein Judith blieb in unerklärlicher Ahnung noch in der Kirche, als alle frommen Väter schon von dannen gegangen waren, und keden Muthes erhob der Prinz die Geliebte, auf starkem Arm sie von dannen tragend, die wohl wußte, daß sie sich sträuben sollte, doch von der Macht der ero-

sten Klebe ihre Kraft gelähmt fühlte. Die Wächter sahen den Raub, und seine Schritte zu hemmen, ließen sie eine schwere Eisenkette am Thor des Klosters herab; aber Br'etislaw zog sein gutes Schwert, und zerhaute selbe, gleich einen schwachen Faden; dann jagte er inmitten seiner treuen Krieger vorwärts, bis sie die böhmischen Wälder schützend aufnahmen: aber wie sie in der Hauptstadt angekommen, hatte Herzog Udalrich eine große Freude über seine holdselige Schnur, und veranstaltete, daß der Bischof von Prag, Severus, den Segen über das schöne Paar aussprach, welche Verbindung mit großen Feierlichkeiten zu Prag begangen wurde.

Br'etislaw zog mit seiner jungen Gemahlin nach Mähren, und sein Vater gab ihm den Auftrag, seinen Bruder Jaromir, welcher bis dahin in einem Thurne der Prager Fürstenburg eingekerkert gewesen war, mit sich dahin zu nehmen, und wohl zu verwahren; doch wenn der seinem Bruder entfremdete Udalrich den frommen Jaromir jeder Lebensfreude zu berauben dachte, als er ihn aus dem Vaterlande entsandte, betrog ihn sein finst'rer Sinn: denn er bereitete dem Verfolgten, der in Brüm die herzo-

lichste Kindesliebe, nicht einen Kerker fand, ein schöneres Glück als ihm je zuvor gelächelt, selbst als er noch das Regiment in dem blühenden Böhmen führte. Ihm hatte die zarte Gattin, welche die grausamen Stürme des Schicksals zeitig dahin rafften, keinen Sohn geboren, und doch blühte ihm in dem Besitz des edlen Neffen, der ihn kindlich ehrte, die süßeste Vaterfreude, ohne daß er zuvor die bange Sorge um seiner Jugend Schwäche getheilt hatte.

Mittlerweile hatte Graf Otto der Weise, welcher ein Vetter Kaiser Konrad des Zweiten war, diesen aufgereizt, daß er eine Botschaft an Udalrich sandte: er möge alsobald das geraubte Fräulein zurücksenden, auch eine große Summe, als Strafgeld für das Entfremden seines Sohnes an den kaiserlichen Stuhl erlegen; und wie solches nicht geschah, überzog der Kaiser das Böhmerland mit einem zahlreichen Heer; aber Brätislaw eilte aus Mähren nach Prag, um sich zur tapfern Gegenwehr zu rüsten, denn der Feind hatte sich bereits jenseits der Berauner Wälder gelagert, und mit dem nächsten Morgen begann die Schlacht.

Wie der Morgennebel auf den Bergen ruhet, hüllte eine graue Staubwolke beide Heere

In Dämmerung; und blutgierig stürzten die tapfern Kriegsmänner auf einander, um im wogenden Gedränge mit spitzem Erz des Feindes Herz zu treffen. Weithin starrte ein Lanzenwald, dem Tod entgegen blinkend, und die Sonne spiegelte sich im blanken Helm, im blanken Schwerte; da stürmte Brätislaw muthig mit dem flatternden Banner in die Reihen der Deutschen; aber der Sieg wich von ihm, und dem Herzog fiel das trübe Loos, in die Hände der Gegner zu gerathen die ihn von dannen führten, um als Gefangenen in der Burg Krowec verwahrt.

Als Brätislaw in dem bitteren Gefühl, besiegt zu seyn, das zum ersten Male sein tapferes Herz erfüllte, nach Prag zurück gekommen war, sandte er einige Ritter nach Brünn, den weisen Jaromir zu ersuchen: er möge sich zu ihm verfügen, und ihn mit seinem Rathschlag unterstützen; aber wie dieser sich auf dem Wege zu seinem Neffen befand, war der treue Horwora, der nie von der Seite seines Herrn wich, mit solcher Reise sehr unzufrieden und versetzte:

„Wahrlich, mein hoher Herr! es will mich bedünken, besser wäre es, wenn du im stillen

Mähren geblieben wärest, allein dem Herrn des Himmels dein frommes Leben zu weihen.“

Doch Jaromir entgegnete mit klarem Sinne:

„Der Herr ist überall um uns — er schwebt dem Sterblichen bei guten und bösen Thaten zur Seite; und den heimlichsten Gedanken, der uns entwickelt noch auf des Lagers Pfuhl schlummert, er sieht und prüft den ungeborenen schon; und jeder Schritt, den wir im Leben thun, er ist sein, so wie es nimmer mein Beginnen ist, daß ich hierher zog, wo sein Rathschluß mich als ein schwaches Werkzeug seiner Macht braucht.“

Powora schüttelte das Haupt und fuhr fort:

„Dein allgütiges Gemüth hat dich wieder in den Zwist hinein gerissen, dem du kaum entgangen; und das Geschlecht der Wessowec, die immer feindlich gesinnt, brütet gewiß schon neue Tücke. Gedenkst du nicht mehr, wie dich der Kochan einst zur Jagd lud in den Hain des Todes? hast du vergessen, wie dieser verrätherische Bube selbst deines Bruders Herz von dir gewendet? und wenn es deinem weisen Sinn gelingt, den bösen Streit zu schlichten, welcher Dank wird dir wohl von Herzog Udalrich zu Theil, welcher dem treuen Bruder stets unge-

neigt, beweist, daß Liebe nicht in jedem Herzen der Gegenliebe süße Frucht erzeugt."

Da entgegnete der Fürst begütigend:

„So wisse denn, Freund! was mich so leicht bewogen, selbst ohne von meinem Bruder aufgefodert zu seyn, des Kessens Bitte nachzugeben, und noch ein Mal die Burg meiner Väter zu betreten. Ich habe nur ungern die süße Stille verlassen, die den Abend meines vielbelasteten Lebens kühlt, daß sich mein Geist zu dem nahen Flug in die Wunderauen eines schönern Lebens stärke; aber der Prinz, er ist gut und groß, doch glüht sein Herz von wilder Ehrbegier, und die Feuerkraft ist schwer zu lenken, die seinen Jugendmuth besetzt — darum bin ich ihm aus Mähren hieher gefolgt, damit ich solche Bluth bewache, daß Kraft und Macht ihn nicht irre führen, und ich seine roge Thätigkeit nur auf das Recht wende."

Horwora rühmte die Eigenschaften des Prinzen, der Jaromirs väterliche Liebe wohl verdiente, und dieser fuhr fort:

„Ja, seine Tugend ist liebenswerth, doch eine schätze ich vor allen hoch, das ist die Liebe zu dem Volke, welches er einst beherrschen wird; denn er schützt mit edlem Stolz die Güter und Rechte des Reiches, er liebt seinen Ruhm wie

den eignen, und sieht als Eins an, was ihn und was das Land der Väter betroffen.“

Wie Jaromir in Prag angekommen war, ertheilte er seinem Neffen den Rathschlag: Frau Judith möge selber ins Lager zu dem Kaiser ziehen, welches dieser bereits unweit der Hauptstadt aufgeschlagen hatte; denn er meinte, wenn der weiße Graf sähe, wie glücklich seine Tochter an ihres edlen Vaters Seite sey, müsse er selbst das bittere Wort zurücknehmen, womit er seines Kaisers Gunst zu diesem Kriegszuge mißbraucht habe. Bretislav folgte dem Rathe des weisen Ohms, und nachdem die Fürstin sich ein freies Geleite erbeten hatte, nahte sie demuthsvoll dem Kaiser, der sie huldreich empfing; und erzählte ihm, welches Leid er über dieses Friedensland gebracht; dann aber entwarf sie ihm ein Bild von der Tapferkeit ihres Gemahles und fuhr fort:

„Warum bist du, hoher Herr! mit Heeremacht hieher gekommen, die dir nimmer frommen mag; und konnten deine Krieger dahiein nicht Gräber finden, daß du sie her führtest, den wilden Kampf zu entflammen, und hier den Tod zu erleiden? Ein zahlreiches Volk treuer Män-

men,

men, von einem Helden angeführt, dem alle ihr Leben und Blut willig weihen, steht in kräftiger Schaar; wozu noch der Mähren wackre Landmannschaft kommt, die, gleich jenen, nur siegen oder sterben will. Ich bitte dich, o Herr, laß ab von dieser Fehde! und du, mein Vater, gib nicht ferner der wilden Rachsucht Raum! denn das Recht und die Gewalt sind auf unsrer Seite, und werden uns zum Siege geleiten; doch wenn auch unser tapfres Heer mit Sehnsucht der Schlacht harret, so hegen wir darum nicht minder Scheu vor dem gesalbten Oberhaupt des römischen Reiches, und erwählen den Weg des Friedens: du mögest, o mein kaiserlicher Herr! uns Gnade finden lassen, und unsre Schuld vergeben. Du aber, mein Vater! wenn du den Fürsten nur sehen wolltest, dem ich mein Herz und Leben geweiht: sicherlich gefiele dir der Bund unsrer Liebe, und du würdest segnend unsre Hände in einander legen."

Da lächelte der Kaiser ob der eifrigen Rede der schönen Frau, und entgegnete mit ernster aber milder Miene:

"In meines Heeres Mitte ist der Monarch wohl bewahrt; doch, wenn uns auch all dein Drohen wenig erschreckt, so wird doch, wer bittet, huldvoll aufgenommen; allein ich habe den

heiligen Eid geschworen: den Vater zu bengen wie den Sohn, und in des Landes Mitte meinen Thron aufzurichten; drum muß der Herzog, so er meinen Born besiegen will, demüthig zu meinen Füßen sinken; denn nie darf der Schwur eines Herrschers gebrochen werden, oder verlegt und verändert, was aus seinem Munde kam."

Aber Judith erwiderte:

"O Herr! schier will es mich bedünken, es wäre besser, seinen Eid brechen, wenn man schwur, grausame Rache an Unschuldigen zu üben, und seiner Brüder Blut und Leben zu opfern; doch soll der kaiserliche Schwur nicht verlegt werden, und mein Fliehen wird den Gemahl erreichen, daß er sich Dir in Demuth beugt, und ungehindert mögest Du nach Bunzlau ziehen, wo Dein kaiserlicher Thron aufgerichtet wird."

Sodann befahl der Kaiser, Graf Otto möge mit der Fürstin nach Prag ziehen, mit dem Prinzen sich zu vergleichen; und so trat Judith mit ihrem Vater und dem Ritter Berolowec, der sie ins Lager geleitet hatte, den Rückweg in die Prager herzogliche Burg an.

Br'etislaw wollte während dieser Zeit vor Ungeduld und Unmuth schier vergehen, und sprach zu seinem Ohm, der es fruchtlos versuchte, ihn zu beschwichtigen:

„Schier ist mir es leid, daß ich deinen Worten nachgegeben; denn mir war es in tieffster Seele zuwider, daß meine Judith sich also demüthigen sollte, und hätte es das ganze Land begehrt, ich würde mich widersetzt haben: doch du wolltest es, da stritt ich nicht länger, und bin nun der heftigsten Qualen Preute, kann es kaum mehr erwarten, bis sie wiederkehrt mit die Entscheidung zu bringen. Wäre sie lieber daheim geblieben, so könnte ich schon den Muth versuchen im raschen Kampf, statt daß ich nun in thatenlosem Zögern den Vater in schwerer Haft schmachten lassen muß.“

Jacomie versicherte seinem Neffen: daß der Gattin mildes Wort des Vaters Ketten leichter lösen werde, als der wilde Kampf; doch Br'etislaw entgegnete kopfschüttelnd:

„Vergiß, mein Vater! wenn mein rascher Sinn in solchem Falle nicht viel auf Worte hält; denn ich denke, das Schwert kann besser überzeugen als alle Wissenschaft der weisesten Redner. — O laß mich das Schwert gebrauchen!“

Darauf erwiderte Jaromir:

„Du sollst es gebrauchen, sobald es Noth
seyn wird.“

Aber Bretislaw rief in heftiger Bewe-
gung:

„Kann denn der Kampf noch nöthiger wer-
den, als jetzt, wo mir der Vater in schweren
Banden schmachtet?“

Und Jaromir antwortete feierlich ernst:

„Er kann. — Ich wünsche den Krieg we-
der, noch fürchte ich ihn in feigem Mißtrauen
in die Kraft unsres Volkes; allein das Vater-
land hat niemals der ernstesten Kraft so sehr be-
durst, als gegenwärtig; wo es, von wildem Zwist
erschüttert, die größte Gefahr in seinem Schooße
trägt, und der Friede mit dem Kaiser zeugt viel-
leicht den blutigen Krieg. O, mein Sohn!
dich täuscht der gleisnerische Schein der Ruhe,
der trugvoll die Böhmen's Inneres verhüllt, wo
zügellos die feindlichen Stürme wüthen. Noch
hängen viele Böhmen am Heidenthume, und,
Feinde der Wahrheit und des Lichtes, brüten
sie uns in tiefer Waldesnacht Verderben, ja selbst
das eigne Blut sinnt auf unsern Untergang.
Der finst're Haß der Wessowec und ihre Thro-
nengier ist noch nicht erloschen, und selbst Sa-
moslaw'a, dessen Ruhme, ich fürchte, daß auch

ſie, ſtatt dieſes Geſchlecht dem unſern zu verſöhnen, von den Flammen jenes Grolles entzündet, mit den Ihren über unſerm Falle brütet; denn zu eng' iſt ſie dieſem Hauſe verbündet, dem die Mutter auch entſproſſen war.“ —

Taromir wollte fortſahren, als Howora die Nachricht brachte, daß Frau Judith mit Berkowec und einem Hofherrn von ſtattlich hohem Anſehen nahe, worauf Bretiſlaw jubelnd rief:

„Wohl mir! nun ſchlägt das Herz wieder froh und frei, und ſie möge Krieg oder Frieden bringen, jede Antwort iſt mir der Sieg!“

Als Judith mit ihren Begleitern in den Saal getreten war, deutete ſie ihrem Gemahl an, wen er in dem Graſen zu verehren habe; und meinte, es ſey ein Beweis von des Kaiſers friedfertigen Gefinnungen, daß er ihr den theuern Vater zum Geleite gegeben habe. Bretiſlaw näherte ſich dem Graſen mit ehrfurchtsvoller Geberde und verſetzte:

„Hochachtungsvoll begrüß' ich dich, Herr! und ſo du es vergönneſt, will ich mit kindlicher Ergebenheit die den Vaternamen —“

Da fiel ihm Graf Otto in die Rede und rief:

„Nicht also, mein Prinz! mein kaiserlicher Herr hat mich, den Lehensträger, nicht den Vater gesandt, um mit dem Sohne des Herzogs, so es möglich wäre, den Vertrag zu schließen; und was Graf Otto mit dem Böhmerfürsten zu schlichten hat, mag dann beginnen, wenn er seines Herrn Auftrag vollendet hat; auch, glaube mir, ist es weit besser, wenn ich so verschiedene Dinge nicht mit einander vermenge. Nun sprich du, mein Kind! und möchte es dir gelingen, deinem Lande den Kelkranz zu bieten.“

Judith begann ihr Gespräch mit dem Kaiser zu erzählen, welches Bretislaw ungeduldig anhörte; als sie aber der Demüthigung vor dem Monarchen erwähnte, da entbrannte er in Zorn und rief:

„Wie konntest du also den Ruhm deines Gemahls vergessen, und solche That versprechen? Die Ehre ist mein höchstes Heiligthum, und die will ich gegen jede Macht der Erde vertheidigen. — Der Kaiser ist ein hoher Herr, und ich will ihn gerne verehren und ihm Fürstentreue bezeugen; doch zu seinen Füßen liegen, das mag, wer eine Gnade und Almosen von ihm zu erbetteln hat; ich aber will, ein freier Fürst, auch stehen vor ihm; und thäte ich anders, so müßte

mich die Welt verachten, und meine Böhmen würden mir nicht mehr als Herrn folgen wollen."

Auf diese Rede versetzte Jaromir:

"Höre mildern Rath, mein Sohn! denn es ziemt wohl dem Helden, daß er in der Schlacht wacker streite, und seinem Ruhme keinen Flecken dulde; doch hat der Kaiser seine goldne Krone aus Gottes Hand erhalten, du magst dich ihm daher mit gebeugtem Knie nahen, und ehrest dadurch den hohen Geber seines Glanzes; ja es würde dir mehr Schmach und Leid bringen, wenn du, hartgesinnt, der Deinen Leben verschwendest. Zwar sind wir mit Macht gerüstet, und dürfen das teutsche Heer nicht fürchten, weil uns das eigne Muthig im Felde prangt; doch ist der Sieg in der heiligen Rechte Gottes, und wem er ihn schenkt, wird sich sein erfreuen."

Ritter Berkowec sah, daß Jaromirs Rede Eindruck auf den Prinzen machte, und um solchen wieder zu verlöschen, fing er an die Kraft des böhmischen Heeres zu preisen, Brätislaw bittend: er möge seine Krieger in die Schlacht führen, daß sie den Herzog aus schändlichen Banden lösten; aber Jaromir entgegnete:

"Ich lobe den kühnen Steuermann nicht, welcher, wenn ihn das Brausen des Sturmes

umgibt, sein Fahrzeug zwischen Klippen führt. — Ihm gleicht schier der Mann, dessen rohe Faust (nur geschickt das Schwert zu führen) in das Gewebe greift, aus dem der Staat gesponnen ist; dort hängt an zarten Fäden das Gute und Wahre, das die Völker beglückt; und leicht zerstört selbst der gute Wille mit t äppischer Hand das künstliche Geflecht, das er gern vollenden möchte.“

Als Jaromir schwieg, nahm Horvora das Wort und sprach:

„Wenn ihr, hohe Herrn! gestattet, daß auch ich meine Meinung offenbare, so sage ich es frei: ich bin ein alter Kriegermann, im Kampfe aufgewachsen, und liebe diesen mehr, als den milden Frieden; doch wenn mein Herr lieber Frieden schließen will, so ist seiner Weisheit Schluß gewiß gültig, und nimmer wird er dem hohen Rufen etwas zumuthen, was seinem Ruhme nachtheilig wäre. Folgt seinen Worten, denn es hat noch nie einer bereuet, der solches that.“

Auf diese Rede entgegnete der weiße Graf:

„Es ist weit entfernt von Konrads großer Seele einen edlen Fürsten herabzuwürdigen, und hätte er nicht den hohen Schwur gethan, nimmer würde er solches jemals verlangen; doch will ich euch noch einen Ausweg vorschlagen, damit

dem Elb meines Herrn Genüge geschehe, und der edle Stolz der Böhmen nicht verletzt werde. Laßt ihm den kaiserlichen Stuhl in Böhmens Mitte errichten, und ein Bett darüber, hinter welchem die beiden Heere aufgestellt werden: so geschieht der Fußfall, ohne gesehen zu werden, das Böhmerland erhält den Frieden, und euer Vater zieht aus den düstern Mauern des Schlosses Krokowee wieder in die Hallen seiner Hofburg ein.

Jaromir und Judith drangen in Brätslaw, die Bedingungen anzunehmen, worauf dieser ausrief:

„Und kann ich denn? Habe ich nicht auch geschworen, das teutsche Land mit Feuersnoth heimzusuchen, daß der Dörfer Flamme dem Heere leuchte im Dunkel der Nacht? — Das kann ich auch nicht erfüllen, wenn ich den Frieden schließe, und so muß ich denn muthig mein Alles daran setzen, um meinen Eid zu lösen.“

Doch Frau Judith hatte bald einen Ausweg erfunden und versetzte:

„Könnte denn nicht, wie man des Kaisers Schwur gemildert, auch der deine milder werden? wir senden Zimmerleute nach Deutschland hinüber, daß sie Dörfer aus leichten Hütten aufbauen, und ein kleiner Haufe deiner Krieger gehe

hinaus, die neuerbauten Orte der wilden Flammengluth preis zu geben; so ist dann dein Eid, so wie der des Kaisers erfüllt."

Graf Otto verbürgte dem Prinzen, daß der Kaiser bewilligen werde, was die Fürstin erdacht, und Br'etislaw entgegnete, als auch Jaromir ihn aufs neue zur Nachgiebigkeit ermahnte:

"So sey es denn wie du sagst, und ich widerstehe dir nicht länger. O, mein Vater! deine Beschlüsse waren immer gut und weise, darum folge ich dir, wie laut und heftig auch mein widerspenstiges Herz dagegen an das Wammis schlägt, dir gibt es doch nach. Ich will den Frieden schließen, weil du sagst, er sey uns ehrenvoll. Wenn gleich das Heer in Waffenschmuck gerüstet da steht, und meine Streiter in sehnsuchtsvollem Kriegsmuth nur des Zeichens zum Treffen hatten — doch ich will so theures Blut nicht im Kampfe mit dem kaiserlichen Herrn an den ungewissen Ausgang einer Schlacht setzen. Es sey wie ihr begehrt, und ich will zu Konrads Füßen, gleich einem Ueberwundenen, seine Gnade als ein Geschenk empfangen."

Judith pries zu ihrem Vater den Gemahl, der nicht allein die Feinde, sondern auch sein Gemüth zu bezwingen verstehe; und flehte aufs

neue, ihren Bund zu segnen, aber Graf Otto erwiderte:

„Laß ab, denn wie soll ich den als Sohn begrüßen, welcher mir mein Kind geraubt hat? — Ich ehre dich, tapfter Prinz! und wohl bist du jeder Fürstentochter werth, doch ein Vater soll seinen Eidam lieben — das kann ich nicht, und Trug und Heuchelschein sind mir fremd; drum sage ich es frei, ich kann es nicht, und würde es schwer erlernen.“

Da versetzte Jaromir:

„Wahelich, deine Rede verkündet einen harten Sinn, und du bist doch hergekommen als ein Friedensbothe. Verzeih auch du, wo sich der frische Muth der Jugend verging. Ich will es zwar nicht entschuldigen, daß mein Nefse sich gewaltsam der schönen Braut bemächtigte; denn du konntest, Bretislaw! als dein erster Bothe mit abschlägiger Antwort heim gekommen, selbst als Freiverber zu dem Grafen ziehen, und leicht hätte er seinen Willen geändert; denn fürwahr! du hast wohl das Ansehen eines Fürsten, und dich ziert Tapferkeit und ritterliche Sitte, wie ein Edler am Eidam zu lieben pflegt.“

Graf Otto lobte Jaromirs weise Rede; aber Bretislaw wandte sich gegen ihn mit den Worten:

„Doch du dachtest nicht so — du wolltest den Sohn der Hirtin nicht zum Eidam annehmen, wenn gleich sein Vater als ein großer Herzog herrscht. Also hat Udalrichs Glück dem eignen Blut geschadet; er konnte die Tugend meiner Mutter aus der demüthigen Strohütte auf den Thron erheben; und ich, ein freier Fürst, wie er, sah mir im gleichen Stande die Braut versagt — was blieb mir übrig, als mit meinen Treuen die Schöne abzuholen, der mein Herz auf ewig angehörte.“

„Judith hob die thänenvollen Augen zum Himmel, und rief:

„O hätte mir die Gnade des Himmels doch jenes Griechen süße Kunst verliehen, dessen Zauberstimme die Felsen lauschten, daß sie auch meines Vaters Herz rührte; doch meine ganze Kunst besteht in Thränen, die erwecken keine Theilnahme bei den harten Männern. O Vater! du hast mich einstens dein liebstes Kind genannt, versprochen, mit der zärtlichsten Vaterpflege mein Glück zu gründen, daß mir Lust und Ehre in Fülle blühe im treuen Arme eines edlen Gatten. — Halte jetzt Wort! Der Himmel hat mir den Gemahl verliehen, und zu unserm Glücke schüt, um das schönste der Erde zu seyn, nur dein Vatersegen.“

Da konnte der weiße Graf den rührenden Worten seiner Tochter nicht mehr widerstehen, und er entgegnete mit sanfter Stimme:

„Ihr habt gesiegt — und deine Rede hat mir das Vaterherz erweckt. Ich bin ein ernster Mann, am Hofe und an meines Kaisers Seite im wilden Kriegsgeläusche grau geworden: doch kann ich solche Liebe nicht mit unbewegtem Sinne anschauen, und nur ein edler Held kann ein so starkes Gefühl in dem Herzen meiner Tochter entzündet haben. Reiche mir die Hand, werther Prinz! Ich will mich dran gewöhnen, dich für den Sohn zu begrüßen.“

Entzückt sank Judith mit ihrem Gemahle zu des Vaters Füßen, der sie an seine Brust hob; und mit freudigem Danke schlug Jaromir den frommen Blick zum Himmel, welcher segensreich seinen Friedensengel herab gesandt hatte.

Der Zustand Böhmens war in jener Zeit ganz so, wie ihn Jaromir seinem Neffen in kurzen Worten geschildert hatte; und während die glückliche Fürstenfamilie sich des Friedens und der Versöhnung erfreute, konnte Samoslaw von Wrsowec kaum erwarten, bis

die Nacht ihren dunkeln Mantel über die Erde gebreitet hatte, um ihren einzigen Sohn Lubor in die Versammlung heidnisch gesinnter Böhmen einzuführen, welche im Schatten der Mitternacht in einer weiten Felsenböhle gehalten wurde. Samoslaw a befahl ihrem Sohne, mit ihr zu gehen, und, eine Fackel in der Hand tragend, betrat sie den schwarzen Wald — in den Tiefen heulte der Sturm, die Klüfte ächzten, und ihr Auge schoss Strahlen durch die Nacht. Lubor fragte, wohin sie ihn führe, und die Mutter antwortete ihm halblaut und geheimnißvoll:

„Folge mir, ich führe dich dem Glück entgegen, das wohnt in dem tiefen Riß der Felsen. — Jetzt hüllt die Nacht, der Tiefe heilige Herrin, den Himmelsbogen wie die weite Erde in ihren Sternenmantel; schärfer bläst der Ostwind im Gestrüpp, und geheime Schauer durchzittern die Natur; aber mir ist wohl, wenn mein Auge die goldnen Pfeile nicht sieht, die aus Peruns heiligem Lichte strömen. Des Tages Glanz lähmt die Kräfte des Gemüthes, und erst im Dunkel erheben sich die Schwingen des Geistes, mich über des engen Lebens Gränzen hinaus tragend.“

Lubor wußte sich das Sonderliche in Samoslawas Betragen nicht zu deuten, und fuhr

zu fragen fort, was ihm diese feierlichen Worte künden sollten; aber seine Mutter sprach:

„Mir ziemt die Frage, was dein Herz so ergriffen, daß du die Tage deines jungen Lebens thatenlos verschwärmst?“

Das Licht der Fackel fiel auf Lubors erblaffendes Antlitz und er entgegnete:

„Mutter, laß mich meinen Kummer! denn es ist ein süßes, wünschenswerthes Leid, welches, gleich der Sonnengluth die Blume des Lebens am Tage senkt, daß sie in der Abendkühle im buntem Farbenglanz und reich an Düften sich schöner entfalte.“

Samoslawna lachte laut auf und erwiderte mit furchtbarem Spott:

„Du armer Thor! was du mir nicht verstauest, ich weiß es längst; doch sollen dir die Blüthen nicht ohne Frucht hinwelken und abfallen, so halte dich an mich, denn ich allein kann das Sehnen deines Herzens stillen; und hättest du mir längst dein Leid eröffnet, so wäre die früher das Wort des Trostes erschollen — darum höre eine ernste Rede.“

Mit gespannter Erwartung lauschte Lubor den Worten seiner Mutter, welche also fortfuhr:

„Zum Himmel erhebe deinen Blick, der sich strahlend wie ein Saphirbogen über uns aus-

breitet, denn von ihm allein kann die Hülfe kommen. Entsetze vorerst dem Wahn, daß die hellen Sterne mit ihrem wunderbaren Wechseltanz, die lichtklare Scheibe mit ihrem treuen Wächter, der Feuerball, welcher unsre Welt belebt, nur todte Körper seyen, welche ohne eignen Willen, nur dem Gesetz gehorchend, droben leuchten. Die blinde Kraft kann den Menschen nicht schirmen, und ein solcher Glaube läßt hoffnungslos; aber so dachten auch unsre weisen Väter nicht, welche im Sonnenlicht Peruns glanzumstrahltes Götterhaupt erkannten, der das All gegründet, Luft und Meer und Welten beherrscht, und mit seinem Donner den Himmel wie die Wurzeln der Erde erschüttern kann; vor dem die Geister zittern, den die Götter, aus ihm entsprossen, bange scheuen, und welchem selbst der schwarze Gott gehorcht, der in seine Tiefe so unbändig wühlt und droht."

Samoslawka holte tief Athem, dann erhob sie ihre Arme gegen den Himmel, und rief laut und feierlich:

O Perun! du selbst die Welt und der Schöpfer aller Welten, der mit ewigem Auge Alles überschaut! Glanzsender! dessen Antlitz zugleich schön und schrecklich ist, schau huldvoll auf die
die

die gläubigen Diener nieder, und gieb unsern Werke freudiges Gedeihen. — Auch deinen Sprossen neigt sich mein Haupt, dem lichten Swantowit, welcher in der Schlacht den Sieg verleiht, und dem das weiße Ross als eine süße Gabe geheiligt ist; dem Madegast, dem nicht nur im Hain zu Eibenburg, auch im nachbarlichen Mähren bei Tag und Nacht fromme Opfer bluten, dem Gott des Rechtes; der leuchtenden Triglaw a (die so hoch bei dir in Gunst steht) der Schlachtenriesin. — Allen will ich Opfer weihen, und nicht den rothen Gott vergessen, der mit Blut gefärbtem Schimmer die als Herold am Morgen voranzieht, und mit seinem goldnen Schein die Nacht in ihres Galtens dunkles Haus scheucht, der die Menschen zu neuem Leben weckt, daß sie gerne den Arm des Schlafes verlassen, um sich an deinem glänzenden Angesicht zu weiden. —“

Sprachlos hatte Lubor bisher der Mutter Rede vernommen, nicht begreifend, welcher finsterner Geist ihren Sinn befallen und geblendet; nicht länger aber konnte er sie anhören, sondern unterbrach ihre Worte:

„Mutter, was strebst du nach diesen Götzenbildern, Gestalten aus der schwarzen Nacht des Irthums, die der Glaube längst in ihr Nichts

zurückgesandt, so daß ich ihr Daseyn nur als Märchenglanz erfuhr.“

Aber Samoslawa schüttelte ernst das Haupt, und entgegnete:

„Du irrst, mein Sohn! denn wenn auch fremde Priester die neue Lehre aus fernem Morgenlande brachten, welche man dem Volke mühsam ausdrang: so thaten das nur die Fürsten dieses Landes. Doch das Geschlecht, so zwiefach das meine ist, hat nie treulos den Dienst der alten Götter verlassen. Vom Vater kam mir der neue Glaube, von dem Vater, welcher meine Mutter nie liebte, von dem Vater, der mit den Gatten erschlagen; und fest hängen die Verwandten an ihm, Verwandte, welche tückisch mein Haus verfolgen, und rachgierig im Herzblut der Meinigen schwelgen.“

Lubor flehte die Mutter an, nicht länger durch ihre Frevelthaten den Zorn des Himmels zu reizen; und mit fürchterlichen Vorwürfen überhäufte ihn Samoslawa, daß er die Götter seiner Ahnen verachte. Aber der Jüngling erwiderte mit ruhiger Klarheit:

„Ich glaube an Einen Gott.“

Da versetzte Samoslawa drohend:

„Bedenkst du auch, daß dieser Glaube, dem du die Mutter und den ganzen edlen Stamm

opferst, daß er allein dich grausam von Allem trennt, was deine Seele begehrt? Du liebst des Prinzen Weib, und dein Glaube hat sie unzertrennlich mit ihm verbunden; aber der unstre führt sie, von einer Krone Glanz umstrahlet, in deine Arme. Auch ich bin eine Enkelin des Pr'emisl, warum sollte mein weibliches Haupt — an festem Mannesinn reicher als die Häupter meiner Vettern — nicht das Diadem Böhmens umschlingen? Du bist dann mein Erbe, und magst den Fürstenthron mit Judith theilen."

"Judith" rief Lubor sich selbst vergessend, Mutter! welchen Namen hast du genannt? Wer flüsterte dir den Zauberspruch zu, der all mein Blut zu entflammen vermag? — Herrlich strahlt der Krone Gold: doch was ist Thron und Szepter mit ihr verglichen? — Hättest du mir den Raum zum Eigenthum geboten, wo die Elemente schlafen, das Reich der Sonne und bodenloser Tiefe Gebiet, das Leben der Götter und ihren süßen Opferdust, ja selbst des Perun Wissen und seine ewige Herrschaft: der Glaube würde mich gestärkt haben, allem zu entsagen. Allein du legst Judith's Besiz in die Schale: da sinkt sie herab, und alles Widerstreben hat ein Ende. Was ich fühlte, beschloß und glaubte, ist hine

weggelöscht aus meinem Sinn, und mein ganzes Seyn nur der Liebe geweiht. — Der Geist spricht mir die heiligen Worte der Wahrheit aus: doch das Herz straft ihn Lügen, und wendet sich dahin, wo ihm schönere Hoffnung blüht. Die Pflicht ruft mich zum Heiligthum: aber Judich's Bild strahlt mir aus dem Himmel der Slaven entgegen. Wie soll ich mit so schwachen Waffen in diesem Kampfe obsiegen? Denn wo Götter unterliegen, kann ich, ein schwacher Sterblicher, nicht als Ueberwinder hervorgehen. Nimm mich hin, ich bin dein Eigenthum; und so du mir es gebietest, glaube ich willig an die Götter deines Himmels und der Tiefe.“

Des Sieges hoch erfreut, den sie über ihres Sohnes Tugend davon getragen, führte ihn Samoslaw in die Versammlung der Freunde und Verwandten, welche in der Felsenhöhle dem geheimnißvollen Götterdienst begingen.

An dem Morgen, der zur feierlichen Versöhnung zwischen dem Kaiser und Brätislaw bestimmt worden, war Kothan von Wessowec den beiden Fürsten nach Bunzlau gefolgt: doch zog er sich bald zurück, und bereitete sich, wie es Samoslaw geboten, nach Krobowec

zum Udalrich zu reiten, und das Gemüth des mißtranischen Fürsten zu erregen, daß aus diesem Frieden eine neue Flamme des Bruderzwistes sich entzündete. Da begegnete er seinem Vetter Ludislaw, welcher einst mit Boleslaw III. nach Pohlen gezogen war, und beim Chrobry blieb, bis in diesem unglücksschwangern Augenblick seine Verwandten ihn zur Heimath berufen. Er wollte ihm erzählen, was sich hier begeben: aber Ludislaw hatte in Leitmeritz beim Krasomil von Wrsfowec schon alle Begebenheiten, die sich seit seiner Anwesenheit im Vaterlande zugetragen, bereits vernommen; und zweifelte, ob Udalrich ihrem Geschlechte vertrauen werde, möchten sie auch den Haß noch so schlau verbergen, der, im Herzen der Wrsfowec wohnend, schon oft und gewaltig ausgebrochen. Da versetzte Kochan, ihn tröstend:

„Das Christenthum lehrt sie vergeben und vergessen, darum glauben sie auch an unsre Veröhnung; und Udalrichs Vertrauen habe ich mir so erworben, daß er früher den eignen Sohn und Bruder treulos wähnt.“

Und Ludislaw entgegnete sorglich:

„Gedenkst du wohl noch, wie Krasomil ihn auf seine Burg zu Gastelud, und er, sich einer wilden Jagd erinnernd, höhnisch erwiederte:

es sey besser, sich daheim an Brode zu sättigen, als die theure Kost des Nachbarn zu essen; weil ihm vielleicht aus solcher Speise eine Unlust für sein Leben erwachsen könne."

Aber Kochan rief mit wild verzerrter Miene:

„Wohl gedenke ich noch jener Spottrede; und schwur dem Udalrich, ich wollte ihm nicht eine Unlust bereiten, sondern Unverdaulichkeit bis in den Tod; und was ich versprach, das halte ich ihm, sobald die Stunde kommt, wo wir die Larve fallen lassen, dann sprechen wir als Herrscher mit ihnen. Auch sind viele Böhmen wie wir gesinnt, und hassen den Glauben, den man uns aufgezwungen, versammeln sich, wie wir, unter dem Schleier der Mitternacht in Waldesdunkel, um in tiefen Felsenhöhlen die Götter zu verehren. — Alle verbinden sich mit uns: wenn es gilt, die heiligen Haine wieder einzuweihen, und den alten Dienst aufs neue herzustellen. Der Enkel Pr'emisl's steigt vom Throne, und Samoslaw a erbt das Reich ihrer Väter; mit ihr erhebet sich unser Geschlecht, ich selbst, als ihr Gemahl, theile das Regiment mit ihr."

Doch Ludislaw war noch nicht beruhigt und erwiderte:

„Aber wenn sich das Volk auch mit uns verbindet, den Regentenstamm vom Throne zu

verdrängen: ist es dann gewiß daß Samoslaw an deiner Hand denselben besteigt? Boleslaw hat sich nicht so beliebt bei den Böhmen gemacht, daß die Wahl auf seine Tochter fallen müßte, auch unser Haus hat der Feinde viele — man nennt uns grausam, stol; —“

Mit Zuversicht fiel Kochan dem Better in die Rede:

„Sind wir nicht reich? ist nicht die Macht unser Erbtheil? Reichthum und Macht dringt durch jede Bahn, und auf ungebahntem Weg vorwärts. Der Mächtige kann sich des Lebens erfreuen, und leicht birgt er seine Mängel: aber das Gold erwirbt noch leichter der Menschen Gunst; denn wer ein reiches Geschlecht auch haßt, zeigt seine Feindschaft nicht; und wollte er solches, es würde ihm schlechte Frucht bringen. Sey du ohne Sorgen, und vollbringe was dir geboten wird. Für das Gelingen bürgt Samoslaw, welche in vergangener Nacht ihren Sohn dem Bunde vereint: denn ihm ist nach unserm Ableben der Thron beschieden.“

Ludislaw warnte Kochan vor Lubors Anhänglichkeit an dem christlichen Glauben; auch erinnerte er ihn, wie jener einst, in wilde Lie-

beßgluth für Juchth entzündet, den Prinzen Brätislaw in Waffen angefallen, doch dieser ihn entwaffnet, und durch großmüthige Vergeltung sich ein Recht auf seine Dankbarkeit erworben. — Da lachte Ro chan und versetzte:

„Dankbarkeit? — ist leicht vom Trieb besiegt. Er liebt das Weib des Prinzen, und allzu leicht zerreißt Liebe, was der Glaube band und die Ehrfurcht heiligte.“

Samoslaw unterbrach dieses Gespräch, welche mit ihrem Sohne dazu kam; und nachdem sie den Ankömmling begrüßt, ermahnte sie Ro chan, sich eiligst auf den Weg zu machen, welcher auf Lubors Frage: ob ihres Stammes Streben denn nur durch solche schwarze Thaten erreicht werden könne, mit glänzenden Augen erwiderte:

„Es gilt ein Reich — ein Reich ist zu gewinnen! Gibe es auf der weiten Erde wohl eine That, ein Wagniß, eine Grausamkeit, die dieser Gedanke nicht mit Glanz des Ruhmes umstrahlte? Nach Herrschaft strebt, wenn ein edler Sinn in Busen wohnt; und ich würde nach solcher streben, wäre ich gleich als ein Sklave geboren. Denn mein Geist steht nach großen Dingen; und wer ein Reich besitzen kann, und

dies versäumt, der hat die schlimmste That an sich begangen; mit Recht empfängt er statt Lohnes Verachtung, daß ihm ein so hoher Preis entgangen — ja es ist schlimmer, als hätte er ein ererbtes Reich verloren, verwüftet oder in wildem Graus zerstört.“

Kochan eilte fort, und Samoslaw a entgegnete dem Lubislaw, welcher neue Zweifel äußerte und auf das Zelt und die Heere zeigte, die im vollen Waffenschmuck zum Friedensfeste aufzogen, folgende Worte:

„Durch meine List muß aus diesem Friedensbunde Verderben für die Feinde unsres Stammes entkeimen; und der Augenblick, da Bretislaw zu des Kaisers Füßen den Frieden bringt, wird vielleicht der Böhmen Reich ihm rauben auf immerdar.“

Samoslaw a zog sich, von Lubislaw begleitet, in ihre Gemächer zurück, und Lubor blieb einsam dem Kampfe überlassen, welchen Tugend und Laster, Liebe und Gewissen in seiner schwachen Seele stritten.

Auf dem Buzlauer Marktplatz war für den Kaiser ein Zelt von purpurfarbnem Sammt mit

goldnen Trangen auferrichtet, und in der Mitte desselben erhob sich der kaiserliche Thron: aber hinter dem Zelte waren die beiden Heere aufgestellt, auf dem Prager Wege die deutschen Krieger und jenseits die Blüthe der böhmischen Landmannschaft. Endlich fingen die Glocken der Lieb-, Frauen-, und St. Cosmas- und Damians-Kirche zu lauten an; und im feierlichen Zuge kam von der einen Seite Kaiser Konrad III. mit Graf Otto dem Weissen und einem zahlreichen Gefolge; von der andern Jaromir mit seinem Neffen und Frau Judith, welchen viele böhmische Herren und Ritter nachtraten; und als sie zusammen getroffen waren, neigte sich Bretislaw ehrfurchtsvoll vor dem Kaiser, worauf er sprach:

„Gestatte, o kaiserlicher Herr! daß ich dich zum Throne geleite, welcher dir hier in Böhmens Mitte aufgerichtet ist, und auf selben mögst du mit Huld vergeben, worin ich gefehlt, wenn dieses Landes Erbfürst sein Knie vor dir beugt.“

Aber der Kaiser entgegnete:

„Ich heiße dich willkommen, mein edler Fürst! und nimmer würde ich solche Demuth annehmen, wenn nicht ein rasches Wort meinen Willen zwänge.“

Auf Jaromir's Bitten ließ sich der Kaiser von ihm ins Zelt geleiten und bestieg den Thron; ihm folgte Graf Otto und die Fürstin, aber der letzte war Br'etislaw, der sich kaum in schmerzlichem Kampfe vor dem Kaiser auf ein Knie niedergelassen hatte, als (wie es Samoslaw und die Ibrigen veranstaltet hatten) ein Theil des Zeltes einstürzte, und beide Heere den Fürsten zu des Kaisers Füßen gewahrten. Die deutschen Krieger jubelten, während die Böhmen sich laut ob dieser Schmach beklagten. Br'etislaw wollte sich erheben; doch Jaromir hielt ihn zurück, und versetzte:

„Nicht also, mein Sohn! was du begonnen, mußt du auch vollenden; und wo das Volk in willkürlichem Sinne seinem Fürsten widerstrebt, wenn er für das Wohl des Vaterlandes handelt, da zeige er ihm nicht mehr den Vater, sondern nur den Herrn.“

Der Kaiser hob Br'etislaw auf, und, ihn umarmend, sprach er:

„Steh' auf, wackerer Böhmerfürst! und wie du aus freiem Willen dich mir geneigt hast, so empfangen nun an meinem Herzen des Kaisers Achtung als Lohn deiner Tugend.“

Jaromir fragte die böhmischen Krieger, ob sie nun zufrieden seyen; da trat Einer aus dem Heere vor, und wendete sich mit folgenden Worten an Br'etislaw:

„Wie konntest Du, Herr! Dich zu solchem Schritte entschließen? Unser Blut und Leben war Dir geweiht — warum verschmähtest Du, mit unserm Blut und Leben den Frieden zu erzwingen, statt ihn schmachvoll und feige zu ersehen, wie es nimmer einem böhmischen Fürsten ziemt? — Denn, indem Du uns verwarfst, hast Du unsre Treue gebrochen.“ —

Mit drohendem Tone, unterbrach Br'etislaw dem Redner; doch Jaromir versetzte, ihn beschwichtigend:

„Bergönne hier meinem Alter das Wort, und bald will ich die wildempörten Gemüther stillen.“

Dann wandte er sich an das böhmische Heer und fuhr fort:

„Wohl ist es eine alte Wahrheit: daß der Fürst nicht jedem günstig seyn kann, nicht jeglichem Genüge leisten in dem weiten Reiche. Kann doch Gott, ein größerer Herrscher als Alle, nicht durch Regen, nicht durch helle Zeit der Menschen nimmer ruhende Wünsche stillen: wie soll dann ein Mensch und eines Menschen Sohn

dasjenige vollbringen, was selbst dem Höchsten mißlingt? — Undankbares Volk! hast du schon vergessen, was dein Fürst für dich gethan hat? vergessen, wie die wilden Schaaren der Vöhlen, der Ungarn wuthentbranntes Kriegsheer in Mähren eingefallen, und nur seine Tapferkeit das Vaterland errettet hat? Und diesen Helden zeigst du der Feigheit, willst ihm verrätherisch die Treue aussagen: weil er aus angestammter Vaterliebe, dein Blut zu schonen, welches ihm theuer ist, den schwersten und schönsten Kampf bestanden, und versuchte was dem Mann härter ankommt als tapfer streiten, die Rede milder Demuth? — Er hat sich dem römischen Kaiser geneigt, um des Gottgesalbten Huld für sich und euch zu gewinnen, daß sie Segen diesem Lande bringe."

Eine lebhafteste Bewegung wogte durch die Reihen des böhmischen Heeres, und der Kaiser sprach, des Prinzen Hand ergreifend:

"Nicht auf niedere Knechtschaft deutet solches: denn ich habe den edlen Fürsten an mein Herz empor gehoben, der mir vor Allen werth ist, und welchem ich fortan auf mein Kaiserwort und Ehre seines Herzogthums Besitz verbürge. Ihr aber, Böhmen! preist euch glücklich: denn

mag auch schweres Weh ein Volk bedrohen, wenn an seinem Horizont solch' ein Stern leuchtet, ein tapfter und tugendhafter Fürst: so nenne ich es hochbeglückt und neidenswerth vor allen Nationen."

Einmüthig brachen nun beide Heere in den Ruf aus:

"Es lebe der Kaiser! Heil dem Böhmerfürsten und seinem edlen Ohm!"

Und gerühet fuhr der Kaiser fort:

"Siehst du, Jaromir! das segensbringende Werk der weisen Rede! Damit das Reich der Böhmen an Glück und Macht zunehme, sollst du den Thron mit deinem Bruder theilen. Graf Otto eile nach Krokowec zum Herzog Udalrich. Du bist ihm nun ein naher Blutsverwandter: so möge er denn aus deiner Hand die Freiheit erhalten. Er lehre in die Burg seiner Väter zurück, und herrsche nach wile vor, als ein freier Fürst in Böhmens Gauen. Doch sage ihm, ich verlange, daß er mit seinem weisen Bruder das Regiment in diesem Friedensland theile."

Jaromir fühlte sich von böser Ahnung ergriffen, und entgegnete:

"O mein Kaiser! deine Huld ist allzu groß: aber nur ungern, wird mein Bruder, was er

allein und als unumschränkter Herr besessen, nun mit mir theilen, der ich überdies schwach an Kräften, und zum Herrschen ungeschickt bin. — Drum laß ihn allein auf dem Throne.“

Alein der Kaiser sprach mit fester Stimme:

„Es ist mein unabänderlicher Wille; und keiner verdient mehr als du, diesem ritterlichen Volk zu gebieten, das du mit mildem Sinne zu lenken verstehst.“

Graf Otto begab sich, den Befehl seines Herrn zu erfüllen nach Krokowec, und der Kaiser kehrte nach kurzer Rast in der Prager Burg, in sein Lager zurück, woselbst er sogleich alle Anstalten zur Heimkehr nach Deutschland machte.

Nun erst vermochte sich Judith ihres Glückes in des ritterlichen Gemahls Armen vertrauend zu erfreuen, und sie gedachten eben der vergangenen stürmischen Zeit: als dem Prinzen gemeldet wurde, der fromme Guntherus sey eben angelangt, und verlange ihn zu sprechen, worauf Br'etislaw freudig ausrief:

„Guntherus hier? — Das deutet uns auf neues Heil: denn immer brachte uns seine Nähe Segen. Geleitet ihn schnell hieher.“

Der Edelknabe entfernte sich; da fragte Judith ihren Gemahl, wer denn dieser Guntherus sey, von welchem ihr noch keiner am Hoflager gesprochen, und ihr Gemahl fuhr fort:

„Guntherus ist ein frommer Waldbruder, von Gottes Huld reich mit Wundergaben ausgestattet; aus Thüringen zog er einst in unser Land, wo ihm mein Vater, als er sich auf der Jagd verirrt hatte, im dunkeln Forst begegnete: aber die salbungsvolle Rede des Greises sprach so lebhaft zu Aldarichs Herzen, daß er ihn oft auf unsre Burg lud; und als mich die Mutter geboren, war es Guntherus, der mich in den heiligen Bund der Christenheit aufnahm — er war es, der uns später mit Kaiser Heinrich versöhnte, und durch die Kraft des Gebetes schon einmal den Vater aus schwerer Haft befreite —“

Brätislaw wollte noch weiter reden, da trat der Klausner in das Gemach mit silberweißem Bart und ehrwürdigem Ansehen. Der Prinz führte ihm seine Gemahlin entgegen, und bat um seinen Segen; doch mit feierlichem Wesen entgegnete Guntherus:

„Sei mir gegrüßt, edles Fürstenpaar! Ich will des Himmels Gnade anflehen, daß sie euch
in

in jeglicher Gefahr beschütze. Aber heute bin ich nicht von meinen waldigen Bergen herabgestiegen, um euch Glück und Heil zu verkünden; sondern warnen will ich euch vor nahendem Leid, wie mich der innre Geist belehrt hat. — Den Frieden hat die milde Rede der Fürstin errungen: doch hütet euch, zu glauben, nun sey alles vorüber; denn wie deinem Vater die Freiheit wieder blühet, schlägt auch die Flamme des Bruderkhasses, von einem trügerischen Geschlecht angeblasen, wieder hoch empor. Schon ist ein Bösewicht aus dem Geschlecht Wersowec zu dem Abdalrich gezogen; und dieser wird kaum des Bruders Leben schonen, mit dem er, nach des Kaisers Willen, sein Regiment theilen soll. Wißt du den Dhm retten: so sende ihn schnell aus Prag; denn deines Vaters Rückkehr bringt ihm schwere Fesseln.“

Erstarrt und sprachlos standen Br'etislaw und Judith, als der fromme Waldbruder mit folgenden Worten Abschied nahm:

„Lebt wohl, mein Gewerbe ist vollbracht; beherzigt meine Worte, daß ich nicht umsonst herab gekommen bin, und gedenket mein.“

Der Prinz und seine Gemahlin begleiteten den Klausner bis an das äußere Burthor; und

nachdem sie dankbar und ehrerbietig Abschied von ihm genommen, lehrten sie in ihre Gemächer zurück, in tiefes Sinnen verloren, wie sie das Leben des edlen Ohms beschützen sollten.

Mittlerweile führte Udalrich auf Krolowec ein gar trauriges Leben: denn nicht genug, daß am Tage der Gedanke, vom mächtigen Fürsten zum Gefangenen herab gesunken zu seyn, das stolze Gemüth peinigte, waren selbst seine Träume mit den fürchterlichsten Bildern gemalt. Bald dünkte es ihm, der Ahnherr Krolus stehe an seinem armen Lager, mitleidig auf ihn herabsehend, daß er in seiner Burg so herbes Leid erdulden müsse; als er ihn aber recht betrachtete, starrte ihn sein Bruder Woleslaw aus den leeren Augenhöhlen an — dann verwandelte sich die lustige Gestalt abermals — es war Jaromir, dem Udalrich blüthig zuief:

„Was willst du hier? — kommst du, mein zu spotten, daß ich hier ein hüßloser Sklave bin in derselben Burg, die du dem schlechten Knecht geschenkt, den du zum Ritter erhobst, dem ganzen Ritterthum zur Schmach? — und hier soll mein Leben in schimpflicher Gefangenschaft vergehen?

Das kommt von dir, wie alles Böse, das mir jemals zugekommen!"

Taromir schwieg; aber auf seinem Haupte sah Udalrich die goldne Krone strahlen, und das glänzende Traumbild war rings von Himmelslicht umstrahlt — dann dächte es ihm, der Bruder werde wieder jung und schweben, von Engelsfüßigen getragen, hoch empor. Und als der Morgen schon erwacht, sein Auge offen war, schwebte die Lichtgestalt noch immer vor ihm, bis sie allmählig ihren Glanz verlor.

In dieser Stimmung fand Kechan von Wessowec seinen Herzog, der, als der Kerkermeister ihm den Gast aus Prag zuführte, mit dumpfer Stimme sprach:

„Suchst du den Udalrich, den stolzen Herzog von Böhmen? — Der ist nicht mehr hier; nur sein bleiches Gespenst schwankt noch trübseelig in diesen düstern Mauern herum. Der Gram, des Mannes unwürdiger Feind, welcher die Kraft des Leibes lähmt, wie den Geist, nagt mir am innersten Gemüth. O könnte ich doch in Wuth ausbrechen, mich seiner zu entlasten, daß er nicht einst in verborgenem Kampf mit das schwerbeladene Herz breche!“

Auf Kochans Bitte, sein Gemüth zu beruhigen, erzählte ihm Udalrich den Traum der vorigen Nacht, und fügte hinzu:

„Mir ahnet, daß des Himmels Rache mein Haupt bedrohe, darum sendet er mir solche Bilder im Traume zu, das nahende Gericht anzudeuten. Ja, Gott ist streng, und ich habe meinem Bruder einst die Krone entwendet; drum kommt er nun, da ich sie verliere.“

Kochan schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Wenn das Geschick uns feindlich überfallen, sieht der rege Geist viel im Schlafe, und so ist es auch bei dir, doch die Deutung hast du verfehlt. Vernimm erst von mir was vorgegangen, seit du fern von der Burg deiner Väter im Ketzer schmachtet, dann wirst du deine Träume besser auslegen.“

Udalrich gab ihm ein Zeichen zu erzählen, und Kochan fuhr fort:

„In Prag wird Frieden geschlossen ohne dich, doch bist auch du darin begriffen. Frau Zubith ist in das kaiserliche Lager hinausgezogen, und hat mit süßem Weibwort um Frieden gebeten: da ward denn ausgemacht, daß dein Sohn zu Konrads Hüfen seine Huld ansehe — der Kaiser wird ihn zwar aus seiner Tiefe erheben, die Folge deines Regiments verlieren: doch —

höre, und gedenke deines Traumes — du selbst theilst den Thron mit Jaromir. — Begreiffst du nun, warum die Krone strahlend auf seinem Haupte prangt? O bald wird er sie allein tragen, und du magst bei Sohn und Bruder, die Freunde sind, und verbündet gegen dich, um Gnade flehen.“

Udalrich wollte Kochans Worten keinen Glauben beimessen, bis dieser ihm bezeugte, diesen Beschluß von einem der geheimen Räthe Kaiser Konrads erfahren zu haben. Dann aber murmelte der Fürst, starr vor sich auf die Erde sehend:

„Welch ein dunkler Geist flüstert mir den Argwohn ins verwundete Herz! — warum zeigen sich meinem Gemüthe all die schwarzen Bilder des Verderbens, und Jaromir die Krone auf dem Haupte tragend? — — Nein, das soll er nicht, ich sage, er soll nicht!“

Die letzten Worte hatte Udalrich mit so gewaltiger Anstrengung hervorgeschrien, daß der eintretende Kerkermeister schier erschrak, welcher die Nachricht brachte, Graf Dito der Weiße sey auf kaiserlichen Befehl gekommen, dem Herzog die Freiheit anzukündigen; und als der Graf sich ehrerbietig nahnend, den Herzog als Blutsverwandten begrüßte, hieß ihm Udalrich die

Worte zu sparen, weil er bereits von Allem unterrichtet sey; aber jener versetzte bescheiden:

„Das ist sonderbar! und wenn auch jener“
— dabei deutete er auf Kochan — „hier auch gekramt, was er dort erlauscht: so ziemte es sich gleichwohl, dem Wort des Boten, den die kaiserliche Majestät an dich sendet, ein Gehör zu verleihen.“

Mit seiner Freiheit hatte Udalrich, schnell des Vergangenen vergessend, auch seinen ganzen Hochmuth wieder erhalten, und von schwarzem Mißtrauen entzündet, entgegnete er:

„Wozu soll ich dich noch bemühen, Herr Gesandter? Da ich bereits vernahm, was Seine Majestät befohlen, gilt es nicht einerlei von wem? — Doch damit du nimmer Klage führst, dem kaiserlichen Boten, sey nicht genug Ehre widerfahren: so folge mir nach Prag, wo ich die Großen des Reiches versammeln werde, um vom Thron herab zu beschließen, was meiner würdig ist. Das magst du dann deinen Herrn berichten.“

Mit diesen Worten verließ der Herzog sein Gefängniß, und bestieg das Ross, welches bereit stand, ihn nach Prag zu bringen, wohin ihm Graf Otto und Kochan von Wessowec folgten.

Als Br'etislaw und seine schöne Gemahlin lange überlegt hatten, auf welche Weise sie das Leben ihres frommen Ohms vor dem Mißtrauen und der Rachsucht Udalrichs schützen sollten, ohne einen Ausweg zu erfinden: beschloßen sie Jaromit die Warnung des frommen Klausners mitzutheilen, der, so schwer es ihm auch wurde, so Furchterliches von seinem Bruder zu glauben, doch bald erkannte, wie die Ahnung seines innersten Gemüths ihn nicht getäuscht habe; gleichwohl wollte er sich nicht aus der Burg entfernen und versetzte:

„Meine Tage sind gezählt; und will Udalrich seine Hand mit Bruderblut bes Flecken, so werde ich fallen als das letzte Opfer für den Frieden meines Vaterlandes.“

Der Prinz und seine Gemahlin flehten Jaromit so lange an, sein Leben zu erhalten, bis er ihren Bitten nachgab, und Br'etislaw selbst wollte die Flucht seines Ohms beschützen: aber dem widersprach Judith, beghrend, ihre Gemahl solle daheim bleiben, daß er die beiden Brüder versöhne, sie wolle selbst Jaromit begleiten. Lange weigerte sich der Prinz, die zarte Frau, allen Gefahren einer solchen Reise bloß gestellt, von sich zu lassen: doch endlich bewies

ſie, daß ihr bei Udalrich's Rückkehr größte Gefahr drohe, der vielleicht ſeinen Zorn an der wehrloſen Frau kühlen würde, um den Sohn aufs Grausamſte für die Liebe zu ſtrafen, die er dem verhaßten Bruder weihete.

Dieſen Gründen konnte Br'etislaw nicht widerſtehen, und geſtattete, daß Judith mit Jaromir, von Howora und einem kleinen Gefolge begleitet, Prag verließ.

Als Udalrich in Prag angekommen war: ließ er ſeinen Rath und alle anweſenden Ritter und Herren im großen Saale der Burg verſammeln, und erklärte Graf Otto dem Weißen in aller Gegenwart, er werde nun und nimmer das Regiment mit ſeinem Bruder theilen. Entzüſtet ließ der kaiſerliche Abgeſandte ſeine Pferde ſatteln, in der höchſten Eile ſeinem Herrn zu berichten, wie der böhmische Herzog ſeiner Wacht ſpottete; und Udalrich befahl, ſeinen Bruder geſeffelt vor ihm zu führen. Da hörte er, Jaromir ſey nicht mehr in der Burg, und rief alſobald dem Kochan zu, die ſchnellſten Koſſe zu wählen, um mit einem kleinen Kriegerhaufen den Flüchtling zu ſehen, und auf die grausamſte Weiſe zu beſtrafen.

Samoblarwa war auf einem ihrer Schlösser gewesen, und kam nach Praag, den Oheim zu begrüßen, und Lubor zur raschen That zu ermuntern, den sie träumerisch und in sich gekehrt in einem der weiten Gemächer der Herzogsburg fand, so daß sie ihm zurief:

„Wißt du schon wieder in thatenloses Sinnen versenkt? — Ermanne dich, und achte an das hohe Haus, als dessen Sprosse du auf Großes Anspruch machen kannst. Vom Anfang war dem Stamm des Premisl der tapfere Wrs und sein Geschlecht gefährlich. Libussa hat weise verkündet, wie dieses von den Göttern bestimmt sey, jenem hassend zu verfolgen — was auch spätere Schwärmer prophezeiten, die Abtissa war wohl erfahren in der Kunde ferner Zukunft. Ihr laß uns glauben: denn sie allein ist wahrhaft. Tausenderte liegen beide Geschlechter im Streite, bald in wilde Reide entzündet, bald heimlich gegenseitiges Verderben brütend: damit sich aber aus diesem unversöhnlichen Zwist Einigkeit und Völkerglück gestalte, muß jenes Haus eng vereint mit diesem, und durch solchen Bund das Regiment begründet werden. Ich bin die Enkelin des Premisl, und Kochan stammt vom Wrs ab; und so

wollen wir denn vereint dem Lande gebieten, von dem Herrscherdiadem umstrahlt.“

Samoslaw a bemühte sich noch immer, den schwankenden Lubor zu ermutigen: als Ludislaw nahte, ihr die Botschaft von Rochans schneller Abreise und Jaromirs Flucht zu bringen. Erstaunt über dies unerwartete Ereigniß frag sie, wer den Fürsten begleitet habe; und wie Lubor den Namen Judith vernahm, wollte er fort. — Ludislaw hielt ihn, und erinnerte ihn, daß sein tapftrer Vetter den Flüchtlingen nachgefolgt sey, aber sich losreißend rief Lubor:

„Kann ich denn die Heißgeliebte schutzlos und dem Wüthen der wilden Krieger bloß gestellt, über Böhmens Gebirge ziehen lassen? Jaromir sey gefangen, er entsliehe, er sey frei, oder mit Ketten belastet — es gilt mir gleich; doch sie muß ich retten und besitzen.“

Lubor stürzte davon, und auf Ludislaws Frage, ob Samoslaw a ihren Sohn nicht zurück halten wolle, entgegnete diese:

„Laß ihn ziehen. Oft zernichtet ein Funke Leidenschaft den wohl ersonnenen Entwurf: doch öfter giebt er allein erst der hohen That Leben und Gestalt, und entwickelt das verworrene Ge-

webe, daß an dünnem Faden ein Kind dem starken Mann leitet nach eigenem Gefallen. Er mag zum Kochan eilen: denn es schadet nicht, wenn der Unfern einer mehr ist."

Samoslaw hielt es für nothwendig, sogleich zu Udalrich zu eilen, und ergriff diese Gelegenheit, dem Ohm ihren Vetter Ludislaw vorzustellen, welcher ihm noch ganz unbekannt war. Aber als der Herzog beide freundlich aufgenommen, sprach sie mit falscher Zärtlichkeit zu ihm:

„O mein theurer Ohm! seit du von uns entfernt warst, hat uns manch schweres Unheil schwer gebeugt. Vor Allen war dein heuchlerischer Bruder feindseliger als selbst Feinde gegen dich und mich, gegen das Volk und unser Geschlecht. Er ist es, der das Herz des Prinzen von dir abgewandt hat, drum lasse ihn fliehen. Er erkenne reuig im fremden Lande, wie falsch er an die gehandelt. Des Himmels Rache wird Jaromir nicht entfliehen, und nimmer möge das Heil deines Blickes segensbringend auf dem Verräther haften.“

Mittlerweile hatte Br'etislaw erst spät dem Entschluß seines Vaters vernommen, und stürzte schier athemlos zur Thüre herein, indem er rief:

„O sage mir, mein Vater! ist es wahr, daß du den Kochan senden willst, deinen Bruder heim zu holen? — Gib nicht das eigne Blut in des Feindes Hand. Der fromme Ohm ist dir nicht entwichen: da wir aber wußten, daß ein falsches, trügerisches Geschlecht dein Gemüth mit Argwohn erfüllt hatte; baten wir ihn, dir nicht allsogleich vor's Auge zu treten, und ich sandte die Gattin mit ihm ins Land, bis es mir gelungen seyn würde, dir seine Treue zu verbürgen. Willst du deinen Bruder wieder sehen, so sage nur, du wolltest ihn freundlich empfangen; sende mich mit dem Liebenswort, und ich führe ihn sogleich in deine Arme. — O laß den unheilvollen Wahn fahren, dein Bruder sey dir feind: denn wenn du ihn gleich grausam von dir stießest, liebt dich doch keiner mehr als er; und es ist unbegreiflich, wie du so das eigne Blut verkennen kannst.“

Da unterbrach Udakich seinen Sohn, und entgegnete:

„Ja wohl habe ich das eigne Blut erkannt, als ich auf dich noch zählte! — Du willst, daß ich ihn freundlich empfangen, den gefährlichsten aller Feinde, den Rebellen, der nicht zustanden, nach meiner Krone, nach meinem Leben zu

stehen, mir auch des Sohnes Herz abgewendet, ihn gegen mich empört hat.“

Schmerzvoll erwiederte Br'etislaw:

„Nein, es ist nicht möglich! nimmer kannst du an deines Sohnes treuer Liebe zweifeln, wenn die auch im Zorne ein solches Wort entfuhr. — O glaube an die Deinen, laß dich den Bruder versöhnen, und nimmer — ich verspreche es dir — soll meine gerechte Rache jenen nahe treten, die dich zu so unnatürlichem Betragen anreizten; ich will sie schonen, weil sie dir werth waren.“

Da hob der Herzog drohend seine Hand empor und versetzte:

„Das geht zu weit! — Peinz du irrst, noch bin ich Herr in Böhmen, noch bin ich nicht von dir und deinem Ohm verdrängt — aus meiner Hand geht die Rache noch aus, um den Verräther zu vernichten, wenn er ihr auch scheu- und schuldbewußt entweicht. Deine Worte sind fruchtlos: denn während du mit eitler Rede hier des Heuchlers Sache süßest, der dich bethörte, hat Kochan ihn schon lange in seiner Gewalt.“

Br'etislaw traute seinen Sinnen nicht; und erst als der Herzog zum zweiten Male bestätigte, daß er Kochan bereits ausgesandt habe, Jaromir zu fahen, übersah er mit

seinem Blicke die Gefahr, welcher auch seine Gemahlin preis gegeben war. Er wollte fort, aber Udakrich gebot ihm als Vater und als Fürst, zu bleiben, und Brätislaw rief:

„Vater! ich kenne Kindespflicht, ich habe mir lange das wilde Herz bekämpft, daß ich nicht den Vater vergesse: aber willst du, daß ich die Gehorsam leiste; so sorge Menschliches vor mir, nicht daß ich den Ohm das zarte Weib dem unbarmherzigen Groll des Kochan preis geben soll.“

Aber der Herzog schwur, nur mit seinem Fluche solle der Prinz das Gemach verlassen, worauf dieser fortfuhr:

„O Gott! du hörst nicht den unbedachten Fluch, herausgestoßen in Horneswuth, den der Fluchende einst selbst bereut! — ich muß fort.“

Samoslaw und Lubislaw stellten sich dem Forteilenden in den Weg: aber er schleuderte die Fürstin zur Seite, und verwundete, schnell sein Schwert ziehend, den Vetter in den Arm; als Udakrich ihm entgegen trat und rief:

„Empörer! der in unerhörter Frechheit es wagt, vor den Augen seines Vaters, seines Fürsten, das Blut treuer Vasallen zu vergießen! —

so schreite auch über meinen Leichnam aus diesem Gemache."

Břetislav ließ den Arm sinken, und, ihm das Schwert entreißend, fuhr der Herzog fort:

"Ist das der kühne Sieger? erst voll Hochmuth, und nun so leicht überwunden — doch könnte der kecke Muth wieder aufflammen, wenn ich nicht zugegen wäre."

Udalrich rief den Hauptmann der Leibwache herbei, und befahl ihm, den Prinzen zu verhaften, der sprachlos jenem folgte, worauf Samoslaw a versetzte:

"Ja nun erkenne ich, daß es unerläßliche Nothwendigkeit ist, dem Jaromir alle Macht, ja selbst das Leben zu nehmen, daß er dir nicht weiter schade."

Aber der Herzog schüttelte das Haupt, und entgegnete:

"Dein Vetter kennt meinen Willen, und die Strafe, welche ich über meinen Bruder aussprach, sichert mich mehr als selbst sein Tod."

Jaromir hatte beschlossen, sich auf die Burg seines treuen Hovora zu begeben, um

in denselben Mauern, wo vor Kurzem sein Bruder noch gefangen lag, als flüchtiger Vertriebener zu hatten, bis ihm Brätislaw frohe Kunde zusenden würde; und da sie, dem Udalrich nicht zu begegnen, einen Seitenweg eingeschlagen hatten, welcher sie auf den Berg Wolic und an der Kapelle vorüber führte, die des frommen Fürsten Dankbarkeit dem Herrn hier geweiht hatte, konnte er es nicht versagen, während Howora in der nahen Herberge die Anstalten zur Fortsetzung der Reise traf, mit Jubel ein herzliches Gebet zum Himmel zu senden. Aber als der Gottesdienst zu Ende war, und sie ins Freie traten: schmiegte sich die Fürstin angstvoll an ihren Ohm; denn sie sah den selben Blick des Kochan von Wessowec, welcher mittlerweile mit zahlreichen Knechten den Wald erfüllt hatte, und auf Jaromir's Frage: was er hier suche, mit trozigem Hohn entgegnete:

„Ich suche nichts mehr: denn was mir mein Herr zu suchen befohl, habe ich bereits gefunden. Du bist es Jaromir, und die Fürstin, drum folgt mir sogleich; denn der Herzog hat mir Elle geboten.

Mit bitterm Schmerz in Ton und Geberde rief Jaromir:

„Du

„O du harter Udalrich! Wie sind von einer Mutter geboren, an derselben Brust gesäugt: und doch willst du nicht aufhören, mich zu verfolgen, der ich arm und schwach bin, und keine Stätte habe, mein Haupt zu legen, wenn mir mein Bruder so feindlich gesinnt ist — und das muß er seyn, da er mir die Dual bereitet hat, auf dieser Reise das Antlitz meines Freundes vor Augen zu sehen.“

Da warf Kochan einen finstern Blick auf den ehrwürdigen Greis, und sprach halblaut:

„Das wirst du nicht!“

Aber Jaromir flehte zu ihm:

„Kochan! sieh, ich will nicht als Kläger vor Gottes Richterstuhl gegen dich auftreten, daß du einst die Mörderhand verwegen gegen mich erhobst — doch halt ein mit deinem Blutbefehl; tödte mich nicht früher, bis ich das Antlitz des Bruders sehe, und meine fromme Tochter heim geleitet habe.“

Und die zitternde Judith fügte hinzu:

„Bedenke, Kochan! daß der Himmel die Härte gegen Wehrlose bestraft; und wir sind wehrlos, ein schwacher Greis, ein hilfloses Weib —“

Da unterbrach Kochan ihre Worte, sie zum schnellen Aufbruch mahnend; und Jaromir

wollte ihm folgen, um durch Nachgiebigkeit vielleicht den Bruder zu versöhnen, doch Judith rief angstvoll aus:

„Nein, du sollst nicht von hier gehen — hast du nicht gehört, wie der Koch an sagte: das wirst du nicht — nicht sehen wirst du sein Antlitz — so sprach er es aus, und gewiß wird er in der nächsten Herberge ohne Scheu dein Blut vergießen. — O Vater! verlasse diesen Ort nicht, wo des Tempels heiliger Hort uns vor der wilden Wuth der Mörder beschützt.“

Jacomic blickte zum Himmel und erwiderte:

„Tod glaubst du? — Und was bewegt mich dies Wort also im tiefen Innern? Habe ich dem Tode doch nimmer feig gezittert: und warum jetzt? — Aber wenn der harte Bruder mein Leben seinem finstern Mißtrauen opfert: so ist es nicht der edle freie Tod fürs Vaterland und seine künftigen Geschlechter, den ich nie oft von Gott ersehnte; und schimpflich, gleich dem Verbrecher, soll ich fallen. Das schmerzt tief. O Vater aller Menschen! du weißt, ich dachte in drohender Gefahr nie an mich, und bat nur für die Meinen, für mein Volk um Schutz: doch du gebest; und ist der Kelch gleich herb, dein heiliger Glaube wird mir Kraft verleihen, ihn zu

leeren. Denn ein Trost bleibt mir, daß ich ohne Reue und Qual des innern Vorwurfs auf mein Leben zurück schauen kann; und muß ich fallen, so empfehle ich dir mein Volk, meinen edlen Knechten, meine Judith!"

Segnend streckte Jaromir die Hand über Judith, welche selbe mit heißen Küffen bedeckte; und als Kochan versicherte: er werde nicht sterben, übersah sie den zweideutigen Blick, welcher sein Wort begleitete und rief entzückt:

„Hab Dank, Kochan, für dieses Wort! und was du je begangen, es sey dir vergeben um das einzige kleine Wort.“

Sie waren eben im Begriff sich auf die Rückreise zu begeben: als Lubor auf einen weißen Renner heran gesprengt kam, und, sich schnell herab schwingend, von Kochan Judiths Herausgabe foderte, wozu dieser gleich willig war, und sich, mit ihm in die Beute theilend, nur Jaromir behalten wollte. Schon griff Lubor nach der Fürstin, als diese entsetzt ausrief:

„Nein Lubor! das wirst du nicht — dein Herz vermag zu lieben, so wird es auch der Tugend nicht verschlossen seyn, ich rufe dich zu unserm Beschützer auf. D gieb nicht zu, daß das Weib deines Fürsten, daß sein edler

Ohm solche Schmach erleide, befrei uns aus der Macht des wilden Kochans.“

Ein wilder Streit entzündete sich in Lubors Herzen: aber er konnte dem Flehen der Geliebten nicht widerstehen; die Stimme der Tugend erweckte auch in seinem Gemüthe die schlummernde Tugend wieder, und er glaubte entschädigt zu werden, wenn er beide befreite, wofür er dem wilden Vetter sein eigenes Leben zur Lösung bot.

Kochan lachte seiner Forderung, und zur Wuth gereizt zog Lubor sein Schwert aus der Scheide. Ein heftiger Kampf begann; und Lubors durch Verzweiflung erhöhte Jugendkraft, würde vielleicht über den geprüften Helden obgesiegt haben, wenn nicht ein Theil von Kochans Knechten ihn überfallen, während die andern sich auf den kleinen Haufen warfen, an dessen Spitze Howora zum Schutz seines Herrn herzuwühlte, und bald wurde Jaromit nebst Judith und Lubor gefangen fortgeführt.

Wenige Stunden, nachdem Kochan fortgeritten war, saß Udalrich in finsternes Sinnen versunken in seinem Gemache: als sich plötzlich die Thüre eröffnete. Guntherus trat ein, mit

betrübtem Angesicht; und machte dem Herzog Vorwürfe, wie er, von seinen bittersten Feinden verblendet, sein eignes Blut verfolge, und dem Kochan den Befehl gegeben, seinen frommen Bruder des Augenlichtes zu berauben. — Da erschrak Udalrich: weil der gottgeliebte Klausner die innersten Gedanken seiner Seele errieth, und seinem Wort vertrauend, welches ihm Jaromirs Liebe und Treue verbürgte, sandte er drei Boten auf den schnellsten Rossen dem Kochan entgegen: er solle mit dem Blutbefehl einhalten, und den Fürsten wohlbehalten nach Prag führen. Auch Br'etislaw erhielt auf Guntherus Geheiß die Freiheit wieder, und als der fromme Waldbruder den Fürsten wieder verlassen hatte: sah dieser mit verzweifelnder Angst der Wiederkehr Kochans entgegen, während die Qualen der Reue sein Herz zerfleischten.

Br'etislaw hatte sich ebenfalls auf einen Renner geschwungen, seine Gemahlin und den theuern Ohm einzuboten: aber schlecht belehrt über den Weg, welchem Kochan eingeschlagen, verfehlte er den Zug; und die Knechte, von Udalrich gesandt, fanden bei Kochan eine gar böse Aufnahme. Denn der Erste hatte seinen Auftrag kaum zur Hälfte vollendet: als er ihm

niederschlug. Dasselbe Schicksal traf den zweiten. Aber während der dritte, gewarnt, die Flucht ergriff: ließ Kochan den grausamen Befehl vollziehen, ohne sich durch Judiths Klagen und Geschrei irren zu lassen. Ein glühendes Eisen beraubte den frommen Jaromir des Augenlichtes, worauf der blutbefleckte Bösewicht in Udalrichs Gemach trat und versetzte:

„Nun, o Herr! begrüße ich dich erst als Böhmens Herzog: denn, wie du mir gebotest, bin ich dem Jaromir nachgefolgt, und unsre Mühe war nicht fruchtlos. Ich bringe die nicht nur ihn und die Fürstin, sondern auch Lubor von Wessowec; meinen jungen Vetter habe ich gefangen, weil er sich deinen Befehlen zu widersetzen wagte.“

Von der heftigsten Angst ergriffen, fragte Udalrich mit zitternder Stimme, was mit Jaromir geschehen sey, und die Antwort war:

„Das Licht seiner Augen ist erloschen, und er wird die nicht mehr gefährlich seyn.“

Mit einem gewaltigen Schmerzruf, der sein Herz schier zu brechen drohte, sank Udalrich in seinen Stuhl zurück; und erst nach einer Weile konnte er fragen, ob denn die Knechte sein zweites Gebot nicht ausgerichtet, worauf Kochan versicherte, er habe keines Knechtes

Wort vernommen. Aber der Herzog entgegnete überwallend:

„Kochan! du bringst mir eine schlimme Bottschaft; und ich weiß es dir schlechten Dank, daß dein rachvolles Herz den willkommenen Auftrag meines blinden Zornes so folgsam ausrichtete. Auf meine Seele hast du die eigene Blutschuld gelegt, und mir des Himmels Rache zugezogen. Doch höre mich, Herr der Welten! und laß mich nicht allein die Schuld dieses ungeheuern Frevels tragen.“

Als Kochan trohig fragte, ob dieses der Lohn für seinen Gehorsam sei, fuhr Udakrich mit steigender Heftigkeit fort:

„Dem eigenen Blutgelüsten hast du den Kien geliehn, mir ewige Reue zu gebären: darum federe von deinem eignen schwarzen Herzen den Lohn für die unerhörte Grausamkeit. — Verlasse mich: denn von Allen auf Erden ist dein Anblick mir das Qualenvollste, Verräther! der mich zu dieser unnatürlichen, unheilvollen That verleitete.“

Und Kochan entgegnete mit bitterm Hohn:

„Was wüthest du, und tobtest also gegen mich? Wenn die meine Rathschläge nicht angenommen waren, warum folgest du ihnen? Es war ja dein Bruder, nicht der meinige, dem du

befahist der Augen Sterne zu rauben und zu verlöschen!"

Udalkich gebot dem Kochan wiederholt, sich zu entfernen: aber dieser, von wildem Grimm entflammt, daß er sich entlarvt sah, wollte sein Herz von langverschlossenem Gifte entladen und fuhr fort:

"Ich will hier bleiben: denn hier kann ich mich am schauerhaften Weh meiner Feinde weiden — bald kommt Jacomir mit dunkeln Augen —"

"Halt ein, du unheilvoller Bösewicht!" unterbrach ihn der Herzog, „du hast meinen Bruder des Lichtes beraubt; und durch die Schuld deines blutigen Stammes, erliege ich dem Kampfe mit meinem Gewissen: was mehrst du noch durch Worte das selbgeschaffene Weh, in dem dein wil- der Sinn allein Frieden findet."

Da lachte Kochan wild auf, und entgegnete:

"Schwachgesinnter Fürst! jetzt sprachst du die Wahrheit: denn nur in der Schmach meiner Feinde finde ich Wonne und Labsal. Der Rascheiß meines hohen Stammes verlangt ein blutendes Opfer: darum lodert uns die Begier im edlen Herzen, die hassend zu vertilgen, welche uns hassen; und ihr müßt untergehen oder wir selbst."

Sprachlos begab sich Udalrich auf sein Gemach, sich im brünstigen Gebet vor dem Herrn des Himmels niederzuwerfen; und nachdem der Zurückgebliebene lange in finsternes Sinnen versenkt am Fenster stand, stürzte er rasch aus der Burg durch ein neues Verbrechen, seinem finstern Ziele näher zu kommen.

Als Jaromir, von seinem treuen Howora geleitet, wieder in die Burg seiner Väter gekommen war, und seine Tritte in den hohen Gewölben wiederhallten, flehte er mit schwacher Stimme:

„D führt mich fort von hier, und laßt mich in einem tiefen Thurm, im kühlen Schooß der Erde mein trauervolles Dasein vollenden, daß mich nie des Lichtes Strahl, das mir auf Erden ja doch geraubt ist, zum Spott meiner Feinde wieder beleuchte, und daß ich nimmer mit allzu bitterm Vorwurf meinen Bruder entgegen trete. Sie haben ihm gesagt, ich wäre ihm nicht mit Liebe zugethan, wie Brüder sellen; und das mag ihm ein schwacher Trost bleiben, so lange er mein Antlitz nicht schauet; aber dann könnte er ihren lügenhaften Worten nimmer glauben.“

Wie es Kochan angeordnet hatte, wurde Jaromir in Udalrichs Gemächer geführt, wo eben die Hofdiener ängstlich gegen einander rannten; und auf Howoras Frage meldete ein Edelknabe, der Herzog habe eben in seinem Schlafgemach gebetet, als ein Pfeil, der durch das Fenster herein gesendet worden, seine Brust getroffen, der herbei gerufene Arzt habe bedenklich das Haupt geschüttelt, und von großer Gefahr gesprochen, darum sey Alles in Bewegung, den Prinzen aufzusuchen, daß er zu seinem Vater eile. Da faltete Jaromir die Hände und sprach:

„Auch den Bruder! war ich denn nicht genug, um den wilderregten Sturm des Verderbens zu stillen, und deinen Zorn zu sühnen? Doch es soll so seyn; und wie dem Menschen sein Glück oft im Uebermaas zufließt, so nehme er auch ergeben die Leiden an, wenn sie in großer Zahl ihm zukommen.“

Dann befahl er Howora, zu seinem Bruder zu gehen, und zu sehen, wie es mit seiner Wunde stehe — da eröffnete sich die Thüre weit, und von höllischem Schmerz durchzuckt, schrie Udalrich herausstürzend:

„Feuer glüht in all meinen Adern, und die Berührung jenes Pfeils war der Tod!“

Witb rannte der Herzog im Gemach umher, und wie er Jaromir erblickte, floß er, erblässhend, nur die Worte hervor:

„Auch diesen noch!“

Aber Jaromir ließ sich ihm näher führen, und versetzte mit sanfter Stimme:

„O mein geliebter Bruder! du hast mich des Augenlichtes berauben lassen, ob ich dich schon nimmer beleidigt habe. Aber ich hege darum keine Rache gegen dich im Sinne: denn ich weiß, daß dich die falschen Wessowec deinem Bruder erzürnt haben. — Besser stünde es freilich um uns, wenn du diesen nimmer Gehör und Glauben verliehen hättest: doch nun lasse uns das Vergangene vergessen, komm an mein Bruderherz, ich will dir gerne so viel Trost geben, als mir der Glaube selbst verleiht.“

Jaromir's Sanftmuth und Brudersliebe drückte den Stachel der Reue noch tiefer in Waldrich's Herz, welcher im Uebermaass des Schmerzes rief:

„O Himmel! sende gnadenvoll deinen Blitz herab, um mich Sünder zu vernichten, oder laß das Gift schnell mein Leben vernichten, daß ich nicht in höllischer Qual mein gräuliches Werk, den Bruder sehen muß, der durch mich blind ist. O du falschgesinnter Mörder! — doch

nein, ich will ihn nicht Mörder und Verbrecher nennen, der den gisgetränkten Pfeil nach mir sandte; nein, der Wohthäter wollte es mir ersparen, noch länger mir und andern ein Gegenstand des Abscheues auf Erden zu wandeln.“

Der Arzt bestätigte: daß ohne Zweifel der Pfeil vergiftet, und seine Kunst hier ihre Grenze gefunden habe. Zwar meinte er, wäre schon im Alterthum das Mittel bekannt gewesen, das wohl jetzt keiner werde versuchen wollen, nämlich ein treuer Mund müsse das Gift aus der tiefen Wunde auffaugen; wie er jedoch auf des Herzogs Frage bestätigen mußte, daß der Ritter des Todes gewisses Opfer werden müsse, versetzte Udalrich:

„Nimmermehr! so theuer sollte ich ein Leben erkaufen, das mir bitter ist, als tausendfacher Tod!“

Jacomir erinnerte den Bruder, daß er Fürst sey; aber dieser entgegnete:

„Ich stehe am Grabestande, da fällt sich die ungeheure Kluft aus: denn vor Gott verschwindet jeder Unterschied, und Fürst und Sklave gelten ihm gleich.“

Aber Jacomir flehte zu ihm:

„Hat denn das Leben so großen Werth, und ist es ein Opfer, solches hinzugeben? — Nimm das meine an, laß mich das Gift mit treuem Mund aus deiner tiefen Wunde saugen. — Was soll mir das Leben, und wer bin ich? Ein armer blinder Mann, dem Vaterlande eine unnütze Last; aber auf dich blickt dein ganzes Volk hoffnungsvoll. Dieses hat ein heiliges Recht auf dich, und deine Pflicht ist es, ihm dein Leben zu erhalten. Du hast mich im Zerrwahn verlegt, obschon ich dich brüderlich liebte, so vergüte es mir jetzt. — Für dich zu sterben, sey mir ein glanzreiches Loos, sonst kommt mir vielleicht einst der Tod untrübselig — nimm denn die Handvoll Tage, die ich noch leben könnte, als brüderliche Gabe an.“

Udalrich beschwor seinen Bruder, nicht so scharfe Rache an ihm zu nehmen: als Samoselawa erschien, die Freiheit ihres Sohnes von ihrem Ohm zu erbitten. Aber der Herzog wandte sein Antlitz ab, winkte ihr, sich zu entfernen, und sprach:

„Hinweg von mir, du Entartete unsres hohen Stammes! Alle das Weh, so das Vaterland zerfleischt, ist von dir und den Deinen ausgegangen, und sie sandten mir den giftigen Todespfahl.“

Samoslaw erblaßte, doch faßte sie sich schnell, als Udalrich fortfuhr:

„Habe ich gleich den Mörder nicht gesehen, so ruft doch eine innere Warnungsstimme laut: Er kam von dem blutigen Geschlecht, das dich dem deintigen entfremdet hat.“

Ein Strom giftiger Worte wollte sich von Samoslawas Lippen entladen: als Howora sie bat, des Herrn letzte Stunde zu schonen, die ohnedies von Reue noch mehr, als von dem Gift, so das ganze Leben in Besitz genommen, gefoltert würde; und sie bezähmte ihre Wuth, um zu vernehmen, was hier noch vorgehen werde. Aber Udalrich wimmerte:

„In meinem Innern tobt wilde Gluth, ich lechze und stöhne, als läge die ganze Last der Erde auf mir. — O warum kann ich nicht sterben, muß langsam in ungestilltem Schmerz verglühn? — Schließt euch ihr Augen, schließt euch, daß ich den Blinden nicht mehr sehe; wie die Rachegeister aus den ausgebrannten, dunkeln Höhlen mit purpurfarbner Todeswaffe auf mich zielen!“

So klagte der Herzog: als Břetislav und seine Gemahlin in Todesangst sich zu des Vaters Füßen warfen, seine Hände in Thränen badend, und der Prinz tief:

„O Vater, mein theurer Vater! im Zorne hast du mich von dir gesandt, weil ich es wagte deinem hohen Willen zu widerstreben; und nun muß ich dich sterbend wieder finden! — o nur einen Blick der Vergebung deinem Sohne, daß dich dein Verlust nicht doppelt vernichte.“

Udalrich beugte sich zärtlich zu seinem Sohne, ihm die Hand reichend, während Judith ihm die zweite küßte, und der blinde Jakob um seinen Arm um den Bruder geschlungen hatte. Dann sprach der Herzog mit schwacher Stimme:

„Endlich fühle ich die ganze Kraft des Giftes, und düsterer Nebel umfängt meinen Geist — den Jüngling seh ich wieder, den Greis, die ich oft im Traumbild glänzend schaute. Auf deinem Haupte, mein Bruder! strahlt die Krone — es ist die Märtyrerkrone, die mein Auge blendet. Was nicht werth ist, zu deiner Tugend aufzuheben. Mein Sohn, meine edle Tochter! bleibt bei mir — kannst du mir auch vergeben, mein Bruder? — Nun ist es bald vorbei; drum höre meine Worte, Br'etislaw! hüte dich vor dem Beschied des Wfs. Denn eines bösen Vaters üdliche Nachkommen sind sie unserm Hause verschworen, feindselig lechzen sie nach unserm Blute; und du mußt sie hassen, und dich vor ihnen be-

wahren, willst du nicht wie Boleslaw an einen fremden Kronentäuber ausgeliefert, nicht wie dein Vater durch ihre Einflüsterungen mit Allen entzweit werden, was du lieben solltest, und endlich des bitteren Todespfeiles Opfer, nicht wie dein frommer Ohm entblößt und gebunden, ein Ael ihrer Jagdlust, und durch unheilvolle Hand des Augenlichtes beraubt. —“

Br'etislaw gelobte in des sterbenden Vaters Hand:

„Wie ich als ein treuer Sohn dich treu geliebt, so schwöre ich dir Rache an dem gottverhassten Stamm, der ewig auf Unheil sinnt. Ich will ihn durch ein Gesetz aus dem Lande verbannen; und wo sich nach kurzer Zeit noch ein Wessowec in Böhmen findet, büße er in Schmach und Tod seine Frechheit.“

Samoslawas Augen glänzten wild; und nachdem sie lange Beschwörungen ihrer Götter in sich hinein gemurmelt hatte, sprach sie leise und eintönig mit Br'etislaw zugleich:

„Wenn ich mir die Herrschaft gegründet habe, soll mir für diese Rede dein Blut fließen.“

Udalrich wurde immer schwächer, seine Rede stockte, und leise betend, verschied er in den Armen seines Bruders und seiner Kinder. Samoslawas weidete sich einen Augenblick an diesem

diesem Schauspiel; dann entfernte sie sich eilig, und Jaromir sprach, über die Leiche seines Bruders geneigt:

„Wenn uns der Tod den theuern Freund raubt: so sendet Gott einen zweiten, den Verlust des zarten Kindes ersetzt das zweitgeborne Kind. Doch, wenn die Aeltern in der dunkeln Gruft dem großen Tag entgegen schlummern: wird uns kein Bruder mehr geboren, und sein Verlust ist unersetzlich! O mein Bruder, mein vielgeliebter Bruder! den ich so wahr und herzlich geliebt habe; heute am Morgen warst du noch ein mächtiger Fürst, und nun liegst du, ein Raub des Todes, starr und kalt in meinen Armen, kannst mich eben so wenig sehen, als ich dich — bald zerfällt dein Leib in Asche, und dein Andenken vergeht bei künftigen Geschlechtern. Du hast mich des lichten Tages beraubt, und des Bruders Zuneigung nicht ersetzt, wie es Recht gewesen, und mein Herz an die verdient hätte. Doch könntest du in das Leben zurückkehren: du würdest nicht mehr also handeln, mir gerne der Augenglanz zurückgeben, wenn du es vermöchtest. Denn nun schaust du das Licht der Wahrheit, und zweifelst nimmer an der Treue deines Bruders. Auch habe ich dir Alles von Herzen vergeben; und will alle

die Lage, so mir noch beschieden, deinen Verlust beweinen, und zu Gott für den Frieden deiner Seele beten, bis wir vereint einst vor seinem Throne erscheinen."

Mit sanfter Gewalt hob Brätislaw seinen Ohm empor: nachdem er, leise flüsternd seine Gemahlin gebeten hatte, das eigne Leid zu verbergen, um nicht des frommen Greises Herz noch schwerer zu machen. Dann befahl er, die Leiche seines unglücklichen Vaters in die Burgcapelle zu tragen, und geleitete nebst seiner Gemahlin den wankenden Jaromir in seine Gemächer.

Keiner gedachte mehr des armen Lubor, welcher von Kochan, weil er zur Tugend zurückkehren wollte, in Ketten geschmiedet, in einem tiefen Kerkergewölbe schmachtete, in tiefes Sinnen verloren, ob es ihm nicht besser wäre, nie geboren worden zu seyn. Aber Samoslaw, obschon sie es höchlich mißbilligte, daß er sich den Entwürfen der Ihrigen widersetzt, hatte doch, trotz ihres wilden Ehrgeizes, die Gefühle der Mutterliebe nicht verleugnet. Nachdem sie mit reichen Goldgeschenken den Kerkermeister gewonnen: erschien sie vor seinem Lager,

ihm anzukündigen, er sey frei, und solle ihr folgen. Doch Lubor weigerte sich, und wollte nichts von ihr hören, bis sie rief:

„Bist du von Sinnen? — dem Jaromir sind der Augen Sterne erbleicht; und deines Wetters dreigespizter Pfeil hat Udatrich entseelt, damit unser Stamm gerächt, und die Krone Böhmens dein Eigenthum werde.“ —

Da fiel ihr Lubor ins Wort und entgegnete:

„Halt ein, Mutter! denn alles Leid, so du auf Udatrich und die Erinen gehäuft, fällt doppelt auf mich zurück; und jeder Blutstropfen, der mein Herz durchfließt, ist ein scharfer Pfeil nagender Erinnerung deiner Schuld und meiner Schmach. Ich kann die Last nicht ertragen, daß ich an deinem Unternehmen Theil gehabt, selbst ein Theil desselben, ein Theil von dir gewesen bin. O Mutter! dein Geist fliegt über die Neue hinweg, die zwiefach meine Seele ergreift, mich den Geißeln der Verzweiflung preisgebend. Du schauest kalt auf die Zerstörung nieder, welche du bereitet, verachtest kalt den Abscheu, den dein frevelhaftes Beginnen erzeugt, und gleich den schädlichen Gottheiten spiegelst du dich in furchtbar wilder Größe, während ich hier in dem Bewußtseyn vergehe, aus deinem gräuel-

vollen Schooß zu flammen. Doch ich sage mich los von dir, ich schwöre ihn ab, den schwarzen Bundescid; ich kann kein Genosse der Mörder-schaar seyn; und ewig hast du den Sohn verloren."

Mit verhaltne'm Groll hatte Samoslawka bisher zugehört; nun aber machte sich ihr Wüthen Luft, und sie rief:

"So höre auch du deinet Mutter Eid! — Bei dem Ruhm meines Stammes schwöre ich dir, bei den Rachegöttern, welchen ich den Vater und Ihn geweiht, ich will nicht eher ruhen, bis ich mein Ziel errungen; mag auch alles darüber zu Grunde gehen, was ich gehaßt oder geliebt habe. Du aber, Lubor! zittere vor der Schwerbeleidigten. Du hast dich losgesagt, und ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn. Du wirst als ein Opfer meines Jornes sterben, und dein Todesröcheln mir eine süße Musik erschallen, wenn ich als Herzogin in die Burg meiner Väter eingehe."

Samoslawka stürmte fort, und der lebens-latte Lubor warf sich wieder auf sein hartes Lager. Am Morgen fand man ihn, entseelt im Kerker, und ihm zur Seite einen kleinen Dolch, welcher seinem hoffnungslosen Leben ein Ende

gemacht hatte; und Judiths Thräne folgte dem Unglücklichen ins kühle Grab.

Als die Mitternacht auf die Erde herabgesunken war, versammelte Samoslaw ihre Verwandten und Freunde im dichten Walde, und redete sie also an:

„Seyd mir im geheimnißvollen Waldschatten gegrüßt, der uns zum letzten Mal vereint: denn der Schleier unsres Bundes muß fallen, und unsre Feinde zwingen uns selbst das Schwert in die Hand. Habt ihr den Ausspruch des Anaben Br'etislaw gehört? — Wo sich nach kurzer Frist noch ein Wrsfowec in Böhmen findet, büße er in Schmach und Tod seine Frechheit.“

Darauf erwiderte ein Ritter:

„Wir haben es mit erneuter Wuth gehört.“

Und ein zweiter rief:

„Ihm den Tod, und auf sein Haupt zurück die Schmach!“

Die Frage, ob sie schon zur Blutrache gerüstet seyn, wurde einmüthig mit „Ja!“ beantwortet; und als sie die Fürstin baten, ihr Herrscherwort erschallen zu lassen, fuhr diese fort:

„Ihr wißt wohl, was Kochan, was ich selbst gethan habe, unsere Beschlüsse ins Werk zu setzen, und unsre Feinde zu demüthigen; doch vergönnt mir heute, der Herold unsrer Thaten zu seyn, womit wir unsern Sieg vorbereitet. — Auf Kochans Rathschlag hat einst der Pohlenkönig den Boleslaw bestraft. — Es war mein Vater: doch willigte ich in dieses Beginnen; denn der Gemahl, den ich von seiner Hand erhielt, ist auch durch diese wieder gefallen, und der wilde Schmerz der Wittwe riß die Tochter von dem Vater los. Des Kochan Rath und That verdamnte den Jaromit zur ewigen Nacht, und sandte Udalrich in die Nacht des Todes. Von allen unsern Feinden steht nur einer noch aufrecht: aber auch ist sein rascher Jugendmuth, der jede Gefahr verachtet, weit drohender, als die Tücke der Alten. Er muß noch heute fallen; und Kochan zieht am frühen Morgen aus, daß er, um sein Werk zu krönen, seinen Dolch in Bretislaws Blut röthe.“

Ein Murmeln des Erstaunens, welches sich unter den Rittern verbreitete, bewies, wie gewagt ihnen dieses Unternehmen schien; und Samoslaw sprach weiter:

„Ihr wundert euch? Kennt ihr den Heiden nicht, dessen tapfter Arm unsern Stamm so oft

mit Ruhm krönte, und welcher den Thron mit mir theilen soll, weil keiner solcher Ehre würdiger ist? — sagt ihr für ihn? Seid ruhig, wie ich es bin; und bevor er sein Geschäft vollbringt, wollen wir die Götter um ihren Schutz ansehn. Aber wenn die That vollbracht, und ich als Herzogin in die Burg meiner Ahnen einziehe — dann verbreitet euch im weiten Böhmen, und ruft die Freude heidei zum frohen Siegesfest unsres edlen Hauses. Jetzt folgt mir ins Heiligthum zum Opfer.“

Feierlich schritt Samoslaw a voran, und all ihre Anhänger folgten ihr in die weite Tropfsteinhöhle, die in sonderlicher Gestaltung schier einem Kristallpallaste glich. Denn sie prangte mehr als Fürstensäle in mannichfaltigen Bildern. Thier- und Menschenhäupter glänzten an den schimmernden Wänden, und das hochgewölbte Dach ruhte auf den schlanken Wassersäulen, zwischen welchen die kolossale Bildsäule der Leizawa aufgerichtet war. Der Bildner hatte die Göttin als eine schöne sitzende Frau abconterfeyt, mit drei Häuptern, von welchen das mittlere mit dem Halbmond, die beiden andern mit strahlenden Stiehdändern geschmückt waren; um ihre Schultern flatterte ein gestirnter Mantel, und sank in reichen Falten auf den Opferherd her-

ab, der die ewige Flamme trug. Im Hintergrunde der Höhle wieherte ein schwarzes Ross, das der Göttin eine liebliche Gabe war; Samoslawka, welche den Dienst der Priesterin versah, zündete ihre Fackel an dem Opferfeuer an; dann reichte sie solche allen den Uebrigen, welche die ihrigen daran entzündeten, und die Fürstin begann zu sprechen:

„Seht hier die hehre Triglawka, welche Perun vor Allen liebt, die er um Rath befragt, als er die Welt erschuf, und dankbar für das weisse Welt ihr Erde und Meer unterwarf. Sie, die Herrscherin der Nacht wurde einst dem schwarzen Gott vermählt, von dem ihr Schooß den plauderhaften Gott der Träume empfing, welcher noch unter dem Herzen der Mutter ruhend, dem Vater schon ihren Sinn verräth, und den dunkeln Gott zum Aegprohn reizte, bis er den ungeborenen Sohn ihr aus dem Leibe riß, der nun im Gefilde der Zauberelen zwischen Nacht und Tod an des Schlafes Brust saugt, und den Menschen wechselvolle Bilder zusendet, Freude bald, und bald Schmerz verkündend; der keine Nahrung hat, als eben wieder Schlaf und Träume und zum Gespielen das zweifelhafte Wesen, welches halb ein Vogel und halb ein Säugethier in der stillen Nacht die Menschen

heimsucht, ihnen Herzblut und Leben aus der Brust zu saugen. Doch wenn Triglawka aus der Tiefe von des Gatten Lager auf ihrem schwarzen Kofse sich zum Sternenhimmel aufschwingt: gehorchen die Elemente ihrem Rufe, die Erde beugt ihr Knie, und die Gewächse mächtigen Laub: und wie die Tiefe ihren Gebeten gehorcht, beschützt sie auch den rauhen Stimmen, und beherrscht des Meeres wild empörte Wogen; dem Kämpfer reicht sie den Siegeskranz, verschonkt Kriegen, und wen sie liebt, der wird reich gesegnet. Sehet auf der nächtlichen Herrin Bild, wie ihr Auge an der Mondscheibe haftet — mit Huld blickt sie auf den armen Hirtin Kotar, der ihr fromm und treu gedient, und von ihrer Huld an den Himmel versetzt, den Mond begiebt, daß er wachsend sich stets erneut. Ich habe der Göttin Bild hier aufgerichtet: weß sie vor allen Göttern mir gewogen, vor allen Göttern ihr mein Zorn geweiht ist — sie hob mit den geheimnißvollen Schleiern, welcher die Wunder der Natur verbirgt. Das Rollen des Donners, der Gefühne Schwanken und die Nacht der Tiefe, was die Menschen in eitlem Wahne suchen, ohne es jemals zu finden, von ihrer Huld belebet, ist es mir offenkundig geworden. Drum stimmt mit mir die Opferges:

sänge an; daß wie die Dauer ihrer Gunst er-
stehen, durch ihren Beistand unser großes Werk
gelingen, daß die Götter aus den tiefen Rissen
der Felsenhöhlen wieder zu der alten Wunder-
pracht in geweihte Halne einzichen.“

Samoslawa steckte ihre Fackel auf dem
Opferherde auf, dann kniete sie vor dem Bilde
der Göttin nieder, und nachdem Alle ihrem Be-
spiel gefolgt, begann sie den Opfergesang:

„Mächtliche Fürstin!
Strahlend erhebst du
Deinen herrlichen Leib
Aus dem schäumenden
Bade der Meerfluth,
Bietest dem Menschengeschlechte
Wahrheitverkundende Zeichen,
Führest die hellen Gestirne
Fröhlich im Tanze,
Perun zu Ehren.
Hör die Stimme
Stehender Sterblichen,
Welche geheime
Schauer ergreifen,
Nah den Mäuren,
So wir lodern
Heilige Kaminen.
Deffne des Nachtreichs
Dunkle Pforten,
Send uns die grausame
Jagababa,

Die auf eisernem Wagen
 Furchtbar einherrollt,
 Schwarzes Verderben
 Ringsum verbreitend,
 Gende den Feinden
 Unseres Geschlechtes
 Tödtende Peile,
 Schenk' uns den Sieg,
 Aetned der Nacht!
 Mächtige Künigin!
 Welche den Schläffel
 Tragt des Betralls,
 Gütig empfange,
 Guldvoll vernimm,
 Was wir beschwören. —
 Heilige Götter des Himmels,
 Götter der ädhnenden Tiefe,
 Höret den Schwur!
 Ewige, glühende Rache
 Lodret im Innern
 Unser Gemüthes
 Jenem Geschlechte,
 Welches dem unsern
 Feindlich entgegensteht,
 Rache für Hohn,
 Rache für Schmach
 Unseres Stammes,
 Ewige glühende Rache
 Schwören wir hier.

Da vereinigten Alle ihre Stimmen, und
 wiederholten mit ihr:

Rache für Hohn,
Rache für Schmach
Unseres Geschlechtes
Ewige glühende Rache
Schwören wir hier.

Samoslaw a.

Heilige Götter des Himmels,
Götter der gähnenden Tiefe
Hört den Schwur!
Ehenket, ihr Ewigen!
Estrahlenden Sieg uns!
Blutende Opfer
Sollen Alldie
Herrlich euch schmücken;
Sterbender Feinde
Waffen und Rüstung
Sollen euch prangen
Glanzvoll im heiligen Hain.

A l l e.

Heilige Götter des Himmels,
Götter der gähnenden Tiefe,
Hört den Schwur!

Samoslaw a befahl, das schwarze Ross vorzuführen, damit sie es der Göttin zum erfreulichen Opfer weiheten: als plötzlich Lubislaw athemlos in die Versammlung stürzte, die Kunde bringend, daß Kochan gefangen sey. Zugleich ermahnte er die Ueberraschten, schnell

aus dem Lande zu fliehen, da alles verloren sey. Aber Samoslawa rief:

„Halt, Thörichter! und ihr verlaßt mich Alle. Was zaudert ihr noch und besinnt euch! habt ihr verlernt, blind zu gehorchen! — das war ja ohnedies das Einzige, was ihr verstandet. Geht: denn ihr seyd alle thöricht, schwach und feig. Der Kochan, welcher sonst für euch handelte und dachte, ist uns für den Augenblick entzissen: so bin nur ich noch die Seele unsres Bundes — darum verlaßt mich, damit ich Rath ersinne.“

Demüthig folgten alle Ritter ihrem Gebot, nachdem sie auf ihre Bitte bestimmt hatte, wo sie ihres Winkes harren sollten; und Samoslawa kehrte nach Prag zurück, ein Mittel auszuendenken, wie sie dem Kochan die Freiheit wieder geben wollte.

Die herzoglichen Leibwachen hatten am vorigen Abende Kochan von Wersowei wohl bemerkt, wie er mit Armbrust und Pfeilen bewaffnet den Felsen der Burg gegenüber umher wandelte; und die frevelhafte That nicht ahnend, meinten sie, er habe einen Adler aus der hohen Luft geschossen, weshalb sie ihn auch still und ungehindert von bannen gleben ließen. Als aber der Mord des Herzogs ruchbar wurde, kam einer der treuen Männer zu Ritter Ber-

Kowec, ihm zu berichten, was sich zugetragen. Kochan war zum Walde gezogen, als wollte er sich mit dem Baidwerk erlustigen; und Berkowec folgte ihm mit einer Schaar der Leibwache. Da sie ihn jedoch im Forste nicht entdecken konnten, lagerten sie sich in der Nähe der Feste Wessowec; und kaum begann der Morgen zu grauen, so machte sich Kochan mit Ludislaw und wenigen Knechten auf den Weg zur Stadt, um die Gelegenheit zum Morde Br'etislaws zu ersehen. Berkowec fiel mit den Seinen über die Gegner her, und nahm den Kochan gefangen, welchen er sogleich nach Prag sandte, wo er in einem festen Thurm verwahrt wurde. Aber Ludislaw entfloh, und brachte den Freunden und Verwandten diese böse Kunde.

Der Morgen war glanzvoll über Böhmen aufgegangen, und die Herren und Ritter hatten sich in der herzoglichen Burg zu Prag versammelt, dem tapfern Br'etislaw das Regiment zu übertragen. Endlich erschien der Prinz, seinen ehrwürdigen Ohm geleitend, welcher ernst und vernehmlich frug:

„So ist es euer Wille, daß ich der Sohn des

vielgeliebten Bruders, als euern selbst erwählten Herzog auf den verwaisten Fürstenthron führen!“

Da riefen alle einmüthig:

„Ja, es ist unser Wille! wie huldigen ihm mit treuem Sinn als unsern eingebornen Herrn.“

Und vor den Schranken schallte der Jubel des zahlreich herzugeströmten Volkes:

„Heil und Segen unserm geliebten Herzog!“

Aber als die feierliche Huldigung vorüber war, nahm Jaromir aufs neue das Wort:

„Ihr Väter meines Volkes! nähert euch mir, und höret noch einmal — vielleicht das letzte — meine Rede sinnig an. Die Vorsehung hat mich nicht bestimmt, daß ich als Böhmen's Herzog an eurer Spitze der Sorge für des Vaterlandes Gedeihen mein Dasein geweiht hätte: doch nahmst ihr aus meiner Hand den theuern Neffen zum Fürsten an; und ich bitte euch, ihr möget ihm immer treu, ergeben und unterthänig seyn, wie es den Vasallen gegen seinem Herrscher ziemt.“

Dann wandte er sich zu Břetislav, und fuhr mit erhöhter Feierlichkeit fort:

„Und du, den ich eben zum hohen Sitze unser Väter führte, schenke gleichfalls meinem Worten Gehör und Aufmerksamkeit. Du halte diese in Ehren gleich den Ahnen selbst, und liebe

ste wie deine theuern Brüder. Wo deine rasche Jugend zu wild brauset, folge ihrem weisen Rathe, damit durch solch festes Band, das sich um den Fürsten und das Volk schlinget, das böhmische Reich in ewiger Blüthe bestehe.“

Mit gerührtem Sinne gelobte Br'etislaw in die Hand seines Oheims dem Volke stets ein sorgsamer Vater zu seyn; und als er die Ritter und Herren bat, seiner Jugend den weisen Rathschlag zu leihen, riefen Alle:

„Wir sind dein Eigenthum, schalte über uns in Noth und Tod.“

Dann aber fuhr Jacomit fort:

„Auch mahne ich dich an deines Vaters Worte, welche er auf den bangen Sterbelager ausgesprochen hat, du magst nie dem Stamm der Wrsfowec vertrauen. Mich heißt nicht die Rache also sprechen, sondern die Vorsicht. Bedenke, daß schon der fromme Adalbert das wilde Geschlecht mit Bannfluch belegt, verkündend, wie dreifacher Fall sein Theil werden solle — der erste hat sich durch Gottes Rathschluß bewährt, da ich selbst ihrer zwölf als Hochverräther gerichtet habe; und noch zweimal, wie es der Heilige geweissagt, wird ihnen Schmach und Schande zu Theil werden.“

Als dieses Alles vorgegangen, erbat sich Berkowec das Wort, und sprach zu dem jungen Herzog:

„Nicht wahr, dir ist der falsche Mörder unbekannt, welcher meinen theuern Herrn erschlug; und du würdest wohl mit dem zufrieden seyn, welcher dir den Bösewicht zur wohlverdienten Strafe stellen könnte?“

Und der Herzog entgegnete:

„Sprich, Berkowec! und fodre die schönste Hälfte meines Reiches für diese Kunde.“

Da erzählte Berkowec, wie es ihm gelungen sey, den Verräther Kochan zu fangen; und Brätislaw, der sich zwar nimmer am Leide der Menschen erfreute, befahl gleichwohl, die grausamste Todesart für den fluchbeladenen Mörder seines Vaters zu ersinnen, welcher alsogleich hingerichtet werden sollte.

In Samoslawas Seele gährte furchtbar ein noch ungeborner Entschluß, und drohte sich fürchterlich zu entladen. Als aber einer ihrer Freunde ihr meldete, was Jaromir bei der Huldigung gesprochen: schien es plötzlich Tag in ihrem Geist zu werden; und es stand klar vor ihr, Alles andre müsse hinten gesetzt werden, um

ihrem Stamm an Jaromit zu rächen. Sie begab sich in die Burg; und da sie vernahm, daß sich Jaromit bei dem Herzog befinde, harrete sie seiner in einem Saal, durch welchen er kommen mußte. Als Jaromit, von zwei Edelknaben geleitet, eintrat: empfing sie ihn mit bitterm Vorwürfen, und beantwortete seine Ermahnung, ihren wilden Sinn zu stillen, mit folgenden Worten:

„Umsonst ist deine Mahnung: denn nimmer vermag ein Wort die wild empörte Woge zu besänftigen, und ich bin taub wie Meereswellen für deine Rede. — Nimmer werde ich dein Geschlecht, den Gott, welchen du verehrest, scheuen, noch vor deinem Gebot erbeben, du Schatten von einem Mann und Fürsten! Du hast im Ressen einen Stab gefunden, und stüttest dich auf solche Kraft; doch Sorge, daß er dir nicht zerbricht. Ich sah schon einen deines Geschlechtes, durch das meinige gefällt, sich in wildem Todeskampf verzweifeln zu meinen Füßen winden; die Zeit kann auch den zweiten dahin bringen.“

Aber Jaromit erwiderte ruhig:

„Die Erde, auf der ich stehe, ist meiner Väter Reich. — Ich habe nichts zu fürchten; doch du, Samoslawa! laß die tolle Rede, und welch dein künftiges Leben der Buße. Dann will ich dir selbst von meinem Nessen die Gunst

erbitten, daß er die vergönne, in den stillen Mauern eines Klosters seine Tage zu enden, statt mit den wilden Vettern ohne Vaterland in grauenvolle Wildniß auszuwandern.

Da entgegnete Samoslaw mit furchtbarem Hohn:

„Du liebst Großmuth, mein Ohm! und deine Worte sind recht fürsilich ausgedacht; doch ich verachte sie, wie ich Alles hasse, und verachte, was vom Prémisl abstammt.“

Jaromit flehte zu Gott, er möge ihren Sinn erleuchten, und durch Reue zur Tugend zurückführen: als sich plötzlich der Saal mit Hofdienern und Knappen füllte, welche nach der Herzogin riefen, und einer von ihnen erzählte auf Jaromirs Frage.

„Der Herzog ist ermordet, — als man den Bösewicht Kochan zum Tode führte: riß er einem Knechte die Lanze aus der Hand, und durchbohrte den Fürsten.“

Das Getümmel der suchenden Knappen verlör sich wieder aus dem Saale; und da in der Verwirrung auch die beiden Edelknaben dem allgemeinen Zuge gefolgt waren, blieb Jaromit allein mit der triumphirenden Samoslaw, welche diese Kunde als entscheidenden Wink des Schicksals ansah, und dem frommen Weirße nahte,

der umsonst nach seinen Führern rief, und dann zu ihr sprach:

„O Samosława! geleite mich hinaus, daß ich zu meinen theuern Nessen eile, vielleicht ist er noch zu retten — dann aber fliehe aus dem Vaterland, wie er dir befahl.“

Da entgegnete Samosława mit verstocktem Hohn:

„Ich danke dir mit gerühetem Herzen für deine Sorgfalt. Ja ich will deinem Rathe folgen, fliehen — und dich geleiten.“

Mit diesen Worten ergriff sie mit der Linken Jaromirs Hand; und, indem sie mit der Rechten einen Doldh in sein Herz stieß, rief sie:

„Glück auf die Reise! dort wirst du wieder mit dem theuern Nessen vereint.“

Jaromir sank; aber mit einem Angstschrei eilte der eben eintretende Howora herzu, den Fürsten in seine Arme zu fassen; und nachdem er ihm den süßen Trost zugerufen, der Herzog sey unbeschädigt, verschied Jaromir sanft, seine Seele dem Herrn der Welten empfehlend.

Der Streich war fehl gegangen, womit Koshan das Leben des Herzogs bedrohte. Während jener die grausame Strafe seiner Verbrechen empfing: vernichtete Howora durch diese Kunde den Triumph der Mörderin, welche statt

auf die Leiche sehend, in folgende Worte ausbrach:

„Der Pfeil, der spitze Dolch theilen die waterländische Erde, und sie gehen dem Bräutergaue, das sich im Leben nicht vereinigen konnte, jedem soviel Raum als er, getödtet, zum Ruhelager braucht — eines größeren Reiches waren sie nicht werth.“

Howora überhäufte Samoslawa mit bitteren Verwünschungen. Entsetzt wich Brěstislaw zurück: als er mit seiner Gemahlin den Oheim aufzusuchen kam, und ihn entsetzt, und Samoslawa mit blutigem Dolch in der Hand erblickte, welche auf seine Frage antwortete:

„Du sollst nicht lange fragen, Vetter! ich war es, die mein Haus an seinem Erbfeind gerächt hat.“

Brěstislaw befahl dem ihm nachtretenden Berkowec, die Verbrecherin zu verhaften, welche den starren Blick zum Himmel richtete, und eintönig ausrief:

„O Perun! wenn du mein nicht vergessen: so sende deine Gluth vom Himmel hernieder, daß sie flammend mein Gebein verzehre; denn ich kann nicht mehr leben. O ihr Götter, meine Götter, habt ihr das Geschlecht verlassen, dem ich angehört? Seht, ich hebe meine Hände flehentlich zu euch empor, gebt mir ein Zeichen eurer Huld, ehe ich sterbe, gewährt mir ein theures Bild, die Gestalt meines Vaters laßt mich erblicken, ich habe ja seinen Fall thätig gerächt, und selbst meines Vaters Blut nicht gesehen, das seinige zu sühnen.“

Wie sie aber so starr gegen den Himmel blickte: dächte es ihr, als schwänge sich Jaromir verklärt zu den Wolken empor; sein Haupt leuchtete, von einer Sternenkron umstrahlt, und aus seiner tiefen Herzenswunde sprudelte ein Springquell himmlischer Klarheit empor — die Wolken öffneten sich, und Jaromir schien vor dem Thron Gottes seine Klage anzubringen, daß sie ihn getödtet. Da schrie die Verzweifelte in der höchsten Herzensangst:

„Weh mir! die ich als Götter angebetet, haben mich betrogen, und Perun ist kein Gott — ich bin verloren! verloren!“

Samoslawa wollte sich mit demselben Dolch, den sie in Jaromirs Herzblut geröthet, den Tod geben, doch ihre Hände versagten ihr diesen letzten Dienst; und als Berkowec mit der herzoglichen Leibwache eintrat, sank sie erschöpft zu Boden. Das Bewußtseyn, ihr Daseyn falschen Dämonen geweiht zu haben, hatte ihr das Herz gebrochen; mit ihr war den Wessowec die letzte Stütze verloren gegangen, die sich in ferne Länder zerstreuten; und der Sieg des Christenthums über den heidnischen Götzendienst war für immer entschieden. W'etislaw aber herrschte in Glück und Ruhm mit seiner frommen und tugendhaften Gemahlin viele Jahre lang.

Die

sieben Thaben.

In

Prag

sehe

güter

hoffen

art,

Zeit

gleich

men

trat,

zu t

Man

bewar

nicht

würde

Bräu

nehm

frau

8

fromm

der Hauptstadt des Königreichs Böhmen,
lebte vor langer Zeit eine Gräfin, die von
erlauchter Geburt, und reich mit Glücks-
ge segnet war; dabei aber so üppig und
toll, und von einer so boshaften Gemüths-
art, daß es die Diensteute gewöhnlich nur kurze
Zeit bei ihr aushalten konnten: endlich fand sich
wohl ein so geduldiges Mägdlein, mit Na-
men Jutta, die als Kammerjose in ihre Dienste
trat, und viele Jahre darin verblieb. Als aber
etwa später mit einem braven und ehrbaren
Herrn bekannt wurde, der sich um ihre Hand
warb: da sah die Gräfin wohl ein, daß sie
leicht wieder eine so duldsame Person finden
würde; und der Graf, ihr Gemahl, mußte den-
nach eilig als Haushofmeister in seine Dienste
treten, damit Jutta die Stelle einer Kammer-
jose bei der Gräfin bekleiden könne.

Frau Jutta lebte mit ihrem Manne ein
ruhiges und fröhliches Leben, und gebär ihm

acht Kinder, sieben Söhne und ein Paar Jahr nach der Geburt des letzten Buben noch eine Tochter, welche in der heiligen Taufe den Namen Agnes erhielt. Die beiden ältesten Söhne waren schon hübsch herangewachsen, als der Vater starb; und da gerade theuere Zeit eingetreten war, hatte die gute Frau Jutta eine rechte Noth, um all' ihre Kinder zu ernähren, zumal da die Buben bei sehr gutem Appetit waren. Agnes brauchte dagegen gar wenig Nahrung; und wären alle so genügsam gewesen, wie das kleine Engelköpfchen, sie hätte sie leicht füttern können.

Eines Tages sprach die Gräfin zu ihrer Kammerfrau:

„Jutta! die Schuhe drücken mich, und meine Füße sind viel zu zart, daß sie Leder oder auch Linnen und Seide an sich ertragen könnten; darum Sorge dafür, daß ich alle Tage frischgebackenes Brod habe, und aus solchem bereite mir des Morgens ein Paar weiche Schuhe, daß ich ohne Schmerzen in meinen Gemächern umher gehen kann.“

Frau Jutta schüttelte den Kopf über ein so sündhaftes Begehren, zu einer Zeit, wo viele arme Leute das Brod nicht zum Essen hatten: doch wagte sie keine Einrede, und trug Sorge,

daß der Gräfin Wille vollzogen wurde. Aber eines Tages, als sie nur mit vieler Mühe und Bitten das nöthige Brod zur Fußbekleidung ihrer Dame vom Bäcker erhalten hatte, legte sie solches auf ihre Tabe und ging, etwas für die strenge Bedienerin zu besorgen — wer beschreibe jedoch ihr Schrecken, als bei ihrer Rückkehr kein Brodsamen des Brodes mehr vorhanden war! denn die sieben Buben hatten es ihr rein ausgeessen, und waren ganz lustig nach diesem Schmauß. Da gedachte sie an den Grimm, in welchen die Gräfin gerathen würde, und entbrannte darüber selbst so sehr in Zorn gegen ihre Kinder, daß sie rief:

„Wenn Ihr denn stehet wie die Raben, so wollte ich, daß Ihr auch zu Raben würdet.“

Aber kaum hatte die unglückliche Mutter diese Worte ausgesprochen: siehe, da waren ihre Söhne verschwunden — sieben schwarze Raben erhoben sich vom Fußboden und flogen unter fürchterlichem Krächzen zum offenen Fenster hinaus. Als dieses sich zutrug: lustwandelte die kleine Agnes im großen gräßlichen Lustgarten, sich bunte Blumen suchend, aus denen sie Kränze wand, wobei sie mit heller Stimme ein schönes Liedlein sang, welches sie eine Nachbarin gelehrt hatte:

„Phönix, der edle Vogel werth,
 Hat seines gleichen nicht auf Erd.
 Um seinen Hals ist's goldgelb klar,
 Sein Leib und Flügel Purpur gar.
 Hat auf dem Haupte eine Kren',
 Der höchste Baum sein hoher Thron.

Weiter wußte Agnes das Liedlein nicht,
 und wiederholte es öfter. Endlich aber schwieg sie
 still; und sah mit großer Verwunderung eine
 Frau aus einem dunkeln Laubengange hervor-
 schreiten, die ihr ganz unbekannt war; doch ge-
 fiel ihr die hohe Gestalt und das mildfreundliche
 Antlitz der Dame gar wohl, welche einen wun-
 der schönen Kranz von grünen Blättern in der
 Hand trug, die glänzten so lustig, als wären
 sie aus den strahlenden Auen des Paradieses ab-
 gepflückt. Endlich kam die erhabene Frau ganz
 nahe, drückte den Kranz auf das Lockenhaupt
 der lieblichen Kleinen, und sprach mit süßrenen-
 der Stimme „Trage immer diesen Kranz; wenn
 er auch noch keine Blumen hat, so wird er Dir
 doch einst gar schön und herzig blühen.“

Die Dame verschwand, und der Kleinen
 Agnes war ganz wohl zu Muthe, als sie den
 grünen Blätterkranz auf ihrem Haupte fühlte.
 Sie ließ all' die gesammelten Blumen auf dem
 Ager liegen, und lief fort, um ihren Lieben den

neuen Schmuck zu zeigen, den sie erhalten hatte; auch wußte sie nun die Fortsetzung des Liedes, und sang im Gehen:

„Er wohnt und lebet lang' allein,
Dann stellen sich viel Vögel ein.

Die Vögel sammeln für ihn frei
Den Weihrauch und die Spezerei,

Von edlem Holz wohlriechend' Nest,
Sie machen aus dem all' ein Nest.“

Doch wie das Mägdlein heim kam, und die lieben Brüder suchte, da waren sie fort; die Mutter aber bemerkte den schönen Kranz gar nicht, und schaute so verdrüsslich drein, daß sie nur ganz furchtsam nach den Brüdern fragte, worauf sie eine Antwort bekam, die auch mehr unfreundlich, als bestimmt und umständlich war. Alle Tage wiederholte Agnes dieselbe Frage, und alle Tage sagte ihr die Mutter eine Unwahrheit, so daß sie oft bitterlich zu weinen anfang, und die Thränen nicht eher stillen konnte, bis sie ihren Kranz, den sie auf dem Haupte trug, wie ihr die hohe Frau geboten, herabnahm, und in die grünen Blätter schaute, wodurch sie sich in ihrem Gemüthe gleich getröstet fühlte. Doch im Traume erschienen ihr oft sieben schwarze

Raben, die flatterten ängstlich um sie her, als wollten sie sich etwas von ihr ausbitten, und zur Sommerzeit, wenn das Fenster offen stand, und Agnes sang:

„Phönix, der edle Vogel werth,
Ha: seines Gleichen nicht auf Erd.“

flatterten sie auch wohl herein zu ihr; und da ihr die Vögel vorkamen, als wären es alte Bekannte, so reichte sie ihnen Speise. Aber die dunkeln Gäste brachten oft in ihren Schnäbeln und Klauen glänzende Stücke Glas mit sich, diese fügten sie sorgsam zusammen, daß ihr künstlicher Bau ausah wie ein Haus und zugleich auch wie ein Berg. Auf einmal klopfte es an die Stubenthür — die Raben flogen fort, das gläserne Gebäude zerfiel, und die eintretende Nachbarin rief ganz verwundert aus „Ei, das sind ja Stücke von dem gläsernen Berg!“ — Agnes hätte gern gefragt, was es mit dem gläsernen Berge für eine Bewandniß habe: aber es war, als spräche eine Stimme in ihrem Innern „Es ist noch nicht Zeit!“ und ohne ein Wort zu sprechen sammelte sie die Glasherben in ihre Schürze und trug selbe hinaus.

So wuchs Agnes gar lieblich heran, und war dabei so sanft und dienstfertig, daß man sie in der ganzen Stadt nur das holde Mäg-

lein mit dem grünen Kranze nannte. Doch als sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte: da brachen frische und zarte Knoſpen zwischen den Blättern hervor, die gar schön und wunderſam anzufchauen waren. Auch der Gräfin gefiel die milde Jungfrau überaus; und ſie begehrte ſolche an die Stelle der alten Mutter, welche vom großen Leide und Gewiffensbiffen über den Verluſt ihrer Söhne vor der Zeit ſchwach geworden war, und dieſer wurde das Amt einer Beſchließerin im gräflichen Hauſe übertragen. Agnes war ſo ſanft und dabei ſo willig und geſchickt, daß die böſe Gräfin gar keine Urſache hatte, mit ihr zu ſchelten, und durch ſie auch gegen das übrige Gefinde ſanfter wurde, daß man ſagte, es müſſe auf eine ſolche Veränderung ein baldiger Tod erfolgen, wie es auch wirklich geſchah. Denn die Gräfin ſtarb nach einem kurzen Krankenlager, als Agnes ungefähr ein halbes Jahr in ihren Dienſten geweſen.

Der Leichnam wurde von den Klagfrauen abgewaſchen, in ein neuverfertigtes Todtengewand ſteilet, und im ſchwarzbehangenen Trauerſaal auf dem Paradebette aufgeſtellt; auf allen Seiten wurden Altäre aufgerichtet, und Meſſen zum Seelenheil der Verſtorbenen geleſen. Als nun Frau Jutta vernommen, daß ihre Gebieterin

verstorben war: bot sie sich dem Grafen an, die nächtliche Todtenwache bei dem Leichnam über sich zu nehmen; und obschon man solches ihrem schwachen Alter nicht zumuthen wollte, so ließ sie gleichwohl mit Flehen nicht nach, bis' ihre selbst zu verrichten gestattet wurde. Doch Agnes ließ sich in dem anstoßenden Gemach ein Lager bereiten, um der alten Mutter zur Hülfe zu seyn.

Es hatte schon 11 Uhr geschlagen, Frau Jutta saß bei dem bleichen Schein der Nachtlampe und sang mit heiserer Stimme:

„Es sterben zwei Brüder an einem Tag,
Ein armer und ein reicher.
Der reiche, der wird in die Hölle begraben,
Der arme in den Himmel erhaben.
Und da der reiche begraben ward:
Saß er in großer Noth,
Sah er seinen herzgeliebten Bruder
In der ewigen Freude sitzen!
„Ach, Bruder! herzlichster Bruder mein,
Reich mit ein Tröpflein Wasser,
Wohl auf meine Zunge, wohl auf meinen Mund,
Das mich erquickten möge,“

Da hörte sie auf einmal ganz vernehmlich den Ruf „Agnes! Agnes!“ von dem Trauergerüste-heraberschallen. Sie meinte anfangs, es sey ihr wohl nur so vorgekommen, und fuhr zu singen fort: aber wie sie zu den Worten kam

„Wenn

„Wenn Berg und Thal auf einander ständ,
 Viel lieber wollt' ich sie tragen,
 Als daß ich soll steh'n vor dem hohen Gericht
 Soll all' meine Sünden beklagen.“

Da schallte es aufs neue aus dem Sarge
 „Agnes! Agnes!“ — Frau Jutta erhob
 sich von ihrem Stuhle, riß die Thüre des Neben-
 gemachs auf, und weckte ihre Tochter aus dem
 ersten Schlafe mit der sonderlichen Botschaft, es
 habe sie die Gräfin mehrmal gerufen. Agnes
 wollte anfangs der Erzählung ihrer Mutter kei-
 nen Glauben beimesseu; doch meinte sie endlich,
 es sey wohl möglich, daß die Gräfin nicht wirk-
 lich todt gewesen; und als sie mit der Mutter
 in den Todtensaal kam, da saß die Leiche auf-
 gerichtet und sprach:

„Agnes! ziehe mir das Todtengewand aus,
 bringe mir mein rothes Brautkleid her, und
 schmücke mich mit all' meinen Edelsteinen und
 Kleinodien. Du aber, Jutta! gehe fort, Dich
 schlafen zu legen, und singe einandermal an
 meinem Bette nicht so abscheuliche Lieder.“

Ihrer Sinne nicht recht mächtig und gleich-
 sam von einem innern Rufen angetrieben, be-
 folgte Frau Jutta das Gebot ihrer Herrin;
 und Agnes wurde von einem gewaltigen Grauen
 erfaßt, als sie die verstorbene Gräfin aufrecht

sigen sah und hörte, wie sie mit gebrochener Stimme ihr Brautkleid soberte. Aber da sie verwundert und ungewiß, ob sie wache oder träume, nach dem Trauergerüste schaute; da fuhr die Gräfin mit finsterner Miene fort:

„Agnes! thue, was ich Dir befohlen habe: denn es ist Zeit, daß ich mich anleide. Dein Ungehorsam würde gar große Strafe erdulden.“

Agnes erinnerte sich, von welcher Gemüthsart die Verstorbene gewesen, und zögerte nicht länger, ihren Willen zu thun; sie brachte das verlangte Brautkleid, Wäsche und Schmuck herbei, und stieg dann zu dem Trauergerüste hinauf, die Gräfin anzukleiden, welche unbeweglich im Sarge sitzen blieb. Aber während sie damit beschäftigt war: klopfte es heftig an die Saalthür, die Schläffer, welche Agnes selbst vor dem Schlafengehen sorgsam verschlossen hatte, raffelten, die Flügelthüren öffneten sich weit, zwei baumstarke Lakaien, ganz in lange schwarze Mäntel verhüllt, traten ein, und beugten sich ehrfurchtvoll vor der Dame, welche alsbald sprach „Gehet, es ist noch nicht Zeit!“ Dann wandte sie sich wieder zu Agnes, welche sich

gar sehr über diese fremde Dienerschaft wunderte, und fuhr fort:

„Eile Dich, Agnes, damit ich fertig werde.“

Als es zwölf Uhr schlug, richtete sich die Leiche im Sarge ganz auf und sprach abermals:

„Fürchte Dich nicht, Agnes! nimm Dein Licht, trage mir die Schleppe, und folge mir, wohin ich gehe.“

Agnes konnte dem Gebot ihrer Dame nicht widerstehen, und folgte ihr, wie sie es befohlen. Vor der Thür erblickte sie einen ganzen Zug langer schwarzer Lakaien; und wie sie solche genauer betrachtete, kam es ihr vor, als hätten sie Flügel unter den Mänteln, und lange Schnäbel schauten unter den sonderlichen Kopfbedeckungen hervor.

Der Zug ging über die Treppe herab bis an eine große eiserne Thür, welche in einen unterirdischen Gang führte, und diesmal von Glas zu sein schien. Die schwarzen Lakaien öffneten sie und traten dann ehrfurchtvoll zur Seite, um Agnes mit ihrer Herrin eintreten zu lassen. — Mit Todesangst schritt sie zwischen den ungeheuren Vogellarven hindurch; und aus der offenen Thür scholl es schwach, wie aus einer großen Ferne:

„Phönix, der edle Vogel werth,
Hat seines Gleichen nicht auf Erd.“

Aber wie die Gräfin in die Glasthür trat: rief sie einen gewaltigen Schrei aus, und mit diesem verschwand das ganze Gesicht. Agnes wurde am Morgen ohnmächtig an der eisernen Thür gefunden. Als sie auf ihr Bett gebracht, sich ein wenig erholt hatte: erzählte sie dem Grafen alles, was sich zugetragen; und dieser bat sie, die ganze Geschichte zu verschweigen. Da sie noch sehr matt und krank war: mußte Frau Jutta ihm behülflich seyn, den Sarg mit Steinen zu füllen, damit dessen Leere nicht verrathen möge, was in seinem Hause vorgegangen. Als aber die Stunde herangekommen war, wo die Leiche in dem Erbbegräbniß der Familie, in der St. Thomas kirche sollte beigesetzt werden; und der ganze Zug über den wälschen Platz ging: brach in dessen Mitte der Sarg entzwei, und die Steine rollten auf das Straßenpflaster.

Die Sache wurde vom geistlichen und weltlichen Gericht untersucht; und Agnes, so wie Frau Jutta mußten bei den Behörden aussagen, was ihnen bei der Leichenwache zugestoßen. Die alte Beschließerin kam ganz ermattet nach Hause; und, ihr herannahendes Ende fühlend, entdeckte

ſie Agneſ, was einſt mit ihren Brüdern vorgegangen ſey, und wie ſie, durch viele Träume und Anzeichen belehrt, nicht mehr zweifeln könne, daß ſich ſelbe in dem gläſernen Berg befänden, und in einer traurigen Verwandlung auf ihre Erloſung harrten. — Als ſie ſo weit geſprochen hatte: brach ihr das Herz. Die fromme Tochter kniete mehrere Stunden, in ſtummen Schmerz verſunken, an dem Lager der Entſetzten: biß endlich der Graf in das enge Stübchen der Beſchlüſſetrin trat, um Agneſ anzukündigen, er wolle eine Pilgerschaft nach Rom, zur Buße für ſeine verſtorbene Gemahlin, unternehmen, welche ſich wohl ſchwerlich am Orte der Ruhe befinden dürfte. Auf dem Rückwege, ſagte er, ſey er geſonnen, ſeinen Sohn, der ſich im kaiſerlichen Hoſlager befinde, heimzuholen; daß er ſich vermähle und ſeine Güter antrete, da er ſelbſt ſich in einen ſtrengen Orden begeben wolle. Während ſeiner Abweſenheit aber ſolle die Jungfrau das Reglement im Hauſe führen, und damit ſchalten, als wäre ſie ſelbſt deſſen Gebieterin.

Agneſ erzählte dem Grafen, was ihr vor kurzem ihre ſterbende Mutter geſagt hatte; und bat ihn, die Verwaltung ſeines Hauſes andern Händen anzuvertrauen, weil es nun ihre heiligſte

Pflicht sey, nach dem gläsernen Berge zu wallen und zu versuchen, ob es ihr wohl gelingen möge, ihre armen Brüder zu erlösen.

Sobald Frau Jutka zur Erde bestattet, und ihre fromme Tochter ihr die letzte Ehre erwiesen hatte: ging diese in ihrer tiefen Betrübniß, den Leib in schwarzes Trauergewand verhüllt, zu der Nachbarin, und bat sie inständigst, ihr doch zu sagen, wie sie wohl zu dem gläsernen Berge gelangen könne.

Die Nachbarin sagte der Jungfrau, daß selbiger Glasberg mitten im Riesengebirge liege: weil aber der Weg dahin gar schwer zu finden sey, so wollte sie ihr den eigenen Sohn zum Führer mitgeben. Dann rief sie ihn, und sprach „Melchior! ziehe Deine guten Schuhe an, und schnalle den Reisefack um. Du sollst der Jungfrau Agnes den Weg bis zum gläsernen Berge zeigen. Aber wenn Du mir solche nicht glücklich und so schnell, als sie es selber wünschen wird, dahin geleitest: so wage es nimmermehr, mir wieder unter die Augen zu kommen.“

Melchior war ein fauler Bursche, der viel lieber dahelms auf der Ofenbank liegen geblieben

wäre, und gehorchte der Mutter nur mit Widerwillen, welche ihn endlich mit erneuten Drohungen aus dem Hause brachte; weshalb er auch kein freundlicher Geleitsmann für die arme Agnes war, sondern verdrüsslich neben ihr her schlenderte, ohne sich zu bekümmern, ob ihr der steinige Weg die zarten Füße verwundete, und zu seinem Zeitvertreibe pfeff, oder ein lustiges Liedlein sang:

„Dort oben in dem hohen Haus,
Da guckt ein wacker Mädel raus.
Es ist nicht dort daheim;
Es ist des Wirths sein Töchterlein,
Es wohnt auf grüner Heide.

Und wer das Mädel haben will,
Muß tausend Thaler finden,
Und muß sich auch verschwören,
Nie mehr zu Wein' zu gehn,
Des Vaters Gut verzehren.“

Wer hat denn das schöne Liedel erdacht?
Es haben's drei Gänse über's Wasser gebracht,
Zwei graue und eine weiße.
Und wer das Liedel nicht singen kann,
Dem sollen sie es pfeifen.“

Agnes achtete wenig auf den unwilligen Wegweiser — sie ging ohne zu rasten, Tag und Nacht ihrem Ziel entgegen; und das verdross den Melchior noch mehr, welcher lieber in jeder Herberge eingekehrt wäre, um Rast zu halten,

und seine Koble mit böhmischem Bier zu leben, von dem er ein großer Liebhaber war.

Als die beiden Wanderer den gläsernen Berg erreicht hatten — es war gerade Mitternacht — da zeigte Melchior der Jungfrau dies Ziel ihrer Pilgerschaft beim blassen Mondenstrahl; und war durch kein Bitten zu bewegen, daß er nur einen Augenblick länger bei ihr geblieben wäre. Er sagte, seine Mutter habe ihm nichts mehr befohlen, als sie zu geleiten bis an den gläsernen Berg; und ein Narr thue mehr, als ihm aufgetragen sey. — Mit diesen Worten verließ er sie.

Agnes sezte sich betrübt und furchtsam, weil sie so ganz allein in der wilden Gegend war, auf das Gras; und entschlief endlich vor großer Ermattung. Als sie wieder erwachte: ging eben die Sonne auf. — Sieben Raben flogen krächzend von der Höhe des Berges in die blaue Luft hinein; und Agnes sah den gläsernen Berg vor sich liegen, schier eben so, wie ihn die Raben aus Glasstücken in ihrem Stüblein aufgebaut hatten. Nur kam es ihr vor, als wäre in der Mitte desselben eine Wölbung ausgehauen, in welcher eine Frau saß; und wie sie näher heran ging, erkannte sie die verstorbene Gräfin in ihrem ganzen Brautschmuck, wie sie solche im Sarge hatte anzuweisen müssen. Aber so sehr sie auch ob dieses

Anblick erschrak: so wurde sie doch nicht von dem Versuche abwendig gemacht, ihre Brüder zu befreien. Mühsam besaß sie sich, einen Weg auf den gläsernen Berg zu suchen: doch dieser war auf allen Seiten schroff und steil, fast einem umgekehrten Ke gel gleichend, dessen Spitze sich in die Erde gesenkt hatte. Und als sie rund herum gegangen war, ohne eine Möglichkeit zu sehen, wie man denselben erklimmen könne: fing sie bitterlich zu weinen an, und griff in ihrer großen Trauer, den Kranz vom Haupte herabzunehmen, dessen Anschauen sie so oft getröstet hatte. Aber wie sie ihn hernieder langte: brach sie eine der Knospen ab. — In demselben Augenblicke stand die schöne Frau vor ihr, von welcher sie ihn erhalten hatte, und sprach mit sanfter Stimme „Mein Kind, warum weinst Du?“ Und als Agnes ihr Leid geklagt hatte, fuhr sie tröstend fort:

„Sey ruhig, meine fromme Agnes! Wenn es Dir nur darum zu thun ist, auf die Spitze des Berges zu kommen: so brich alle Knospen Deines Kranzes ab, streue sie hinter Deinem Rücken in die Luft, und Du wirst alsobald einen sichern Pfad hinauf finden.“

Mit diesen Worten verschwand die hohe Frau; und schweren Herzens befolgte Agnes ihr Gebot, denn es that ihr sehr leid, ihre einzige Freude zu zerreißen. Doch meinte sie, für die Erlösung ihrer Brüder dürfe ihr nichts zu theuer fern; daher that sie, wie ihr geheißen war. Als sie die Knosplein abgepflückt, und hinter ihren Rücken geworfen hatte; wandte sie sich schnell um. Aber wie sie den Kranz wieder auf das Haupt setzte: war sie über die Massen erfreut, daß schon wieder neue Knospen aus dem Laub brachen. Aus den abgerissenen, die an dem gläsernen Berge haften, wuchsen lustige Zweige voll Rosenblumen, so daß sich vom Fuße bis zum Gipfel eine Rosenleiter bildete, auf welcher Agnes ganz gemächlich hinauf stieg. Auf der Höhe fand sie ein kleines Häuschen von fruchtreichen Obstdäumen umgeben. Sie blickte auf, und sah einen Tisch mit sieben Bedecken. Neben jedem stand ein kristallener Becher mit hellrothem Wein, und auf dem Teller lagen fette Lerchen, welchen die Füßlein mit Bast zusammengebunden waren, daß sie nicht wegsfliegen konnten. Da that es der Jungfrau um die unschuldigen Thierlein leid; sie löste ihre Bande, und trug sie vor die Thüre, daß sie davon flattern möchten. Dann pflückte sie süßes und saftiges Obst von

den Häumen, und legte es den Brüdern statt der Vögel auf die Teller, warf einen goldenen Fingerring, den sie als kleines Mädchen von ihrem ältesten Bruder erhalten hatte, in den größten Becher, und verbarg sich sorgfältig in einem kleinen Gemach, welches an das Speisezimmer stieß.

Als es Mittag wurde, kamen die sieben Raben zum Fenster hineingeflogen. Wie sie die Früchte auf ihren Tellern wahrnahmen, riefen sie einmüthig aus:

„Wie kommt es, daß wir uns heute an süßen Früchten sättigen, ohne das Blut der armen Vöglein zu vergießen?“ — Dann machten sie sich lustig über ihr Mahl her; und indem sie ihre Becher in die Klauen nahmen, beschloßen sie auf das Wohl des unbekannten Wohlthäters zu trinken, welcher sie also bewirthet. Aber der älteste fand den goldenen Reif in seinem Becher, und sprach:

„O, meine lieben Brüder, unsere Schwester Agnes ist in der Nähe.“

Da erhoben sie sich von dem Tische, und flatterten im ganzen Gemache herum, die Schwester zu suchen, welche leise die Thüre öffnete. Als sie mitten unter ihre Brüder trat: flogen sie glücklich um den werthen Gast herum, ihr die große Freude über ihre Anwesenheit zu bezeigen.

Agnes hat nun ihre Brüder, ihr zu sagen, was sie thun solle, um sie zu erlösen, und der älteste sprach:

„O, meine geliebte Schwester! es ist etwas sehr schweres, was Du vollbringen mußt, um unserer traurigen Verwandlung ein Ende zu machen.“

Mit diesen Worten flog er zu einer Kiste, und öffnete sie, in welcher vielfarbige Zeuche, goldene und seidene Schnüre und Troddeln lagen, und fuhr fort:

„Sieh hier diese bunten Stoffe; aus solchen mußt Du sieben Wänsen für mich und meine Brüder so kunstreich verfertigen, daß wir damit an des Kaisers Hoflager ziehen können, ohne uns unseres Auspuges zu schämen. Du wirst an jedem ein volles Jahr zu nähen haben. Aber während dieser ganzen Zeit darfst Du kein Wort sprechen, nur ein feines Liedlein zum Zeitverkurz bei der Arbeit singen. Wenn eine einzige andere Sylbe über Deine Lippen kommt: so wirst Du zwar reich und glücklich werden; aber unsre Erlösung ist unmöglich, und wir müssen mehrere hundert Jahre in dieser traurigen Gestalt hinführen. Denn Du weißt, daß die Raben viele Menschenalter leben.“

Agnes war gleich bereit, die Erlösung ihrer

Brüder zu bewirken; sie packte die Stoffe zu den Wärmern fleißig zusammen; und nachdem sie von den Raben recht freundlichen Abschied genommen hatte, zog sie von dannen. Sie ging viele Tage lang fort: bis sie in einen großen Wald kam, und einen dicken Eichenbaum fand, der so weit ausgehöhlet war, daß sie ganz bequem darin sitzen und arbeiten konnte. Sie setzte sich in die Höhlung; und wie sie zu nähen anfang, gedachte sie der wohlthätigen Frau, die ihr den Kranz geschenkt hatte. Da fiel ihr auch die einsache Weise wieder ein, welche sie damals im Garten der Gräfin gesungen hatte, und sie begann:

„Phönix, der edle Vogel werth,
Hat seines Gleichen nicht auf Erd,
Hat auf dem Haupte eine Krön',
Der höchste Baum sein hoher Thron,
Die Vögel bauen ihm ein Nest
Von edlem Holz, wohlriechend Nest!
Dann schwingt er drüber sein Gefieder
Am Sonnenglanze auf und nieder,
Wenn er das Rauchwerk so gezünd't,
Die Flamme sich zur Höhe windt;
Dann läßt er sich herab zur Stuch,
Verbrennt sich willig wohlgemuth.“

So war ein Jahr vergangen; das purpurrothe Wams für den ältesten Bruder war fertig und so herrlich gerathen, daß sie es mit großer Freude anschaute und wohl meinte, es müsse so schön, als eines an des Kaisers Hoflager seyn. — Da wurde sie plötzlich durch das Wellen eines Jagdhundes in ihren Betrachtungen gestört. Diesem folgten bald mehrere, und verwirrte Stimmen erschallten durch den Wald. Doch erschrak die Jungfrau nicht: denn die Hunde standen bei ihrem Anblick ruhig still, und schienen nicht im Sinne zu haben, ihr ein Leides zuzufügen. Deshalb legte sie ganz ruhig das fertige Wams zusammen, und fing an dem zweiten zu nähen an, wobei sie wieder sang:

„Der Phönix senkt sich in die Gluth,
Verbrennt sich willig wohlgemuth.

Alsdann in seiner Asche wird
Ein leuchtend Wärmlein erst formirt,

Darnach ein Vogel rein und pur,
Dem vor'gen gleich in der Natur.

Des Himmels süßer Phönix rein
Hat so gewohnt auf Erd allein.

Ein Adler starb, der überwand
Phül', Teufel, Sünd' und Todesband.“

Agnes befand sich, ohne es zu wissen, auf den Gütern derselben Gräfin, bei welcher ihre Aeltern und sie selbst in Diensten gestanden. — Der alte Graf war auf der Pilgerschaft nach Rom von einem kösartigen Fieber dahin gerafft worden, und sein Sohn, der von dem kaiserlichen Hofsager heimgekehrt war, erlustigte sich im weiten Forste mit der edlen Jagd. Als er sah, daß seine Hunde vor einem hohen Baume stehen blieben: sandte er einen seiner Jäger dahin, um zu sehen, was es gebe. Aber wie sehr wunderte er sich: als man ihm sagte, in dem Baume sitze ein reizendes Mägdelein in Trauergewändern, doch mit einem wunderschönen Blumenkranz auf dem Haupte, das nähe an einem blauen Wams, und sänge eine gar liebliche Weise dazu. Der Graf konnte einer so verwunderlichen Bottschaft schier keinen Glauben beimessen; und begab sich selbst zu dem Baume, um mit eigenen Augen zu schauen. Da saß Agnes ganz ruhig, nähete an dem blauen Wams, wie der Jäger gemeldet hatte, und sang:

„Phoenix, der edle Vogel werth,
Hat seines Gleichen nicht auf Erd.
Sein' Gotttheit ist die gütne Art;
Und sein Verdienst das Heil erwarb.“

Doch der Graf hatte die holde Jungfrau

kaum gesehen: als er in heftige Liebe für sie entbrannte. Er unterbrach ihren Gesang, und rief:

„Wer bist Du, wundervolles Wesen?! Aus welchen höhern Wohnungen bist Du auf die Erde, und wie in diese Wildniß gekommen?“

Agnes schwieg; und ihr Schweigen schien die Leidenschaft des Grafen noch mehr zu befeuern, der mit den süßesten Bitten sie beschwor, mit ihm nach Prag zu gehen. Sie weigerte dieses anfänglich: doch hatte auch sie dem schönen Jüngling nicht ohne eine nie gefühlte Regung in's Auge schauen können; so gab sie endlich seinen zärtlichen Bestürmungen nach, packte ihre Stoffe sorgsam ein, und gab es zu, daß sie auf ein Roß gehoben wurde, welches sie sanft bis in die Hauptstadt trug.

Als Agnes dasselbe Haus wieder betrat, wo sie das Licht der Welt erblickt hatte (ob schon sie darin niemand mehr kannte, weil die Dienerschaft meist ausgestorben, oder einige Alte, die einen Gnadengehalt empfangen, dasselbe verlassen hatten): fing sie vor großer Rührung und Wehmuth zu weinen an. Der junge Graf, der sie auf der Reife mit allen Fragen verschont hatte, bat sie abermals sehr, doch ihr Schweigen zu brechen: aber Agnes schüttelte mit sanftem Blick den Kopf; und die Knospen ihres Kranzes bescha-

beschatteten die reizenden Züge so lieblich, daß der Graf von ihrer wunderbaren Holdseligkeit ergriffen, zu ihren Füßen sank, und sie bat, ob sie nicht seine Gemahlin werden wolle. Agnes gab dem stürmischen Freier zu verstehen, wenn er sich mit einer stummen Gattin begnügen wolle: so würde sie ihm gern eine liebevolle, treue und gehorsame Hausfrau seyn. Der Graf war über diese Einwilligung entzückt; und trotz des Gespözzes aller böhmischen Adlichen, welche sagten, der Graf sey in den Wald geritten, um sich eine stumme Braut aus dem ertlauchten hohlen Baumstamm zu holen, feierte er seine Vermählung mit nie gesehener Pracht. Als nun Agnes die Trauerkleider abgelegt hatte, und im glanzvollen Hochzeitgeschmucke an ihres Gemahls Seite nach der St. Thomaskirche zur Trauung ging: da zerbarsten die Knospen ihres Kranzes, und zarte Roslein quollen aus denselben hervor. Die Menschen blieben auf der Straße stehen, und riefen, daß sie noch nimmer eine so wunderschöne Braut gesehen hätten.

Auch die Nachbarin trat vor ihr Häuschen, und besann sich hin und her, woher ihr die gräßliche Braut so bekannt vorkomme, als habe sie

selbst gar oft geschaut; doch ohne sich auf die arme Agnes zu besinnen, die fortgegangen war, ihre Brüder aus dem gläsernen Berge zu erlösen. Melchior erkannte die Gräfin wohl: weil er sich aber erinnerte, welch' ein unfreundlicher Begleiter er ihr einst gewesen; so hütete er sich, der Mutter solches zu sagen. —

Als der Graf des Nachts an der Seite seiner schönen Gemahlin entschlummert war: hatte er einen gar bösen Traum. Er sah seine Mutter in großem Staate am gläsernen Berg sitzen. Auf ihrem Schooße hatte sie ein Nest, aus dem stateten viele Lerchen heraus. Aber wie sie sich in die blaue Luft aufschwangen: kamen sieben Raben, und fingen alle, worüber sich die alte Gräfin gar sehr zu betrüben schien. Ihr Sohn wollte ihr zu Hülfe eilen, und mit seinem guten Geschosse die bösen Raben erlegen — siehe! da erblickte er seine Gemahlin. Zu der flogen die Raben, wie alte Bekannte; und schüßend bedeckte sie die beiden größten mit einem rothen und blauen Wams, über die andern breitete sie bunte Stoffe, daß er ihnen nichts anhaben konnte.

Am Morgen erzählte der Graf seiner Gemahlin diesen Traum, über welchen sie sehr erschrocken und bittere Zähren vergoß. Er drang aufs Neue mit großer Bärtlichkeit in sie, ihr langes Schwei-

gen zu brechen, und ihm zu erklären, welche Verwandniß es mit den Wälfen habe, an denen sie so fleißig nähe. — Agnes war gerührt über die liebevollen Bitten ihres Gemahls; aber sie gedachte der Worte ihres Bruders „Wenn eine einzige Entbe über deine Lippen kommt: so wirst Du zwar reich und glücklich werden; aber unsere Erlösung ist unmöglich, und wir müssen mehrere hundert Jahre in dieser traurigen Gestalt hinbringen.“

Da warf sie sich zu den Füßen des Grafen, und flehte ihn mit Bitten und Zeichen so rührend an, sie mit solchem Begehren zu verschonen, daß er, bewegt durch den Ausdruck der Unschuld in ihrem schönen Antlitz, von seinem Verlangen abstand. Und obschon ihm jener quälende Traum oft wiederkehrte: so sagte er doch seiner Gemahlin nichts mehr davon.

Um jene Zeit war der König von Böhmen in schwere Fehde verwickelt, und foderte alle Edlen seines Reiches auf, zum Schwerte zu greifen. Auch der Graf, dem es in seinem Hause schier unheimlich zu werden anfang, folgte dem königlichen Aufgebot; und zog, nachdem er von seiner Gemahlin den zärtlichsten Abschied genommen hatte, in den Krieg. — So schmerzlich der Gräfin diese Trennung war: so hoffte sie doch durch ihr Ge-

bet den Schutz des Himmels für ihren Gemahl zu erbitten, und während der langwierigen Fehden ihre Arbeit zu vollbringen, und das traurige Schweigen zu enden, welches sie dem Grafen verdächtig machen mußte.

Kurze Zeit nach der Abreise ihres Gemahls genas die Gräfin zweier wunderschönen Knäblein. Wie solche in der heiligen Taufe die Namen Ernst und Reinhold erhalten hatten: trug sie die Wehmutter der Wöchnerin aufs Bett. Während diese dem einen die Mutterbrust reichte: griff der Andere nach dem wunderbaren Kranz auf ihrem Haupte, an welchem viele goldene Früchte aus den Blüthen hervorbrachen. — In der Nacht erwachte Agnes von einem Geräusch, und sah im Mondenschein die beiden Wärterinnen der Kindlein in tiefen, todtähnlichen Schlaf versunken, und die verstorbene Gräfin in ihrem rothen Brautkleide stand an der Wiege, beugte sich mit furchtbarem Lächeln über die Zwillinge, und sang mit kreischender Stimme:

„Phönix, der edle Vogel werth,
Hat seines Gleichen nicht auf Erd.

Er löst sich nieder in die Gluth,
Verbrennt sich willig wohlgemuth.“ —

Agnes sprang schnell aus dem Bette, und auf die Wiege zu — da verschwand die Gräfin.

Aber wer beschreibt das Entsetzen der unglücklichen Mutter: als sie statt ihrer schönen Söhne zwei junge Raben in der Wiege fand!

Die Neuigkeit, daß die Gräfin ein Paar Raben geboren habe, verbreitete sich bald in der ganzen Stadt; und mit den boshaftesten Zusätzen berichteten es die Freunde des Grafen diesem unglückseligen Gatten, welcher in der Nacht desselben Tages, wo Agnes die Zwillinge geboren, im Traume eine Rabenmutter, die ihre Eier in sein Ehebett gelegt, und seine Mutter händeringend um das Bett herum gehen gesehen. Als nun Agnes ihrem Gemahl den wahren Hergang schriftlich meldete: ließ er ihren Worten keinen Glauben, sondern befürchtete schier, er sey mit einem, den Menschen gefährlichen Wesen in ein Bündniß getreten; und die öftern Erscheinungen seiner Mutter deuteten auf den Schmerz über einen solchen Flecken ihres Stammes. Er schrieb seiner Gemahlin einen überaus harten Brief; und befahl ihr, sich nach seiner Rückkehr zu rechtfertigen, oder der fürchterlichsten Strafe gewärtig zu seyn.

Agnes vergoß unzählige Thränen über den Born ihres Gemahls; ertrug ihn aber geduldig, pflegte der jungen Raben, als wären es ihre

Kindlein selbst; und nähte fleißig an den Wärmern für ihre Brüder, wobei sie mit leiser Stimme sang:

„Phönix, der edle Vogel werth,
Hat seines Gleichen nicht auf Erd.

Das Purpurkleid hat er zum Lohn,
Auf seinem Haupt die zarte Kron’.

Er senkt sich nieder in die Stuth,
Verbrennt sich willig wohlgemuth.

Und man begrub ihn ehrlich, frei,
Mit köstlich edler Spezerei.

Alsdann in seiner Asche wird
Ein leuchtend Wärmlein erst formirt;

Darnach ein Vogel rein und pur,
Dem vor’gen gleich in der Natur.“

Schier waren die sieben Jahre verfloßen und die sieben Wärmser bald fertig, nur an dem schwefelgelben des jüngsten Bruders fehlte noch ein Ermel: als der Graf heim kam, und bei dem Anblick der beiden Raben in so heftigen Grimm entbrannte, daß er seiner Gemahlin nur die Wahl ließ, entweder zu sprechen, oder einen schmachvollen Tod zu sterben. Agnes bat durch Zeichen nur noch um einen kurzen Aufschub, aber umsonst; und da sie bei ihrem Schweigen beharrte, so ließ sie der Graf auf seine Güter führen, wo sie als eine Hexe verbrannt werden sollte.

Schon war der Schelsterhaufen errichtet; und die Schergen standen mit Fackeln bereit, denselben anzuzünden. Wie man die unglückliche Gräfin im harten Gewande, die beiden Raben auf den Fingern tragend, einherführte: da fielen die goldenen Früchte von ihrem Kranze zu Boden, und die Blätter singen gar herbstlich zu welken an. Aber als die Schergen sie fassen wollten: fühlten sie sich von einer Ehrsucht durchdrungen, daß sie solche nicht anzutasten wagten, und der ergrimnte Graf schrie:

„Reißt ihr den zauberischen Kranz vom Haupte, welcher Eurer Kräfte und meiner gerechten Rache spottet.“

Zwei Schergen wollten dieses Gebot vollziehen: doch Flammen schlugen ihnen aus den welken Blättern entgegen; und wie vom Blitzstrahl verzehet, fiel ihre Asche auf den Boden — zugleich erschallte ein gewaltiges „Halt!“ wie von vielen tausend Stimmen aus der Luft. — Die beiden Raben schwangen sich von den Händen der Gräfin empor, und sangen hell:

„Phönix, der edle Vogel werth,
Hat seines Gleichen nicht auf Erd.“

Wie versteinert blieben alle stehen, einem gar wunderlichen Zug entgegen sehend. — Denn aus dem nahen Walde ritten sieben glanzvoll geschmückte Ritter heran, deren erster ein purpurrothes, künstlich gearbeitetes Wams trug, und zwei wunderschöne Knaben vor sich auf dem Kesse hatte. Agnes erkannte ihre Brüder und rief:

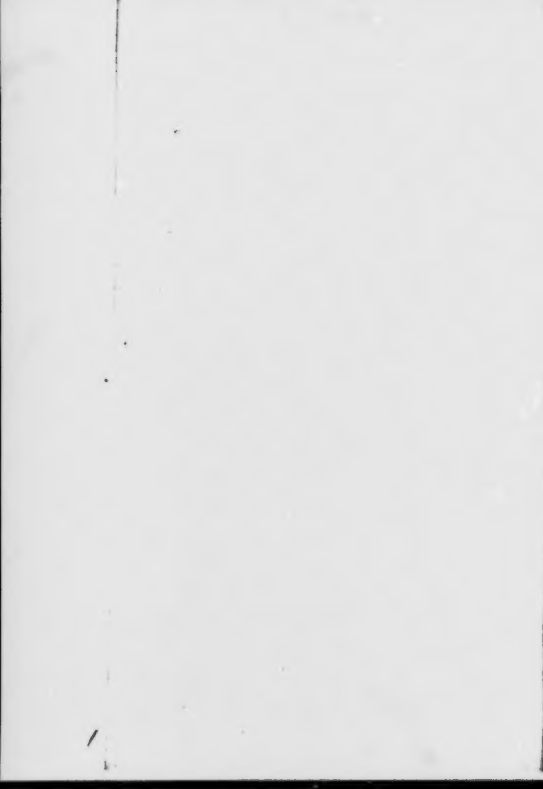
„Gottlob! nun wird mir geholfen werden!“ Die sieben Ritter stiegen von ihren Rossen, und naheten sich dem verwunderten Grafen mit gutem Anstand. Während der Älteste ihm seine beiden Söhne übergab, und den ganzen Verlauf und ihre sonderbaren Schicksale erzählte: kamen die andern, ihre tugendhafte Schwester zu trösten, und bedankten sich bei ihr für die schönen Wämsen, welche sie ihnen genähet hatte. Nur dem jüngsten fehlte ein Ärmel; der aber hatte das rothe Brautkleid der alten Gräfin um den Arm gewunden und sprach:

„Die alte Frau, welche im Innern des Glasberges saß, und zu größerer Strafe für ihr Vergehen das Ende ihrer Leiden selbst verzögern mußte, ist durch Deinen Heldennuth gleichfalls erlöst; und ihr Gebein, welches in die Tiefe der Erde versunken ist, bedarf keiner Hülle mehr.“

Der reumüthige Graf warf sich, Vergebung flehend, zu den Füßen seiner Gemahlin, deren Kranz schöner als je blühte, voll grüner und goldfarbener Blätter und mit Blüten und Früchten gemischt. Agnes hob den geliebten Gemahl an ihr Herz; und sie lebten noch viele Jahre in ungetrübtem Glücke mit einander, während die sieben Brüder der Gräfin sich als wackere Ritter in Ernst und Spiel auszeichneten.

Der

abtrünnige Ritter.



Trommetenschall wirbelte auf der Straße: da trat Fräulein Deodata, die einzige Tochter des kaiserlichen Rathes, Freiherrn Christoph von Hainer, neugierig aus hochgewölbte Fenster, und ahnungsvoll schlug ihr das Herz.

Der schöne Graf Herbert von Falkenstein, für den die edle Jungfrau in leusche Liebe entbrannt war, zog vom Turnier heim; und aller Augen hasteten auf ihm. Hoch und kräftig saß der Ritter auf dem Renner; der goldne Helm strahlte ihm vom hochgetragenen Haupte, und der Augen Feuerglanz durchbrach das Gitter des Visirs, die Bluth des Herzens verkündend, welches unter dem thernen Harnisch seiner Deodata entgegen schlug. Eiltig grüßte der Graf, und alle Damen neigten sich freundlich dem Heldenjüngling. Da lächelte das Freifräulein, und dachte bei sich:

„Neiget euch nur, und danket dem Ritter! eigentlich gehört sein Gruß doch nur dem ein-

fachen Landmädchen, das erst seit kurzer Zeit in euern stolzen Reigen sich mischte.“

Graf Herbert eilte in die Herberge, wo er Helm und Harnisch ablegte, um schnell zur Geliebten zu eilen. Aber dort war eben der alte Freiherr angekommen, seiner Gattin anzukündigen, daß sie schon am folgenden Morgen die Kaiserstadt verlassen sollten. Er hatte die Herrschaft Reichenstein vor Kurzem gekauft, und beschloßen, das Schloß neu und glanzvoll aufzubauen. Da der Grundstein zu demselben mit aller Feierlichkeit gelegt werden sollte: so holte er die Damen ab. An diesem Tage wurde auch die Verlobung Graf Herberts mit der schönen Deodata gefeiert, deren Hochzeitfest begangen werden sollte, sobald der Bau der Burg vollendet. Aber ein unglücklicher Zufall verwandelte die Freude der Bewohner von Reichenstein in tiefe Trauer.

An demselben Tage, wo Herr Christoph den Grundstein zu seiner Veste gelegt, vermißte ein Landmann, der ohnweit jener einen Bauernhof, Gaisack genannt, besaß, sein zweijähriges Anablen. Nach mehrtägigem fruchtlosem Suchen gerieth eine alte Nachbarin auf den Gedanken, ob nicht etwa der Freiherr das Kind geraubt, und in die Grundveste eingemauert habe, um

durch solch unschuldiges Blut den neuen, stolzen Bau unüberwindlich und unzerstörbar zu machen. Wie der Mensch immer eine eigne Freude daran findet, bei einem Unglücksfall ein Wesen zu finden, dem er solchen zuschreiben, und den er dafür hassen kann: so lieb auch der Gaisrucker dieser Vermuthung Glauben, welcher nach langen schmerzvollen Hinbrüten ihm zur täuschenden Ueberzeugung wurde, und zur grausamsten Rache entflammte. Er folgte dem Freiherrn mehrere Tage lang auf jedem Schritt und Tritt, bis er ihn auf dem abendlichen Heimritte in einem Hohlweg erlauerte. Er war im Gebüsch verbergen, und sandte nach einander drei Kugeln aus seinem Feuerrohr an den Ritter, welche alle drei trafen. Herr Christoph wankte, hielt sich jedoch auf dem Pferde, bis er die Schloßbrücke erreichte. Dort sank er leblos vom Koffe; und der Mördter blieb unentdeckt, doch nicht ungestraft. Denn während die Bewohner der Burg, in Schmerz versunken, fruchtlose Nachforschungen anstellten, den Missethäter zu erforschen: fing der Schnitt auf des Gaisruckers Feldern an, und siehe! — des Kindes Leichnam, welches im hohen Korn entschlummert, und sich dann nicht mehr aus selben herausgefunden hatte, wurde gefunden, und dem unglücklichen Vater gebracht, der heftig

von Reue ergriffen, von Wahnsinn gefoltert, noch wenige Monden ein sieches Leben führte, und mit dem Geständniß seines Verbrechens verschied. Das Schicksal schien nicht damit zufrieden, der armen Deodata den Vater geraubt zu haben. Denn bald erlag ihre zärtliche Mutter den wechselnden Stürmen; und, damit ihr kein Trost bleibe, rief an demselben Tage, wo sie der Freisfrau zu Grabe folgte, ein kaiserliches Gebot auch ihren Verlobten ab, daß er seinen erlauchten Herrn gegen den Erbfeind die Heeresfolge leiste.

Graf Herbert verließ die schöne Braut nach tausend Schwüren ewiger Liebe und Treue; und Monden vergingen, ehe sich Deodata von all dem Leid, das auf ihre zarte Jugend hereinströmte, nur in etwas erholen konnte. Von ihrer treuen Dienerschaft gebeten, sich nicht ganz dem fruchtlosen Schmerz hinzugeben, wandelte sie an den schönen Herbsttagen durch die lieblichen Fluren, welche die Burg umgaben; und wie sie eines Tages auf dem grünen Teppich der nahegelegenen Wiese saß, und ihres Geliebten dachte, da zog sie einen goldnen Fingerring von der Hand, der ihr vor allem andern Geschmeide theuer war, und sprach:

„Du goldenes Ringelein! so mir mein Brauter beim Abschied als ewiger Treue Pfand an

den Finger schob, sag mir an, ob mir von der Vorsicht vergönnt sey, dereinst in seinen Armen Trost und Linderung für mein schwer verwundetes Herz zu finden."

Aber als sie auf den Reif schauen wollte, ob das Gold erbleiche, da fiel er ihr aus der Hand; und wie sie es vom Blumenschmelz der Wiese aufheben wollte, war ein Falke schneller als sie, sich damit in die Lüfte schwingend — mehrere andre Vögel versammelten sich, ihm den goldenen Raub abzunehmen. Doch wie sie also um selben stritten: ließ der Verfolgte das Kinglein fallen, und Deodata sah es in den schäumenden Gießbach stürzen, dessen Wellen es alsbald von dannen führten, bis vielleicht die gierigen Fische den goldenen Reif verschlangen. Da sprach das Fräulein tiefbetrübt:

„O goldenes Kinglein! Ist das die Kunde, die du mir von meiner Zukunft giebst?"

Als Fräulein Deodata, in tiefes Sinnen versunken, an den Burggraben kam: fand sie daselbst einen alten Krieger vom kaiserlichen Heer, der war schier von Kleidung entblößt, und bat um eine milde Gabe, die ihm freundlich verheißen wurde. Zugleich aber fragte das Fräulein, wie

es mit dem Kriege gegen die Türken ergehe; und auf ihre Bitte erzählte der alte Kriegemann mit folgenden Worten:

„Am 22sten Tage des Heumonats wurde die Stadt Wien mit viel tausend Pferden berennt, die grausamen türkischen Reiter durchschweiften alle umliegende Flecken, und sengten und brannten drei Tage lang, und alle Vorstädte wurden verwüstet. Aber unsere Reissigen machten viele Ausfälle, und kämpften manchen blutigen Strauß mit den Feinden der Christenheit. Am 24sten Tage schickte der Türke vier Gefangene hinein, man solle ihm die Stadt übergeben, so wolle er ihnen Leib und Leben versichern. Da hielten die Herren und Hauptleute einen großen Rath. Herzog Philipp, Pfalzgraf am Rhein, Herr Graf Nikolaus von Salm, auch Herr Graf Hans von Hardegg, Herr Egbert, Ritter von Reischach, und viele andere Herren beschlossen sämmtlich, die Stadt nicht aufzugeben, sondern Blut und Leben an ihre Vertheidigung zu wagen. Die Stadt war an sich selber schwach; drum machte man ernstliche Anstalten, alle Thore mit Bollwerken zu besetzen, und ließ nur den Salzhurm für die Ausfälle offen. Kein Glockenschall wurde mehr in Wien gehört, alle Hauptleute mit ihren Fähnlein wurden an ihre Plätze angewiesen, und

vertheilten sich an den Mauern, Thürmen und Thoren. Früh und spät wurde Lerm geschlagen, und die hispanischen Büchschützen auf die Zinnen gestellt — große Büchsen wurden auf die Thürme gezogen, die meisten auf den Kärnthnerthurm — auch wurde verordnet, Fleisch, Wein und Brod unter die Krieger zu vertheilen, damit es ihnen an nichts fehle. Als der Türke von der Stadt Wien keine andere Antwort erhielt, als die gewaltigen Kriegsrüstungen, welche er wohl sah: entbrannte er in argen Grimm, und sandte Bothen aus seinem Vortrab, 40,000 Mann herbeizurufen, die er weit und breit in das Land ob der Enns und in das Herzogthum Steiermark ausgesandt hatte. Seine Reiter durchstreiften alle Städte, Flecken und Dörfer, verwüsteten und verbrannten selbe, auch erwürgten sie etliche Tausend, und führten eben so viel ins Elend, als wären sie Heerden Vieh. Dieser Jammer hatte sich auf funfzehn Meilen rings um die Donau verbreitet. Am 26sten Tage brachte der Türke seine ganze Heermacht zu Wasser und zu Lande vor Wien, und rings herum lagerte sich Alles, so daß wohl zwei Meilen lang und breit auf Berg und Thal lauter Zelte aufgeschlagen waren, und man selbst vom St. Stephansthurm das Lager nicht ganz übersehen konnte.

Des Kaisers Lager war bei St. Marx vor dem Stubenthor bis auf Schwachat und Dutmannsdorf. In der Mitte warf man eine Schanze auf, hinter die waren 300 Stück Feldgeschütz gestellt, um täglich eine Schlacht zu erwarten; auf der Mitte lag der türkische Kaiser auf einem schönen, weiten Plan, wo viele kostbare Gezelte standen, innerhalb geziert mit Goldstück, und oben darauf glänzten goldne Knöpfe und die seidenen Schnüre zum Aufziehen. 500 seiner Trabanten und bei 12000 Janitscharen waren um ihn, seinen Befehlen zu gehorchen, und ihn zu beschützen. Ibrahim Pascha blieb mit seinem Heerhaufen von der Donau bis auf den Wiener Berg, und andere Feldhauptleute und Paschen hatten ihre Lager nach der Länge und Breite bis an den Rablenberg hinauf, und wieder bis an den Strom hinab gegen Rusdorf. Also umgab das Türkenvolk die ganze Stadt gleich einer Wolke, und ihre Zahl reichte nach der Kundschafter Zählung auf mehr als 300,000 Mann. Als nun der Türke und sein Heer, mit Karthauen, Falconets und Schlangen gar wohl begrüßt, eine so kräftige Gegenwehr merkte; und sah, wie fleißig man vom Kärnthnerthurm herab schoß: da verordnete er, es möchten sich gegen 20,000 Mann in die ausgebrannten Häuser

und Gemäuer der Vorstadt begeben. Von dort schossen sie Tag und Nacht aus kleinen Löchern mit halben Haken, um die Kriegsknechte auf den Mauern zu tödten und zu verjagen. Sie schossen über die Mäfen fleißig, daß viele der teutschen Knechte zu Grunde gingen; und weil sie sich hinter Mauern verborgen hielten, konnte man sie nicht wieder treffen. Auch außerhalb der Vorstadt hatte der Türke sein Geschütz gelagert, um die Stadt zu begrüßen. Nicht minder schossen sie mit Handbogen, daß die vielen tausend Pfeile aus ihren Köchern, die sie zugleich absandten, schier dem Schnee vom Himmel glichen. So wurde unser Kriegsvolk von der Binnenvwehr abgetrieben, und es durfte sich keiner mehr blicken lassen. Am 29sten Tage kamen bei 500 Schiffe mit türkischen Soldaten im Wasser aufgefahren, und brannten die beiden Brücken ab; auch besetzten sie den Strom, damit nichts mehr zur Stadt kommen könne. Die fiel man an, und schlug sie zwar in die Flucht: aber sie nahmen ihr Lager wieder ein. An demselben Tage fielen etwa dritthalb tausend Knechte in die Vorstadt hinaus, und erschlugen gegen 200 Türken. Der Geregßherr hätte wohl viel kleines Geschöß, doch keine Artbaunen, um die Stadtmauern zusammen zu schießen. Deshalb ersann er andere böse Tücke;

und begann, solche zu untergraben, zuerst bei dem Kärnthnerthurm. Allein unsere Kriegsknechte grüßten ihnen entgegen, so daß sie oft in der Mitte des Weges bis auf einen Schritt sich nahe kamen; da wurden die Türken verjagt, und viele Tonnen Pulver erbeutet. Zuletzt sandten die Hauptleute am sechsten Tage des Weinmonats 8000 Mann aus der Stadt zum Salzhurm heraus, die Türken von der Schanze zu verjagen. Sie erwürgten auch viele Feinde in der Vorstadt vor dem Burg- und Kärnthnerthor. Aber als die Kriegsknechte durch eine enge Straße zogen, schossen die Türken aus dem Gemäuer nach ihnen, daß viele derselben getödtet liegen blieben. Dann fielen drei Haufen Muselmänner auf sie, und drängten sie bis in den Stadtgraben. Am neunten Tage des Weinmonats sprengte der Türke die Stadtmauern an zwei Orten, beim Kärnthnerthor und bei St. Klara, und versuchte bei jeder Oeffnung einen Sturm auf die Stadt. Doch wurden sie jedesmal ritterlich abgetrieben; und vergruben ihre vielen Todten zur Nachtzeit, während die in der Stadt neue Bollwerke an den Lücken der Stadtmauern errichteten. Hauptleute und Knechte waren Tag und Nacht sorgsam bei der Hand, Tag und Nacht war keine Ruhe, und ein Lärm folgte dem andern. Jedes

Fähnlein war an seinem Platze; und wo die Noth und Gefahr am dringendsten war, dahin sandte man die besten und tapfersten Krieger. Am zwölften Tag im Weinmonat vormittags fiel ein großes Stück der Stadtmauer zwischen dem Stuben- und Kärnthnerthor ein, welche der Türcke untergraben, und ein gewaltiger Pulverdampf erhob sich aus den Trümmern. Aber wo das Gemäuer eingestürzt, drangen die Lanzknechte mit erhobenen Fahnen fröhlich vor, und harrten unverzagt, ob die Türken einen Sturm wagen würden. Doch diese hatten weder Muth noch Belieben dazu, und wichen rückwärts: denn sie merkten wohl, sie hätten mehr Glück zum Schießen als zum Stürmen. Man sah auch von den Thürmen der Stadt, wie die Paschen ihre Soldaten mit Säbeln und Knütteln gewaltsam aus den Zelten, Hütten, Weinbergen und Wäldern trieben. Sie sollten anlaufen und stürmen: allein sie widersehten sich ihren Befehlshabern, und wollten solches nicht. Also schossen wir auf die Türken mit großem und kleinem Geschos, daß sie flohen. Um diese Zeit hatten die Feinde eine Büchse auf den Kärnthnerthurm gerichtet, und mit steinernen Kugeln die Zinnen abgeschossen, daß sich die Büchsenmeister flüchten mußten, und erst am folgenden Morgen wieder schießen konn-

ten, nachdem sie zur Nachtzeit sich ein hölzernes Bollwerk gemacht hatten. Dann schickte sich der Türke alle Tage zum Angriff; und die Rundschafter vermeldeten, er werde nicht nur einen gewaltigen Sturm an allen Seiten der Stadt mit seinem Fußvolk thun, sondern auch mit der gesammten Reiterei sein Glück versuchen. Da sich dieses aber lange verzog: fing man in der Stadt zu murmeln an, und fürchtete Hinterlist und Betrug von dem Erbfeind, er werde sich vielleicht durch die Keller graben, um heimlich und zur Nachtzeit in die Stadt zu kommen, oder die Plätze mit Pulver sprengen. Als nun auf jegliche Verrätherei gefaßt, die Knechte Tag und Nacht ihre Standorte nicht verließen, und unter Waffen blieben: entdeckte man drei Bösewichter, welche der Türke bestellt hatte, die Stadt Wien anzuzünden, die wurden geviertheilt, wie sie wohl verdient hatten. Am vierzehnten Tage fingen die Feinde viel heftiger zu schießen an, als je zuvor; und als es neun Uhr Abends war, entstand ein großer Lärm im türkischen Lager. Der Großherr ließ alle seine Zelte im Feld und in den Vorstädten anzünden; und viele arme gefangene Christen, die man mit bitterm und grausamen Hohn in die Flammen trieb, fingen ein gewaltiges Geschrei an. Dann brach das ganze

Kriegsarmee auf, Ibrahim Pascha voraus mit 60,000 Mann; ihm folgten die andern Hauptleute, und das währte den ganzen folgenden Tag, wie ein Haufen nach dem andern von dannen zog. — Also wurde Wien von den Türken befreit; und man fing an, mit allen Glocken zu läuten, um Freude und Ruhm und Erlösung anzukündigen; frohes Saitenspiel erklang auf dem St. Stephansthurm, und der Donner des Geschüßes erschallte in feierlichen Salven. Das türkische Heer hatte während der Belagerung großen Schaden erlitten, und viele Tausende, worunter auch der Pascha von Matolien, waren ihm erschlagen worden. Aber der Türke führte dennoch eine reiche Beute an Gold, Kostbarkeiten, Menschen und Vieh mit sich, und wer nicht gutwillig folgte, wurde erbärmlich erschlagen. Als die Türken fort waren: fand man viele Thiere, denen die Köpfe abgehauen waren, auch Männer und Frauen ohne Zahl, welche auf Feld und Straßen und Weingärten, auf Bergen und in Thälern entseelt herum lagen. Kinder sah man an den Zaunpfählen aufgespießt, daß ein frommes Herz darüber erschrecken möchte, und todte Knechte hatten sie in Stücken zerhaut, ohne ihnen erst die Gewänder ausziehen. Auf solche Weise hat der tyrannische Türke in 23 Tagen

die Stadt Wien und das Landvolk mit Mord, Raub und Brand geplagt, wobei er aber auch großen Schaden erlitt, und Volkes ohne Zahl verlor. Doch Preis sey Gott in der Höhe, und Lob dem ritterlichen Heer, das sich in der Stadt so heldenmüthig wehrte. Denn es waren nicht über 20,000, und widerstanden doch den Türken und behüteten die schlecht verwahrte Stadt vor Feindesgewalt. Sie folgten auch den abziehenden Türken, und nahmen ihnen noch große Beute ab, an gefangenen Christen, Gold und Gut; überwandten ritterlich manche ihrer Rotten, und brachten türkische Kameele und Rosse in die Stadt zurück, weshalb ihre tapfern Werke nicht genugsam zu preisen sind."

Fräulein Deodata erfreute sich herzlich der Befreiung Wiens, und nahm die goldne Kette vom schneeweißen Halse, sie dem alten Kriegersknecht schenkend, zum Zeichen des Dankes für seine lange Erzählung. Dann aber erkundigte sie sich, ob er ihr nichts von Graf Herbert von Falkenstein zu sagen wisse, und ob sich dieser jetzt noch in Wien befinde.

Auf diese Frage erschrak der alte Krieger; und nur mühsam fragte sie ihm die böse Kunde ab, daß ihr Bräutigam gefangen, und in der Gewalt des Pascha Ibrahim sey.

Da sammelte Deodata all ihre Kleinodien, und das Gold, welches ihr der reiche Vater zur Mitgift bestimmt; bestellte ihr Haus, wappnete sich mit Harnisch und Helm, wie ein Mann; und machte sich selbst auf den Weg, dem Pascha das Lösegeld für ihren Verlobten zu bringen, über dessen Haupte mittlerweile doppelte Gefahr sich vereinigte.

Pascha Ibrahim hatte eine Tochter, mit Namen Zoriade, welche mit so wunderbarer Schönheit und bewunderungswerthen Geistesgaben ausgestattet war, daß alle Prinzen des Morgenlandes sich um ihre Gunst bewarben. Aber die Prinzessin haßte die Männer, und wollte unverehlicht bleiben. Deshalb hatte sie es zum Gesetz gemacht, daß jeder ihrer zahlreichen Freiwerber, alle Fragen, die sie ihm vorlegte, beantworten, oder sein Haupt verlieren sollte. Diese Fragen waren so kunstreich erfunden, daß keiner ihren Sinn zu lösen vermochte, und viele Königsöhne ihr Leben einbüßten, deren Häupter sie zur Warnung auf den Mauern ihres Pallastes aufstecken ließ. Zoriade hatte das Spiel mit Menschenleben

gleimlich satt: als der Großherr ihrem Vater in den Krieg gegen den Kaiser berief. Sie folgte ihm, der Abwechslung willen, wo es sich den zutrug, daß der schöne Graf von Falkenstein, als er in Gefangenschaft gerieth, von ihr erblickt wurde; und es schien, als sey es ihm vorbehalten gewesen, ihr Herz für die Liebe empfänglich zu machen. Er durfte der Prinzessin nahen; und kaum hatte er ihre unvergleichlichen Reizen gesehen, als auch in seinem Herzen das Bild der Geliebten erlosch, und er sich unaufhaltsam zu Zoriadens Füßen niedergezogen fühlte. Denn obgleich ihres Vaters Sklave, gab ihm die Liebe den Muth, Erhörung von ihr zu suchen.

Zum erstenmal von einem heftigen Gefühl ergriffen, sprach Zoriade mit hochklopfendem Herzen:

„Welst Du nicht, Franke! welch einen Wunsch Dich Dein verblendetes Gefühl aussprechen heißt? — hast Du nicht von meinen Sklaven vernommen, wie die Zinnen meines Pallastes mit Häuptern der ersten Prinzen des Morgenlandes geziert, und die Pforten mit ihrem Blute gefärbt sind?“

Aber Herbert entgegnete:

„Wohl habe ich es vernommen, und in meiner Unwissenheit, jene Thoren gescholten, die Die als Opfer fielen: doch seht ich Deine wundervollen

Neige gesehen, ist die Liebe zu Dir vom Himmel in mein Herz geflogen, und hat die Liebe zum Leben daraus verdrängt. Frage mich die fünf Fragen die Du Deinen Werbern vorzulegen pflegst: und es soll mir ein größerer Ruhm fern, für Dich zu sterben, als für eine andere zu leben.“

Die Prinzessin.

„Was ist es, das sich stets mehrt, und nie abnimmt; und was mehrt sich, und nimmt doch ab?“

Der Graf.

„Gottes Huld mehrt sich stets und nimmt nie ab; aber das Alter wächst, und des Greises Kraft nimmt ab.“

Die Prinzessin.

„Sage, wer gibt das anvertraute Pfand ohne eigenem Verlust zehnfach wieder? — Sage, wer bringt das anvertraute Pfand ohne Schonung in Verlust, und verzehrte sich am Ende selbst?“

Der Graf.

„Die Mutter Erde allein gibt das anvertraute Körnlein zehnfach wieder, und das Feuer zehrt alles auf bis es zuletzt selbst als Asche nieder fällt.“

Die Prinzessin.

„Welcher Vater stellt uns Gegenwart und Zukunft am treuesten dar?“

Der Graf.

„Kein Vater kann so treu malen, als der Spiegel; und die Zukunft spricht uns der Spiegel der Träume aus.“

Die Prinzessin.

„Wer ist wohl der Wechselr im blauen Kleide, der Eisen zahlt, und Seelen dafür nimmt?“

Der Graf.

„Das Schwert.“

Die Prinzessin.

„Kenne mir die Blume, welche lacht und welkt, und in welcher sich die Freude findet, und der Schmerz?“

Der Graf.

„Die Rose.“

Als die Prinzessin erklärte, sie sey mit den Antworten zufrieden, und wolle ihm die Hand reichen; sie warf ihren Schleier über; und der Graf wurde zu Ibrahim Pascha geführt, wo neue Prüfung seiner harrte.

Wie der Gefangene Ibrahims Zelt erreicht hatte, sprach dieser:

„Es ist Dir gelungen, die Räthsel der Prinzessin zu lösen; und ihre Hand soll Dir zu Theil werden mit fürstlicher Morgengabe, wenn Du drei Dinge erfüllst, die ich von Dir verlangen werde. Erstens mußt Du dem Christenglauben absagen, und die Lehre unsres heiligen Propheten annehmen. Dann trage ich Dir auf, drei Nächte in der tiefen Felsenhöhle an der Grenzscheide zuzubringen, wo das ewige geheimnißvolle Feuer brennt, und zwar einsam, und ohne ein Wort zu sprechen, sonst kann meine Tochter nicht Dein Eigenthum werden. Zum Dritten aber mußt Du uns mit Rath und That an die Hand gehen, die Kanten, Deine Brüder, zu verjagen und zu besiegen. — Wenn Du diese drei Dinge vollbracht hast: ist Zoriade die Deinige auf ewig.“

Und Herbert legte seine Rüstung ab, sammt dem Schwerte, an dessen Griff das Zeichen des heiligen Kreuzes prangte. Wie er solches anblickte, erschrak er. Doch ließ er sich, von wilder Liebesgluth verblindet, in seinem frevelvollen Beginnen nicht irre machen. Nachdem er sich mit dem mer- galändischen weiten Gewande bekleidet: setzte er auch den kostbar, aus persischen Luchern gewundenen Turban auf's Haupt. Auch in die Höhle

begab er sich, und sah nichts Unheimliches bei den blauen Flammen. Als er am Morgen frisch und gesund hervorkam: verwunderte sich der Pascha gar sehr -- seine Trabanten entkleideten den Ritter, und nahmen ihm den geweihten Rosenkranz weg, den er auf der Brust trug. Wie der Abend wieder auf die Erde sank, wurde Herbert abermals in die tiefe Felsenhöhle geführt; und rings von wilden Stürmen umbraust, brachte er die zweite Nacht hin, ohne daß ihm ein Leid widerfuhr. Da empfing ihn der Pascha mit großem Murren. Er wurde abermals entkleidet und durchsucht. Wie sie das Zeichen des heiligen Kreuzes auf seiner Brust fanden, so ihm die sorgsame Mutter in den Tagen der Kindheit eingeätzt hatte: zerfleischten sie solche mit ihren Messern, bis das Mal vertilgt war, und sperrten ihn zum dritten Male in die Höhle ein. Aber wie er nun in den Abgrund hinab stieg: wurde ihm, aller heiligen Schuttmittel gegen die unreinen Geister beraubt, über die Wachen bange; sein Herz schlug gewaltig, und das Haar sträubte sich ihm empor. — Da gedachte er Zorlades und ihrer großen Kelche, die bald sein Eigenthum seyn sollte; und sich ermannend, drang er durch das eiserne Gitter.

Gewaltig heulte der Sturm, die Flamme schlug von dem viereckigen Stein, auf dem sie entzün-

det war, bis zur Decke hinan; und zischend, gleichsam mit den Wassertropfen der feuchten Höhle kimpfend, flogen Funken und buntfarbige Flämmlein in der Höhle umher. Mitten zwischen den Flammen stieg ein Riesenhaupt aus der Erde; und wie der Leib sich empor hob, dehnte sich die Halle, als wolle sie bis in den Himmel wachsen — endlich stand der ungeheure Riese in Feuer gekleidet, wie ein Thurm von Herbert; sein Athem glich dem Bliß, und tobte wie der Sturm; und von Glanz umschimmert, reichte er dem Grafen ein gewaltiges Schwert, wozu er sprach:

„Du wirst mit diesem Schwerte obsiegen, bis Du der Jungfrau und dem Kreuze Dich nähdest.“

Die Stimme schwieg, nur noch in der Ferne rollten die Donner; und wie die Flamme verlöschen war, verschwand auch der Riese.

Am folgenden Morgen trat Herbert an die Spitze der Muselmänner; und sein Schwert entsprach der Verheißung des Feuergeistes wohl. Denn überall drangen die Munde vorwärts, und die Gläubigen wurden hart gedrängt, bis endlich der Kaiser selbst erschien. Da wurde Herbert seinem rechtmäßigen Herrn entgegen geschickt — die Fahne mit dem Adler und heiligen Kreuze flatterte ihm entgegen. — Der Graf, mit dem Harnisch angethan, den Turban auf dem Haupte,

hob das zauberische Schwert gegen den Kaiser. Da drang ein muthiger Jüngling von zartem und schlankem Wuchse herbei, und rieb Herbert's Kopfschmuck durch, daß er zu Boden stürzte, und kaum noch vermochte, nach dem Jüngling zu hauen. Aber wie er diesen tödtlich berührt: zersprang seine Waffe wie Glas, die Klinge verschwand, und wie man sagt, kehrte solche zu ihrem unterirdischen Ursprung zurück. Herbert, welcher den Tod im Herzen fühlte, schaute auf den Jüngling. Dem hatte man den Helm abgenommen; blonde Locken strömten über das blasse Antlitz und die edle Gestalt herab — blaue Augen öffneten sich zu großem Leide. Denn zugleich erkannte Herbert in dem Jüngling seine Braut, und Deodata den treulosen Liebling ihres Herzens in dem Abtrünnigen.

Die Christen drangen vor. Mit allen kriegerischen Ehren wurde die heldenmüthige Jungfrau zur Erde bestattet; aber Herbert's Leichnam blieb auf dem Schlachtfelde liegen, eine Speise der Geier und Wölfe; und während sich die fromme Deodata der Seligkeit des Himmels erfreute, wurde dem Herbert sein Aufenthalt in der tiefen Felsenhöhle an der Grenzscheide, bei dem feurigen Riesen, gar schwer und schmerzlich.

Der

arme Ritter und sein Knappe.



In dem reichen niederösterreichischen Lande lebte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Ritter Reinhard. Da sein ganzes Vermögen aus einer einzigen Felsenburg bestand: so gab es bei ihm gar schmale Bissen, mit welchen schlecht zufrieden, alle Knechte ihn verließen, einige alte schwache Männer ausgenommen, welche nicht hoffen durften, irgendwo noch eine Unterkunft zu finden. Nur ein einziger junger Bursche von schlankem, kräftigem Gliederbau, reicher Lockenfülle und strotzenden rothen Backen hielt, zu Aller Verwunderung, treulich bei dem armen und kargen Herrn aus. Aber was Wendelin an Speise und Trank abging, das ersetzte ihm die Liebe. Im blühenden Thale unterhalb der Burg trieb der schäumende Giesbach die Räder einer Mühle; und der Müller, Herr Thomas, hatte ein wunderschönes Töchterlein, Margarethe genannt. Das sah mit eben so vieler Freude dem schlank-

ten Gesellen entgegen, als dieser sich stets um das Geschäft bemühte, die beiden hageren Rosse des armen Ritters in den Bach zu reiten; auch machten ihm solches die schwachen Alten nicht streitig, denen die Knochen auf dem steilen Felswege schier knickten und knackten, und aus den Fugen zu gehen drohten.

Wenn nun Wendelin von der Burg herab kam, und es sich zufällig traf, daß die schöne Margarethe — des freundlichen Wetters wegen (doch müssen wir zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß es ihrem freundlichen Dienengemüth oft recht freundlich vorkam, wenn andere sich einbildeten, es sey rauh und stürmisch genug) mit ihrem Spinnrad vor der Mühle saß: da hatten wohl die Rosse einen guten Tag, und durften auf des Müllers fetter Wiese grasen, während das junge Paar sich gar vielerlei so wichtige Dinge zu sagen hatte, daß es kaum gewahrt wurde, wenn der Regen sich in Strömen aus den Sommerwolken ergoß, und die Pferde bei ihrem Schmauß vom lieben Himmel herab blank und rein gewaschen wurden. Gretchen mußte dann, wenn der schmucke Knappe wieder heim geritten war, und sie ihm nachgeschaut, so lange ihr Blick ihn erreichen konnte, ihr Berg mühsam in der Küche trocknen; und hatte von

Glück zu sagen, daß ihr Vater, sonst ein gar strenger Mann, wenig oder nichts von der weiblichen Handarbeit verstand, sonst würde er wohl bemerkt haben, daß sie an gewissen Tagen schier gar nichts zu Stande brachte.

Nach und nach fingen die beiden Liebesleute an, ernstlichere Gespräche zu halten, und gedachten der Zukunft, welche ihnen eben nicht die erfreulichsten Ausichten darstellte. Denn wie hätte ein armer Waffenknecht hoffen dürfen, der wohlhabende und stolze Müllermeister werde ihn zum Eidam annehmen: da dieser seine schöne Tochter selbst manchem Mühlherrn abschlug, und vermeinte, ihr Reize und sein Geld und Gut und Mühle müßten ihr ein viel größeres Glück verschaffen. Auch fand sich bald ein vornehmer Freier für das schöne Weibchen. Denn als Ritter Meinhard auf dem ältesten seiner lebensfatten Gaule einen Spazierritt durchs Thal machte: erblickte er, an ihrem Rocken sitzend, die Jungfrau aus der Mühle; und ihre Holdseligkeit entzündete in seinem alten Herzen noch zum letzten Male einen so heftigen Liebesbrand, daß er sich sogar entschließen wollte, der hohen Ahnen ungeingedenk, sein Felsenschloß mit ihr zu theilen, wenn nämlich seine zahlreichste Hausgenossenschaft, die Eulen und Fledermäuse, keinen Einspruch thaten. Dazu kam auch noch der Umstand, daß

der Ritter einzusehen begann, ein Fräulein würde ihn doch nicht mehr nehmen, und des Müllers goldene Pfennige könnten seine Tafel wieder besser bestellen, als es bisher zu geschehen pflegte, wo in der That Meister Schmathans das Kücheregiment versah.

Wendelin kam eines Tages ganz lustig zum Thale herunter gesprungen, und erzählte Gretchen, welche Eroberung ihre Reize gemacht hätten. Diese aber schüttelte bedächtig den Kopf, und sprach:

„Lache nicht, mein guter Wendelin! So wenig gefährlich Dir ein so alter und schwacher Freier auch vorkommen dürfte: so magst Du Dich wohl hüten, eines solchen Nebenbuhlers zu spotten. Denn mein Vater ist stolz; und leichtlich dürfte ihn der alte Adel des Burgherrn wegen, seine Armuth zu übersehen — daß mir ein solcher Bräutigam nimmer wohlgefallen könnte darauf achtet er nun schon gar nicht.

Noch an demselben Tage kam ein alter Knecht, dem Ritter Meinhard den Namen eines Burgvoigts gegeben hatte, in verbleichten Festtagsgewande zur Mühle, und hielt eine lang und geheime Unterredung mit Meister Thomas während welcher das arme Gretchen, vor der Thüre sitzend, in Todesangst der gefürchteten

Entscheidung harrete. Als aber der Alte mit betrübseligem verlängertem Antlitz von dannen zog: fing die Dirne wieder an aufzuleben, und ging leichten Fußes und frei aufathmend in die Mühle, wo ihr der Vater entgegen trat, der sich vor Lachen schier den Bauch hielt, und sprach:

„Denke Dir nur, der alte dürre Ritter vom Felseneste da oben, will Dich freien! Nein, Mäuschen! so einem traurigen Geschick wird Dich Dein gärtlicher Vater nicht Preis geben. Denn wenn Du auch hübsch genug, und wohl würdig bist, eines Ritters Hausfrau zu werden: so darf das kein solcher armseliger Hecht seyn, wie jener.“

Wenn nun Gretchen sich herzlich freute, den unwillkommenen Freier mit so leichter Mühe und kurzer Angst los geworden zu seyn: so war es ihr doch gar nicht lieb zu hören, welche große Absichten der Vater mit ihr habe; und sie hätte viel darum gegeben, wenn seine Wünsche in Bezug auf Stand und Würden ihres künftigen Gespons so bescheiden, als ihre eignen gewesen wären. Auch ihrem geliebten Wendelin theilte sie ihre Besorgnisse mit; und konnte gar nicht begreifen, was denn der Vater Großes an ihr armen Kinde fände, daß er sie nur einem vornehmen und reichen Ritter zur Frau geben wolle.

Aber der Knappe meinte, ihr Vater habe wohl recht, daß sie der reichsten und vornehmsten Ritters werth sey, und er selbst müsse das billigen; nur sey es ihm deswegen über die Maßen leid, weil er selbst weder vornehm, noch reich, noch ein Ritter sey.

Aber der alte Ritter nahm sich den Korb so zu Herzen, daß er nicht länger in einem Bau weilen mochte, wo ihm so große Schmach zugefügt worden. Da nun zu jener Zeit gerade der Feind in Ungarn wüthete: beschloß er, sich zu dem kaiserlichen Heer zu begeben. Er ließ daher seine wenigen Knappen versammeln, und fragte, welcher von ihnen als sein Schildknappe mit ihm ziehen wolle. — Alles war still; und als er sich umschaute, schlüpfte Wenhelin aus der Thüre, alles Nachrufens ungesachtet von der Burg ins Thal herabrennend, als brennte ihm der Kopf. Dort erzählte der Knappe seinem Liebchen, welchen desperaten Entschluß der alte Ritter gefaßt hatte; und ging in seiner großen Verlegenheit mit ihr zu Rathe, wo er wohl in der Nachbarschaft einen Dienst finden werde. Denn daß er sich nicht weit entfernen dürfe, war eine ausgemachte Sache. Beide weinten, und fanden

den einzigen Trost in wechselseitigen Küffen und Umarmungen: als plötzlich der Müllermeister des Weges daher kam; und nicht wenig überrascht, ob der Vertraulichkeit des jungen Gesellen mit seiner Tochter, stracks einen starken Baumast abbrach, mit dem er tüchtig auf den Rücken des verliebten Knappen losschlug. Wendelin hatte kaum den ersten Streich gefühlt: als er Gretchen losließ; und sich gegen den drohenden Gegner wandte. Mit Jugendkraft packte er den dicken Ast, hob ihn hoch in die Luft, und warf ihn so gewaltig zur Erde, daß ihm alle Knochen krachten. Dann rannte er eilig wieder den Berg hinauf, und tief im Gehen noch seinem Liebchen zu:

„Leb wohl, Gretchen! und bleibe mir zwei Jahre treu. — Ich gehe nach Ungarn gegen die Türken, und kehre als Ritter heim.“

Ritter Reinhard war höchlich erfreut: als sein wackerer Knappe, der sich beim ersten Aufstuf so schnell zurückgezogen hatte, nun selbst kam, ihm seine Begleitung auf dem Türkenzuge anzubieten. Die alte Rüstung wurde hervorgeholt, die mindest hartnäckigen Rostflecken herausgepußt, während die größern als Denkmäler alten Ruhmes darauf gelassen wurden; das Schwert wurde geschliffen; und nachdem aus dem armen

Wassenvorrath des Ritters auch eine nothdürftige Wehr für seinen Knappen herausgekrant worden, bereitete man sich zur Abreise.

Der junge Gefelle schlich noch ein Paar Mal ins Thal herab und um die Mühle herum, den letzten Abschied vom Liebchen zu nehmen: aber Gretchen war nicht zu sehen. Der grausame Vater hatte sie in ihr Kämmerlein versperrt; und Wendelin mußte von daunen ziehen, ohne durch einen Blick aus ihren schönen Augen noch eine Herzstärkung erhalten zu haben.

Im Felde ging es Anfangs recht gut, da besser im Lager geschmaust wurde, als auf Ritter Meinhards Beste; auch lachte dem kaiserlichen Heer der Sieg über den Erbfeind der Christenheit; und Alles war fröhlich und guter Dinge. Allein wie alle Dinge auf Erden wandelbar sind, so gefiel es auch dem launischen Kriegsglück, sich wieder auf die Seite der Türken zu wenden, welche von zwei Seiten mit großer Uebermacht auf das Christenheer einströmten. Viele tapfere Ritter fielen einen rühmlichen Tod, und Ritter Meinhard mit seinem Knappen Wendelin fiel das traurige Loos, in die Gefangenschaft der Muselmänner zu gerathen, welche sie mit vielen andern hinter dem Heere nachschleppen ließen.

Es war am 27sten August 1541, als der Groß-

herr mit seiner ganzen Macht vor die Stadt Ofen rückte. Da sandte er vier goldgestickte Gewänder und drei köstliche türkische Kasse auf die Burg zur Königin, um ihr Kind abzuholen. So schwer es der hohen Frau fiel; so mußte sie doch in der Noth die Frucht ihres Leibes so gefährlichen Händen übergeben; sie schickte es dem Sultan auf einem goldenen Wagen, welcher, von der Anmuth des Kindes gerührt, Thränen vergoß, als man es ihm ins Zelt brachte. Er küßte den kleinen Engel, sandte neue Botschaft an die Königin, gab viele Geschenke an die Mäthe der Fürstin mit, und drohte mit Tod und Zerstörung, wenn sie ihm nicht die Stadt Ofen übergeben würde. Aber als er die Stadt in Besitz nahm: schickte er der Königin ihr Kind zurück, und entbot ihr, das Schloß zu verlassen. Dann ließ der Türke den Lanzknechten und Bürgern in der Stadt Wehr und Geschosß abnehmen, und schickte eine große Anzahl Volkes in die Türkei. Auch der Königin setzte er einen Tag fest, dahin abzureisen; und sie zog gar traurig und betrübt mit ihrem Kindlein in die Gefangenschaft, dem Erbfeind Stadt und Schloß überlassend.

Am 2ten September befahl der Türke, die gefangenen Lanzknechte in eine Ordnung aufzustellen, um seinem Sohn ein Schauspiel zu bereiten. Als

sein ältester Prinz erschien: rief er die Janitscharen herbei, die sich mit ihren scharfen Säbeln auf die waffenlosen Knechte warfen, und sie in Strüßen zerhaueten, daß es gar erbärmlich anzuschauen war. Denn es wurden unter großen Schreien und Heulen über 600 Knechte jämmerlich getödtet. Dann führte man drei Ritter vor, unter welchen sich auch der arme Meinhard befand, lehrte ihre Banner mit der Spitze in die Erde, und ließ sie an drei Pfähle vor dem Zelt des türkischen Kaisers anbinden, worauf die Janitscharen sie mit spitzen Pfeilen zu Tode schossen. Die Bewohner von Ofen, welche dieser tyrannischen That zuschauten, beteten leise:

„Gott wolle ihren Seelen gnädig seyn, sammt Allen, welche Schaden nahmen, durch den ungläubigen Bluthund, der niemals Wort und Treue hält!“

Die schönsten und kräftigsten jungen Gefellen hatte man bei diesem Blutfest verschont, weil man hoffte, selbige zum Glauben der Muselmänner zu bereden; und, ihre Bekehrung zu befördern, mußten sie Zeugen jener Betustigung seyn, welche der Großherr seinem Sohne veranstaltet hatte. Auf diese Weise geschah es, daß auch Wendellin den kläglichen Tod seines Herrn mit anschaute. Tief betrübt und mit schwerem Herzen

hat er am folgenden Tage die Wanderung in das türkische Reich an. Aber zu seinem Glück waren die Führer des Zuges von geringer Geisteskraft. Sie hatten kaum einige Tagereisen zurückgelegt: als es dem listigen Gefellen gelang, ihre Aufmerksamkeit zu täuschen, und sich im Gebüsch von ihnen und seinen christlichen Leidensgefährten zu verlieren.

Wendelin trieb sich viele Tage in den dichten Wäldern herum, nährte sich von Wurzeln, die er aus der Erde grub, und trank klares Quellwasser. Aber wenn schon eine so magere Kost einem jungen Burschen gar unangenehm seyn muß: so blieb das Schlimmste bei der Sache, daß er stets in Gefahr war, von wilden Thieren zerrißen zu werden. Oft überlegte er, ob es nicht besser sey, die Wälder zu verlassen, und sich den Türken auf Gnade und Ungnade zu ergeben, ja selbst ihren Glauben anzunehmen, als hier endlich den Wären und Wölfen zum Mahl zu dienen, deren anmuthige Töne ihn alle Abende zwangen, sein Bett auf einem hohen Baume aufzuschlagen. Aber als er einstmals solch erhabenes Lager bestieg: sah er in der Nähe ein lustiges Feuer flackern, welches eine einsame Hütte, an rauhen Felsen

gelehnt, beleuchtete. Wendelin überlegte erst eine Weile, ob es nicht gefährlich sey, dieser Flamme zu nahen: aber der Hunger und die Hoffnung, Menschen zu finden, die doch auf jeden Fall mitleidiger seyn würden, als die wilden Türken oder die Bären des Waldes, überwandten bald alle Bedenkllichkeiten. Er kletterte von seinem Baume wieder herunter, und lief dem Schein der Flamme nach, bis er auf ein gar verwildertes Waldplätzlein gelangte. Hohe Bäume schienen solches in ein ewiges Dunkel zu hüllen, und an den einsturzdrohenden Felskoloß schmiegte sich das halbverfallne Häuschen an. — Allein bald vergaß Wendelin Alles über den Anblick eines Wildbratens, der auf hölzernem Spieß am Feuer hing. Zur Seite stand ein Krug mit Wein. So wohl dem jungen Gesellen auch in den Kinderjahren von seiner Mutter das Gebot von wegen des Stehlens eingebläut worden war: so überwand hier solches die Noth, und er labte sich mit einem tüchtigen Schluck alten ungarischen Rebensaftes. Dann that es ihm leid, daß der schöne Braten auf der einen Seite verbrennen solle. Wenn er gleich nicht wußte, ob es dem Besitzer belieben werde, ihm ein Bröcklein von selbstem zukommen zu lassen: so kauerte er sich doch zum Feuer hin, drehte den Spieß, und labte sich am lieblichen

Geruch des Bratens, der eben gahr zu werden begann, als er aus dem Gebüsch eine schnarrende Stimme vernahm, welche ihm zurief:

„Wendelin! Wendelin!“

Der Knappe sah sich um, und gewahrte eine häßliche Alte, die in geschliffenem Gewande aus grobem buntfarbligem Wollenzeuch an einem Stabe daher trippelte, und sprach:

„Das gefällt mir, Wendelin! daß Du Dich so wohl zur Wirthschaft ansiehst.“

Wendelin fragte, woher ihn die alte Kanne; und erhielt zur Antwort, sie habe schon lange gemußt, daß er zu ihr kommen würde, und sich gefreut, einen wackern Gefellen zu bekommen, der ihr in ihrem schwachen Alter beistehen, und die Wirthschaft führen könne. Wie sich der Knappe ob solcher Rede verwunderte, fuhr die Waldfrau fort:

„Ja wohl, mein lieber Wendelin! Du mußt eine Zeit lang mein Koch und Kellernmeister, mein Jäger und Seneschall seyn: aber ich will Dich auch reichlich belohnen, und wenn Du nach zwei Jahren von dannen ziehest —“

Da fiel ihr der Jüngling ins Wort, und rief ganz erschrocken:

„Wie? — zwei Jahre soll ich in dieser Einsamkeit bleiben?“

Aber die Alte entgegnete:

„Allerdings, mein Sohn! und der Besiz Deiner Margarethe ist der Preis Deiner Mühe. Da meine ich doch, die ist es werth, daß man zwei Jahre lang einer alten Frau in ihrer Einsamkeit beisteht.“

Das meinte endlich Wendlin auch, nahm nach dem Befehl der Alten den Braten vom Spieße, der recht appetitlich aussah und duftete, und trug ihn seiner neuen Gebieterin in die Hütte nach, die gar verwunderlich ausgeziert war. Allerhand sonderbar gestaltete Gefäße, wie der junge Geselle noch in seinem ganzen Leben nicht gesehen, standen an den Wänden über einander; Schlangen mit buntgefleckter Haut wanden sich um die Bäuche der Töpfe, aus denen Eulen und andere Nachtvögel die Köpfe und Schnäbel heraus reckten, gleich als wollten sie den neuen Hausgenossen prüfend betrachten; Kagen schienen Wache zu stehen, daß jene nicht entfliehen möchten; und große Fledermäuse, die nicht nach der Weise ihres Gleiches die Gesellschaft der Menschen scheuten, schwirrten begrüßend ob dem Haupte des verwunderten Knappen, dem solche Nachbarschaft schier unheimlich vorkommen wollte. Aber wie die Alte ihn zum Tische rief, ein großes Stück Braten auf seinen Teller legte, und den großen irdenen

Becher

Becher mit dem kostbaren Wein anfüllte, den er bereits im Walde verkostet hatte: da übernahm er sein Wagen das Versöhnungsgeschäft. Als er sich dann nach langer Zeit zum ersten Mal wieder so wohl gesättigt hatte: legte er sich, ohne weiter auf das lustige und kriechende Gesindel in der Herrenwohnung Acht zu haben, auf das Mooslager im Winkel der Hütte, welches ihm die Alte anwies.

Wendelin schlief die ganze Nacht ruhig und ohne böser Träume, und trat am Morgen sein neues Amt an, in welches er sich bald und wohl schicken wußte, als hätte er sein Lebtag nichts anderes gethan. Er mußte täglich in den Forst hinaus gehen, und Wild für die Tafel seiner Herrin schießen. Dann trug er Holz zu, und machte Feuer an. Während die Speisen gahr wurden, bereitete er das Bett für die Alte und für sich; segte die Hütte, die er auch, wenn die Alte ausgegangen war, fleißig bewachen mußte; holte Wein aus dem tiefen Felsenkeller im Walde, und neuerte nach Tische die Schüsseln, Teller und Krüge. Er erwartete die Zufriedenheit seiner Herrin so sehr, daß sie oft meinte, es werde recht leid thun, wenn sie einen so fleißigen und aufmerksamen Diener werde müssen sollen.

So verfloß die Zeit schneller, als Wende-

lin sich eingeildet hatte. Als nun der letzte Tag der bestimmten zwei Jahre angebrochen war: ging die alte am frühen Morgen fort, und befohl ihrem wackern Diener ein gutes und reichliches Mahl zu bereiten, weil sie einen Gast erwartete. Da sie Abends heim kam: brachte sie einen jungen Gefellen mit, der schier so groß und stark war, wie ein Riese. Den stellte sie Wendelin als seinen Nachfolger vor, ihm gebietend, er möge ihn zu aller Hausarbeit anweisen. Wie dies geschehen war, sprach sie zu jenem:

„Nun folge mir an den Bach, auf daß Du die letzte Arbeit in meinem Dienste verrichtest. — Ich habe dort Weidenteister gesammelt, die sollst Du mir heim tragen, damit Daniel Holz habe, mit Feuer anzumachen. Dann sollst Du auch Deinen Lohn erhalten; und magst nach Belieben heim kehren, und Deine Margarethe freien.“

Bohlgemuth folgte Wendelin der Alten nach, und sein riesiger Mitgeselle schritt nebenher. Am Bache lag ein ungeheures Bündel Weidentruthen, das der starke Gefelle wohl fortzubringen meinte. Aber es wurde ihm schier zu schwer, die Last schien mit jedem Schritte zuzunehmen, daß er unter derselben über die Massen schwigte und kruchte. Dabei kam es ihm vor, als ob die Alte mit ihrem langen Diener ihn auslachte. Als er

endlich sein Bündel vor der Hüttenthüre abgeworfen: sank er ganz entkräftet zu Boden. Die Alte aber sprach:

„Nun ist Deine Dienstzeit aus, und ich will Dich belohnen, wie es eine arme Frau vermag, zu deren Gebote nur die Erzeugnisse des Waldes stehen.“

Mit diesen Worten zog sie ein glattes Weidenruthlein aus dem Bündel, reichte es Wendelin dar, und fuhr fort:

„Nimm dieses Ruthlein; und so Du es zu rechter Zeit in die Erde steckest, wird es Dir gar reiche Früchte tragen.“

Als die Alte so gesprochen: verließ sie den sprachlosen Wendelin; und ging mit ihrem neuen Knecht in die Hütte. — Wie jener sich von seinem großen Erstaunen erholt hatte: entbrannte er in Wuth über die Undankbarkeit der alten Hexe, welcher er zwei Jahre lang so treu gedient hatte. Er sann lange hin und her, wie er sich an ihr rächen könne; bald wollte er ihr die Hütte über dem Kopfe anzünden; dann fiel ihm wieder ein, wie sie durch ihre Zauberworte wohl wissen werde das Feuer zu besprechen: bald nahm er das Weidenruthlein in die Hand, und wollte es an ihren spitzen Knochen entzwei schlagen, und es ihr dann verächtlich vor die Füße werfen. Aber

vor der Thür der Hütte stand sein Nachfolger, der riesenstarke Daniel, mit einem knotigen Baumstamm bewaffnet; und obschon er herzlich zu lachen schien, hielt er doch seine Waffe so hoch und drohend geschwungen, daß Wendelin alle Lust verging, die alte Hexenmutter zu schlagen, die so wohl bewacht war, sondern nur leise brummend mit seinem kostbaren Jahreslohn von dannen ging, den er wohl zu bewahren beschloß, um sich stets seiner dankbaren Gebieterin zu erinnern.

Wie Wendelin so auf der Landstraße fortzog, und gegen Mittag eine Herberge erreicht hatte: war er sehr durstig geworden. Ob er schon keinen Pfennig in der Tasche hatte: ließ er sich doch einen Krug Ungarwein geben, setzte sich vor dem Hause auf eine Bank, und steckte sein Weidenröthlein in die Erde. Als er aber schon halb ausgetrunken hatte: fiel es ihm schwer aufs Herz, woher bezahlen? — Er schaute traurig auf den Boden nieder: doch siehe! sein Weidenreis hatte lustig Blätter getrieben, die glänzten gelb, und schienen von ziemlichem Gewicht. Wie er solche anrührte: fielen sie ab, und waren von lautem Gold. Neumüthig erkannte der Geselle nun, wie

ungerecht er seine Wohlthäterin geschmäht. Er kehrte alsobald in den Wald zurück, um ihr zu danken, und seine Unbesonnenheit abzubitten. Aber ob er schon zwei Tage in dem wohlbekannten Forst herumrannte: fand er doch keine Hütte mehr; und des suchlosen Nachsuchens müde, trat er endlich die Rückreise ins Vaterland an.

Wendelin pflanzte sein Goldbäumlein sofort in die Erde, daß er als ein reicher Mann in Oestreich ankam. Dort schaffte er sich viele Kasse, glänzende Gewänder und große Dienerschaft an; kaufte den Verwandten seines Herrn die hohe Felsenburg ab; und zog dann gleich einem Ritter vor die Mühle, zu dem groben Meister Thomas, um seine schöne Tochter zu werben. Dazu hätte es aber all des Glanzes nicht bedurft: denn der Alte war gestorben, und Gretchen, nachdem sie zwei Jahre umsonst auf den Liebling ihres Herzens geharvt hatte, meinte nicht anders, die Türken hätten ihn längst gespießt, weshalb sie nichts mehr von Liebe und Ehe hören wollte. Mit großer Freude empfing die schöne Jungfrau ihren geliebten Wendelin; und nach acht Tagen wohnten sie als Mann und Frau auf der Weste.

Im ersten Jahre ging dort oben Alles gut, Frau Margarethe gebor ihrem Hausherrn

einen paßbackigen kleinen Wendelin, an dem sich beide Aelteren sehr ergöbten; auch die Edeln der Nachbarschaft ließen es sich nicht nur gefallen, dem guten Ungarwein des glücklich gewordenen Knechtes weidlich zuzusprechen; und einige verarmte Junker erzeigten ihm sogar die Ehre, daß schier keine Woche verging, wo sie nicht auf der Weste einsprachen, sich einige Blättlein von dem wunderbaren Weidenreiß abzuholen, die sie ihm in besserer Zeit wieder zu erstatten versprochen. Aber Wendelin, des Reichthums ungewohnt, ließ sich am Ende von dem üppigen Leben blenden, daß er sich dem Trunk und Spiel ergab; schwelgerische Gelage erfüllten die einsame Burg; und Frau Margarethe vergoß im Stillen bittere Zähren über die Veränderung ihres Gatten.

Oft, wenn Wendelin im Schlafe lag, erschien ihm die Waldfrau mit drohender Geberde, ihn vor den Gefahren eines so ruchlosen Lebens zu warnen; ja ein Mal dächte es ihm, sie bringe den riesenstarken Gesellen mit sich, und bedeute diesen, er solle den schwelgerischen Burgherren auf die Schultern nehmen, und in den Bach stürzen. — Da erwachte Wendelin vor großem Entsetzen. Doch besserte er sich nicht: vielmehr wuchs seine Sündenzahl von Tage zu Tage; denn als eine schöne junge Dirne bei Margarethen in

Dienst trat, warf er sein lüsterneß Auge auf sie, und stellte ihrer Tugend nach. Luitgard wußte ihm lange auszuweichen; bis endlich der Glanz des Goldes seine Wirkung zu thun schien. Da versprach sie, sobald die Frau mit ihrem Kindelein in die nächste Stadt gefahren seyn würde, ihn auf seinem Schlafgemach heimzusuchen. 'Es geschah, wie Wendelin hoffte und wünschte. Aber die schlaue Magd wollte ihm auch nicht die kleinste Günst gewähren: bis er ihr gelehrt haben würde, wie sein Weidenreis gebraucht würde. Von wilder Sinnengluth verblindet, ließ sich Wendelin dazu um so leichter bereben: da die Waldfrau ihm nicht geboten hatte, solches geheim zu halten. Er riß einen Rosenstock aus, welchen Frau Margarethe in einem Gartentopf am Fenster gepflanzt hatte, und steckte sein Rütchlein in die lockere Erde, welches sich alsbald mit goldenem Laub füllte. Aber die Dirne griff nach dem Reis: und siehe! vor ihm stand das Waldweibchen, welches ihn heftig mit der Ruthe schlug, daß jedes goldene Blatt, wie es auf seinen Leib fiel, ihm einen brennenden Schmerz verursachte. Dann verschwand sie, und ein ersticken-der Dampf erfüllte das Gemach. — Der Ge-ängstete stürzte hinaus: doch überall schlugen ihm Flammen entgegen, lichterloh brannte die Burg

auf allen Seiten, und mit Mühe nur rettete sich Wendelin ins Thal herab, wo er zusah, wie sein Reichthum in Kohlen und Asche zerfiel.

Auch Frau Margarethe erschrak: als sie auf ihrer Heimkehr die Bese in hellen Flammen stehen sah. Doch wie sie im Walde ihrem Gatten begegnete, der reumüthig zu ihren Füßen sank, und unter Schwüren der Besserung ihr seine große Sünde bekannte: da war sie getröstet, und bezog gerne mit ihm die kleine Mühle wieder, wo die beiden Eheleute fortan ein frommes und glückliches Leben führten.

208

Thal St. Helena.



Es war am heiligen Charfsamstag, als Junker Heinrich von Rauchenstein mis'muthig von der Jagd heim kam, und, die Büchse puzend, zu seinem bejahrten Knappen sprach:

„Ist es doch nimmer zu Nutz und Fromm: wenn man einen heiligen Tag mit weltlichen Beginnen frevelhaft entweicht. — Da habe ich nun den ganzen Tag mich im dunkeln Forst herumgetrieben, und nicht ein Häslein erbeutet.“

Und der Knappe entgegnete:

„Seht Ihr's wohl, edler Junker! ich habe es Euch am frühen Morgen gesagt, daß mir von Ragen geträumt hat, und die bedeuten all mein Lebtag nichts Gutes. Denn die Rage ist ein falsches, dem Menschen feindlich gesinntes Thier, das täglich sieben Mal auf seinen Tod sinnt; und längst hätten auch die Ragen alle Menschen erwürgt, wenn sie es nicht zu unserm guten Glück über dem steten Spinnen und Schnurren jedesmal wieder vergäßen.“

Aber der Junker lachte ob des Aberglaubens, welcher seinen alten Knappen eingenommen, und entgeanete:

„Weht wirst Du heute Nacht in Deiner Kammer ein Mäuselein haben pfeifen gehört, ehe Du einschliefst; und da dachtest Du an die Kage, bis sie Dir im Traume wieder vorkam. — Die ist gewißlich ganz unschuldig an dem geringen Glück, so mir heute im Waidwerk geblüht hat.“

Der alte Knappe schüttelte den Kopf, und versetzte:

„Ihr solltet nicht so leichtsinnig die Warnung eines zwar geringen, aber wohl erfahrenen Mannes verwerfen. Wenn Ihr mir Gehör vergönnen wollt: so könnte ich Euch eine gar schauerliche Geschichte erzählen, die ich in meinen jungen Jahren erlebte.“

Als der Junker, der lächelnd sein Gewehr in Stand setzte, ihm solches gestattet, fuhr der Alte fort:

„Als ich noch ein starker Gefelle war: bestand ich mich in Diensten eines alten Ritters, der tief im Ungerlande, der türkischen Gränze unfern, in einer entlegenen Waldburg wohnte. Mein Herr war ein gar seltsamer, schier trübseliger Mann, der mit seinen Nachbarn gar keine Gemeinschaft hielt, und mit wenigen Knechten

ganz still und einsam Haus hielt. Er war ziemlich arm, doch litten wir keine Noth. Denn er zog täglich mit einem von uns auf die Jagd; und weil die dortigen Wälder ganz voll des schmachhaftesten Wildprets sind, so brachten wir immer Nahrung genug mit nach Hause, während die übrigen ein Paar Felder und einen Weinberg bebauten, die uns Brod und guten Ungarwein lieferten. Vor allen Hausgenossen besaß ein großer weißer Kater die Gunst des Mitters; und das Thier folgte auch dem Beispiel seines Herrn so treulich, daß es, wie er, täglich jagen ging, und Abends gewißlich wieder nach Hause kam. Der Kater belustigte dann den Herrn mit seinem krummen Buckel und mancherlei possirlichen Sprüngen, und schlief auf einem Stuhle neben seinem Bette. Als es nun einstens um die Zeit des Weihnachtsfestes sehr kalte Witterung war, und der Ritter sich eben bereitete, zur Christmette in eine Kirche zu gehen, die wohl über eine Stunde entfernt lag: da vermißte er seinen Gurris, und verwunderte sich, daß der Kater, der sonst so gern in der Nähe des warmen Ofens lag, bei der strengen Kälte noch etwas außer dem Hause zu schaffen habe. Er machte sich auf den Weg, der ihn über ein großes ganz überschneites Feld führte, auf welchem

nur hier und da ein einzelner Baum stand. Unter allerlei Gedanken ging der Ritter wohl eine halbe Stunde weit unter dem blauen Himmelszelt dahin, das ganz mit den glänzenden Sternen besäet war: als er auf einmal ein gar sonderliches Schnurren und Pfeifen vernahm. Er ging darauf zu; und als er an einen kahlen Baum kam, dessen blätterlose Nester mit weißem Schnee überzogen, in die Luft hinauftraten, da sah er viele Ragen von allen Farben und Gestalten, groß und klein durch einander. Die tanzten gar behaglich herum; und oben auf dem Baume saß Gurris, mit gravitätischer Miene, und blies das Horn dazu. Der Ritter wußte nicht recht, wie ihm geschah; und die wunderlichen Töne nahmen seinen Sinn so ein, daß er große Lust empfand, sich in den Ragenreihen einzumischen: als mit einem Male die Kirchenglocke ganz schwach über das Feld daher schallte. — Bei diesem Schalle stürzte sich Gurris mit Blitzesschnelle von dem Baum herunter; und alle übrigen Ragen sprangen über den tanzlustigen Ritter hinweg, der wieder zu Verstande kam, und eilig zur Kirche lief, um in frommen Gebeten sich von solchem bösen Spuk zu erholen.

Als die Christmette zu Ende war: kehrte der Ritter heim, und legte sich ruhig zu Bette.

Aber wie er am folgenden Morgen erwachte: da lag Gurris auf dem Stuhl neben seinem Lager, als ob er kein Wasser getrübt hätte, und sprang auf die Decke, seinem Herrn mit krummem Buckel lieblosend, um ihm etwas vorzuschmurren, was einem so kunstreichen Musikus wohl gelingen mußte. Aber der Ritter — welcher nun wohl einsah, welch Geistes Kind sein vierfüßiger Hausgenosse sey — wurde gar zornig über des Ratters Heuchelei, und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Nun, Gurris! wie hast du dich beim nächsten Fest unterhalten?“

Und als er so gesprochen: griff er nach dem Jagdmesser, ihn zu durchbohren; doch Gurris kam ihm zuvor, schwang sich um seinen Hals, und würgte ihn so grausam, daß er kaum sich regen konnte, bis wir auf das Getöse herbeieilten, und ihn von des Herrn Leibe mit unsern Säbeln in Stücken hauten. Als der böse Ratter so getödet auf der Erde lag: da zog ihm einer die Haut ab, beizte ihn in scharfen Essig ein, und sprach „Ihr kennt doch den alten grauen Wildpretshändler, der mit so wunderlichem Aussehen und Gehehrden von der türkischen Grenze herüber kommt, uns die überflüssigen Hasen und Rehe abzuhandeln; den wollen wir mit diesem

Kater betrügen, und ihm solchen für einen Hasen verkaufen.“ Dieser Vorschlag ward mit großem Gelächter angenommen; und man steckte den Kater in einen Sack, welchen einige der Knechte zu dem türkischen Wildprethändler trugen. Aber als sie an dessen Haus kamen: trat ihnen seine Frau weinend und mit Händeringen entgegen, und erzählte: daß sie ihren Mann, der seit langer Zeit in der Ferne herumgetreift war, am Christtagsmorgen mit Säbelhieben zerstückt im Bette gefunden habe. Als jene sie ins Haus führte: da war das Bette leer, und der Sack, den sie trugen, wurde immer größer und schwerer, so daß sie, von einem heftigen Entsetzen befallen, den Sack schnell in das vorüberfließende Grenzwasser warfen.“ —

So weit hatte der Knappe erzählt: als die Glocke in der St. Helenen-Kapelle im Thal zum ersten Male anschlug, die fromme Nachbarschaft zur Auferstehung zusammen zu rufen. Nicht ohne inneres Grausen stieg der fromme Jüngling den Berg herab: wie er aber zur Kirche kam, war selbe noch nicht eröffnet. In tiefem Sinnen über die wundersame Mähe, die er so eben vernommen, ging er, still und in sich gekehrt

lehrt, längst des Waldstromes dahin: als eine sonderbare Erscheinung sich seinen Blicken darstellte. Eine Jungfrau von blendender Schönheit in ein weites weißes Gewand gehüllt, saß am Strom, wusch Hals und Antlin, und schien mit traurigen Blicken sich in der klaren Fluth zu bespiegeln. Der Junker blieb staunend stehen; und sein jugendliches Herz, das noch nimmer für ein weibliches Wesen empfunden hatte, hob sich mit schnellern Schlägen, seine Wangen glühten in höherm Roth, und mit wonnigem Sehnen schaute er nach der Holden hin, wohl überdenkend, ob er jemals eine so lieb reizende Jungfrau gesehen. — Da erblickte sie ihn, griff schnell nach ihrem Schleier, den sie neben sich auf den Rasen gelegt hatte; und, seinen über das Haupt werfend, eilte sie schnellen Laufes über die Brücke ans jenseitige Ufer.

Der Junker konnte sich nicht enthalten, die fliehende Schöne zu verfolgen, die, als sie den Berg erreichte, auf dem die wenigen Ueberreste der Burg Scharfeneck liegen, sich noch einmal umschaute, und dann dem Blick des Junkers entchwunden war. — Er folgte ihren Tritten. Als er an die Stelle kam, wo er sie zuletzt gesehen: entdeckte er eine Thüre in dem

Berge, die, mit vielen Schlössern verwahrt, aus-
 sah, als ob sie seit vielen Jahren nicht eröffnet
 worden wäre; gleichwohl zweifelte er gar nicht
 daran, daß die Jungfrau hinein gegangen sey,
 und sprengte endlich mit jugendlicher Kraft die
 eiserne Pforte. Aber als er in ein weites Ge-
 wölbe trat: war nichts von der Schönen zu se-
 hen; und an ihrer Statt starrte ihn eine riesen-
 große, schwarze Kaze mit furchtbar glühenden
 Augen an, daß er sich alsogleich wieder des Mähe-
 leins von der türkischen Gränze erinnerte, und
 vorsichtig gegen einen plötzlichen Anfall des
 furchtbaren Thieres sich wahrte. Dieses aber
 schien, trotz seines grausamen Blickes, nicht so
 troziger Natur, und klagte vielmehr in traurigen
 Tönen; und, indem es auf eine glührothe eiserne
 Kette schaute, die seitwärts von einer schwarzen
 Säule herabhing, war es, als wollte das Thier
 den Junker um etwas bitten. Heinrich wollte
 an ihr vorüber in den Hintergrund des Gewöl-
 bes; da setzte sich ihm die Kaze entgegen, und
 schien mit jedem Augenblicke größer und furcht-
 barer zu werden; bis endlich jener, von einem
 heimlichen Grauen befallen, aus dem Gewölbe
 entwich, das sich hinter ihm mit gewaltigem Kra-
 chen schloß. Da läutete man abermals zur Kir-
 che; und kaum seiner Sinne mächtig, trat der

Junker in das Gotteshaus. — Er hörte nicht das frohe Hallelujah, womit die christliche Gemeinde die Auferstehung des Herrn feierte; und auf dem Heimwege kam es ihm immer vor, als schwebte die holdselige Jungfrau vor ihm; und, wenn er sich ihr nähern wollte, sah er wieder das furchtbare Thier, und hörte die herzzersehnenden Töne, womit es klagte.

Als Heinrich wieder in die Burg kam: rief er den alten Knecht, und ließ sich die Geschichte von dem weißen Rater wieder erzählen. Wenn ihn ein dumpfes Bangen ob der schauerlichen Mähr befiel: so sah er doch zugleich im Geiste die schöne Dirne, und die Freude, welche er über ihren Anblick empfand, war größer als die Bangigkeit seines Herzens; so daß jener ihm das Ganze schier täglich wiederholen mußte.

Um diese Zeit war der Kaiser in einem schweren und verderblichen Kriege mit dem Erbfeind in Christenheit begriffen; und der alte Konrad von Raudenstein wollte nicht länger säumen, seinen Sohn in das ritterliche Leben einzuführen. Er geleitete ihn zum Heerlager nach Wien, wo des Kaisers Majestät sich selbst herabließ, den

Heldenjüngling zum Ritter zu schlagen, welcher sich auch im nächsten Treffen gegen das Heer der Muselmänner so hoher Ehre würdig zeigte, und durch unerhörte Tapferkeit so viel zum vollkommenen Siege beitrug, daß ihn der Kaiser auf dem Schlachtfelde umarmte, und laut vor dem ganzen Heere zugestand, daß er keinen tapferern Ritter in seinem Reiche kenne. Endlich war der Krieg zu Ende, und wie der junge Ritter heim kam, und zum ersten Mal wieder das stille und heimliche Thal betrat: da stand auch das Bild der Jungfrau wieder im leuchtendem Glanz vor seiner Seele; und er schalt sich selbst einen feigen Knaben, daß er nicht dem Thiere mit den feuerglühenden Augen Trost geboten, und weiter in die Halle vorgebrungen war, um die Schöne dennoch aufzufinden. — Um dieses Versehen wieder gut zu machen, bewaffnete er sich eines Tages, und ging gegen den Scharfenegger Berg die Pforte wieder aufzusuchen, und mit Gefahr seines jungen Lebens, die furchtbare Kage zu bekämpfen: aber er suchte umsonst; und obschon er den dunkeln Forst nach allen Seiten durchstrich, so war doch nirgend mehr eine Pforte zu finden, und trostlos kehrte er heim. Ost wiederholte er seine Nachforschungen; doch stets ohne allen Erfolg, und auf seinem vielfältigen Wan-

derungen in das Helmenthal wollte ihm auch die liebliche Jungfrau nicht wieder erscheinen. Das nahm er sich zu Herzen; und weder Jagd noch Kampfspiel wollte ihn mehr erfreuen, schon der Vater Alles aufbot, den geliebten Sohn zu erheitern. — Ja, die Gesellschaft der Menschen wurde ihm so lästig, daß er sich endlich von allen entfernte, und oft ganze Tage in das Archiv seines Vaters einschloß, um dort unter den bestäubten Pergamentrollen sein freudloses Daseyn hinzubrüten. Schon waren beinahe drei Jahre verflossen, seit Ritter Heinrich die weiße Jungfrau am Flusse erblickt, die seinen ganzen Sinn so eingenommen, daß er nicht mehr froh zu werden vermeinte, weil er sie so schnell wieder verloren hatte: da begab er sich am Palmsonntage nach dem Gottesdienst, wie gewöhnlich, in das Archiv, um sich dort nach seiner Weise zu beschäftigen; und zufällig gerieth ihm ein altes und kaum leserliches Manuscript in die Hände. Als er es aufrollte: besiel ihn eine wunderbare und freudige Ahnung, so daß er voll unerklärlicher Erwartung die Blätter entfaltete, und las wie folgt.

„Als Ritter Adalbert auf Scharfenegg hauste, dem seine tugendsame Gesponsin ein gar holdseliges Töchterlein geboren hatte, so zu aller Welt Freude und Verwunderung heranwuchs: wohnte ihm gegenüber auf der Feste Raubenegg, ein gar böser Ritter, mit Namen Damian, der einst sein Waffengenosse gewesen, als beide mit dem christlichen Glaubensheere nach Palästina gezogen waren. Der Schwertkrieger eines Muselmannes ähmt' den Arm Ritter Adalberts, daß er nach zwei Jahren wieder heim lehren mußte, von welcher Reise er einen gar trüben Sinn in die Burg seiner Väter mitbrachte, und nimmermehr fröhlich zu werden vermochte, ob schon seine Tochter Mathilde, einer Rose gleich, herangeblüht und mit allen garten Tugenden geschmückt war. Sein Nachbar war in Palästina geblieben; und man erzählte zwar, daß noch mancher Ungläubige durch seinen starken Arm den Tod empfangen: doch solle er mit einem Zauberer ein Bündniß geschlossen, und von demselben allerhand schwarze Künste erlernt haben, die ihn unüberwindlich machten, und gar große Gewalt in seine Hand gaben. Solche Dinge sprach man in der ganzen Nachbarschaft; nur auf Scharfenegg hatte der Burgherr strenge verboten, solche Märlein von seinem Freunde und Waffengenossen zu erzählen,

und da man sah, wie solche Neben den Ritter erzühten, und gleichsam mit Wuth und Grausen erfüllten, so hüteten sich all seine Hausgenossen, gegen sein Gebot zu handeln.

Als Ritter Damian aus dem heiligen Lande zurückkam, wo er so unheilige Dinge begonnen, und seinen Nachbar auf Scharfenegg besuchte: entbrannte er in wilde Leidenschaft für die wunderschöne Mathilde. Aber das Fräulein empfand keine Freude über die Bewerbungen des rauhen Rittersmannes, der stets nur von Fehden und Siegen sprach, und sie mit Schilderungen wilder Nordluft unterhielt, ja bei dessen Anschauen die fromme Jungfrau sich eines heimlichen Grauens nicht erwehren konnte. Solches offenbarte Mathilde ihrem Vater, der sie über die Mäßen liebte, mit kindlicher Aufrichtigkeit; und weil Ritter Adalbert nur das Glück seiner Tochter begehrte, so wies er den unerwünschten Freier ab.

Bald darauf kam Ritter Adalbert zum Sterben. Als er seine letzte Stunde herannahen fühlte, verlangte er den Burgkaplan, Vater Hyacinth, beichtete ihm seine Sünden, und bat denselben, zwei Fässer voll gemünzten Goldes und Silbers, welche sich in den unterirdischen Gewölben seiner Burg befanden, unter die Armen zu vertheilen.

Doch möchte Mathilde keinen Theil an dieser wohltätigen Handlung nehmen, damit nicht die unterirdischen Gister eine Gewalt über sie erhielten. Nachdem der Ritter also sein Herz und Gewissen erleichtert hatte: segnete er das Zeitliche, und der Pater that mit dem großen Schatz an Gold und Silber nach dem Befehle des Verstorbenen. Aber wie die Armen der Gegend auf viele Meilen im Umkreise sich vor der Burg Scharfenegg versammelten, um so reicher Spende theilhaftig zu werden: gefiel die Vertheilung dem frommen Fräulein so wohl, daß sie mit ihren Rosen hinabging, und neben dem Castellan in die Kasser griff, um die Armen mit doppelter Gabe zu erfreuen. Als das Gold und Silber weggegeben war: lehete Mathilde still und sinnig in ihr Gemach zurück; und es schien, als hätte ihr diese Handlung der Wohlthätigkeit einigen Trost für den Verlust eines zärtlich geliebten Vaters ins Herz gesenkt.

Kurze Zeit nach dem Tode des Scharfeneggers sprach Ritter Damian von Raubeneegg wieder auf der Burg ein, und erneuerte seine Bewerbungen: aber Mathilde fürchtete ihn, wie den bösen Feind; und würde viel lieber im Kloster, als in seinen Armen, ihr Leben beschloffen haben. Deshalb sprach sie zu ihm:

„Vergebt, edler Ritter! daß ich Euren ehrenvollen Antrag in meiner gegenwärtigen Lage nicht annehmen kann. Noch fließt unaufhaltsam der Strom der Thränen, die ich meinem innig geliebten Vater in die Gruft nachsende; und unmöglich kann ich in meiner tiefen Trauer an ein fröhliches Hochzeitesfest denken.“

Mit solchen Reden vermeinte Mathilde den bösen Ritter einstweilen abzufertigen, hoffend, er werde in stolzem Sinne, nicht weiter an sie denken. Doch Damian hatte den Beschluß gefaßt, er müsse des Fräuleins Hand besitzen, möge solches auch Ströme von Blut kosten; und schwur, den frommen Vater Hyacinth auf Burg Scharfenegg unter den grausamsten Martern zu tödten, wenn ihn das Burgfräulein nicht binnen Kurzem ihre Hand reichen würde. Darauf zog er von dannen.

Pater Hyacinth war dem Fräulein gar sehr ergeben; und da er wohl wußte, daß sie sich nimmer entschließen würde, einem so ruchlosen Ritter ihre Hand zu reichen, so versammelte er bei Nacht alle Mannen des verbliebenen Ritters, und stellte ihnen die Gefahr vor, welche der Tochter ihres geliebten Herrn drohte. Dann flehte er sie an, ihr beizustehen in ihrer großen Noth; und

wie er sie alle zu jeglichem Unternehmen bereitwillig fand, nahm er ihnen am Altare der Burgkapelle den feierlichen Eid ab, daß sie ihre junge Herrin vertheidigen wollten, so lange noch ein Tropfen Blut in ihren Adern fließe. Sogleich sandte er Boten an alle Freunde und Waffenbrüder des verstorbenen Ritters, sie entbietend, herbei zu eilen, ehe noch der wilde und grausame Damian komme, vor dessen Nachstellungen sie das Fräulein beschützen sollten.

Als dieses geschehen war: traf man in Schafsenegg Anstalten, um Alles zur Vertheidigung der Burg in Bereitschaft zu setzen. Aber mittlerweile hatte Damian alle ausgesandte Boten aufgefangen, ihre Schreiben gelesen; und kam viel früher in die Burg, als daß man sich hätte genugsam zur Gegenwehr rüsten können. —

Er trat plötzlich vor das Fräulein hin, welches bei seinem Anblick zu zittern anfang, und beinahe die Sinne verlor. Als Damian sah, wie die Ärmste ganz schwach geworden, rief er ihr zu: „Wisset, Mathilde! daß ich nur noch einmal zurückkehre, und zwar auf eine Frist von drei Tagen; und so Ihr auch dann noch meiner Liebe spottet, dann fürchtet meine grausame Rache, als deren erstes Opfer der Burg-

pfasse fallen soll. Solches schwöre ich Euch bei meinem Schwerte."

Mit diesen Worten verließ Damian die Burg, wo selbst alles in großer Trauer zurückblieb; und Fräulein Mathilde beschloß, den Nonnenschleier zu wählen, um der verhassten Umarmung des ruchlosen Nachbarn zu entgehen. Aber ehe der in ein naheß Kloster gesandte Bothe wiederkehrte: nahte schon der gefürchtete Bräutigam; und obßchon die Burg verrammelt und alle Anstalten zur tapfern Gegenwehr getroffen waren, so blieb doch jegliches fruchtlos gegen die Bauerkünste des Ritters. — Auf seinen Wink zerfielen die geschlossenen Thore in Staub, und er zog siegreich in die Burg ein. Der fromme Pater fiel als das erste Opfer blinder Rachsucht; und wie der Ritter noch rauchte von dem Blute des gottseligen Priesters, trat er vor das Lager des schwer erkrankten Fräuleins und rief:

„Nunmehr, o-verworfenen Dirne! kennst Damian kein Erbarmen mehr gegen Dich. Ich habe Dir Rache geschworen, die furchtbarste Rache, und Du sollst ihr nicht entgehen. Im fernern Morgenlande habe ich gelernt, die Geister zu be-

herrschen, und mit ihrer Hülfe unglaubliche Dinge zu verrichten. Da Du meine Liebe verschmähst: so fühle nun meinen Haß. Wisse, daß noch heute die Burg Deiner Väter in Flammen zu Grunde geht. Du aber sollst hinfort in den Kellergewölben hausen, und in der Gestalt einer schwarzen Kape die Schätze bewahren, die dort ruhen. Doch daß Du noch mehr bestraft werdest: so bleibe Dir das menschliche Gefühl in der Brust, damit Du täglich bereuen mögest, den ehrenvollen Bund mit Ritter Damian ausgeschlagen zu haben. Nur alle drei Jahre, am letzten Abend vor dem Ostersfeste, sollst Du Dich Deiner menschlichen Gestalt erstreuen, die Gegend zu beschauen, wo Deine Vorfahren gehaust haben, und im Waldstrom Dein Angesicht zu baden. Dann aber lehrst Du in die Tiefen der unterirdischen Gewölbe von Scharfenegg zurück, und schmachtest als schwarzer und fürchterlicher Wächter des Schatzes: bis einst ein Jüngling aus edlem Geschlechte, von einer tugendhaften Mutter geboren, und dessen Gemüth noch kein unkeuscher Gedanke besleckt hat, Dir zu Deiner dunkeln Wohnung folgt, und trotz der Funken, die aus Deinen Augen sprühen, ohne Zagen Dich an die glühende Kette legt, so Dich an Deine martervolle Heimath bindet.“

Als der böse Ritter so gesprochen: ergriß er die holde Mathilde bei ihren schönen und langen Haaren, und schleppte sie in das tieffste Gewölbe, wo sie durch Satanskünste alsogleich in eine schwarze Kage verwandelt, und von seinen dienßbaren Geistern an den Block geschmiedet wurde. Dann lehrte er wieder in das Schloß zurück, welches er ganz verheeren und niederbrennen ließ, daß kaum ein Paar Mauern davon stehen blieben, und er noch im Fortziehen sich seiner grausamen Büberei erfreute.

Mittlerweile hatte ein entsprungener Knappe die traurige Nachricht einigen von Adalberts Freunden hinterbracht, die mit all ihren Mannen herbeieilten, um die Tochter ihres ehemaligen Waffenbruders in Schutz zu nehmen. Aber sie fanden nur rauchende Trümmern; und da sie vermeinten, Mathilde befinde sich in Damians Burg, so zogen sie schnell nach Raubenegg hinüber, um ihre Auslieferung zu verlangen.

Der Ritter lachte ihren Drohungen in seiner wohlverwahrten Beste, die er durch Zauberkünste noch mehr zu befestigen wußte. Da sie lange Zeit vor der Beste gelagert blieben: so kam er erst auf die Zinne des vordern Thurmes und höhnte die Belagerer. Aber als er dies eines

Tages wiederholte: hatte sich ein kühner Jüngling mit der Armbrust hinter einen Baum verborgen, und sandte seinen Bolzen gerade in das Herz des Gottlosen, daß er alsobald eine Todeswunde empfing. Ehe Damian unter Flüchen und Gotteslästerungen seine schwarze Seele aushauchte: ließ er sich aus der Burg mitten unter seine Feinde tragen, und sprach zu ihnen:

„Wisset, daß Damian nicht ungerächt stirbt: denn Mathilde, so Ihr zu retten gekommen seyd, lebet in einer grausamen Verwundlung, und wird Jahrhunderte lang leiden und schwachen, ohne daß Ihr sie zu erlösen im Stande seyd.“

Als er so gesprochen, verschied er; und banges Grauen erfüllte die Gemüther der anwesenden Ritter, welche, nachdem sie die Burg in Besitz genommen, diesen Sitz der Grausamkeit zerstörten, und traurig wieder heim zogen.

Noch harret das edle Fräulein ihres Erlösers und in den Ruinen der Burg Rauhenegg, wandelt in der Nacht vom Freitag auf dem Samstag Ritter Damian mit rassenden Ketten umher. Flammen schlagen aus seinem geöffneten Munde, und auf seine Erlösung wird er lange harren müssen. Denn einigen frommen Pri-

stern, die es versucht haben, den unreinen Geist zu bannen, ist die göttliche Kunde geworden, daß er nicht eher seiner Pein erledigt werden solle, bis einmal ein Enkel der frommen Mathilde einen Vogel besigen wird, den er sehr liebt. Dieser Vogel muß aus seinem Käfige entfliehen, und das Saamenkorn einer Föhre auf das verwitterte Gemäuer tragen; und wenn einst solcher Baum erwachsen, gefällt, und eine Wiege aus demselben gezimmert worden, soll in dieser ein Knabe geschaukelt werden, der einst als Priester den Geist erlöst, und ihn zur ewigen Ruhe zu bringen bestimmt ist.“ —

Nun war dem jungen Ritter plötzlich ein Licht aufgegangen. Mit Freuden gedachte er, wie er nun in wenigen Tagen die geliebte Jungfrau nicht nur wiedersehen, sondern auch von ihren langen Ketten erlösen könnte, damit sie denn an seiner Seite ihr Erdenleben vollbringe. schier wollten Heinrich die Tage zu Jahren werden. Als nun der heilige Charfamsdag angebrochen war: da konnte er es im Hause nicht aushalten. Er lief den ganzen Tag im Walde herum; wohl

zehn Mal begab er sich an die Stelle, wo Mathilde zum ersten Mal erschienen war: aber erst, als die Sonne zu sinken begann, sah er hinter einen Busch versteckt, das Fräulein langsam Schrittes aus dem Walde dunkel hervor gehen. — Am Flusse legte sie den Schleier ab und wusch sich Hals und Antlitz. Da konnte sich Heinrich nicht länger halten; er brach hervor, und wollte zu ihren Füßen stürzen. Als sie ergriff schnell den blendend weißen Schleier und floh so leichtfüßig, daß sie der gewandte Jüngling nicht einholen konnte. Als sie die uneröffnete Pforte verschwand: warf sie einen traurigen Blick auf den Ritter, als wollte sie sagen „Kehre um, Du verstehst ja nicht, mir zu helfen!“ Dieser Blick gab Heinrich doppelten Muth. Mit einem einzigen Druck der starken Hand war die Pforte eröffnet; und er blickte die schwarze Kaze, die ihn mit feuergehenden Augen ansah. — Beherzt schritt er der Kette, die ihm gewaltig in der Hand brannte. Aber er ließ sich nicht irre machen, hielt sie muthig fest, und legte das furchtbare

Thier an die glühende Fessel. — Kaum war dieses geschehen: als mit einem gewaltigen Krachen die Höhle erschüttert wurde, und Heinrich süßte sich tief in die Erde versunken. Als er nach solchem hohen Sturz um sich blickte: besand er sich in einer weiten Halle, von vielen hundert Lampen beleuchtet; und mit holdseligen Blicken kniete die schöne Mathilde vor ihm nieder, ihm für die Erlösung aus ihrer traurigen Verwandlung zu danken. Er aber hob das liebreizende Fräulein zärtlich auf, und drückte sie an seine Brust mit der Bitte, seine Liebe zu krönen und seine geliebte Gemahlin zu werden.

Erröthend und gewährend sank Mathilde in Heinrichs Arme, und barg die hocherglühenden Wangen an des Ritters Brust. Liebkosend führte das Fräulein ihren Retter durch die weiten Gewölbe, ihm die reichen Schätze von Gold und Kleinodien zeigend, welche ihre Vorfahren aufgesammelt, und die nun von ihnen in Besitz genommen werden sollten. Dann folgte sie dem Ritter in die Kirche; und nachdem sie mit inniger Andacht und Erbauung der kirchlichen Feier des

Auferstehung beigemohnt hatten, geleitete er seine Braut auf die Burg Kaufenstein, wo er seinen Aeltern den ganzen Vorfall erzählte. Die Aeltern schlossen die holdselige Schnur mit großen Freudenbezeugungen an ihr Herz. Nach Verlauf weniger Tage wurden die Liebenden durch den Schloßkaplan auf ewig verbunden, und lebten viele Jahre lang im Glück und ungestörten Freuden.

Das
Bild im Feuer.



Still und langsam schwamm das flache Fahrzeug zunächst der böhmischen Hauptstadt Prag an dem Orte, wo Kaiser Karl IV. später die Neustadt erbaut, über den Moldaufluß. Keiner von Allen, welche darauf saßen, kannte den andern, und keiner sprach mit den übrigen. Endlich zog der muntere Waidmann ein Horn aus der Tasche, und ließ lustige Töne daraus ertönen; ein anderer fröhlicher Reisegeselle schraubte den Knopf von seinem Wanderflabe, und mischte den milden Gesang seiner Flöte in die schallenden Klänge des Hornes; und ganz im Hintertheile des Schiffes saß eine wunderschöne Hirtenjungfrau, die hatte während der ganzen Fahrt noch kein Wörtlein gesprochen — wie die helle Musik an ihr Ohr schlug, da ward ihr wohl zu Muth; sie ließ ihre liebliche Stimme ertönen, und sang, während die Ruder sich nach dem Takte bewegten, in den Schall der Instrumente hinein.

„Es wollt' ein Jäger jagen
Dort wohl vor jenem Holz.
Was sah er auf der Heiden?
Drei Fräulein schön und stolz.

Die erste hieß Frau Glauben,
Frau Liebe hieß die zweit',
Frau Hoffnung hieß die dritte,
Des Jägers wollt' sie seyn.

Er nahm sie in der Mitte,
Sprach „Hoffnung nicht von mir loß!“
Schwangs hinter sich zurücke
Wohl auf sein hohes Roß.

Er führt' sie gar behende
Wohl durch das grüne Gras,
Behielt's bis an sein Ende;
Und nimmer reut ihn das.

Hoffnung macht nicht zu Schanden,
Im Glauben fest an Gott,
Dem Nächsten geht zu Handen
Die Liebe in der Noth.

Hoffnung, Liebe und Glaube,
Die schönen Schwestern drei,
Wenn ich die Lieb' anschau',
Ich sag, die grüßt' sie sey!“

Endlich schwieg die Musik; und die Reiseger
sellen frugen einander wechselseitig um ihr Ge
werbe, und wo sie wohl hinzögen. Da sprach
der junge Gefelle, welcher vorher auf der Fichte
geblasen hatte „Seht, ich habe nun den Vater

verloren, der mir ein hübsches Gut hinterlassen, und da möchte ich denn gern dazu sehen, welche eine Hausfrau mir beschieden ist.“ Darauf entgegnete der Waidmann „Da habt Ihr Euch wohl am jenseitigen Ufer ein feines Mägdelein erkohren, das Ihr eben heimzuholen gedenkt?“

Der ehelustige Geselle schüttelte den Kopf und fuhr fort:

„Mit nichts! so weit bin ich noch nicht; ich gehe nur, einen weisen Hirten am Gestade der Beraum rathzufragen, welcher in der Kenntniß der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gar wohl erfahren ist, und zu denjenigen Menschen gehört, die man Doppeltseher nennt, weil sie nebst der gewöhnlichen Gabe zu sehen, noch ein Nachgeseht haben, mit welchem sie mehr, als andere Leute, gewahr werden können.“

Die schöne Hirtin schien sorgsam auf jedes Wort zu merken, während der Waidmann erwiderte:

„Ei! das muß ja ein wahres Sonntagskind sein! Man sagt wohl, daß Menschen, die an gewissen Tagen des Jahres in der Mitternachtsstunde geboren werden, fähig seyen, die Zukunft zu erkunden und Geister zu sehen, wenn auch andere Personen bei ihnen sind, und nichts erkliden; ja manche behaupten sogar, sie könnten

solche Gabe mittheilen, und wenn sie ihren Fuß auf den eines zweiten setzten, so würde für eine Zeit auch dieser hellsehend."

Darauf sprach der andere Geselle wieder:

„Ja wohl ist dieser Hirt mit großen Kenntnissen ausgestattet, und kann am Licht alles voraussagen, was sich zutragen wird, Begräbnisse, Heirathen, Zwist, Mordthaten und Schlachten. Wenn ein Mensch am Galgen sterben soll: so sieht er im Feuer sein Bild mit einem Strick um den Hals. Wenn ihm bestimmt ist, enthauptet zu werden: so sieht er ihn ohne Kopf. Soll einer erschossen werden, so trägt er einen Dolch in der Brust. Wenn einem der Wassertod zusieht: so steht er bis an den Hals im Wasser. Ja er kann nicht nur künftige Heirathen anzeigen; sondern auch, ob die Kinder gut gerathen, was ein Mensch für ein Leben führen, und in welchem Zustande er sterben werde. Dabei ist es gar sonderlich, daß er die traurigen Dinge nur kurze Zeit vorher sagt. — Ihr solltet in der That mit mir hingehen, um zu erfahren, was Euch wohl noch beschieden seyn könnte.“

Da versetzte der Waldmann:

„Dafür sou mich Gott bewahren! — Wir Jägersleute haben ein so gefahrvolles Gewerbe, daß mir leicht was Unfreundliches gezeigt werden dürfte,

was mir im voraus den frohen Muth benähme. Auch halte ich nicht viel von derlei Künsten, welche gewöhnlich durch Bündnisse mit dem Teufel erhalten werden."

Als die Hirtenjungfrau, welche bisher ganz ruhig zugehört hatte, diese Worte vernahm: traten ihr Thränen in die Augen, und sie rief mit unwilliger Miene:

"Pfui, Herr Jägersmann! Ihr müßt nicht so schlimm von meinem Vater sprechen, der wohl frommer ist, als Ihr. Wenn er die Gabe besitzt, in die Zukunft zu schauen: so hat er solche von seinem Vater und Großvater geerbt, nicht aber durch einen Bund mit dem Bösen gewonnen."

Der Waidmann ersuchte die schöne Hirtin, ihm seine übereilten Worte zu vergeben; und auf das Bitten der ganzen Reisegesellschaft erzählte sie von ihrem Vater.

"Wenn er ins Feuer sieht — denn am Lichte erkennt er es nicht so deutlich — weiß er nicht nur vorher zu sagen, was für Fremde des nächsten Tages oder bald nachher in unser Haus kommen werden, die er nach ihrer Gestalt, Kleidung und Waffen beschreibt, oft auch ihre Namen anzeigt; sondern er sieht noch viele andere Dinge in diesem flammenden Bilde. Wenn mit manchemal ein Lamm von der Weide verloren ging: so

durste er nur ins Feuer auf unserm Heerde schauen; und konnte alsbald dem Knechte den Ort beschreiben, wo er es finden würde."

Das Fahrzeug stieß am Ufer an; und nach freundlichem Gruß zerstreuten sich alle, die darin gewesen waren, hierhin und dorthin. Nur die schöne Hirtin ging mit dem muntern Gesellen, dem es, je länger er ihre große Holdseligkeit betrachtete, immer mehr vorkam, als brauche er nun nicht lange mehr zu fragen, welcher ein Weib ihm beschieden sey. Als er aber solchen Gedanken laut werden ließ: da schüttelte die Jungfrau das zierliche Lockenhaupt und sprach:

„Das wird wohl nimmer angehen."

Und wie der Geselle frug, ob er ihr denn mißfalle, fuhr sie fort:

„Solches will ich nicht sagen: denn ich weiß noch nicht recht, wie ein Mann beschaffen seyn sollte, um mir zu gefallen. Aber der Vater hat in der Flamme meinen künftigen Eheherrn geschaut, und der trägt eine blanke Rüstung, darum darf ich keinem andern Gehör geben, und wenn er mir auch noch so gefiele."

Unter diesen und andern Gesprächen war es ganz dunkel geworden; und als sie an die Hütte des alten Hirten kamen, war das lustige Feuer auf dem Heerde schon ausgelöscht, weshalb man

den Gefellen bat, für diese Nacht vorlieb zu nehmen, am andern Morgen wolle der Alte sein Begehren erfüllen.

Wie am folgenden Tage die Morgenröthe mit goldenem Glanz aufgegangen war, und die Hirtinjungfrau ihre Schäflein ausgetrieben hatte: ritt ein glänzender Zug schmucker Ritter durch den grünen Hain, und der Herzog des Landes, ein stattlicher Herr von kaum vier und zwanzig Jahren, zog in goldener Rüstung vor seinen Rittern einher. Als sie mitten in der blühenden Au sich befanden: sprang der Fürst vom hohen Rosse, ließ seine Schaar voran ziehen, und eilte zu einem frischen Brunnquell, der zwischen bunten Blümlein hervorkam. Die Vögelein sangen so lieblich, daß sich der Fürst darüber verwunderte. Wie er weiter ging: flohen die Lämmer vor seinem festen Tritte, und flüchteten durch die Gebüsch zu den Füßen der wunderschönen Hirtin, welche dicht am Quell saß.

Der Fürst begrüßte die Jungfrau gar sitzig, und sagte, es würde ihm Leid thun, wenn er sie erschreckt hätte; aber die Hirtin entgegnete:

„Rein, o Herr! ich war gar nicht furchtsam, und meinte ein hochfliegender Adler habe meine Lämmer erschreckt.“

Darauf bat der Fürst, die Jungfrau möge

ihn aus ihrem Kruge mit frischem Quellwasser erquicken, und sie erwiederte:

„Gar gern will ich Euch aus meinem Krug laben, und habe solches noch keinem versagt, sey es ein Fürst oder ein Bettler.“

Und die Hirtenjungfrau, nachdem sie ihren Krug sorgsam ausgeschwenkt hatte, füllte ihn mit kühlem Wasser, ihn dem Fürsten gar anmuthig darreichend.

Als der junge Herzog getrunken hatte: schaute er die Jungfrau an, die ihm so zart und lieblich vorkam, als wäre sie, gleich den Blumen, nur aus Liebe und Milde gewoben; und sagte es ihr, wie sie ihm so adelich und ehrenwerth vorkomme, als sey sie aus dem Ehebett eines Königs entsprossen. Da lächelte die Hirtin, und meinte, er solle ihren Vater, den alten Hirten dieses Thales, fragen, ob er ein König sey, und ihre Mutter, ob sie jemals auf einem Throne gesessen.

Nachdem die Jungfrau mit großer Anmuth diese Reden geführt: nahm der jugendliche Fürst den Purpurmantel vom Harnisch herab, und schlang ihn um den schönen Nacken der Hirtin, hob das goldene Diadem, mit klaren Edelsteinen geschmückt, vom Haupte, und setzte es auf ihre milchweiße Stirn — alle Bäume neigten sich ihr, und alle Vögel in den Zweigen sangen ihr eine fröhliche

Welse, als wollten sie der Hirtensürstin hulldigen. Nachdem die anmuthige Jungfrau sich in den klaren Quell beschaut hatte, reichte sie dem Geber den fürstlichen Schmuck wieder dar. Der aber nahm das Diadem, und warf es in die helle Fluth, indem er sprach „Deinem Quell vertraue ich die Krone als ein theures Liebespfand. Das mag auf dem glatten Kiesgrund ruhen, bis ich wiederkomme. Denn ein hoher Fürst und mein Ohm liegt schon viele Jahre in schwerer Haft, und sein Reich haben die Vöhlen in Besitz genommen. Darum bin ich mit meinen Rittern ausgezogen, sein Land zu befreien, und seine Ketten zu lösen; daß er wieder den hellen blauen Himmel schaue, und sich erfreue an der frischen Luft. — Aber sage mir, wenn ich von meinem ersten Kriegezuge als Sieger heimkehre: wirst Du mich auch wieder aus Deinem Krüge laben?“

Da entgegnete die Hirtin:

„O mein höchster Herr! ich will Euch alles Wasser schöpfen und darreichen, welches die Quelle in sich enthält; und Euer Diadem sollt Ihr so hell und blank wieder finden — wie Ihr es hingeworfen habt.“

Mittlerweile war auch der flinke Geselle erwacht; und nachdem ihn sein Hauswirth freundlich begrüßt, und nach seinem Anliegen gefragt hatte, entgegnete er:

„Ich wollte eigentlich Euch bitten, mir zu verkünden, welches ein Weib mir vom Geschick bestimmt sey: aber seit ich Euer holdes Töchterlein geschaut habe, glaube ich keine andere Jungfrau lieben zu können; und da ich reich mit Geld und Gut gesegnet bin, so frage ich Euch, ob Ihr mir wohl solche zur Gesponsin geben wöllet.“

Da erwiderte der Hirt:

„So wenig die Jungfrau, welche Ihr gesehen, mein Kind ist; eben so wenig könnt Ihr solche jemals zum Weibe erhalten: denn Ihr sollt wissen, daß ich und mein Weib uns niemals eines leiblichen Kindes erfreuten. Aber eines Tages sah ich im Feuer ein wunderschönes Mädchen, und erkannte sogleich den Ort im Walde, wo solches lag — über des Kindes Haupte glänzte eine Krone von lichten Sternlein. Ich trug solches in mein Haus; und zog es mit so herzinniger Liebe groß, als hätte mein Weib dasselbe geboren. Aber diese Jungfrau ist zu einem hohen Geschicke geboren.“ —

Nachdem der Alte mit solchen Worten den

chelustigen Gefellen alle Hoffnung auf den Besiz seines holdseligen Pflegekindes benommen: zündete er ein lustiges Feuer auf seinem Herde an; und wie er in die Flamme schaute, sprach er wieder:

„Seyd guten Muthes, mein wackerer Geselle! da sehe ich Euch an einem Felsen spazieren gehen, der oben aus einander gesprengt, ausschaut, wie ein Mann ohne Kopf, der die Arme ausstreckt, als wolle er, man solle ihm zu Hülfe kommen.“ —

Da fiel ihm der Geselle ins Wort und versetzte:

„Ein solcher Felsen, wie Ihr ihn beschreibt, liegt unweit meines Wohnortes bei der Mühle.“

Und der Alte fuhr fort:

„Siehe! um den Felsen herum kommt eine alte Dirne mit freundlicher Begrüßung Euch entgegen; sie hat schöne blonde Haare und blaue Augen, und ist von schlankem Wuchs und sittigem Beizigen — die reicht Euch einen duftenden Kranz; und hinten sehe ich die Kirche festlich geschmückt; in Feierkleidern und neuen Hüsen versammelt sich die gesammte Nachbarschaft, und der Pfarrer steht am Altar, des Brautpaares harrend — da führt der Brautvater von stattlichem Körperbau in weißlichem Gewand die Jungfrau — Ihr seht einen noch

reihern Kranz, als sie Euch gegeben, auf Ihr Haupt. —

Da verwunderte sich der Geselle über die Maßen, und erwiderte:

„Nach Allem, was Ihr in der Flamme sehet, und mir erzählt, kann ich nicht zweifeln, daß unser Müllers Tochter mir zum Weibe bestimmt sey. Daß ich die Eurige nicht erhalten kann: so mag es drum seyn. Ich danke Euch herzlich für Eure Mühe und Güte.“

Das Alles hatte der Hirten Weib still mit angesehen. Als der Geselle fortgezogen war, begann sie zu ihrem Manne:

„Siehe! wir sind nun schon mehr als zwanzig Jahre mit einander verheirathet; und doch hast Du vor Delnem, treuen Weibe noch Geheimnisse.“

Da schüttelte der Alte den Kopf, und die Hirtin fuhr fort:

„Alle Tage sehe ich mit Verwunderung, wieweil eine Gabe Dir zu Theil geworden, und manches Besondere habe ich an Dir wahrgenommen. — Denn wenn Du oft im Winter mit uns Allen im geschlossenen Kreise um das Feuer sitzt; geschleht es wohl mehrmals, daß Du die Nachbarn ersuchest, an Delner Seite für ein Paar Leute Platz zu machen; obschon wir nichts als den leeren Raum sehen. Wenn sie es dann gethan: wirst Du

Du oft lustig, oft traurig, ohne daß wir die Ursache errathen können. So es Dir also gefällt, und nicht verboten ist: so erkläre mir Dein sonderliches Thun."

Der Hirt entgegnete:

"Wohl will ich das, und es ist mir keinesweges verboten: aber dieweil Du mich nie befragt, vermeinte ich, Du trügest kein Belieben nach solcher Kunde, sonst hättest Du Alles längst erfahren. Wisse also, daß ich seit meiner frühesten Kindheit einen Knaben und ein Mägdelein von lustiger Art gesehen habe, welche kein anderer lyne geworden ist. Ich kann nicht anders glauben, als das ich von ihnen die Gabe, die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in der Flamme zu schauen, erhalten habe: denn wenn sie mir zur Seite stehen, sehe ich stets heller und deutlicher, als wenn ich allein bin — und als ich damals unser liebes Pflegekind finden sollte: da kamen beide an mein Lager, weckten mich aus dem Schläfe, und trieben mich an, ich sollte aufstehen. Zugleich warfen sie mir kleines Holz auf das Lager, daß ich das Feuer anzündete, worin mir das bedeutungsvolle Bild erschien. Mein Vater hat auch eine solche Genossenschaft gehabt; und ich meine wohl, ein Haus sey glücklich zu preisen,

in welchem solche Geister wohnen, und sich vom Vater auf den Sohn vererben."

Als der Hirt so gesprochen hatte, schaute er wieder ins Feuer, und fuhr fort:

"Sieh, Mutter! die Krone von hellleuchtenden Sternen, welche ich stets ob dem Haupte unserer Tochter sah, ist in dem Brunnquell untergangen; und das holdselige Kind erscheint mir von weissem Glanz umflossen, welcher andeutet, sie werde bald an ihr hohes Ziel gelangen."

Der Hirt hielt inne, und schaute noch lange schweigend in die Flamme. Als aber das Holz bald zusammengebrannt war: wurde sein Blick ernst, und eine Thräne rollte ihm über die braunen Wangen herunter — doch wollte er seinem Weibe nichts mehr sagen. Denn er sah zwei Särge zur Grube tragen; darin lag er und seine fromme Ehegesponsin.

Der böhmische Herzog war indessen nach Mähren gezogen, seinen hohen Ohm aus der Gewalt der polnischen Kriegsvölker zu befreien. — Er gewann den Sieg, verjagte die bösen und grausamen Feinde; und nachdem er die feste Burg mit stürmender Hand eingenommen, löste er die Ketten des alten Fürsten. Aber als er diesen aus dem finstern Thurm wieder an die Luft führte:

da verwunderte er sich, wie die Sonne und der Berg, das Feld und der Wald so frisch und jung geblieben, und er so alt und schwach geworden war. Das Siegesfest wurde mit großem Glanz gefeiert; und wie der alte Fürst ein glanzvolles Lanzenrennen veranstaltete, fragte er seinen Neffen um Rath, welchen Preis er aussetzen solle. Doch der gedachte seiner schönen Hirtin am Quell, und rief ihm statt goldener Waffen und Kleinodien nur einen Schäferstab und ein weißes Lamm zum ersten Preis auszusetzen.

Es war in der That wunderbar anzuschauen, wie die Ritter sich mit aller Tapferkeit um die Wette mühten, einen Dank zu gewinnen, nachdem sonst nur geringe Hirten zu trachten pflegen. Aber der böhmische Herzog überwand alle, und empfing den beschriebenen Preis, worauf der alte Fürst sprach:

„Für ein zweites Rennen setze ich einen hohen Preis, und verspreche dem Sieger mein Reich. Das soll er mit der Hand meiner Tochter, der schönsten Fürstin, empfangen.“

Und als der junge Herzog alle Ritter in den Sand gestreckt hatte, da ließ ihn sein Ohm zu sich entbleten. Wie er im bescheidenen Schäferschmuck, dem Lohn seines ersten Sieges, erschien: fand er den Fürsten auf seinem Throne, ihm zur Seite stand ein holdes Fräulein, das trug eine goldene Krone auf dem Haupte, eine zweite in der Hand, und war mit einem dichten Schleier bedeckt.

Der alte Fürst begann und sprach: "

"Hier ist meine Tochter, und aus ihrer Hand, mein tapferer und ritterlicher Neffe, sollst Du mein Land als Kampfspreis erhalten."

Der Herzog schlug die Augen nieder, und schaute gar nicht auf die schöne Fürstin, sondern erwiderte:

"Mein Herz kann keine Fürstin gewinnen, und keine Krone kann ich mir damit erwerben: denn es trachtet allein nach der Hirtin im Thale — der will ich den Stab und das Lämmlein betrügen, und mag die goldene Krone behalten, wer danach Belieben trägt."

Da fing das Fräulein zu sprechen an; und wie der Herzog ihre süße Stimme vernahm, schlug er die Augen auf. — Vor ihm stand, mit reichen Kleopdien geschmückt, die Hirtin vom Quell, die hielt ihm seine Krone entgegen, und sprach:

"Wenn Du meine Hand und die Krone meines Vaters verschmähst: so empfangе mindestens das eigene Diadem, das ich Dir aus tiefem Brunnquell hervorgehoben, und wohl bewahrt habe."

Der entzückte Herzog stürzte zu den Füßen der Prinzessin, die ihn gar zärtlich an ihr Herz hob; und bald herrschte er über zwei Reiche, in denen er, an der Seite seiner holdseligen Gemahlin, ein weises und gütiges Regiment führte.

Die

feindlichen Schwestern.



Mitten im Gebirge des Bunzlauer Kreises in Böhmen erheben sich zwei steile Felsen von kegelförmiger Gestalt, welche die Umgegend beherrschen, und in ihrem Grunde zusammen laufen. Auf diese bauten die Herren von Berka zwei Festen — später von den Böhmen, wegen der Begebenheit, die wir eben erzählen wollen, Panna (Jungfrau) und Baba (alte Mutter) genannt — und verbanden dieselben durch eine Doppelmauer die von einer zur andern sich erstreckt, mit einander. Kühn und abentheuerlich ragen noch jetzt die Ruinen der beiden Warten in die Luft; man sieht von ihnen bis in die Gegend von Prag, und kann sogar einen Theil der Hauptstadt selbst erblicken.

Wahrscheinlich war Otto Berka von Trost (der Spießgeselle des Johann von Hermann-Miestecz, welcher das reiche Kloster Oppatowitz beraubte) der Erbauer dieser Festen, und man glaubt, daß er seinen Antheil

an jener Beute zu deren Aufführung verwendet habe.

Nach Ottos Tode gelangten diese Schlösser an Ritter Hanns Berka von Trost, der sich mit Fräulein Adelheid von Hussinecz vermählt hatte. Als aber die wilden Fehden der Anhänger des Johann Huf in Böhmen sich entzündeten: da reihete sich die Burgfrau von Trost, Schwester des ersten und wärmsten Beschüters jenes neuen Glaubenslehrers, an seine Jünger; und bemühte sich sehr, auch ihren Gemahl für diese Parthei zu gewinnen. Da ihr dieses nicht gelang: erzog sie ihre Tochter, welche nach ihr Adelheid genannt war, heimlich in den hussitischen Grundsätzen; und pflanzte derselben den ganzen Haß ihres Stammes, gegen die Anhänger des Pabstthumes ein, der auch in dem rauhen und beinahe männlichen Gemüthe der jungen Fräuleins gar wohl Wurzel faßte.

Auf Frau Adelheids Anstiften zog Bruder Siska vor die Burg Trost, und belagerte selbe: denn jene hoffte, ihr Gemahl werde die Lehre des Eigers annehmen. Doch Ritter Hanns vertheidigte sich so wohl, daß die Hussiten unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, worüber sich die Burgfrau überaus kränkte, und in eine langwierige Krankheit verfiel, an wel-

sie starb. Aber auf dem Todesbette über-
 sie noch ihrer Tochter die Nachsicht an jedem
 isch-katholischen Christen, über den sie jemals
 cht gewinnen werde, welches ihr das fünf-
 jährige Fräulein versprach.

Ritter Hanns trug über den Verlust einer
 mahlin, deren Gemüthsart sich so wenig zu
 seinigen geschickt hatte, nur wenig Leid; und
 er nach einigen Jahren des einsamen Lebens
 seiner Burg müde war, streite er um die ver-
 twete Frau Elisabeth von Niesenburg,
 e würdige und fromme Frau, welche Verbin-
 g dem Fräulein gar nicht gefallen wollte.
 nun zu derselben Zeit Ritter Wenzel Za-
 von Hasenburg um ihre Hand warb: so
 häßte sie ihm solche, und Vater und Tochter
 rten ihre Vermählung an einem Tage, wor-
 Ritter Wenzel mit seiner jungen Gemah-
 auf seine Beste zog. Aber noch sonderbarer
 es, daß beide Frauen an einem Tage in die
 ochen kamen, und Elisabeth eine Tochter,
 elheid zwei Söhne gebat.

Ritter Hanns tröstete sich durch die Söhne
 ar Tochter einigermaßen über die veritellte
 ffnung, einen männlichen Leibeserben und
 amnhalter zu bekommen; und als Fräulein
 edwig heranwuchs, und von Jahr zu Jahr

an Fleiß, Frömmigkeit und milder Sitte zunahm, da war er seines Geschickes sehr erfreut, und durch das zweite Eheglück für die frühern verdrüßlichen Jahre entschädigt.

Hedwig hatte eben das sechzehnte Jahr ihres Alters erreicht, und wurde in der ganzen Umgegend als das schönste und tugendhafteste Fräulein verehrt: als ihre beiden Aeltern kurz nach einander starben, und Ritter Hanns in einer lehtwilligen Anordnung all seine Habe, und auch die zwei Besten unter seine Töchter gleich vertheilte, so daß die eine Burgwarte an Adelheid, die andere an Hedwig fallen sollte.

Frau von Hasenburg hegte eine so große Vorliebe für das Schloß ihrer Väter, daß ihr zärtlicher Gemahl, der es bereits gewohnt war, ihr in Allem den Willen zu thun, es sich auch diesmal gefallen lassen mußte, seine eigene Stammburg einem Voigt zur Verwaltung zu überlassen, um mit ihr und seinen beiden Söhnen Wilim und Otto, nach Trost zu ziehen. Adelheid hatte ihre Schwester noch nie gesehen: denn sie hatte die Stiefmutter, welche nicht ihres Glaubens war, und erschrak sehr, als ihr Hedwig in allem Glanze jugendlicher Holdseligkeit entgegentrat. Doch ihr

Verdruß wurde noch erhöht: als sie wohl bemerkte, wie die Blicke der beiden Jünglinge sehnsuchtsvoll auf ihrer schönen Waise hafteten. Da um eben Ulrich von Neuhaus, sich mit mehreren böhmischen Herren verbunden hatte, die Befangennehmung seines Vaters an den Reichst. anweset, Georg von Podiebrad, zu rächen: sandte sie die Söhne aus, um unter dem Georg sich goldene Spornen zu verdienen. Allein auch Hedwig hatte den schönen Wilim von Hasenburg nicht gesehen, ohne daß eine neue Regung in ihrem Herzen erwacht wäre; sie zitterte vor den Gefahren, denen ihn der innere Feind bloßstellte, und fand nirgends Ruhe; ja selbst das herzinnige Gebet, welches sie für seine Erhaltung zu Gott sandte, konnte die Angst ihres Herzens nicht stillen, und im Traume sah sie oft den heimlich geliebten Jüngling kämpfen — fallen, und härmte sich ganz ab.

Gertrud, Hedwigs getreue Zofe, wurde bald ihren traurigen Zustand inne; und drang so lange mit Bitten in sie, bis das Fräulein ihr ganzes Herz ausschüttete, worauf sie sprach: „Edles Fräulein! wenn es Euch bloß darum zu thun ist, zu wissen, welches Loos dem Jun. vom Geschick bestimmt ist: so denkt nur an die alte Frau aus Aegypten, welche im nahen

Föhrenwalde haust, und in der Zukunft Kunde gar wohl erfahren ist; sucht sie bei stiller Nachtzeit auf, und Euch wird offenbar werden, was Ihr begehrt."

Die fromme Hedwig entsezte sich vor dem Gedanken, zur schwarzen Kunst ihre Zuflucht zu nehmen, und wollte lange nichts von der Wahrsagerin wissen: aber in der Mitte einer finstern Nacht wurde ihr Herz so beklommen, daß sie es in ihrem stillen Kämmerlein nicht länger aushalten konnte. — Sie zündete eine Fackel an, schlich durch das Burgsförtlein, und wandelte das stille Thal entlang in den Föhrengrund, bis zu der starren Felsenhöhle, die, von ausgebrannten Baumstämmen umgeben, furchtbar gähnend dem Sturm entgegenlachte. Als das Fräulein sich so einsam sah: ward ihr noch bänger ums Herz als daheim; sie rief mit zitternder Stimme „Euja! Euja!"

Doch nur das Kätzlein antwortete auf ihren Ruf, und ihre Haare singen sich empor zu sträuben an. — Noch ängstlicher rief sie zum zweiten Male: aber erst auf den dritten Ruf gab ihr die Aegyptierin Antwort, und sprach aus der Tiefe der Höhle:

„Komm herein, blanke Tochter! und thue mit Dein Leid kund."

Hedwig ging hinein, und erschrak über die schreuliche Gestalt der Aegyptierin, die, in buntfarbige Hüllen gekleidet, auf einem Schemmel saß. Von giftigen Kräutern trug sie einen Kranz auf dem haarlosen Haupte, der ihr schillernd grünes Augenpaar beschattete, als wollte er sich darin spiegeln. Sie bot dem Fräulein einen Sitz an, und sprach:

„Nun, entbede Dich mir schnell; und ich hoffe wohl, es werde mir gelingen, Deinen Kummer zu besiegen.“ Da erzählte ihr Hedwig, wie sie in keusche Liebe für ihren Vetter, Wilim von Hasenburg entbrannt sey, welchen nun die Mutter dem Georg von Podlesbrad zur Hülfe gesandt, und schloß mit den Worten:

„Ich kann seit der Abreise meines werthen Veters weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe finden, von böser Ahnung gefoltert; und da ich oft gehöret, daß ein bestimmtes Leid nicht so grausam quält, als ein zu befürchtendes, so bin ich zu Dir gekommen, weise Mutter! daß Du mich kund thust, welches Loos des edlen Wilim harret!“

Da führte die Aegyptierin das Fräulein in die innerste Tiefe der Höhle, und begann ihre wunderlichen Zeichen. Ein Stein von schneeweißer Farbe hob sich in der Mitte empor, Schlan-

gen wanden sich um ihn her, und scheue Nachtvögel und Fledermäuse flatterten oben in der Höhle — weiße Knochengerippe erschienen und rangten in Reihen um den Stein, auf dem sich von selbst eine helle Flamme entzündete. Dann schürte die Alte das Feuer, und krächzte einen furchtbaren Spruch hervor. — Es erhob sich ein weißlicher Dampf, und aus diesem entfaltete sich ein Bild — Hedwig sah ihren Geliebten im blutigen Treffen; hoch über allen Häuptern ragte sein blauer Helmbusch, und sein Schwert mähte die Gegner. — Sie sah ihn zu den Füßen des Reichsverwesers, der ihm den Ritterschlag gab, und als den Helden des Tages umarmte. Alle Ritter drängten sich mit bewunderndem Blicke um ihn, als wollten sie ihm Glück wünschen, und seine große Tapferkeit preisen. — Plötzlich verwandelte sich das Bild; Wilim stand auf einer Felsenspitze ohne Rüstung und im hochzeitlichen Gewande; ein gewaltiger Geier flog auf ihn zu, und wollte mit scharfer Klaue und Schnabel sein Herz zerreißen. — In großer Angst schrie das Fräulein auf. — Da kam ein weißes Täublein zwischen den furchtbaren Vogel und Hedwigs Geliebten geflogen; und kaum floss das Blut des sanften Täubleins rosenroth über das silberne Gefieder, so sank der Geier entkräft-

ter zu Boden, und eine lange Reihe köstlich geschmückter Herren und Frauen führte den geretteten Wilim im festlichen Zuge von dannen.

Die Flamme erlosch; mit einem gewaltigen Knall war die Alte mit all ihrem Hexenkram verschwunden; und Hedwig ohne zu wissen, wie sie aus der Höhle gekommen war, stand einsam und mit verlöschter Fackel im dichten Höhlenwalde. Aber der Mond war eben zwischen dunkeln Gewölk hervor gebrochen, und beleuchtete den Heimweg der nächtlichen Wandlerin.

Hedwig wußte sich zwar die sonderlichen Gebilde, welche ihr aus der Flamme der Aegyptierin hervor gegangen, nicht recht zu deuten: doch fühlte sie ihr Herz beruhigt, da sie gesehen, daß ihrem Geliebten kein Leid drohe. Sie suchte ihre Schwester fleißig heim. Denn, ob sie schon kein richtiges Vertrauen zu ihr fassen konnte: so war sie ja doch durch die Bande des Blutes, und nun als die Mutter des geliebten Jünglings, ihrem Herzen zweifach verwandt und werth. Auch Adelheid bemühte sich, freundlich gegen sie zu seyn. Aber als sie bemerkte, daß Herr Wenzel, der, von seinen eigenen Söhnen entfernt, mit väterlicher Liebe an der jungen Schwägerin

hing, sie mit großer Zärtlichkeit behandelte: da meinte sie, der Ritter sey in sündige Liebe für das schöne Fräulein entbrannt, und die Eifersucht blies ihren versteckten Haß zur hellen Flamme an. Sie überhäufte die unschuldige Hedwig mit den bittersten Schmähungen, und verbot ihr, jemals wieder auf ihrer Burg zu erscheinen; auch ihren Gemahl peinigte sie mit Argwohn und Vorwürfen, und so bald er die Burg verließ, meinte sie, er wolle Hedwig heimsuchen, und sandte ihm Späher nach.

Eines Tages zog Ritter Wenzel auf die Jagd; und wie er den Burgweg herabritt, verwunderte er sich nicht wenig, seine Hausfrau schon am frühen Morgen herabschauen zu sehen. Er grüßte sie gar freundlich und sprach:

„Wohl mir, daß ich vor allem andern Dich, meine geliebte Adelheid, erblicke! Denn ich reite auf die Jagd, und ein so werther Anblick verkündet mir das beste Waidglück am heutigen Tage.“

Aber die entrüstete Burgfrau entgegnete:

„Nein, ich wünsche Dir kein Glück auf der Jagd, sondern Unheil und Wehe müsse Dich treffen: denn Du reitest nur von hinnen, weil Du mich nicht mehr liebst, und meine Nähe Dir verhaßt ist.“

Der

Der Ritter betheuerte seine Unschuld, und rief:

„Möge alles Unheil, so Dein bethörter Sinn einem treuen Gemahl wünscht, auf die Verläumber zurückfallen, die Dein Herz in Argwohn gegen mich entzündet haben.“

Da wurde Adelheid noch jorniger, und fuhr fort:

„Ja, falscher, treulofer Ritter! reite nur auf die Jagd: damit Du vor Hedwigs Bette vorüber ziehest, und ein Blick aus ihren schönen Augen, ein Wink ihrer jungfräulichen Hand Die Glück im Waidwerk bringe, oder daß Du gar der Buhlerin Ort und Stunde bestimmst, wo Du mit ihr zusammen kommen, und Deine unglückliche Gemahlin verrathen kannst.“

Ueber diese ungerechten Vorwürfe wurde Ritter Wenzel so unwirsch, daß er seinem Rosse die Sporen einsetzte, und von dannen sprenkte, ohne Adelheid eine Silbe zu antworten, die sich, finstere Rache brütend, in ihr Gemach zurückzog.

Am Abend lustwandelte Hedwig ganz einsam im weiten Forst: als sie durch das dichte Gestrüpp zwei wohlbekannte Stimmen vernahm, wovon die eine, des Ritter Wenzels Leibknappe, also sprach:

„Aber, edle Frau! seyd Ihr auch gewiß, daß Ihr Euern Eheherrs und dem Fäuleln kein Unrecht gethan habt?“

Da entgegnete Adelheid:

„Thor! hältst Du mich für so schwach, daß ich mich dem gerechten Tadel meines ganzen Stammes ausgesetzt haben würde, meiner leiblichen Schwester das Thor der väterlichen Weste zu verschließen, wäre ich nicht überzeugt, daß mein Gemahl in sündige Begier für sie entflammt war, welche unter falscher Ehrbarkeit ihr gefallsüchtiges Wesen gar wohl zu verschleiern versteht. Nun bin ich, durch diesen Dold, den mir die Mutter auf dem Todesbette gab, an dem Treulosen gerächt, nun mag sie mich wieder besuchen, so oft sie will. — Du wirst morgen früh hinüber gehen, und ihr melden: mein Gemahl wäre im Walde von Räubern oder geheimen Feinden erschlagen worden, ich hätte sie daher, alles was unter uns vorgegangen, zu vergeben und zu vergessen, und mir in meinem großen Schmerz mit Schwesterlichem Troste beizustehen.“

Die Stimmen entfernten sich, und Hedwig blieb schier vernichtet stehen, ob solcher Lücke; sie bedurfte einiger Zeit, bevor sie heimgehen konnte. Als Adelheids treuloser Bothe auf ihre Burg kam, wollte sie ihn nicht sehen; und ließ ihrer Schwe-

ster sagen, sie habe durch ihr schimpfliches Verbot jedes Band zerrissen, welches sie an einander gefesselt, und die Beleidigte wolle nichts mehr von der frevelhaften Beleidigerin wissen. Seit dieser Zeit lebten die beiden Schwestern in erbittertem Zwist, und Hedwigs fromme Angehörigen mußten von den boshaften Diensleuten der Frau von Hasenburg viele Schmach erdulden. Das Fräulein erbaute in einiger Entfernung von ihrer Burg in dem Dorfe Troskowic ein Kirchlein; um die großen Vergehen, welche in ihrem Geschlecht begangen worden, vor Gott zu sühnen. Aber ihr zum Trost ließ Adelheid am andern Ende des Dorfes eine Kapelle errichten, in welcher sie nach ihrer Weise Gottesdienst halten ließ; und ihr Haß ging so weit, daß sie oft, wenn Hedwig an ihrem Fenster auf der Laute spielte, in Schmähungen gegen sie ausbrach, daß die vorüberziehenden Wanderer stille standen, und mit Verwunderung die schwesterlichen Liebesworte anhörten.

Mittlerweile waren die beiden jungen Ritter auf die Burg ihrer Mutter zurückgekehrt, und verwunderten sich nicht wenig, ihre schöne Base nicht zu finden. Aber wer beschreibt ihr Entset-

gen: als die Mutter ihnen erklärte, sie sey entschlossen, das Ende ihrer Tage in einem Kloster zu erwarten, und wolle dem von beiden, welcher ihren Dolch — es war derselbe, den sie in Ritter Wenzels Herz gebohrt hatte — mit Hedwigs Blute geröthet, ihr wieder bringen würde, ihre eigenen und des Vaters Güter als Eigenthum übergeben; und mit folgenden Worten schloß:

„Ihr möget hinüber gehen, die Heuchlerin heimzusuchen, die mit meines Gemahls Herz entwendet, und die Ursache seines Todes ist. Aber morgen meloet mir Euern Entschluß.“

Als sie dieses gesprochen: verließ Adelheid die beiden Jünglinge, in deren Herz sie einen quälenden Stachel des Argwohns gesenkt hatte. —

Stumm und in sich gekehrt wandelten sie neben einander auf Hedwigs Beste: aber der erste Blick in das reine Auge der schönen Waise, hatte alles Gift der mütterlichen Rede unwirksam gemacht; und statt dem Fräulein mit Nordgedanken zu nahen, thaten sie ihr in brüderlicher Einigkeit ihre zärtlichen Gefühle kund, und baten sie, zu entscheiden, welchen sie mit ihrer Liebe beglücken wolle.

Hedwig machte die beiden Jünglinge mit dem schaudervollen Ende ihres Vaters bekannt; und erklärte, sie werde nur den als Gemahl umarmen, welcher, das Andenken seines Vaters zu

ehen, der verbrecherischen Mutter und ihren Sültern auf ewig entsagen wolle. Wilim und Otto vermochten nicht an der Erzählung des tugendhaften Fräuleins zu zweifeln, und waren beide bereit, ihre Bedingung zu erfüllen: doch liebten sie sich auch so brüderlich, daß jeder sein Glück nur in des andern Glück fand. Daher baten sie Hedwig nochmals, unter ihnen eine Wahl nach ihrem Herzen zu treffen, und mit holdem Erröthen gestand das Fräulein, das ihr Herz schon lange für Wilim schlage. Otto sah ohne Reib die Wonne des ersten Liebeskusses auf seines Bruders Lippen glühen, und begnügte sich mit der Freundschaft seiner Schwägerin.

Als Adelheid ihre Söhne nicht zurückkehren sah, und durch ein Schreiben des Erstgeborenen vernahm, daß ihre Missethat entdeckt und Wilim in Begriff stehe, sich mit Hedwig zu vermählen: entbrannte sie in heftige Wuth, und schwur, sich an ihrem ganzen Stamm aufs Furchterlichste zu rächen. Doch verbarg sie ihre wahren Gefinnungen, und schrieb einen langen Brief an Wilim, von geheuchelter Reue; versprach, ihre Sünden in einem strengen Nonnenkloster abzulösen; und erbat es sich, als große Gunst und Zeichen der Vergebung von ihrer lieben Schwester und Tochter, daß es ihr vergönnt seyn möge, der

Vermählung ihres Sohnes beizuwohnen, und das Amt der Brautmutter zu verwalten.

Wilim und Hedwig waren zu tugendhaft, um in ihre tiefe Reue über ein so großes Verbrechen ein Mißtrauen zu setzen; und damit sie die Gefallene nicht noch tiefer beugten, gewährten sie ihre Bitte. Die Vermählung wurde auf Hedwigs Besse mit großer Pracht vollzogen; und als sie aus der Kirche zurückkamen, nähete Adelheid dem Bräutigam, ihm als Brautmutter einen Becher Weines zu bieten. Wilim griff nach dem Becher, aber Otto hielt ihn zurück und sprach:

„Halt, mein Bruder! denn eben erinnere ich mich eines sonderbaren Abentheuers, welches mir gestern, als ich von der Jagd heim kehrte, zustieß. In dem großen Föhrenwalde gegen Sonnenaufgang traf mich ein altes Weib von schwarzbrauner Farbe und widerlichem Ansehen an, und bat, ich möchte bei Deinem Hochzeitsfeste wohl auf der Hut seyn, auch auf Dich acht haben: denn es drohe uns beiden von einer gar nahe

verwandten Personen ein tödtliches Uebel. — Des-
halb sollst Du nicht aus dem Becher trinken."

Adelheid schien es sehr übel zu nehmen,
daß man sie eines solchen Verbrechens fähig hielt
und rief:

"So gieb mir den Becher zum. Ich will
sehen, daß er nicht vergiftet sey, wie ein thörich-
ter Knabe sich von einer alten Hexe hat weiß
machen lassen. — Ich will Euch denselben zu-
trinken; und dann werdet Ihr doch alle meinem
Beispiel folgen, und ihn bis auf den Grund
leeren, daß kein Tropfen eines so köstlichen Ge-
tränkes verloren gehe, welches ich mit eigener
Hand für meine Lieben bereitet habe."

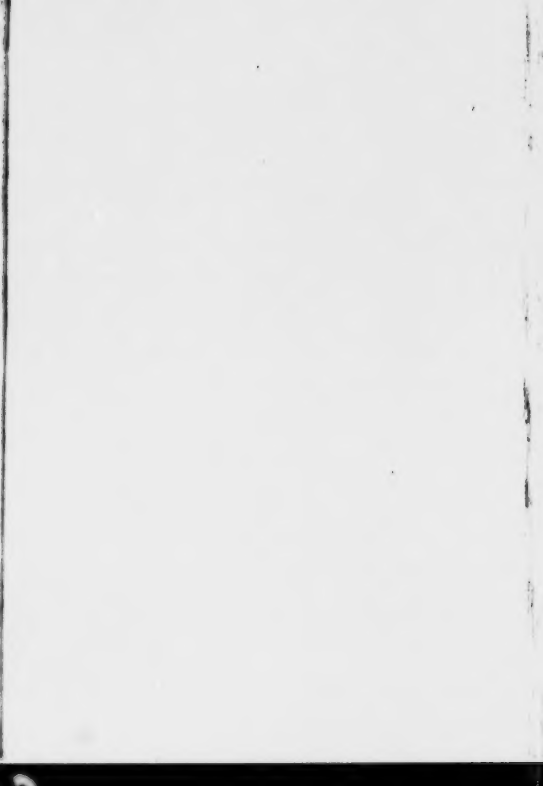
Mit diesen Worten nahm Adelheid den
Becher aus Wilims Händen, that einen herz-
haften Schluck und reichte ihm denselben wieder
hin. Aber wie sie trank: kam Hedwig vor,
als verwandle sich ihre Schwester in einen Geier —
und kaum ihrer Sinne bewußt, von einem innern
Trieb angefeuert, sprang sie zwischen Mutter und
Eohn und rief." —

„Mir zueist den Becher.“ —

Dann setzte sie ihn an den Mund, und leerte den Wein bis auf den letzten Tropfen aus.

Nach wenigen Augenblicken hatten die feindlichen Schwestern ihr Leben verhaucht; und verzweifelt zogen die Jünglinge aufs neue in den Krieg, um im Getümmel der brausenden Feldschlacht das Weh des eigenen Stammes zu vergessen.

Ende des ersten Theils.





Schattenrisse

und

Mondnachtbilder.

Novellen, Märchen, Sagen und
Legenden

von

Wolfgang Adolph Gerle.

3 w e i t e s B ä n d c h e n.

P e i p z i g,

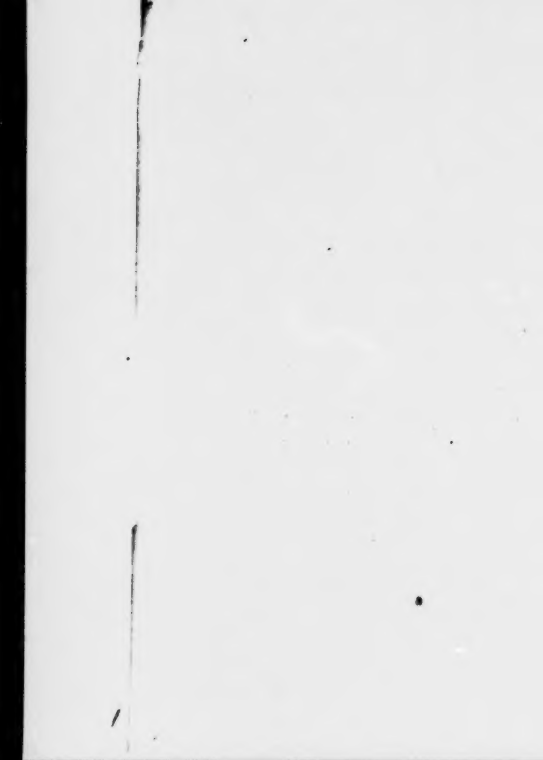
b e i K. B i e n b r a u.

1 8 2 4.

100

Inhalt des zweiten Bändchens.

Die Räuber im Schwarzwald . . .	Seite 1
Die Herren von Rosenberg . . .	— 69
Der Müller aus der Teufelsmühle .	— 151
Die Niesenbrüder	— 177
Die leuchtende Kugel	— 199
Der Statthalter von Valencia . . .	— 215
Die unsichtbare Schöne	— 227



Die

Räuber im Schwarzwald.



Zu jener unruhvollen Zeit, da in ganz Deutschland der dreißigjährige Krieg die Fluren verwüstete, und die Menschen in steter Angst und Todesfurcht erhielt, verwaltete in dem Bezirk und Städtlein Schopfen, welches zu der Markgrafschaft Baden gerechnet wurde, ein gar wackerer Mann das Amt des herrschaftlichen Statthalters. Herr Gottfried war ein so frommer und gerechter Beamter, daß man von ihm wohl sagen konnte, er verdiene seinen deutsamen Namen in der That; und alle Menschen in der Gegend liebten und verehrten ihn sowohl, als seine tugendsame Gesponsin, Frau Margarethe, die ihm während der Zeit ihres ehelichen Lebens nur einen einzigen Sohn geboren hatte, in dem aber die Aeltern ihr Glück und ihre Freude fanden. Bruno war ein gar lieblicher Knabe; wenn er so mit den gelben Ringellocken und dem schwarzen Augenpaar, das frisch und munter aus dem Apfelfangsicht hervorleuchtete, auf dem Chor

der Schöpfner Pfarrkirche stand, das *Agnus dei* begleitend, hätte man schier glauben mögen, ein Engel sey vom Himmel herabgestiegen. Doch sobald er nicht im Gotteshause war, gab es auch keinen wilderen Buben; und wo ein Muthwille im Städtlein verübt worden, hatte gewiß Bruno nicht dabei gefehlt, der dann von Vater und Mutter strenge Verweise erhielt, von ganzem Herzen versprach, es nicht wieder zu thun, und solche Zusage auch so lange hielt, bis er sie im kindischen Leichtsinn wieder vergessen hatte.

Bruno war zu einem schmucken, schlanken Jüngling herangewachsen, und so stattlich anzuschauen, wie ein adelicher Junker. Als Herr Gottfried zum Sterben kam, der sein Amt so strenge gewissenhaft verwaltet hatte, daß er weder Geld noch Gut hinterließ; und sein wackerer Sohn, um die Mutter vom kargen Sold zu ernähren, als Schreiber in die Dienste des neuen Statthalters treten mußte, welcher ihn auch mit Freuden annahm. Denn Bruno war so wohl erfahren in allen Amtsgeschäften, daß er Jegliches für seinen neuen Herrn schaffen konnte, und es selbst über die Maßen bequem machte.

Der Jüngling war nun vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigt. Doch schien ein bitterer Gram an seinem Gemüthe zu nagen,

und es mochte ihm wohl weh thun, in dem Hause zu dienen, wo sein Vater einst befahl, gleichwohl aber mit allen Opfern seiner frommen Mutter kaum den nothdürftigsten Unterhalt verschaffen zu können, welche sich am Wiesenbache eine kleine Hütte miethete, und mitunter gar schmale Bissen schmauske.

Gottfrieds Nachfolger, Herr Walther, war ein strenger, hochmüthiger Mann, der so selten als ungern der Armuth sein Theil lieb, und in dessen Wörterbuche die „Güte und Geduld“ ausgelassen waren, so daß es in der That keine kleine Aufgabe war, in seinen Diensten zu bleiben; und vielleicht hätte es auch Bruno nicht so lange ausgehalten, wenn nicht sein Brotherr ein Töchterlein, Namens Dorothea, gehabt, das eben so schön, als der Vater stolz, eben so mild, als er hartherzig war. Dorothea konnte den schönen leidenden Jüngling nicht sehen, ohne ihr Herz bewegt zu fühlen; und bald hatte Bruno in der holdseligen Jungfrau einen Engel des Trostes gefunden, der ihm das heisse Loos, so das Geschick dem Jüngling zugewendet, durch unschuldige Liebe zu versüßen mußte. Wenn Bruno oft in ungeduldige Klagen ausbrach, oder sein edles Gemüth, durch die Härte und Ungerechtigkeit des Statthalters gereizt, in stür-

mlsche Gluth ausloderte: da beschwichtigte ihn die süße Rede der Jungfrau, und ihre Worte machten ihn wieder sanft wie ein Lamm. Dann wandelten die beiden Liebenden mit einander hinab in den Wiesengrund, zu Frau Margarethen, welche den jungen Leuten Lehren der Tugend und Frömmigkeit gab; und Dorothea schaffte in dem kleinen Haushalt, mit Bruno gemeinschaftlich, die Mühe und Sorgen der guten Alten zu erleichtern.

Um dieselbe Zeit hatten die Bedrängnisse des Krieges den armen Meister Peter, der ein Eisenwerk nächst Schopfen besaß, in so große Noth gebracht, daß er seinen Hammer losschlagen mußte; und als Käufer meldete sich ein Fremdling, Herr Konrad genannt, der vor einiger Zeit nach dem Städtlein gekommen war. Niemand wußte, von wannen, und wie er den Reichthum erworben, der ihn bald bei Groß und Klein in Ansehen setzte. Er benutzte das dringende Bedürfniß des Meister Peter, und drückte ihm den Hammer um ein Sündengeld ab; dann kaufte er noch viele Aecker und Wiesen in der Nachbarschaft zusammen, so daß er bald für den reichsten Besitzer der ganzen Gegend galt. Dabei

war er ein gar harter Mann, bei dem kein Knecht und keine Magd länger im Dienste bleiben wollte, als vom St. Stephans, bis zum Dreikönigstage. Kam ein Bettler vor sein Haus: so sagte er nicht, wie man sonst pflegt, wenn man eben keine Lust hat, dem Armen ein Brot zu schneiden „Helf Euch Gott!“ sondern er entbrannte in wilden Grimm, langte fluchend nach dem Stocke, und schrie „Warte, Schurke! Schlingel! — der Teufel soll Dich holen, und ich will Dir wohl das Betteln verleiden!“ Da gingen die armen Leute weinend fort, und warnten ihres Gleichen vor dem reichen und hartherzigen Hammermeister, der aber nicht lange in Schopfen ansäßig war, als er sein Auge auf die schöne Dorothea warf, und bei dem Statthalter um ihre Hand warb. Herr Walther nahm gar keinen Anstand, dem meist begüterten Mann im Gau sein Kind zur Frau zu geben, daß er gar nicht besser versorgen zu können meinte. Brigitte, des Statthalters alte Haushälterin, welche das Mägdelein seit der Mutter frühem Tode auferzogen hatte, schüttelte zwar bedenklich den Kopf, und wandte ein, der Hammermeister sey ein so wüster Mensch, als keiner mehr im Lande; auch wisse man ja weder wo er hergekommen, noch, ob er sein vieles Geld und Gut nicht auf unrechte Weise erwor-

ben. Aber da lachte der Alte laut auf, versichernd, das sey Alles eins, und heut zu Tage frage man nicht mehr, wie einer zum Reichthum gelangt sey, wenn er solchen nur besitze. Dorothea, welche bei der ganzen Sache am wenigsten um ihre Meinung befragt wurde, hätte freilich lieber dem schmucken Schreiber als dem finstern Konrad ihre Hand gereicht: doch wagte sie es nimmer, des Vaters Willen zu widerstreben; ließ sich's nicht einmal merken, wie schwer ihr die Erfüllung der Kindespflicht wurde; und weinte sich nur manchmal bei Frau Margarethen aus, die nun ihre letzte Hoffnung auf Brunos Glück verschwinden sah, und täglich mehr zum Grabe reifte.

Bruno versank von der Stunde, in welcher ihm kund ward, Dorothea sey mit dem Hammermeister verlobt, in den schwärzesten Trübsinn; verbrachte oft ganze Tage in dem fruchtlosen Streben, die Gegend zu durchstreifen, um die innern Stürme seiner Seele zu beschwichtigen; und versäumte darüber selbst die Pflichten seines Amtes, worüber Herr Walther unmuthig ward. Wenn er sein bedurfte, und der Schreiber war nicht im Hause, nicht in dem Städtlein zu finden, sagte er oft „Wenn der Bursche mir nicht anders wird: so muß ich ihn endlich doch

jagen; denn ich brauche keinen Schreiber um Fluren zu durchstreifen.“

So standen die Dinge, als der Tag heran-
 , der zu Dorotheens Hochzeit bestimmt
 , die sich, still ergeben, von der weinenden
 gittte zur Trauung schmücken ließ, und dann
 los dem Vater und Bräutigam an den Ab-
 folgte, während Bruno in starrer Verzweif-
 zu seiner Mutter gegangen war, der das
 große Leid das Herz brach. Sie verschied in
 Armen ihres guten Sohnes; und wie das
 erglänzte in Schöpfen Dorotheens Ver-
 lung, kündete die zweite Abendglocke das Lei-
 begängniß der frommen Wittfrau. Bruno
 e der Mutter stumm und in scheinbarer Er-
 ng zum Grab. Kaum aber hatten sie die er-
 Dulderin ins letzte Haus eingesenkt: so
 n er eine Hand voll Erde, warf sie auf den
 g, das es weit umher tönte, und fiel auf seine
 nieder. Nachdem er eine Weile brünstig
 et hatte: sprang er auf, und war in einem
 nblicke den Augen der getreuen Nachbarn
 entschwunden, die Frau Margarethen
 ehte Ehre erwiesen hatten.

Die Hochzeit war vorüber und Dorothea in das Haus ihres Mannes gezogen: als plötzlich Herr Walther einen Boten von seinem Geblüde, dem Markgrafen Wilhelm Fortunat von Baden, erhielt, welcher nach dem Friedensschluß seine Grafschaft wieder in Besitz genommen, und auch das Städtlein Schopfen heimsuchen wollte. Da brauchte der Statthalter seinen geschickten Schreiber, den er während der Hochzeit nicht vermißt, ja wohl recht gern gesehen, daß er sich entfernt: aber es hieß, Bruno sey schon seit zwei Tagen nicht nach Hause gekommen, und keiner habe ihn gesehen.

Herr Walther fluchte und schalt; und wie die gutherzige Brigitte ihn mit dem Tode seiner Mutter und des Sohnes herbem Schmerz entschuldigte, rief ihr der Statthalter zu:

„Stille, Alte! das verstehst Du nicht. — Ich soll mich doch wohl nicht nach meines Knechtes Schmerz richten? — Er mag ihn durch Arbeit betäuben und zerstreuen.“

Unter wilden Schmähreden sandte Herr Walther das ganze Hausgesinde vom Amte fort, Bruno aufzusuchen; und auf ihre Nachfragen erfuhren einige, er sey vom Gottesacker mit ver-

flüßtem Antlig in den Forst gerannt. Aber auch dort war all ihr Suchen fruchtlos.

Die Bewohner von Schopfen hatten sich mittlerweile um den Bothen versammelt, der ihnen die Nachricht von der Ankunft ihres geliebten Herrn gebracht, welchen sie noch nie von Angesicht gesehen; und baten jenen, er möge ihnen doch von dem Herrn erzählen, wie er aussehe, und wie es ihm ginge; worauf der Bothe begann:

„Unser Markgraf ist ein gar schöner Herr, und blüht in Fülle der Gesundheit, doch ist er immer traurig.“

Bebauernd versetzte ein Bürger von Schopfen:

„Aber was kann wohl einem solchen Herrn fehlen? — Hat doch die schöne Grafschaft, und ist so lieb und gut.“ —

Worauf der Bothe fortfuhr:

„Ja das ist eine sonderbare, traurige Geschichte, die ich Euch mittheilen will, weil Ihr unsern guten Herrn gar so lieb habet. Wisset denn, daß er vor längerer Zeit für ein schönes und tugendfames Fräulein in Lieb entbrannte; und nun werden es etwa zwei Jahre seyn, daß er sie als Braut begrüßte. Schon hatte die

fröhe Mutter Alles zum Hochzeitfest bereitet, und man erwartete nur die Heimkunft des Bruders, der die jüngste Schwester von der Großmutter aus Frankreich abholt, um der Feier der Vermählung beizuwohnen. Aber sie blieben aus, und wir wissen noch heute nicht, ob sie vielleicht in die Haft eines Feindes gerathen, oder von einer Räuberschaar überfallen worden. Im ersten Anfall des wilden Schmerzes schwur der Markgraf und seine Braut einen heiligen Eid, ihre Verbindung nicht eher zu schließen, bis das edle Geschwisterpaar aufgefunden worden. Graf Wilhelm Fortunat zog nach Frankreich, um eine Spur von den theuern Verlorenen aufzufinden; aber alle Mühe war umsonst, und nun kränkt sich der Herr, die schöne Braut weint bittere Zähren, und beide werden alt darüber."

Die Schopfner Bürger bedauerten ihren Markgrafen über die Mäßen, und nur Herr Walther versetzte kopfschüttelnd:

„So großes Geld wird durch einen übereilten Schwur hervorgebracht — wenn die Räuber sie erschlagen, ihre Habe ausgeplündert, und die kalten Leiber vielleicht in ein tiefes Gewässer versenkten: so haben sie die Fische gestessen, die dem Grafen keinen Todtenschein darüber geben, und

die Braut muß am Ende darüber eine alte Jungfrau werden, ohne daß sie jenen hilft.“

Während nun Bruno in der ganzen Umgegend von Schopfen fruchtlos gesucht wurde: war er immer tiefer in den dichten Wald gedrungen, wo er zwei Tage und zwei Nächte hindrachte, ohne eine andere Labung als klares Quellwasser zu sich zu nehmen. Eben irrte er am Morgen des dritten Tages in starrer Verzweiflung vorwärts: als er ein plötzliches Rauschen über seinem Haupte vernahm. — Er wandte den Blick nach den Wipfeln der Bäume, einen Adler erschauend, der sich stolz in die Lüfte schwang; und wie der Jüngling sein Geschick mit dem des freien Vogels verglich, kam er sich wie ein armseliges Würmlein vor, dessen jener in seiner Kraft spottete. Doch nach einigem Besinnen dächte es ihm, der König des Gefieders zeige ihm durch seinen raschen Flug den Weg an, aus der Heimath zu wandern, wo Alles ihm geraubt, was seinem Herzen theuer war; und er beschloß, in die weite Welt zu ziehen, in das Getümmel des wilden Krieges, damit er in der Feldschlacht Leben die Gluth lösche, die ihm Herz und Haupt zu verzehren drohte. In tiefes Nachsinnen ver-

loren, wohin er sich wenden solle, um Kampf und Tod zu finden, stand Bruno an eine Eiche gelehnt: als zwei Männer mit sonnenverbranntem Antlitz aus dem Gestrüpp hervortraten, und Einer zum Andern sprach:

„Sieh, Stephan! das ist der wahre Bursche, auf den ich immer mit so großem Wohlgefallen schaute — laß uns ihn ansprechen.“

Worauf dieser entgegnete:

„Was soll es denn mit dem Schreiber? — Bei dem wird Euch was Rechtes zu holen seyn.“

Aber der Erste versetzte:

„Nicht als Dein schwacher Verstand begreifen kann.“ Dann näherte er sich Bruno, ihn auf die Achsel klopfend, und auf dessen Frage, was er von ihm begehre, entgegnete er:

„Dich selbst wollen wir, drum komm und folge uns.“

Mit diesen Worten ergriff der Braune des Jünglings Hand, und wollte ihn mit sich fortziehen. Dieser aber, sich von den dunkeln Männern im dichten Forst nichts Gutes versehend, packte ihn mit starkem Arm, und warf ihn gewaltig zu Boden. Stephan eilte nach einem langen Pfiff auf Bruno zu, ihm von hinten in den Arm fallend. Wie alsobald noch zwei verdächtige Kerle herbei stürzten, und sich auf den

Jüngling zu werfen drohten: rief der Erste, am Boden liegend, ihnen zu, sie sollten nicht wagen, jenem ein Haar zu krümmen, und diese saugen verwundert:

„Bist Du toll, Wolf?“

Mittlerweile hatte sich der kleine Waldplatz mit einer großen Menge Männer von wildem Aussehen gefüllt; und nachdem sich der Nieder-
geworfene vom Boden erhoben, und ihnen seinen Willen noch einmal in gebieterischem Tone zugerufen, wandte er sich zu Bruno, und fuhr fort:

„Höre, Du bist ein tüchtiger Kerl, und wie Du mich — der ich doch sonst nicht unter die Schwächlinge gehöre — hier zu Boden geworfen hast, bin ich Dein Eigenthum auf immerdar. — Sieh! wir brauchen einen Helden, der, wie Du, mit Muth und festem Sinne ausgestattet ist; und da das Schicksal und die Menschen Dich auch nicht eben geliebkost haben, so lasse das Gesindel laufen, und sey der Unsere.“

Wisttraulich und bescheidet maß Bruno den Sprecher, und frag, wer sie wären, und was er bei ihnen solle. Aber da stockte Wolf, und, sich verwundernd, daß ein so junges Menschen-
kind seiner Zunge Stillstand auflegte, feder-
te

er Stephan auf, dem Jüngling zu künden, welches Gewerbe sie trieben, der also sprach:

„Nun, wenn Du es wissen willst — wir sind freie Menschen.“

Da schüttelte Bruno das Haupt und entgegnete:

„Frei? — frei wird mancher auch genannt, nicht weil ihn ein edler Geist über Joch und niedere Schranken erhebt, sondern weil er nicht werth befunden, des Gesetzes Schutz und Bande zu genießen.“

Aber Wolf meinte, sein Gefährte wisse es noch schlechter anzufangen, als er selbst; und fragte Bruno, ob er wohl wisse, daß vor einem Jahre in Deutschland der Friede geschlossen worden, worauf der Jüngling ausrief:

„O lieber wüßte ich es nicht, denn mein Sinn steht nach Kampf und Streit.“

Worauf Wolf erwiderte:

„Der kann Dir werden! — Damals wurde vieles Kriegsvolk heimgesandt; mancher griff zum weißen Stabe, andere flüchteten ins Gebirge, und ein Haufe wackerer Kriegermänner zog in diesen Forsten ein.“ —

Da fiel ihm Bruno in die Rede:

„Um den unbesorgten Wanderer auszuplündern, sich mit dem reinen Blut der Unschuld zu befecht.

beslecken? — O Ihr verruchten Räuber! was wollt Ihr von mir Schuldlosen, was befestet Ihr Euch an meine Sohlen, wie böse Geister an des Sünders Fesseln an?"

Die versammelten Männer fingen zu murmen an, und einer von ihnen frug Wolf, ob er dem Burschen einen Merks geben solle, daß er die verruchten Räuber nimmer vergesse; aber jener entgegnete schnell und heftig:

„Wage es nicht, wenn Dir Dein schlechtes Leben lieb ist. Höre, Geselle! fuhr er zu Bruno fort, wir sind hier im Walde hundert und fünfzig stark. Männer und etwa siebzig Bursche. Bißst Du mit uns ziehen: so sollst Du unser Hauptmann seyn, und uns allen gebieten. — Füh uns nicht so schmäblich weg, denn Dir geht es in der Welt doch auch nicht zum Besten.“ —

Aber Bruno schlug den Blick gen Himmel und rief:

„Welch ein fürchterliches Merkmal ist denn auf meine Stirne geschrieben, daß die Beutelschneider mich zu ihrem Oberhaupt erwählen?“

Ohne auf seine Rede zu antworten, fuhr Wolf fort:

„So wie ein Körper ohne Haupt nicht bestehen kann und gedeihen, so wills auch mit uns nicht sein, seit wir den Führer verloren haben; nicht:

gends waltet Zug und Ordnung, keiner weiß, wo er beginnen soll, keiner will dem Andern folgen. Weil nun Alles schief und krumm geht, wollten sie mich zum Hauptmann wählen. Aber wenn sie mir gleich vertrauen, und ich den besten Willen habe, mein Amt gehörig zu verwalten: so fehlt es mir am Besten, an der Klugheit, einen solchen wilden Haufen zu leiten. Wenn ich zornig werde: so weiß ich weder Maß noch Ziel zu halten, und das taugt für einen Führer nicht. Doch Du, mein lieber Bruno! Dich habe ich lange beobachtet, habe lange gesehen, daß Du wie für uns geboren bist — auch holte ich fleißig Kundschaft über Dich ein, und ich muß es Dir nur gestehen, wenn ich öfters vernahm, wie grausam die ehrenwerthen Leute mit Dir umgegangen, war mirs schier lieb zu vernehmen. Denn ich meinte, das Geschick müsse Dich zu uns führen, damit Du selbst siehst, daß wir nicht gar so schlimm sind, als die rechtlichen Menschen sagen, welche hoffärtig auf uns Wegelagerer herabsehen, und Dich doch Deiner Braut und Deines Glückes beraubt haben. Wärest Du, reich mit Golde ausgestattet, in unsere Hände gefallen: so hätten wir Dir freilich den Säckel geleert — aber Stuck und Braut ist mehr als Gold.“

Wolf schwieg. Da er den Jüngling in

tiefer Sinnen versunken sah: dachte er, das Nachdenken müsse ihn, der alle Hoffnung verloren, auf ihre Seite lenken; und sammelte die Stimmen unter den Belagerten, ob sie Bruno zum Anführer begehrten. Alle waren dazu bereit; und während Stephan die Kraft des Armes rühmte, mit der er den festen, stämmigen Wolf zu Boden geschleudert, bewunderte ein zweiter den schönen Wuchs, das blühende Antlitz und den stolzen Adlerblick, Klugheit und Umsicht verkündend, der Achtung und Vertrauen foderte, und Alle stimmten darin überein, daß es wohl besser sey, ihn zum Freunde als Feind zu haben.

Bruno hatte mittlerweile seine Lage überschaut, und einsam, wie er in der Welt stand, gedachte er unter den Belagerten wenigstens Böses verhüten zu können, und wendete sich gegen Wolf. — Da riefen alle ihrem Hauptmann ein „Lebehoch!“ der jedoch ihrem Rufen Einhalt that, und erst, nach dem sie, ihm zu vertrauen, und seinen Worten Folge zu leisten, versprochen, also begann:

„Nimmer werde ich mich der Räuberschaar verbinden, die im dichten Forste auf den unbewehrten Wanderer lauert, ihn zu berauben und zu tödten: doch will ich wohl an die Spitze tapferer Männer treten, welche gute und böse Thä-

ten billig wägen, die Tugend wie die Bosheit kennen, und diese strafen, jene schützen. Wisset, der Gerechtigkeit haben sie die Augen verbunden, und des Dunkels ungewohnt, ist sie eingeschlafen, während böse Menschen wach und thätig sind, und, der Gesetze spottend, ihre armen Brüder quälen, um ungerechten Mammon zu häufen. Unser Markgraf ist gerecht, und wenn ihm ihre Bosheit bekannt wäre: so wüßte er wohl, sie abzustrafen, daß ihnen solche frevelhafte That bis zum Tod verginge. Aber er hat so vielen Tausenden zu gebieten, darum kann er nicht Alles wissen, was dem Einzelnen widerfährt. Laßt uns also verbündet seyn, in der Nähe und Ferne zu erkunden, wo ein Unrecht geschehen ist, und dem Schuldigen zu bestrafen: doch nimmer wollen wir die Armuth bedrücken, vielmehr, wenn wir etwas übrig haben, ihr selbst Hülfe reichen. Seyd Ihr solches zufrieden, so will ich Euer Hauptmann seyn."

Einige Stimmen wiederholten den vorlgen Jubelruf: doch die meisten schwiegen, und ein Murren verbreitete sich unter dem Haufen, so daß Bruno, gegen den alten Wolf gewandt, fortfuhr:

„Hörst Du, wie Deine Genossen denken? Rauben wollen sie, unbarmherzig schlachten —

Drum leb wohl, und laß uns scheiden, denn ich bin doch hier nichts nütze."

Bruno wollte fort: aber der alte Wegelagerer hielt ihm am Arme, und rief den übrigen zu:

„Was denkt Ihr, Brüder! wollt Ihr den tapfern Führer, kaum gewonnen, schon wieder aufgeben? — Ist er nicht edler und würdiger unserm Haufen zu gebieten, als der Konrad?"

Nach einem kurzen Beginnen trat einer der Wegelagerer vor und sprach:

„Das mag alles wahr seyn: aber sollen wir gleich Eremiten in der stillen Waldklausen den Armen Pfennige spenden, statt Ducaten einzusammeln? Am Ende müßten wir ja Hungers sterben, wenn wir keine Beute mehr machen."

Da schüttelte Wolf den Kopf und entgegnete:

„Seyd Ihr nicht ein thörichtes Volk, das nicht einmal den Sinn seiner Worte versteht — sollt Ihr nicht die Armuth gegen frechen Uebermuth schützen? und wer drückt die Armuth? sind es nicht die Herren vom Amte, die reichen Bauersleute, Juden, Krämer und dergleichen? — Also bleibt es die alte Fehde, welche wir dem Reichthum geschworen, nur mit dem Unterschied, daß Ihr bevor in frevelhafter Willkühr gegen sie zu Felde zoget, künftig aber Euch ein hoher Geist lenket, daß Ihr das Recht verwaltet, und

die Sporteln einlaffet. O wir wollen es dem Gefindel sagen, das es eine Art hat, und, ohne die Unschuld anzutasten, soll es uns wahrlich nie an reicher Beute fehlen."

Wolfs Auslegung versöhnte die Wegelagerer mit den Einrichtungen ihres neuen Hauptmanns, dem sie nun einmüthig Treue und Gehorsam schwuren. Dann aber fing Wolf auf Bruno's Begehren an, von seinem Vorgänger zu erzählen:

"Ja unser voriges Oberhaupt, das uns vor ungefähr vier Monaten verlassen hat, war ein bitterböser Kerl. — Ich bin doch auch nicht weich gesinnt: aber oft schauderte mir die Haut, wenn der Konrad gar so hart mit Menschen umging, die es nicht verschuldet hatten."

Bei dem Namen Konrad schien Bruno eine böse Ahnung zu ergreifen, und aufmerksam hörte er Wolf zu, der also fortfuhr:

"Konrad war im vorigen Kriege bei den weißen Raltern —"

Da fiel ihm Bruno mit der Frage in die Rede, ob er auch gewiß Soldat gewesen; und wie ihm dieses bestätigt wurde, gebot er ihm, als ob er von einem Irrthum zurück gekommen, weiter zu sprechen.

„Als sie einst am Rheine standen: gab er einem Officier von hohem Range, welcher mit einer schönen Braut und vielem Gold und Kleinodien durch das Land reiste, das Geleite über den Rhein. Die großen Reichthümer verblendeten den Konrad, daß er ihn treulich erschlug, und zu uns kam. Damals trug er die kostbare Uniform sammt dem glänzenden Kürasch; und wir glaubten ihm, er sey ein Officier. Da er überdies tapfer und klug war: so erwählten wir ihn bald nachher zu unserm Anführer; und als wir später erfuhren, auf welche Weise er sein Patent erhalten, so blieb ihm doch die Würde, die wir ihm anvertraut. Er hat sich in unserer Mitte viel Geld und Kleinodien erworben, bis er uns im Frühjahr einmal Alle zusammen berief, und sagte, er habe sich besonnen, daß er nicht länger unter uns weilen könne. Schwur gegen Schwur tauschten wir aus, daß er uns nicht verrathen noch in einer Sache zuwider handeln wolle, und wir keinem jemals sagen wollten, daß er bei uns gewesen. Dann zog er mit reichen Schätzen beladen fort. — Aber zum Teufel, Dir, als unserm Hauptmann, werde ich es doch nicht verschweigen sollen. —“

Ablehnend fiel Bruno dem sprachseligen Wolf in die Rede:

„Nein! ich mag es nicht wissen. Was schiert mich Euer Konrad, da es doch der meine nicht ist? — und ich hoffe, wenn er es auch gewesen wäre, Gott! du würdest mir Kraft verliehen haben, daß ich meine Rache nimmer Euerm Trachten vereint hätte. Konrad! Konrad! — wie doch ein Name das Blut entzünden kann.“

Die Begeleiter sprachen noch manches hin und her über ihren vormaligen Anführer. Während einer meinte, dem Konrad sey nicht zu trauen, er führe schlimme Reden, und könne sie am Ende noch verrathen; und ein anderer solches bestätigte, und erzählte, er sey neulich in der Stadt beim Senate gewesen: machte endlich ein Dritter den Vorschlag, ihn einmal zur Nachtzeit unversehens zu überfallen und die Vorrathskammern von seinem Ueberfluß zu füllen, Alles aber, was zu widerstreben wage, nieder zu hauen.

Da erhob Bruno seine Stimme und rief:

„Schon wieder Raub und Mord? habt Ihr so schnell vergessen, was Ihr mir zugeschworen? Geht einmal hin, Du, Wolf! und noch einer, den Du Dir wählen magst, ihn heimzusuchen; grüßet ihn von mir, und saget, er möge in Ruhe genießen, was ihm zu Theil geworden, doch solle er uns auch etwas Trank und Spielen senden, deren wir bedürfen.“

Wolf entgegnete:

„Das kann er wabelich thun, denn wir haben es wohl um ihn verdient. Seit er unsre Schaar verlassen hat, um ein reicher Herr zu werden: haben wir ihn stets geschont, scheuchten wohl noch aus seinen Gärten die Hirsche heraus, traten auf den fetten Weiden kein Gräslein nieder, und wenn seine Knechte bei Tag und Nacht die Rosse tranken oder die Kinder hüten, so ist noch keinem jemals ein Leid durch uns widerfahren.“

Nun brachen die Wegelagerer auf, um ihren neuen Hauptmann in die weite Höhle zu geleiten, in welcher er fortan gebieten sollte; und für einen der nächsten Tage wurde der Besuch zu dem vormaligen Oberhaupt bestimmt, um dessen Freigebigkeit in Anspruch zu nehmen.

Frau Dorothea saß im einsamen Zimmerlein an ihrem Spinnrocken, und sann nach, womit sie wohl vom Himmel so schwere Strafe verdient habe, da sie sich keiner großen Sünde bewußt war. — Hatte sie gleich in des Vaters Hause auch keine goldenen Tage gehabt, so fand sie doch in dem Umgang mit Frau Margarethen und in dem Besiz ihres Bruno reichen

Gefah; und wenn gleich dieser es niemals gewagt hatte, zu betheuern, wie sehr er sie liebe, so wußte sie das dennoch sehr wohl, und hatte oft gemeint, ein so guter Sohn, der, allen Freuden entsagend, nur für seine Mutter lebte, müsse auch ein guter Gatte werden. — Ob solcher Erinnerung strafte sich die tugendsame Frau, und sprach leise zu sich selbst „Dorothea! gedenken einer frommen Ehefrau die Gedanken an den Jüngling, der nimmer dein werden kann? Du sollst nur deiner Pflicht gedenken. — Pflicht! das ist ein hartes Wort! — Ja, wenn es leicht wäre, hieße es anders; und der Pfarrerherr sagte mir oft, nur durch Sanftmuth und Geduld könne die Frau im Hause herrschen. — Meine Herrschaft ist betrübt, und viel lieber wollte ich dienstbar seyn, wo die Liebe süß gebeut.“

Schwere Schritte schallten gegen die Kammerthüre, und mit wildem unruhvollen Blick, der Dorotheen immer bange machte, trat der Hammermeister ein; wie er sie aber am Hocken sitzen sah, schalt er mit mütterlicher Geberde:

„Sizest Du schon wieder am Spinnrade, als hättest Du kein Brot zu essen, und müßtest Dir mühsam erwerben?“

Und Dorothea entgegnete sanftmüthig:

„Sieh, ich bin es so gewohnt, und von der Mutter angewiesen, nimmer müßig zu seyn.“

Als aber Konrad über diese unvernünftige Gewohnheit für das gemeine Volk schmähte; und seine Gattin meinte, sie sey ja auch kein adeliches Fräulein, fuhr er erzürnt auf und rief:

„Was soll das? willst Du mich höhnen mit dem adelichen Fräulein?“

Dorothea verstand nicht, was er damit meine, und etwas sanfter fuhr der Hammermeister fort:

„Was ich meine? — Ich will Dir sagen: Du sollst Dich des traurig stillen Lebens entwohnen: denn Du bist jetzt eine reiche Frau, und mußt mir Ehre machen. Darum schmücke Dich, Dorothea! mit den schönen Gewändern, mit den Perlen und Juwelen, die ich Dir vererbt habe, damit man mich im ganzen Gau um meine holde Frau beneide. Siehst Du, ich habe hier das schönste Haus in der Stadt, die reichsten Felder, Wiesen, Gärten; und so wollte ich auch die schönste Frau in Schopfen besitzen. — Da sah ich Dich in Deines Vaters Hause blühen, gleich der jungen Rose; und ich schwur, Du müßtest mein werden, daß alle Männer der Stadt von Wuth zerbersten. Aber wenn Du stets so

stills und traurig bist: wird ihr Geld eben nicht rege werden."

Eine Thräne in ihrem Auge zerdrückend, versprach Dorothea, seinem Willen nachzuleben; und nachdem sie auf sein Geheiß ihm Wein aus dem Keller holte, und solchen kredenzte hatte, entgegnete Konrad:

„Prossit, liebe Dorothea! Doch nun nimm das große Buch vom Gesimse, und, weil ich trinke, lies mir etwas daraus vor."

Aber Dorothea fragte:

„Wieder aus dem großen Buche, wo von nichts als Raub und Mord und vom Faustrecht geschrieben steht? — Siehe, Konrad! unser Pfarrer hat mir vorgestern, als wir aus der Kirche gingen, ein Büchlein verehrt, das viel fromme Sprüche enthält, und aus dem will ich Dir vorlesen, damit es Dir die Unruhe des Gemüthes stillt."

Verdrüsslich gebot der Hammermeister, ihm mit dem Gewäsch vom Leibe zu bleiben; und als Dorothea, das Buch holend, sich verwunderte, wie ein ehrbarer Bürgermann an dem wilden Ritterwesen so große Freude finden könne, rief er freudig aus:

„Das ist das wahre Leben, und in jener kräftigen Zeit, wo das Faustrecht noch gegolten,

war es doch der Mühe werth, zu athmen. Aber jetzt, wo ein kraftloser Schwächling oft tausend Starken gebeut, möchte man lieber aus der Welt wandern. — Ja, in jenen Tagen, wo ich noch das Schwert —

Der Hammermeister hielt plötzlich inne, und auf Dorotheens Frage, ob er denn auch einmal ein Kriegsmann gewesen, da er doch nie davon gesprochen, fuhr er stockend fort:

„Freilich war ich auch ein Kriegsmann — in meinem Gedanken wenigstens; und ginge es nach meinem Sinne, ich wäre wohl statt des schwarzen Hammermeisters ein weißer —“

Entsetzt malte sich plötzlich auf seinem Antlitz, und er sprach mit schier weicher Stimme:

„Nein, nein! Dorothea! glaube es nicht, nein, ich wäre doch kein weißer Reiter geworden.“

Dorothea faßte ihres Mannes Hand, und versetzte:

„Sieh, Konrad! wir sitzen hier so traulich beisammen; und da ich doch einmal Dein Weib bin, so wirst Du wohl kein Geheimniß vor der treuen Ehegenossin haben. Drum erzähle mir doch einmal, was sich in der frühern Zeit mit Dir begeben. — Du bist nicht allzu jung mehr, bist weit in der Welt herumgekommen,

und magst wohl schon viel sonderbare Dinge erlebt haben."

Der Hammermeister hatte ihr die Hand entzogen; und mit so fürchterlicher Geberde befahl er nun Dorotheen, sein Geheiß zu erfüllen, daß sie zitternd nach dem Buche griff, und zu lesen anfing:

„Es zog ein Ritter über den Rhein,
Der Knecht, der ritt wohl hinter ihm drein.

Und als der Herr sich ganz sicher glaubt,
Der Knecht hatt' ihm schon den Dolch geraubt.

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,
Der Knecht war selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain,
Und den Leib versenkt in tiefen Rhein."

Der Hammermeister wurde immer unruhiger, und goß ganze Becher voll Weins in sich hinein, aber bei dieser Stelle frug er mit scharfem Ton:

„Steht das dort im Buche so?"

„Wort für Wort, wie ich gelesen," erwiderte Dorothea, und las weiter:

„Hat angelegt die Rüstung blank,
Auf des Herrn Hof sich geschwungen frank;"

Konrad wurde immer unruhiger, und leerte ein Glas nach dem andern; aber Dorothea fuhr zu lesen fort:

„Und als er sprengen will über die Brück.
Da stuzet das Ross und bäumt sich zurück.“

Der Hammermeister fuhr mit wuthentbranntem Antlitz auf sein Weib zu:

„Verfluchte! das lügest Du, das kann nicht im Buche stehen!“

Mit schmerzlicher Klage reichte ihm die Mißhandelte das Buch hin, er möge selbst zu sehen, wenn er ihr nicht glaube; und nachdem er ihr solches heftig aus der Hand gerissen, las er halb laut und mit gebrochener Stimme:

„Und als er die goldenen Sporen ihm gab,
Da schleuderts ihn wild in den Strom hinab,
Mit Arm und Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.“

Dann warf er das Buch unter den Ofen und rief wild:

„Fort mit dem dummen Buche, und ewig sey der Schuft verdammt, der das erste Buch geschrieben. Es soll mir auch keines mehr ins Haus kommen, und alle, die ich hier noch finde, will ich alsogleich verbrennen. — Wein her — es ist keiner mehr da. Warum brachtest Du so wenig? Ehrest Du Deinen Herrn also?“

Dorothea bat ihn, nicht mehr zu trinken, weil er so sehr erhitet sey, und es ihm wohl scha-

den könne. Doch mit steigender Wuth fuhr er fort:

„Wie, Du wagst noch Widerrede? — hab ich darum die Bettelbirne zu meiner Hausfrau erhoben, daß sie geizig mir des Weines Tropfen in den Hals zählt? — Schnell hinab in den Keller, oder Du fühltest meinen Zorn.“

Furchtsam und tief gekränkt nahm Dorothea die Weinkanne vom Tische, und ging, das Gebot des strengen Eheherrn zu erfüllen: aber sie hatte kaum die Stube verlassen, als des Hammermeisters Knecht eintret, ihm zu melden, es seien zwei fremde Männer draußen, die ihr Anliegen nur ihm allein kund geben wollten. Konrad befahl, ihn zu verlängnen, er sey abwesend, habe Geschäfte. Doch es war schon zu spät: denn Wolf und Wilibald, einer seiner Genossen, den er sich zu Verrichtung dieses Geschäftes erwählt hatte, öffneten bereits die Thüre. Beide trugen Säcke auf dem Rücken; und, als der Hammermeister seinem Knecht die Thüre gewiesen, richteten sie ihren Auftrag ruhig und ehrbar aus, erzählten auch dem Konrad auf sein Verlangen, wen sie an seine Stelle zum Hauptmann erwählt, worauf er versetzte:

„Also der ist Euer Hauptmann? nun ich habe mir es längst vorgestellt, daß er ein solches

Ende

Ende nimmt. Doch was kümmert mich das?
Es läuft ja des Volkes genug im Lande herum,
zu betteln und zu stehlen, Scheerenschleifer, Kessels-
sticker, allerhand Vagabunden und Zigeuner, den
rechtlichen Leuten eine wahre Plage. Doch ich
dulde kein solches Gefindel; drum trollt Euch,
ehe mir die Geduld reißet."

Willibald hatte gute Lust, ihm eins zu
versetzen: doch Wolf erinnerte ihn an das Ge-
bot des Hauptmanns, sich in keinem Falle eine
Gewalthätigkeit zu erlauben; und bat mit un-
terdrücktem Zorn den Hammermeister um etwas
Rundvorrath für seine ehemaligen Genossen. In
diesem Augenblick trat die alte Brigitte, wel-
che ihrem Pflegling auch auf den Hammer nach-
gefolgt war, mit dem verlangten Wein in die
Stube; und wuthentbrannt rief Konrad:

„Begehrung? ja die sollt Ihr haben. —
Brigitte! hol mir die Peitsche, rufe mir alle
Knechte zusammen, und die Hunde lasset los:
dann ich will die Schurken blutig schlagen, und
zum grimmen Tode hegen."

Willibald griff unwillkürlich nach einem
kurzen Messer, das er im Gürtel trug: doch
Wolf erinnerte ihn nochmals an Brunos
Willen, dessen Festigkeit sie in so kurzer Zeit
zweites Bändchen.

schon genugsam kennen gelernt hatten; und im Weggehen sprach er zu Konrad:

„Ja, Herr Hammermeister! wir gehen: aber gedenkt des heutigen Tages, und vergeßt diese Stunde niemals. Denn das ungeschlachte Wort könnte Euch einst sehr gereuen.“

Dorothea war über das Geräusch wieder in die Stube gekommen, und frug den Hammermeister, was ihm geschehen, der ihr aber wenig Auskunft gab, und mit der Drohung, das Gesindel anzuzeigen, dessen Schlupfwinkel ihm wohl bekannt sey, zu seinem Schwäher eilte, sich mit der eben vollendeten Heldenthat zu brüsten. Nun befragte die Gedängste den herbeigekommenen Knecht und Brigitte, welche letztere entgegnete:

„Wir sind Alle verloren — Frau! Ihr mögt nur gewärtig seyn, daß sie uns in der ersten besten Nacht den rothen Hahn aufs Dach setzen: denn jene beiden dunkeln Männer, welche eben fortgegangen, sind von jenen draußen im Walde, und baten den Herrn ganz mankerlich um eine Wegzehrung, etwas Trank und Speise; der fuhr sie aber an, drohte mit Peitsche und Hunden, und am Ende müssen wir andern darunter leiden.“

Besorglich fügte der Knecht hinzu:

„Und sie haben es in der That nicht an uns verdient: denn oft habe ich mich verwundert: wenn sie auf allen Weiden nächst dem Walde die Heerden weggefangen, blieb die unsere in Ruh; und wenn uns der Herr zur Nachtzeit ausfandte, die Hirsche von den Aekern zu versagen, störte uns niemand in der Arbeit, ja sie halfen wohl gar noch selbst.“

Und die alte Brigitte erwiderte:

„Nun werden sie es Euch anders wissen, wenn Ihr wieder hinaus kommt; und der schöne Bruno, welcher bei Eurem Vater Schreiber war“ —

Der Name „Bruno“ schien Dorotheen ein Klang vom Himmel zu seyn, von ihm erwartete sie mit Zuversicht Rettung. Aber als sie Brigitten gefragt, wo er wohl seyn möge; und erfuhr, wohin sein Geschick ihn führte: wollte sie ihren Sinnen kaum trauen, bis ihr die Alte, die arme Mutter im stillen Grab beklagend, alles haarklein erzählte. Denn sie war mit dem Weine furchtsam an der Thüre stehen geblieben, und hatte das ganze Gespräch der beiden Wegelagerer mit dem Hammermeister angehört. Auf Brunos Liebe und Herzensgüte bauend, war Dorothea überzeugt, daß er, um sie zu retten, auch des verhassten Konrads

schonen würde, wenn sie nur mit ihm sprechen könnte. Doch überlegte sie, was der Vater; was die Leute sagen würden, wenn die neue Ehefrau zu dem Räuber in den dunkeln Wald hinausginge: bis endlich die große Noth und der lebenswerthe Zweck alle Zweifel überwand, und sie auf den Segen des Himmels hoffend, welcher im Herzen liebt, und die Reinheit des ihrigen kannte, einen kühnen Entschluß faßte; Brigitten in ihre Kammer sandte, die Kasse und das maländer seidne Tuch zu holen; und dem Knecht befahl, er solle die Klappen eilig vor den neuen Wagen spannen, daß keiner etwas davon merke, denn wenn die Straße menschenleer werde, wolle sie selbst hinaus fahren. Brigitte und der Knecht bewunderten den Muth der jungen Frau: aber jene, welche Bruno's Liebe für Dorotheen kannte, war gar nicht besorgt weder um ihre Sicherheit noch um ein Fehlschlagen des Planes; und wußte auch des Knechtes Besorgnisse zu zerstreuen, der nun mit leichtem Muth die Befehle der Herrin vollzog.

Bruno war nur kurze Zeit in der Höhle gewesen: als er nicht länger zweifeln konnte, daß sein Konrad auch der Konrad seiner neuen

Lebensgefährten war; und sein Schmerz über Dorotheens Verlust er hielt noch einen schärfen Stachel durch die Gewißheit, daß sie dem verworfensten aller Menschen zu Theil geworden, von dessen gränzenloser Lücke er in jedem Augenblick neue Beweise vorfand. Aber vor Allem rührte ihn ein Opfer seiner Bosheit, das er in dem Aufenthalt der Begehrer erblickte. — Im Hintergrunde der weiten Höhle wölbte sich eine Vertiefung, schier einer kleinen Kapelle gleich, in welche aus der Höhe ein Lichtstrahl fiel. In dieser kniete ein weibliches Wesen von großer Schönheit, aber blassen Angesichts, und hatte einen Kruzifix vor sich aufgestellt, an dem sie einige Rosenkränze zu puzen beschäftigt war. Bruno ward tief ergriffen von der leidenden Gestalt, und auf seine Frage, wer dieses unglückliche Mädchen sey, entgegnete einer der Begehrer:

„Wir nennen sie nur das Stumme Fräulein, oder kurzweg die Stumme. — Konrad hat sie einst geraubt, und wollte sie zum Liebchen haben; doch sie verachtete ihn, und verlor vor übergroßem Leid die Sprache. Seit sie hier in der Höhle ist, sieht sie Tag und Nacht in dem Winkel, seufzt und stöhnt, und lebt mehr von Thränen als von Speise und Trank. Ihre gewöhnliche Beschäftigung ist, den alten rostigen

Küras von seinen Blutstrecken zu reinigen, die doch all ihrer Mühe trogen; und wenn es Abend wird, steckt sie eine Lampe vor demselben an, und kniet da, ihn gleichsam anzubeten, als wäre es ein Heiligthum."

Da nahm Wolf das Wort, und fügte hinzu:

„Dieser Küras ist vielleicht das letzte Angedenken von dem geliebten Buhlen, den ihr der Konrad erschlagen, und um den ihre Schmerzjahre nicht zu fließen aufhören: aber selbst die nassen Felsenwände scheinen traurig in ihr herbes Leid mitzuweinen, das in der That so groß ist, um selbst Steine zu bewegen. Dabei ist das Fräulein so sanft und mild, eine wahre, christliche Pulverin, die nach den Worten der Schrift, selbst ihren Feinden wohlthat; und wo einer von uns verwundet von einem Streifzug heimkommt, bereitet sie ein Pulver aus den Wänden jener Tropfsteinhöhle, und streuet es mit gewandter Hand in die offenen blutigen Wunden, daß sie schnell und gut wieder heilen.“

Bruno befahl den Wegelagerern, Sorge für die Armste zu tragen, und sie mit Milde zu behandeln; er selbst aber ging in tiefes Sinnen vertieft, wie wohl ihre Aeltern oder Verwandten auszukundschaften wären, daß er ihnen das

geraubte Kind heimsenden könnte, im dunkeln Forst umher.

Wolf und Willibald waren schon lange ausgegangen, dem Hammermeister ihren bedeutsamen Besuch abzustatten: als die übrigen Wegelagerer sich besprachen, welcher Erfolg wohl ihren Versuch krönen werde. Die meisten, welche Konrads Starrsinn und Geiz kannten, versprachen sich wenig; und andre freuten sich schon auf den Tag, den es nach seiner Weigerung geben würde. Denn so gerne ihr neuer Anführer auch Menschenblut schonte; so hatten sie doch wohl bemerkt, wie seine Wangen hochroth zu glücken anfang, und er zähneknirschend und krampfhaft die Lippen auf einander biß, als ihm Willibald sagte, ihr voriges Oberhaupt sey kein anderer als der reiche Hammermeister; und sie zweifelten gar nicht daran, er werde freudig den Schelm aufs Korn nehmen, der ihm das Liebchen vorm Munde weggeschnappt hatte.

Diese Gespräche unterbrach Bruno, welcher fragte, ob die beiden Ausgesandten noch nicht heim gekommen seyen. Das wurde ihm verneint, und ein Wegelagerer meinte:

„Sie könnten schon längst zurück seyn. Mir

gefällt ihr langes Zögern nicht, und dürfte wohl nichts Gutes bedeuten."

Worauf Bruno entgegnete:

„Eben weil sie so lange ausbleiben, kommen sie nicht leer heim. Denn ein „Nein“ ist bald gesagt: aber es dauert länger, bis die Säcke angefüllt werden, zumal wenn es einer nicht gerne giebt. Ich wollte, sie wären schon zurück, unsere Leute brauchen Erquickung.“

Da öffnete Stephan den Mund, als wollte er eine noch schlimmere Besorgniß äußern; hielt aber gleich wieder ein, und Bruno versetzte hastig:

„Nun, was stockst Du? ich kann es für den Tod nicht leiden: wenn einer zu reden anfängt, und bleibt dann wieder stecken, als hätte er sein Wort vergessen.“

Aber einer der andern Vogelagerer fasste sich ein Herz, und sprach:

„Hauptmann! Stephan meint, wenn sie gar nicht wieder kä —“

Bruno ließ ihn nicht vollenden, sondern rief:

„Bursche! — nein das wagt er nicht! meinen Wolf mir zu behalten, meinen wackern Wolf? — O nein! er weiß doch selbst, was ein Räuberhauptmann in einem solchen Falle thun würde. Nein, den Wolf schickt er mir

wieder. Aber dann laßt uns auch weiter gehen im Lande — hier ist unseres Bleibens nicht mehr.“

Die Wegelagerer waren mit ihrem Anführer einverstanden, und eben bestimmte er ihnen ein zwei Stunden entferntes verfallenes Schloß zum Sammelplatz und künftiger Wohnung: als laute Pfliffe erschallten, und ein Paar Bursche mit der Nachricht herankamen, Wolf und Willibald seien schon nahe, doch schienen sie leicht einherzuschreiten, und die Säcke hingen ihnen, so viel man beim aufgehenden Mondlicht entdecken könne, schlaff über den Rücken herab.

Als sie endlich herangekommen waren: rann-ten ihnen viele entgegen, und fragten, was es gebe; doch Wolf entgegnete:

„Gar nichts giebt es, wenigstens nichts bei Konrad für die alten Kameraden, die ihm Geld und Gut erwerben halfen, und oft mit ihrem Blut bezahlten.“

Dann wandte er sich zu Bruno, und fuhr fort:

„Wie Du es wolltest, gingen wir hinüber zu dem reichen Hammermeister, und begrüßten ihn höflich: er aber hatte sich aus einer vollen Weinkanne Muth angetrunken, und schimpfte uns, schimpfte Dich — ja er drohte am Ende, uns

mit der Felleſche fortzuſagen, mit den Hunden fortzuhehen. Der Willibald griff ſchon nach ſeinem Meſſer, und wollte ihm einen Fang geben: doch hielt ich ihn ab, weil Du uns verboten hatteſt, ihm etwas zu leihe zu thun; und ſo haben wir es dem Schurken diesmal noch verſpart. — Aber ein andermal geh Du ſelbſt; und wenn dann dem Hammermeiſter das Blut allzu heiß und brauſend wallt, ſo magſt Du ihm die Hitze kühlen.“

Und mit ſtürmiſcher Heftigkeit erwiderte Bruno:

„Ja, Wolf! Du haſt ein gutes Wort geſprochen — ich will ſelbſt zum Konrad, noch in dieſer Nacht will ich hin. Hammermeiſter! wenn dein Blut allzu heiß und brauſend wallt: ſo iſt es auf dem Schepfner Kirchhof ſein kühler, da zu ſchlafen; und ich ſage dir, Hammermeiſter! du trinkſt heute den letzten Schlaftrunk.“

Auf einen mächtigen dreimaligen Pfiff verſammelten ſich die Beſegelagerten mit ſolcher Schnelligkeit, als kriegten die Bäume Bewegung, und alle Zweige verwandelten ſich in Männer. Mit Jubel hörte die Schaar den Aufruf zur Rache an Konrad; und als das Abenddunkel die Erde ganz bedeckte, waren ſie ſchon auf dem Wege zum Hammer, und näherten ſich der Land-

Straße, als ein Wagen auf der Straße hielt. Eine Frau stieg heraus, und Bruno befahl den Wegelagerern, sich ins Gebüsch zurück zu ziehen, um das arme Weib nicht zu erschrecken, in welcher er endlich Dorotheen erkannte, die ihn mit folgenden Worten antrat:

„Sieh! da bist Du ja, mein Ueber Bruno! Sey mir tausendmal gegrüßt! Im Angesicht des Mondes und all der goldnen Sternlein, welche uns Gottes Himmel erleuchten, hier unter dem großen blauen Gewölbe darf ich Dich wieder Du nennen, wie die Schwester nach langer Trennung ihres vielgeliebten Bruder herzlich begrüßt. Sage, was hast Du wohl von des Konrads trotziger Rede gedacht? Sey nur nicht mehr böse, Ueber Bruno! Ich stand eben in der Küche; und wäre ich in der Stube gewesen, es sollte wohl anders gegangen seyn. — O mein guter Bruno! Du gläubst wohl nimmer, wie gestraft ich bin, und was ich Alles erlitten, seit ich Dich nicht mehr gesehen habe.“

Hastig fragte Bruno, ob der Hammermeister es wage, sie zu kränken, und verließ ihm doppelte Rache; doch Dorothea fuhr begütigend fort:

„Nicht doch, Bruno! Denke das nicht — ich bin nur herausgekommen, Dich zu versöhnen,

und bringe Deinen Leuten Vorrath, Brod, Wein und Fleisch, auch guten Tabak in Rollen — sende doch einige zum Wagen, daß sie die Sachen fort tragen. — Aber dann sey auch wieder gut, so gut, wie Du immer warst, vergieb dem Konrad seinen Troß, und belaste Dein Gewissen nicht mit einem Morde.“

Bruno schüttelte das lockige Haupt, und schenkte eben, der Konrad müsse ohne Gnade sterben: als ein Köhler mit seiner Ladung quer durch den Wald auf die Straße ging, und mit halb erstickter Stimme rief:

„Herr im Himmel, sey uns gnädig!“

Dorothea erschrak, faßte sich aber gleich wieder und versetzte:

„Siehst Du wohl, Bruno! Du sollst nicht schwören.“

Bruno wollte dem Schatten nach, um zu sehen, wer es wäre; und Dorothea hielt ihn nur mit Mühe zurück, indem sie fortfuhr:

„Was wird es auch seyn? — vielleicht ein armer Bauersmann, der im dunkeln Forst sich Kesper aufgelesen hat. Denn wo Deine Schaar sich nähert, da kauern sich die Wanderer scheu nächst dem Brücklein in Schatten, und beten, sich kreuzend „alle guten Geister! heilige Mutter sey uns

gnädig!“ — Dein Schwur soll auch erfüllt werden. Wir alle werden sterben, und also auch der Konrad, wenn sein Stündlein schlägt: aber Du, Bruno! laß leben, was Gott noch nicht zum Tode berief, und wage es nicht, ihm vorzugreifen. Denke viel lieber an Dich selbst und an Deine Zukunft. Sieh doch, so wie es jetzt mit Dir steht, kann es nicht bleiben. — Wißt Du nicht von wackern Aeltern hier im Lande geboren, und kannst daheim noch recht glücklich werden, so Du ehrbar Deine Wirthschaft führst. Wenn Dir ein Mädchen gefällt: so frage doch nur an, Du holst Dir sicher im ganzen Gau keinen Korb, und wenn es die reichste wäre. — Dereinst kommst Du zu Stand und Würden, und kannst noch hier in Schopfen Statthalter werden, wenn der Vater stirbt (was Gott lange Zeit verhüten möge). Aber sage, wenn Du es wärest, solltest dann einen Mörder richten, und gedächtest der blutigen That, die Du selbst verübtest? — Darum halte es dem Konrad diesmal zu Gute; und wenn er sich schwer an Dir vergangen, so bedenke, daß er mein Mann ist, und Du mich in ihm strafest. Verlasse die wilden Räuber, welche morgen dem Grafen angezeigt werden. Denn mein Mann weiß, wo Ihr hauset.“

Bitter lachend sprach Bruno halblaut:

„Ja das glaub' ich — der Bösewicht!“

Doch Dorothea hatte es gehört, hatte sein verändertes Antlitz im Mondlicht gesehen, und entgegnete:

„D lache nicht so mit wild verzerrter Miene! — Ist es denn nicht des Unterthanen Pflicht, dem Landesherren die Räuber anzuzeigen, damit man sie zur Strafe ziehe?“

Bruno wollte nichts mehr vom Hammermeister hören; und bat Dorotheen, unter Bedeckung, die er ihr zurück lassen wollte, in der Walddöhle zu bleiben, während er sich nach dem Hammer begeben, den Konrad an Leib und Leben zu bestrafen. Aber Dorothea entgegnete tief verletzt:

„Kannst Du das im Ernste fordern: dann bist Du unter den Räubern schon sehr im Gemüthe verwildert. — Soll ich vor der Welt eine lächerliche Dirne heißen, die bei Nacht und Nebel zu den Räubern in den Wald läuft, und das Leben des Mannes opfert?“

Auf diese Rede sagte Bruno zärtlich ihre Hand, und versetzte:

„Dorothea! laß die Welt, und finde die Feindin in meinem Herzen. — Der Konrad muß einmal sterben: so nimm mich an seiner

Statt zum Gatten an — oder liebst Du mich nicht mehr?"

Da entgegnete Dorothea fest und bestimmt:

„Wenn Du also gesinnt bist: Nein! und nimmer werde ich einem blutbesleckten Mörder meine Hand zum Bunde reichen.“

Die Thurmuhr in Schopfen schlug eifrig; Dorothea flehte nun mit verdoppeltem Dringen, Bruno möge ihr Schonung für Konrad versprechen, dann wolle sie auch Alles vergessen, was sie lieber nicht gehört hätte: bis endlich jener ihren Bitten nicht länger widerstehen konnte, und sein Wort gab, dem Hammermeister, wenn er sie als Gattin halten und ehren werde, wie sie es verdiene, das Leben zu schenken. Dorothea rief dann freudig:

„Tausend Dank, mein lieber Bruno! — Ich wußte es ja, daß Du gut bist, und Du wirst die Räuber auch verlassen.“

Das aber wollte Bruno keinesweges, und entgegnete:

„Liebe Dorothea! das verstellst Du nicht. Ich stand einsam und von der Welt ausgesessen: denn alles, was mir lieb und theuer, war mir vom Herzen gerissen. Meine vielgeliebte Mutter ruht im kalten Grabe, und Dich hatten

sie mit in Konrads kalten Arm begraben. — Da nahte dem Verlassenen die tapfere Schaar der Wegelagerer, und legte vertrauensvoll ihr Geschick in meine Hand.“

Bruno schwieg; und nach einer kleinen Pause sprach Dorothea mit sanfter Stimme, aber fest und eindringlich:

„Und weil das Glück Dich schon so früh verlassen, willst Du auch der Tugend entsagen — weil Du Böses erduldet, willst Du auch an andern Böses üben?“

Der Anführer der Wegelagerer gelobte seiner Geliebten, er wolle nicht allein nicht Böses thun, sondern vielmehr Gutes üben; und als Dorothea nicht begriff, wie es möglich sey, in der Mitte wilder Räuber Gutes zu üben, fuhr er fort:

„Solches kann ich in diesem Wirkungskreise viel eher, als vorher. Sieh! diese wackre Schaar führte sonst ein gar wildes Leben, ohne der Gesetze zu achten und des heiligen Rechtes. Doch ich habe sie bewogen, daß sie in Zukunft, statt ohne Wahl zu rauben, nur zur Strafe und Geißel der Schurken ihr Gewerbe üben; und mit dem Wahlspruch „Büchtigung dem Verbrechen, der Unschuld Schutz“ gleichen wir denn aus, was wir irgendwo ungleich finden.“

Da

„Da faltete Dorothea die Hände, und entgegnete ernst und feierlich:

„Welch ein fesselhaftes Beginnen! Willst Du, selbst ein Sünder, über Deinet Bräders Schuld richten?“

Im innersten Gemüthe ergriffen, stand Bruno; und zu seinen Füßen stürzend fuhr Dorothea fort:

„Wenn Du mich jemals liebst — und Du hast es mit voller Kraft des edlen Männerherzens — so sieh mich hier vor Dir im Staube, noch flehentlicher als um meines Mannes Leben bitten — rette Deine Seele vor der schweren Last der Blutschuld.“

Bruno hob sie mit der Zusage auf, daß er niemals seine Hand mit unschuldigem Blute bes Flecken werde. Doch Dorothea fuhr zu bitten fort:

„Sieh, Du bist nur ein Mensch, und woher wirst Du Stärke nehmen, unter Mördern rein zu bleiben, und die wilde Leidenschaft in Deinem Gemüthe zu zähmen? Groß ist die Macht der Sünde, und Du wirst endlich, von Räubern rings umgeben, Dich auch gewöhnen, das Laster auszuüben. — Mein Bruno, den ich so unendlich liebe, wird ein Mörder und Verbrecher. —“

„Dorothea!“ rief Bruno, „Du liebst mich! — liebst mich wirklich? — O laß mich dieses lusterfüllte Wort noch einmal hören, daß es mir ewig im Herzen wiederklänge.“

Dorothea aber erwiderte rasch:

„Ja in diesem Augenblicke will ich Dir es gestehen, ich liebe Dich vom Herzen. Aber nimm ich Dich so liebe: so stoße Dein Schwert in meine Brust, damit ich den nicht als Verbrecher sehe, dem meine Brust die erste, heilige — einzige Bluth weihete.“

Und sie umfassend rief Bruno:

„Nein, das sollst Du nicht, reiner Engel! es geschehe, wie Du begehrest. — Gib mir den ersten Kuß und den letzten, daß Deine strengen Lippen meine Sünde sühnen. — Wenn ich diesen Augenblick der Seligkeit gelebt: will ich mich von den Wegelagerern trennen, und einsam weiter gehen.“

Und Dorothea entgegnete:

„Ja ich kann den Kuß nicht verweigern, den der Scheidende verlangt; und ist er meiner Treue ein Flecken, so will ich Gott durch Reue und Gebet versöhnen. — Er vergiebt mir sicher: denn der Flecken meiner Treue führt seinem Himmel eine Seele aus ihrem Wahn zu.“

Nach einer langen heißen Umarmung ließ sich Dorothea los, ihrem Wagen zuweilen; und auf ein Signal Brunos, versammelten sich die Vogelagerer, seines Winkes gewöhnt, um ihn, welchen er zurief:

„Hursche! packt Eure Morgengewehre wieder in die Kaden, oder gebrauchet sie, Euch am Morgen ein Wildpret zu erlegen. Doch jetzt geht fort, denn der Konrad bleibt am Leben; und sobald die Sonne aufgeht, verläßt diese Gegend. — Wir sind verrathen, und in Kurzem wird der Wald von des Fürsten Leuten umzingelt seyn. Sie mögen dann das leere Nest finden; Ihr aber zerstreuet Euch im Walde, und sammelt Euch erst in den Burgruinen wieder.“

Die Vogelagerer konnten diese schnelle Veränderung ihres Führers nicht begreifen, und jagten fragend und murrend, bis er mit Donnerstimme sein Gebot wiederholte. Da verloren sich alle stumm und verwundert; nur Wolf blieb zurück, den Bruno mit milderer Stimme fragte:

„Hast Du denn nicht vernommen, daß Ihr alle gehen sollt?“

Da entgegnete Wolf:

„Alle wohl, doch nicht ich. — Bruno! wie willst Du wohl Deinem Schatten Dich zu verlassen heißen?“

Aber Bruno erwiederte:

„Und dennoch wird es geschehen müssen: denn unseres Lebens Straßen theilen sich, und zu den Räubern kehre ich nimmer zurück.“

Entschlossen rief Wolf ihm zu:

„Wenn Du den Brüdern nicht folgen willst: so bleibe ich auch weg von ihnen. Sieh, Bruno! so oft ich Dich sah: süßte sich mein Herz hoch erfreut, und ich wußte mir die neue Empfindung nicht zu deuten. Aber seit ich an Deiner Seite lebte: verstehe ich es besser; und es ist mir klar geworden: daß ich ohne Dich weder leben noch sterben kann. In Dir fand ich die bessere Hälfte meines Wesens; und Du wirst mich nicht verstoßen, daß ich wieder halb und einsam sey.“

Best drückte der Jüngling den treuen Wolf an seine Brust, und lobte sein Geschick, daß ihn unter die Wegelagerer geführt, um das höchste Lebensglück, einen Freund, zu finden.

Der Morgen war hell und freundlich emporgestiegen: als der Hammermeister sich von dem ruhlosen Lager erhob, auf dem ihn grausenhafte Traumgebilde verfolgt hatten. — Bald kam es ihm vor, als befände er sich am Ufer

des Rheines, der, vom heftigen Sturmwind bewegt, hohe Wellen schlug. Ein Ritter kämpfte mit den Wellen, und die Jungfrau mit dem flatternden weißen Schleier rang die Hände. — Dann wechselte das Bild. Eine Schaar bewehrter Männer zog heran, mit wildem Schlachtruf; an ihrer Spitze trug die weiße Jungfrau den glänzenden Panzer, gleich einem Banner in der Luft. — Da erwachte Konrad, es dünkte ihm, als höre er mit dumpfer Stimme singen:

„Der Knecht hat erschochen den edlen Herrn,

Der Knecht war selber ein Ritter gern.“

und er schrie mit gewaltiger Stimme:

„Ha, wer wagt es, in meiner Nähe das grausenvolle Lied fort und fort zu wiederholen? — und was ist es denn auch mehr! — Im wilden Kriege fallen ja Tausende unbesprochen. Ist es denn eine so große Sache: wenn nach dem Friedensschlusse einer nachgesendet wird, daß er seine Brüder helmsuche? Habe ich doch manchen in das geheimnißvolle Land geschickt, ohne daß er dießseits seine Rechnung abgeschlossen hatte: so wird einer mehr wohl auch nichts schaden.“

Konrad fühlte seine Brust beklemmt; und um die drückende Hitze der Stube zu mildern, ging er, das Fenster zu öffnen. Aber wer be-

schreibt sein Entsetzen: als er den vornehmen Officier, den er beraubt, und in den Rhein gestürzt, zwar in anderer Kleidung, aber wohl erkennbar, an des Statthalters Seite über die Straße gehen sah. Er grüßte freundlich, und schwach und dumpf lachte Konrad:

„Weh! er nickt mit dem Kopfe. — O solche Freundlichkeit! grüßest Du mich schon als Todten, weil Du mich abzuholen kommst?“

Bebend hielt sich der Hammermeister an den Tisch; als Dorothea eintrat, und erschrocken über sein Aussehen rief:

„Gott im Himmel, Konrad! was ist Dir — Du siehst ja aus wie eine Leiche.“

Der Hammermeister deutete kraftlos auf das Fenster, und entgegnete mit kaum hörbarer Stimme:

„Ja, die Leichen wandeln frei!“

Dorothea verstand ihn nicht; und auf seine Frage, ob sie jemanden gesehen, erzählte sie, daß der Markgraf mit ihrem Vater durch die Straße gegangen, und jeden gar huldvoll begrüßt habe. Dann aber bat sie ihn, sich zu Bette zu legen, er müsse wohl krank seyn, denn sie habe ihn auch in der Nacht ängstlich stöhnen gehört; als geschehe ihm ein Leid; worauf er erwiderte:

„Ach! Ich habe so böse Träume — Träumst Du auch zuweilen?“

Und Dorothea antwortete:

„Oftmals, aber ich habe sie bis zum Morgen immer rein vergessen.“

Da wehklagte der Hammermeister:

„Was hast Du doch für gute Träume — ich kann meine nie vergessen. — Heute Nacht sah ich, wie sie kamen, mich zu schlachten. — Ach! das that schmerzlich weh, und ein Mensch hat doch sehr viel Blut.“

Tröstend nahte sich ihm Dorothea und sprach:

„Derlei Gedanken mußt Du Dir aus dem Sinne schlagen; sie kommen nur aus den großen Büchern, die ich Dir vorlesen muß, worin von nichts als Mord und Todtschlag steht. Gewiß dachtest Du vor dem Einschlafen an das grauenvolle Mährlein, das Dich schon gesiegt so wild machte, von dem mörderischen Knecht, der seinen Herrn am Rhein erschlug, und den Panzer tragen wollte. —“

Während ergriff der Hammermeister ein Messer, welches auf dem Tisch lag, und stürzte auf die erschrockene Frau los: als plötzlich an die Thüre gepocht wurde. — Konrad fuhr zusammen, Dorothea rief „H herein!“ und als

ein Köhler, seine Waare anbietend, öffnete, rief der Hausherr halb in sich hinein:

„Geh zur Hölle mit Deinen Kohlen — mir ist's heiß genug!“

Dorothea wollte den Köhler abweisen, sie brauche keine Kohlen. Dieser aber trat vollends herein, und sprach mit geheimnißvollem Wesen:

„Es ist mir auch nicht darum zu thun: sondern ich wollte nur Euch, Herr Hammermeister, ein Wörtlein im Vertrauen sagen. Das ist wohl Eure Frau? — nun die mag es auch mit anhören. Heute Nacht, als ich Reißig in meine Hütte trug, wimmelte es im ganzen Walde von Männern und Burschen, die sich im Dickicht herumtrieben, und sie schienen eben nichts Gutes im Schilde zu führen. Aber links von der Straße stand einer der lockern Gesellen, mit einer Diene — es mag mir auch die Rechte seyn. Ich wollte sie unter Hunderten kennen, wenn sie mit noch einmal begegnete: denn der Mond schien hell, und ich eiß, wie Ihr wohl denken könnt, die Augen weit genug auf. — Da hörte ich den Gesellen schwören: sterben muß der Konrad! daß mir ein Angstschrei entfuhr. Stille stehen, dachte ich, ist gefährlich; und machte mich davon, so schnell ich konnte, um Euch zu war-

nen, daß Ihr Euch vor den Räubern in Acht nehmet."

Einer Leiche gleich, blaß und regungslos stand der Hammermeister; und mit Bedauern, daß er so böse Kunde gebracht, empfahl sich der Köhler, während Dorothea ihre Fassung wieder zu gewinnen suchte. Aber plötzlich fing Konrad nach einer sonderlichen eintönigen Weise zu singen an:

„Am Rhein, am Rhein, da ist ein Plag,
Da geht weder Ege noch Pflug —
Es waltet ein Fluch,
Es ruht da ein gräulicher Schatz,
Ein bleiches Geripp
Unter dürrem Gestrüpp.
Und kommst du weiter:
Schallet es dumpf,
Durch giftige Kräuter
Schleichen die Kröten zum Sumpf;
Und wer über den Rhein schiffet,
Auf den gießen sie Gift,
Daß ihm gelüstet nach Mord —
Dann wüthet er fort."

Konrad hielt ein; und Dorothea nahte sich milde, ihn zu beruhigen, als er aufs Neue in kläglichem Tone zu singen fortsuhr:

„Sieh, der Herr ist untergesunken,
Und das sträubende Ross
Hat des Rheines Wogen getrunken,
Ruhet im nassen Schooß."

Dann fiel er in eine wilde Weise ein, und kreihschte aus vollem Halse:

„Ist nicht zu beklagen —
Hat das Roß wohl zu fragen,
Wen es soll tragen?“

Und Dorothea versetzte:

„Kannst Du denn diese traurige Geschichte gar nicht mehr vergessen? O mein lieber Konrad! möchtest Du doch nimmer in den schauder-
vollem Buche lesen.“

Der Hammermeister sah seine Frau mit starrerem, nichts sagendem Blicke an, und lallte, gleich einem Blödsinnigen:

„Lesen? — kannst Du auch lesen mein Kind? o verlerne es geschwind wieder. Wenn ich nicht lesen gelernt hätte: vielleicht wäre ich immer frei von Sünde geblieben.“

Aber nach einer Weile fing er wieder zu singen an:

Das Fräulein war krank,
Der Küraß war blank,
Doch bald voller Flecken.
Nicht konnt' ich verstecken,
Und er wurde mir schwer,
Da weinet sie sehr —
Ist es denn meine Schuld,
Daß so angeschwollen der Rhein?
Habe Schuld,

Liebliches Jungfräulein!

Gieb Acht, Du fällst ja hinein."

Dabei that er, als wolle er jemand aufhalten; und wie sich ihm seine zitternde Gattin näherte, ihn zu beschwichtigen, mit der Versicherung, er sey ja daheim bei seinem Weibe, nicht am Rhein und unter bösen Geistern, fing er plötzlich wieder zu kreischen an:

„Kommt nur ihr wilden Gefellen!

Will mich entgegen euch stellen —

Bittertet einst meinem Grimme,

Werdet noch kennen die Stimme,

So ihr in Ehrfurcht verehrt. —

Doch, wo sind Waffen und Schwert?

Daß ich mich schwinde zu Hesse,

Troßend dem frechen Trosse — —

Dort in dem Felsenschlosse,

Dort ist Muth und Waffen,

Muß sie erraffen,

Ruhe zu schaffen."

Mit diesen Worten stürzte der Hammermeister unaufhaltsam zur Thüre hinaus; und Frau Dorothea rief nach allen Knechten, ihm zu folgen, damit er sich kein Leid zufüge.

Dorotheens frommer Sinn hatte Bruno die Gefahr des Abgrundes, an welchem er schwankte, so lebhaft vor Augen gestellt, daß er

beschloß, seine That selbst dem Richter anzugehen, damit er ihn bestrafe, wenn er solches verdient; und da Wolf sich im Leben und Tode nicht mehr von seinem jungen Freunde zu trennen beschloffen hatte, so warfen sie sich schon am folgenden Morgen zu den Füßen des Markgrafen, welcher, gerührt von dem harten Geschick des Jünglings, nicht nur ihn aller Strafe frei sprach, da er noch nicht an den finstern Werken der Wegelagerer Theil genommen, sondern ihm zu Liebe auch dem treuen Wolf vergab. Doch als sie ihm Alles näher erklären mußten, und auch die rührende Gestalt des stummen Fräuleins beschreiben, für welches sie sein Mitleid anflehten: stugte er, und befahl Wolf, sie alsogleich zu ihm zu führen. Dieser eilte, des Grafen Befehl zu erfüllen, und begegnete auf halbem Wege einem seiner ehemaligen Kameraden, welcher ihn schnell zu fliehen ermahnte, und also zu reden fortfuhr:

„Wisse, vor einer Stunde ungefähr, kam ich an unsre Höhle vorüber, da saß die Stumme vor derselben; und, o Wunder! sie hat ihre Sprache wieder bekommen.“ —

Aber Wolf fiel ihm ein:

„Hast Du denn jemals geglaubt, daß sie im Ernst stumm sey; ich meine, sie habe vielleicht

ein Gelübde gethan, nicht ehe wieder zu sprechen, bis sie ihre Freiheit erlangt haben würde. Doch sprich, was hat sie denn gesagt?"

Und der Wegelagerer versetzte:

„Wie gesagt, sie saß vor der Höhle, und schrie mit lauter Stimme: Konrad ist ein Mörder! Als sie mich aber kommen sah, floh sie scheu in die Höhle zurück.“

Wolf verdoppelte seine Schritte; und als er in den Wald kam, sah er Konrad vor sich her wandern, der mit schauerlichem Krächzen nach Waffen rief, und auf die Höhle zuellte. Wolf folgte ihm, am Eingange der Höhle stehen bleibend, um zu sehen, was dort vorgehen werde. Das Fräulein kniete, wie gewöhnlich, vor dem blutbesleckten Kusse, den Blick und die Hände zum Boden gesenkt; eine brennende Fackel steckte in einer Felsentrufe; und als Konrad sie erblickte, sprach er mit dumpfem Ton:

„Was scharrst Du in dem feuchten Grund? — Du wirfst Dir die Hände blutig krapen, ehe Du seine Gebeine verscharrst, und die Raben haben ihn so schon zur Hälfte verzehrt. Jetzt sitzt Du schon hundert Jahre da; komm lieber, und mache Hochzeit mit mir, die Gevattern werden es Dir nicht übel deuten.“

Wie sie ihn aber nicht hörte, fing er mit Donnerstimme zu schreien an:

„Klara, Klara! ich rufe Dich!“

Das Fräulein schaute auf: doch als sie Konrads verhasste Gestalt erblickte, winkte sie ihm mit allen Zeichen des Entsetzens, sich zu entfernen, und der Hammermeister fragte mit fast kindlicher Furchtsamkeit:

„Du willst, daß ich gehen soll?“

Dann wurde er plötzlich wieder wild, nahte sich ihr, und rief:

„Gieb mir meinen Küras, ich will mir eine jüngere Braut erwerben — es giebt noch Mädchen genug am Rheine.“ —

Bei diesen Worten nahte er Klara an, die sich erhob; erschrocken hielt Konrad inne, und fiel wieder in das alte Lied:

„Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain,
Und den Leib versenket in tiefen Rhein —
Und seit der Ritter todt,
Ist der Rhein roth,
Und die Mädchen lieben die Männer nicht mehr.“

Der Hammermeister wankte wieder gegen den Eingang der Höhle; und wie er sah, daß Klara abermals auf ihre Knie sank, und die gefalteten Hände zum Himmel erhob, schien es, er wolle ebenfalls beten. Er warf sich nieder; doch wie er seine Hände ansah, schrie er angstvoll:

„Weh! sie sind voll Blut — halt, halt! da ist der Ritter, er steigt aus den Blüthen, um mir das Leben zu nehmen, und ich — kann nicht beten!“

Erschöpft von der fruchtlosen Anstrengung sank Konrad sinnlos zu Boden.

Des Markgrafen Ungeduld hatte Wolfs Rückkehr zu lange geizigert, von Bruno geleitet, trat er in demselben Augenblicke in die Höhle, und stürzte, ohne Konrad zu bemerken, in den Hintergrund der Höhle, wo er, die Kermesse erkennend, im Gefühl des höchsten Entzückens ausrief:

„Meine theure Schwester! höre doch Deines Bruders Stimme.“

Wie aus einem Traume erwachend, lauschte das Fräulein den wohlbekannten Tönen einige Augenblicke; dann erhob sie sich langsam, blickte verwundert rund um sich her, und ihren Bruder gewahrend, flüsterte sie:

„Bin ich denn im Elysium? Da ist mein Bruder, mein theurer Fortunat, ihm zur Seite steht der wackre Wolf, der mir immer freundlich gesinnt war, und der edle schöne Jüngling, welcher seit ein Paar Tagen mir so tröst-

voll zusprach — " Dann erblickte sie den ausgestreckten Konrad, und fuhr fragend fort:

"Dieser Mörder auch hier? dann ist es nicht Elrsium!"

Der Markgraf drückte die Wiedergefundene zärtlich an sein Herz, sie versichernd, daß sie sich gerettet in den Armen ihres liebevollen Bruders befinde, und bald auch wieder die Heimath und die Mutter begrüßen werde. Als er aber, auf ihr dringendes Fragen, gestehen mußte, der Vater ruhe bereits in der Gruft der Ahnen, sprach sie tiefbewegt:

"Todt! also mein guter Vater tobt. — Arme Klara! der Bruder schlummert auch, um nimmer zu erwachen: aber so glücklich war er nicht, daß er an seiner Väter Seite schlafen könnte -- durch eine verruchte Mörderhand fand er den Tod im tiefen Flußbette — o tragt mir diesen fort!"

Das Fräulein deutete auf dem Hammermeister, der, sich ein wenig aufrichtend, schwach und eintönig lallte:

"Es zog ein Ritter einst über den Rhein,
Der Knecht, der ritt wohl hinter ihm drein."

Der Markgraf drang in seine Schwester, ihm zu erzählen, wie sie den Bruder verloren; und mit schwacher Stimme begann das Fräulein:

"O laß

„O laß mich nur erst besinnen, lieber Bruder! Es war ein böser Tag, und mein Geist ist von dem steten Weinen so schwach geworden. — Du weißt, wie Herrmann mich von der Großmutter zum frohen Hochzeitfest abholte; und so zogen wir durch finstre Wälder nahe am Rhein — ein gemeiner Kürassier war uns zum Führer gegeben.“ —

Da unterbrach Konrad ihre Rede wieder mit seinem grauenvollen Gesang:

„Und als der Herr sich ganz sicher glaubt,
Der Knecht hat ihm schon den Dolch geraubt.“

Klara schrie laut auf: denn sie erkannte ihres Bruder Dolch, den der Hammermeister hoch
empor hielt und fortfuhr:

„Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain,
Und den Leib versenkt in tiefen Rhein;
Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herrn Kopf sich geschwungen frank.
Und als er sprengen will über die Brück':
Da stuhet das Ross und bäumt sich zurück.
Und als er die güldenen Sporen ihm gab:
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab,
Mit Arm und Fuß er rudert — und ringt —
Der schwere Panzer — ihn niederzwingt.“

Nachdem der Hammermeister die letzten Worte
stoßend hervorgestoßen hatte: raffte er sich zu-
sammen, und drückte Graf Herrmanns Dolch
zweites Bändchen.

tief in sein schwarzes Herz, daß er entseelt niedersank; und Wolf sprach:

„Der hat mit dem Tode das Geständniß seiner Schuld besiegelt.“

Als der Markgraf in sein Schloß zurückgekommen, und sich mit dem treuen Wolf, der durch Alaras Zeugniß hoch bei ihm in Gunst gestiegen war, berathschlugte, auf welche Weise er den wackern Bruno belohnen könne: meinte jener, das sey wohl der rechte Zeitpunkt, seines Freundes Glück zu gründen, und entdeckte dem Grafen, mit welcher herzinnigen Liebe Bruno der schönen Wittve des Hammermeisters zugethan sey. Der Herr ließ sodann den Statthalter zu sich berufen, und fragte ihn, ob denn Dorothea den Konrad lieb gehabt habe; worauf jener entgegnete:

„Lieb? — das könnte ich nun wohl nicht sagen: denn sie gab schier mit bösem Willen der Vernunft Gehör, weil sich der schlanke Bruno in ihrem Herzen eingenistet hatte.“

Da sprach der Markgraf im festen Tone:

„Nun wohl, so möge sie bei einer zweiten Wahl nur das Herz zu Rathe ziehen; und nach dem Trauerjahre werde sie Bruno's Weib.“

Da schüttelte Herr Walther das Haupt, und erwiderte besremdet:

„Ihr scherzt wohl, hoher Herr! Einem Räuber sollte ich meine Tochter geben? Wenn er auch von der glatten Bahn des Lasters zurückgekehrt ist: so ist er doch aus meinem ehrbaren Hause hingeflüchtet, und war über Nacht unter dem Gesindel.“ —

Ergürtet fiel der Markgraf ihn ins Wort und rief:

„Schweige, alter Thor! dem frechen Räuber, welcher mir den Bruder erschlagen und Grausamkeiten ausgeübt, daß sich selbst seine wilden Genossen oftmals schauernd abgewendet, dem hast Du Dein Kind geopfert, und zwangst die arme Dorothea zu einem verhasstem Eheband: aber dem hochgesinnten Jüngling willst Du sie versagen, den nur Deine Bosheit zu den Räubern getrieben, der ihre Wildheit gezähmt, und unbesleckt vom reinen Blut der Unschuld, durch der Tochter fromme Rede schnell zurückgeführt wurde auf den rauhen Pfad der Tugend. Doch Du hast Dein Recht auf des Kindes Herz und Wahl durch Dein unnatürliches Wesen verloren: denn sie ist nun Frau und des reichen Hammermeisters Erbin, die sich wohl selbst den künftigen Gesponsen wählen kann.“

Als aber Dorothea : sagt wurde, ob sie den Jüngling Bruno liebe, und seine Hausfrau werden wolle, entgegnete sie dem Markgrafen:

„Ach, mein hoher Herr! ich habe ihn mehr als mein Leben geliebt: doch wie soll ich bei der

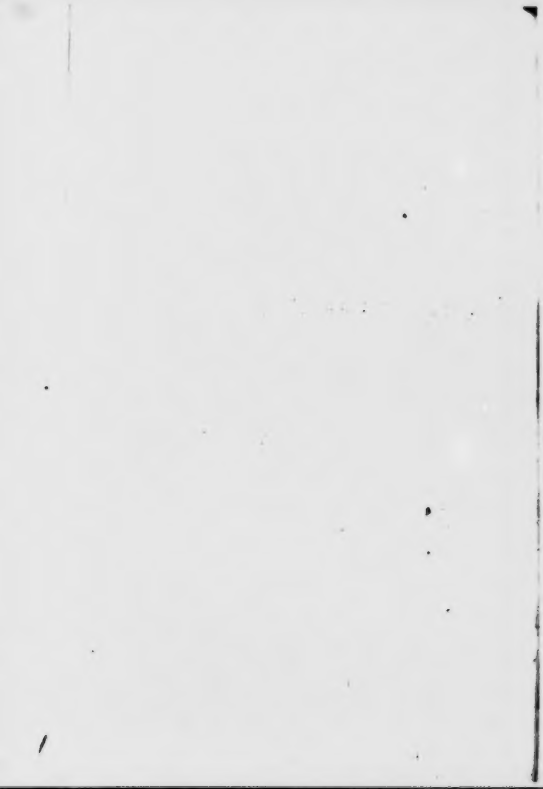
Leiche des ersten Mannes schon wieder an die frohe Hochzeit denken?"

Fräulein Klara schlug sich ins Mittel, und machte den Vorschlag, Dorothea möchte mit ihr zu der guten Mutter ziehen, und erst wenn die Zeit ihren Schmerz gestillt, wieder heim lehren, dem edlen Bruno die Hand zu reichen. Solches ward allgemein angenommen; der Markgraf ernannte Bruno zum Nachfolger im Amte eines Statthalters; und Herr Walther machte endlich gute Miene zu dem Spiel, das ihm gar nicht gefiel. Aber wie das Fräulein Dorotheens Hand in Brunos Rechte legte: hob dieser den nassen Blick zum Himmel, und sprach im reinsten Gefühl der Seligkeit „O du gute Mutter! schau hernieder in Deines Sohnes Glück!"

Herr Walther überlebte den Verdruss nicht lange; und als Dorothea wieder heimkehrte, fand sie den Vater im Grabe, über welchen Verlust sie das Glück der Liebe in den Armen des neuen Statthalters bald tröstete. Wolf verwaltete für seinen Freund den Hammer, wiegte Brunos Kinder, und freute sich an der Seligkeit, welche viele Jahre lang im Hause der Schwergeprüften weilte.

Die

Herren von Rosenberg.



Als im Jahre 1276 die Herrn von Rosenberg vom Könige Przemisl Ottokar abschieden, und mit eilig gesammelten Kriegshaufen das Land durchstreiften: blieb nur Zawis von Rosenberg am königlichen Hoflager zu Prag, woselbst er seine Vermählung mit dem schönen und tugendhaften Fräulein Ludomilla von Duppau mittelst eines großen Festes beging, welches selbst der König und die Königin durch ihre Gegenwart verherrlichten.

Frau Ludomilla hatte ihrem Gemahl bereits die Hoffnung gegeben, ihn mit einem Stammerben zu beschenken. Als er eines Tages in tiefem Schlaf auf seinem Lager lag — da kam es ihm vor, als wäre er im Ahnensaal seiner Burg; ein Ritter im blanken Harnisch trat ihm entgegen, und hinter ihm ein festlicher Leichenzug; schwarzverhüllte Männer trügen eine Bahre, und der Ritter, welcher eine schwarzver-

schleierte Jungfrau an der Hand führte, sprach zu ihm:

„Deiner Gemahlin ist ihr Herzblut all entfloßen, und hier bringen wir Dir ihren letzten irdischen Rest — sie empfing den Tod durch das eigne Kind.“

Der Ritter schwieg, und von Entsetzen ergriffen, wollte Herr Zawiss den schwarzen Teppich des Sarges heben, um sich zu überzeugen, ob er seine Gemahlin bedeckte: da zerfloß das Traumbild in lichten Dust, und er erwachte. Aber die Ruhe war aus seinem Herzen gewichen, und nimmer konnte er sie ferner finden; bis er den Sterndeuter des Königs bat, ihm seinen Traum auszulegen, welcher mehrere Nächte in den Gefilden lag, und dann den Ausspruch that:

„Wenn einst süßes Liebesschnen den Busen der Tochter schwellt: so muß Dein Weib es mit ihrem Leben büßen.“

Kurz nachher genas Frau Ludomilla eines holden Lächelns. Der Vater wollte sie alsobald dem stillen Klosterleben geloben: aber da widerstrebte zum ersten Male die fromme Frau ihrem Gemahl, begehrend, man solle das kleine Fräulein erst heranwachsen, und ihr die Wahl lassen, ob sie mit dem Brautkranz oder

mit dem Nonnenschleier sich zu schmücken verlange. Würde sie dann das erstere erkiesen: so wolle sich die Mutter herzlich erfreuen, dem Himmel eine reine Braut geboren zu haben. Doch werde sie nimmer zugeben, daß ihr Kind ohne wahren Beruf dem überirdischen Bräutigam ein getheiltes oder zerrissenes Herz opfere. Da nun Herr Zawisz, auf seinen Willen bestehend, schon den Tag bestimmt hatte, an welchem beide Ehegatten im Kloster zu St. Georg ihre Tochter dem Schleier verloben sollten: entfloh Frau Ludomilla, im Dunkel einer Nacht, mit ihrem Kinde und einer einzigen vertrauten Magd, in ein Kloster nach Oestreich, dessen Aebtissin ihre Schwester war. In Wuth entbrannt, schwur Herr Zawisz, sie solle ihre Tochter behalten: doch verklagte er sie hart, ob ihres Ungehorsams und Entweichung von ihrem Gemahl, und verlangte die Scheidung, welche der Prager Erzbischof, Herr Tobias von Bechin, in aller Form vollzog. Die zärtliche Mutter litt Alles geduldig, um ihres Kindes willen: doch mochte ihr das Leid am Leben nagen; und nach einiger Zeit erhielt Herr Zawisz die Nachricht, daß Frau Ludomilla und ihre Tochter das Zeitliche gesegnet hätten. Da zweifelte er nicht länger, daß seines Traumes Deutung erfüllt sey; und beklagte die Unglückliche,

welche Leben und Glück einem Kinde gepflegt hatte, dem doch kein anderer als der Todtenkranz beschieden war.

Als König Přemysl Ottokar in der Schlacht auf dem Marchfelde den Tod gefunden, und seine Gemahlin Kunigunde sich nach Mähren zurückgezogen hatte: geschah es, daß die Bürger der Stadt Brünn ein großes Mienen veranstalteten, und die hohe Frau ersuchten, sie möchte doch huldreich das Fest durch ihre Gegenwart verherrlichen, und sich herablassen, die Austheilung des ersten Dankes über sich zu nehmen, welches sie, als eine Dame, die alle Vergnügungen und Festlichkeiten über die Maßen liebte, mit großer Bereitwilligkeit zusagte, nur mußte ihr zu Liebe das Fest einige Zeit verschoben werden, bis sie von einer Reise zurück kam, welche sie nach Prag zu ihrem Sohne König Wenzel unternommen hatte. Unter den Rittern, welche dieses Stechen in Brünn versammelte, befand sich auch Herr Zawils von Rosenberg, der mit leichter Mühe über alle andre Ritter den Sieg davon trug. Wie er nun vor der Königin, welche, wenn sie gleich nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, doch noch immer mit hohen Reizen prangte,

sich auf ein Knie niederließ, aus ihrer Hand den ersten Dank zu empfangen: fühlte sich die Dame von seiner hohen Männerchöne so sehr gerührt, daß sie ihn mit Zeichen der Huld überhaufte. Er hatte von diesem Tage an freien Zutritt bei ihr; und ehe ein Jahr verging, reichte sie ihm ihre Hand als eheliche Gesponsin. Wie aber im folgenden Jahre der junge König Wenzel seine Mutter wieder zu sehen wünschte, welche vor Kurzem eines Sohnes genesen war, der in der heiligen Taufe den Namen Johannes erhalten: zog die Königin mit ihrem zweiten Gemahl nach Prag. Als dieser seine Knie vor dem König beugte: gefiel ihm der stattliche Mann so wohl, daß er ihm gleich anbot, Dicsse an seinem Hoflager zu nehmen, und ihn endlich zum Landeshofmeister ernannte, so daß Zawis, von so ungewohnter Macht verblendet, sich bald aller Gewalt annahm, mehr als der König selbst gebot, und die Ämter und Würden nach seinem Gefallen vertheilte, bis sich ein großer Zwiespalt unter den böhmischen Herren erhob. Denn einige derselben beklagten sich bei König Wenzel über die Hoffahrt und das willkürliche Verfahren seines Stiefvaters; während die andern, welche durch seine Verwendung Ämter erhalten, auf seine Seite tretend, gegen jene feindselig

handelten. Der König, welcher einsah, daß Zawis eine zu große Gewalt gewonnen, und dessen mißbrauchte, trug ihm auf, mit einem Heere zusammen gegen einige Raubritter zu ziehen, welche das Markgrathum Nöhren durchschwelften. Aber Zawis übernahm dies Geschäft, nicht sowohl um des Herrn Befehl zu befolgen, als vielmehr, um seine eigne Macht zu befestigen: denn er suchte nicht allein das ihm anvertraute Kriegsvolk auf seine Seite zu bringen — indem er demselben vorstellte, wie es ihm, als Gemahl einer Königin, nicht gezieme, ein Vasall des Königs zu seyn, darum wolle er das Markgrathum Nöhren für sich erobern — sondern er gewann auch die Raubritter mit ihren Mannen für sich, und bemächtigte sich des ganzen Landes; worauf er mit seiner Gemahlin, gleich einem gebornen Markgrafen von Nöhren, sein Hoflager zu Brünn hielt. König Wenzel brachte ein zahlreiches Heer auf, um den falschen Vasallen und Stiefvater mit Krieg zu überziehen. Doch dieser vereinigte sich mit dem König von Ungarn und Herzog Casimir von Oppeln, welche sich als Vermittler anboten, und den König von Böhmen zu einer Zusammenkunft an den Grenzen ihrer Länder einluden. Hier aber hatte man nichts Geringeres im Sinne, als den jugendli-

den Wenzel zu tödten, und sich in sein Reich zu theilen.

König Wenzel, welcher vor dieser drohenden Gefahr gewarnt wurde, weigerte sich, trotz alles Zuredens seiner Räte und Hofbeamten, die größtentheils Freunde und Begünstigte des Zawiss von Rosenberg waren, und ihm das Land gerne gegönnt hätten, zu dieser Versammlung zu reisen; und während Zawiss und seine Freunde täglich neue Krieger warben, sandte der König von Böhmen einen getreuen Boten an seinen Schwäher, Kaiser Rudolph, der ein zahlreiches Kriegsheer zu dem seinigen stoßen ließ. Dieser vereinten großen Macht gab Wenzel einen jugendlichen Helden, Herrn Severin von Opoczna, zum Anführer, welcher bald seine siegreichen Waffen nach Mähren trug, und so glückliche Fortschritte machte, daß binnen Kurzem Zawiss nebst seiner Gemahlin aus Mähren in dessen Stammburg flüchten mußte. Diesen letzten Zufluchtsort vertheidigte er mit allem Eifer der Verzweiflung.

Während der Zeit, daß Herr Zaroff das Vertrauen des Königs genoß, und solches mißbrauchend, mit ihm um den Besitz von Mähren stritt: wuchs Johannes zu einem schönen Junker heran, der jedoch von seltsamer Weise und Benehmen war, den Knaben seines Alters ganz unähnlich. Trübsinnig schritt er einher, den Blick in eine andre Welt gewendet, und prophezeite des Himmels Strafe und den nahenden Fall seines Hauses. Niemand ließ seinen Worten Glauben: aber wenn ihm die Hausgenossen seine Ahnungen auszureden suchten, schüttelte er feierlich das Haupt, und wurde von den Bewohnern der Feste nur der Todesvogel genannt. Herr Zaroff und seine Gemahlin, deren Liebe durch den Lauf der Jahre schier erkaltet war, ergötzen sich des schweremuthsvollen Sohnes nur wenig, der nicht dazu geeignet war, ein neues Liebesband um seine Aeltern zu schlingen, sondern ihnen vielmehr ein Ermahner ihrer Sünden erschien. Als eines Tages die Königin sich von wahrer Reue ergriffen fühlte: beschloß sie, zu einem benachbarten Gnadenbild zu wallfahren, und foderte Johannes auf, sie zu begleiten. Da jedoch die Burg von den belagerten Feinden umgeben, und nur ein einziges kleines Pförtlein, das in die felsige Waldschlucht führte,

offen stand: so sah sie leicht voraus, ihr Gemahl werde seine Einwilligung zu dieser Pilgerschaft nicht geben; und befahl ihrem Sohn, heimlich und zur Nachtzeit mit ihr zu ziehen. Von unnenubarer Angst erfaßt, flehte Johannes die Mutter an, von diesem Vorhaben abzustehen: aber diese bestand auf ihren Sinn und ihr wiederholtes Gebot. Folge leistend, ging er mit durch das kleine Pfortlein, dessen achtzigjährigen, taubem und halb blindem Wächter der Schlüssel leicht zu entwenden war.

In derselben Nacht kam es Herrn Jarwis vor, als sehe er wieder den Ritter im blanken Harnisch, mit dem schwarzverschleierteu Ferklein und dem Leichenzuge, und hörte dieselben Worte, die er während der Schwangerschaft seiner ersten Gemahlin im Traume vernommen hatte. Sonderbar ergriffen, begab er sich in die Gemächer der Königin, woselbst er ihre Frauen in großer Angst und Sorge fand. Denn ihr Lager war unberührt, und die Herrin verschwunden. Auch Junker Johannes wurde vermißt; und wie alle Hausgenossen befragt wurden, hatte sie keiner gesehen, selbst der alte Pfortner wußte in seiner großen Schwäche keine Auskunft über die

Verfornen zu geben. Da sandte der Ritter mehrere seiner Knechte, verkleidet und vermummt, durch das Pförtlein in die Nachbarschaft, von seiner Gemahlin und ihrem Sohne Kunde einzuziehen; und in jeder Nacht erschien ihm das Traumbild wieder in den lebhaftesten Farben, so daß er schier glaubte, der Himmel habe ihm Gemahlin und Sohn geraubt, und strafe ihn durch Angstgebilde für den Undank und Verrath, den er an König Wenzel begangen hatte. In dieser Stimmung sandte er einen seiner Lehens-träger, Ritter Rodislaw an das Hoflager des Königs von Böhmen, ihn um den Frieden zu bitten.

Am Morgen des dritten Tages stand der Schloßvogt mit dem Knappen Hynek am offenen Fenster einer Unterstube, sich über das plötzliche Verschwinden der Gebieterin besprechend; und Hynek meinte, sie habe wohl nur, um im grünen Walde zu lustwandeln, die Burg verlassen, und sey vielleicht von den Feinden als gute Beute fortgeführt worden. — Da fiel ihm der Schloßvogt in die Rede, und sprach:

„Schweiz, wenn Du nichts Klügeres zu Markte zu bringen hast — lustwandeln! ja man
lustwan-

lustwandelt gern, wenn eine Wette von dem siegreichen Feinde hart bedrängt wird.“

Da öffnete sich die Thüre; der Knappe Wneslaw stürzte herein, die Bauerntracht von sich reisend die er getragen, und rief:

„Da bin ich wieder, und habe mich fruchtlos in die Jacke gesteckt, worin es dem Krieger nimmer behagt — habe mich durch das enge Pförtlein hinausgestohlen auf den halbverwachsenen Steg im Walde; damit ich, von den Feinden unbemerkt, die ganze Gegend durchforschte. — Ich war überall, selbst ins Lager schlich ich mich, den Knechten Eier und Butter zum Verkauf tragend; und hatte mir ein feines Mädelcin von einer edlen Frau erfunden, die hier mit ihrem Junker reisen sollte. Doch all meine Mühe war umsonst, und ich fand auch nicht die leiseste Spur.“

Bald kamen auch die übrigen Knechte, und mit ihnen der Leibknappe des Burgherrn, Jaroslaw heim, der fruchtlos die ganze Gegend durchstrichen, vor jeder Eremitenklaufe, in allen Dörfern und Burgen, nach der Fürstin und ihrem Sohne geforscht hatte, ohne etwas zu erkunden, und nun seine Besorgniß um das Schicksal beider äußerte. Als Jaroslaw des Junkers erwähnte, versetzte der Schloßvogt:

„Nun, wenn ich's Euch aufrichtig sagen soll, dem finstern Schwärmer gönne ich es wohl ein Bißchen. — Er träumt ja so immer und prophezeit Unglück: da kann's ihm nicht schaden, wenn er einmal sich ein wenig ängstet, fern vom Waterhause, worin er sich und andere ohne Noth quält.“

Beifallgebend entgegnete Hynel:

„Ihr habt Recht, Herr Schloßvogt! ich kann ihn auch nicht leiden, weil er stets so düster auf den Boden schaut. Wenn er nahe: so wird einem angst und bange, und jede Fröhlichkeit verstummt.“

Da sprach Jaroslaw mit strafendem Ton:

„O Du ungerechter Mensch! er ist so sanft und milde, so liebevoll gegen den geringsten Knecht. Hast Du denn schon vergessen, Undankbarer, wie der Herr Dich im verwichnen Jahre für Deine Faulheit wollte strafen lassen, und Du es nur der Bitte des Junkers verdankst, daß Dir die Züchtigung erlassen wurde?“

Zu dem Schloßvogt gewendet, meinte Hynel:

„Es ist freilich Alles wahr, was Jaroslaw spricht — aber ich kann es nicht leiden, daß er nicht so munter springt, und die wilden

Rosse tummelt, wie es sonst der Knaben lustige Stütze ist."

Ein Trompetenstoß von der Burgwarte verkündete Fremde. Aber während Wneslaw zum Herrn ging, ihm Kunde zu bringen: meinte der Schloßvogt, Junker Johannes werde ihnen einst ein finst'rer Herr werden; und Jaroslaw entgegnete:

"D schweigt, denn Euer blöder Sinn vermag sein geheimnißvolles Wesen nicht zu fassen. Johannes ist kein gewöhnliches Geschöpf, und da ich, von der frühesten Jugend an, bis er heranwuchs, zu seiner Pflege bestimmt war, kenne ich ihn besser, als Ihr Andern."

Hynek spottete über Jaroslaws Klugheit, der immer mehr wisse, als Alle; und dieser, ohne auf seine plumpen Späße zu achten, fuhr fort:

"Der Himmel hat ihn mit seltenen Gaben ausgestattet. Als er noch kaum sprechen konnte, und doch, auf meinem Schooße sitzend, in seinen kurzen Reden Kindesunschuld mit weisem Sinn vereinte, wie nur innere Eingebung von oben solch einem kleinen Menschenkind verleihen konnte: da dachte ich mir, Gottes hoher Wille habe ihn dem Stamme Rosenberg geschenkt, daß er ihn mit ewigem Ruhm verkläre. Sein

Blick, den Ihr trübe und düster scheltet, schaut hinüber in die Welt des Lichtes; und was gewesen ist, was künftig seyn wird, liegt seinem heiligen Sinn offen und entfaltet."

Das Gespräch der Knappen wurde durch einen Hervord des Ritters Severin von Dpoezna unterbrochen, welcher Herrn Zawiss eine Waffentrube anbieten ließ, und frei Geleite verlangte, sich mit ihm über wichtige Angelegenheiten in seiner Burg zu besprechen. Aber kaum hatte Zawiss solche angenommen: als der Thurmwächter aufs Neue ins Horn stieß. Ritter Wladibor, des Burgherrn liebster Waffenbruder, war aus fernen Landen, wo er seit langen Jahren hauste, heimgekommen; und als des Zawiss Herz an der Brust des Freundes erwarmte, und er zu wissen begehrte, wie es ihm in der langen Zeit erging, wo ihn des Jugendgenossen Arm nicht umschlungen hatte, da entgegnete Wladibor:

„Von meinem Thun und Treiben ein andermal — heute gilt es ein wichtigeres Werk: denn Dich möchte ich gern aus drohender Gefahr erretten. Schon zu Prag erfuhr ich den unseligen Zwist, in welchen Du mit dem König gerathen,

und elste blehet, um Deinen harten Einn zu beugen, und Dir mildern Rathschlag zu geben. Es ist nicht möglich, daß Du der Gewalt des Herrschers widerstredest, und siegreich aus einem Kampfe gehest, der so ungleich an Kräften ist. Darum denke, wenn gleich der König strenge waltet, doch hast Du Dich auch gegen ihn vergangen, sey nachgiebig, und gib mir die Mittel zur Hand, daß ich den bösen Zwiespalt enden möge."

Da fragte der stolze Zawis, ob sein Freund von ihm fodre, er solle an den Stufen des Königsthrones um Gnade winseln; und schloß also:

„Laß mit mein Unglück — doch meine Ehre will ich als ein heiliges Gut bewahren, daß mir keines Fürsten Macht auf Erden rauben soll."

Und auf Wladibors neue Ermahnungen zum Frieden, rief er:

„Welches Friedenswort sollte ich dem Könige sagen? Heilen denn auch Worte die Pest des Grolles?"

Aber Wladibor entgegnete:

„Wenn man zur rechten Zeit milde Worte gebraucht: so erweichen sie das zorngefüllte Herz, und es ist keine Schande, daß der Vasall sich demuthsvoll dem Gottgesalbten neige. Doch wenn das Herz von schwarzem Gift erfüllt ist, da strömt freilich kein gutes Wort von den Lippen."

Drum jähle Deinen Haß, und gieb der Freunde's Stimme Gehör, die zum Frieden mahnt."

Herr Zawiss erzählte nun seinem Freunde, daß er Ritter Kobislav an den König gesandt habe, dessen Rückkehr er in jeder Stunde entgegen sehe. Doch Wladibor versicherte ihn, sein Bothe werde fruchtlos wiederkehren, die Bitte wiederholend, sein Geschick nur seiner Hand anzuvertrauen, und Zawiss entgegnete:

"Du nimmst wohl die Sache höher als sie ist. Denn wenn des Königs Zorn noch nicht abgekühlt, würde mir sein Feldhauptmann schwerlich eine Waffenruhe angeboten haben. — Doch wäre ich auch bestimmt, der letzte Rosenberg zu seyn — ich will es tragen — nur die Schande bleibt, das Leid geht vorüber. Allein, mein Freund! mein Herz blutet von tiefem Wunden als Wenzels Ungnade: denn wo meine Gemahlin, wo mein Sohn weilt, erfüllt mich mit bangen Sorge, und — solltest Du es glauben, so groß ist mein Elend, daß noch ein schwarzer Uebel meine Seele besingt."

Auf des Ritters Bitte, ihm sein innerstes Herz zu eröffnen, erzählte ihm Zawiss jenen Traum mit allen seinen Folgen und seiner Wiederkehr: aber Wladibor strafte ihn, daß er sich solchen Schwärmereien hingabe. Er forderte

ihn auf, die Waffenruhe zu benutzen, und vereint die Gegend zu durchstreifen, ob sie Kunequandens Spur nicht fänden; und meinte, wenn erst dieser Burg die Herrin wieder geschenkt sey, werde er in ihren Armen, in schöner Wirklichkeit die Qualen eines Traumbildes bald vergessen.“

Auch Modislaw kam vom Hofsager zurück, und brachte schlimme Kunde: denn König Wenzel hatte ihm kein Gehör vergönnt; und bloß vermeiden lassen, er wolle fürder nichts von Verträgen hören, und so sich Zarows nicht unbedingt seiner Gnade übergeben würde, so solle sein Feldhauptmann auf den Trümmern seiner Burgen ihm Befehle vorschreiben, und der Brand der Dörfer ihm dazu leuchten.

Des Ritters Erzählung, der nun die Städte des Heeres zu beschreiben anfing, welches vor der Burg lag, wurde durch den hereinstürzenden Jaroslaw unterbrochen, der die Heimkehr des Junkers meldete, und hinzu fügte:

„Doch ist die hohe Frau nicht mit ihm, und noch sonderlicher, als wir es an ihm gewohnt sind, ist sein Benehmen. — Wie der Wächter ihm das kleine Pfortlein aufthat: stürzte er hastig in den Vorhof, Todtenblässe bedeckte seine

Wangen, und das Haar sträubte sich ihm schier empor, während seine Lippen kaum vernehmliche Töne erzeugten. — Da naht er selbst. —

Mit gelösten Locken und ungewissem Schritte trat Johannes durch die hohe Thüre in des Vaters Gemach. Seine Augen, in Thränen glänzend, starrten unbeweglich auf den Boden; erst auf die Frage nach seiner Mutter bildete er empor, schien inne zu werden, wo er sey, und versuchte mit allen Zeichen der heftigsten Seelenangst wieder zu entfliehen. Aber Jaroslaw hielt ihn fest, und suchte seine Unruhe zu beschwichtigen. Da sprach er, von prophetischem Geiste ergriffen:

„O hätte ich doch nimmer diese Wüste wieder gesehen: denn durch mich Unseligen thut sich der Zorn des Himmels kund. — Sey stark, mein Vater! des Unglücks grauenvolle Pforte hat sich weit und schrecklich aufgethan. —“

Da unterbrach ihn Herr Zawis, und wiederholte seine Frage um Kunequnden, aber Johannes schüttelte das Haupt; und wie der Vater zu fragen fort fuhr, ob er nicht mit ihr aus der Burg gezogen sey, entgegnete der Jüngling:

„Ich that es — o wäre es doch lieber nicht geschehen! Mir schwieg die innere Stimme nicht,

und ungern solate ich; doch die Mutter gebot, und ich mußte gehorchen. — Dort gegen Aufgang bewahrt eine einsame Waldkapelle das Gnadenbild der heiligen Jungfrau —“

Erstret, seine Gemahlin dort zu finden, wollte Zawiss alsogleich hin eilen; doch Johannes hielt ihn zurück, und fuhr fort:

„Dorthin, befaht die Mutter, ihr zu folgen, und an ihrer Seite für Dich um Glück und Sieg zu dem Herrn der Heerschaaren zu beten. Aber auf dem Wege wurden wir von den Kriegsheuten des Königs von Böhmen überfallen; ich zog das Schwert, die Mutter zu vertheidigen. Doch bald war ich schwacher Knabe entwaffnet, und sie schleppten mich grausam der Mutter nach, die auf ein Ross gesetzt ward —“

Zawiss befaht seinem Sohne zu schweigen, und wendete sich gegen Wladibor:

„Ich weiß genug. — Wenn der König von Böhmen mit Weibern Krieg führt, ist der Stillstand von selbst aufgekündigt; und Thorheit wäre es, wenn ich einen Augenblick zögerte, meine Gemahlin zu retten.“

Aber ihn zurückhaltend, erwiederte Wladibor:

„Halt ein, Zawiss! und handle nicht vorschnell. Du siehst doch den Zustand Deines Soh-

uß: kann er nicht eine Räuberschaar, in er-
stohlener Kriegsrüstung prangend, für des Kö-
nigs Kriegsknechte gehalten haben? Laß ihn sei-
ne Erzählung zu Ende bringen, vielleicht erhalten
wir bessere Spur.“

Dann wandte er sich zu dem Junker und
versetzte:

„Fahrt fort in Euren seltsamen Geschichten,
die den Vater so schwer beängsten.“

Johannes sah ihn eine Weile starr an,
dann sprach er weiter:

„Verwundet und kraftlos sank ich zu Boden,
und das Blut floß von meinen Füßen. Da
mochten sie der Sorge um mich überdrüssig wer-
den, und ließen mich ohnmächtig liegen, bis mich
ein Hirt, der seine Heerde im Waldgrund wei-
dete, wieder zum Leben brachte; und dann träum-
te ich — ob ich schon bereits wach war. — Mir
däuchte, ich sah des Vaters Stammschloß in lich-
tem Brande stehen, die Bewohner flohen ängstlich,
und Du hieltst die Mutter bei ihrer weißen Hand
gefaßt, als schnell ein schöner Ritter dazu kam.
— Da schienst Du sehr erzürnt — ich sah Euch
heftig kämpfen, und all Eure Streiche trafen
meine Mutter; und wie ich fruchtlos Dich um
Schonung bat, zerrann das Gebilde, und ich fand
mich in den Armen des Hirten, der mich mit

Wasser aus dem nahen Brunnen erquickte. In seiner Hütte erholte ich mich, bis ich endlich heute im Stande war, heim zu kehren, daß ich Dir melde, was geschehen ist. Doch tief im Herzen tönt noch ein Klaggesang, welcher neues, größeres Weh verkündet.“

Aber Zawis's schloß seinem Sohne den Mund, indem er rief:

„Laß ab, von mir, trüber Schwärmer! wenn Deine ganze Kunst darin besteht, mir erträumte Uebel zu verkünden, da ich doch der wirklichen genug habe.“

Die Nachricht, daß Ritter Severin von Opoczna der Beste nahe, rief Zawis's ab, und Wladibor blieb mit Johannes allein, dem er tröstend zusprach:

„Hört doch endlich auf zu klagen, edler Junger! Ihr gleicht ja schier der Nachtigall im Walde, die sich in den Tod zu singen pflegt.“

Da hob Johannes die dunkelglänzenden Augen zum Himmel, und versetzte mit unbeschreiblich rührender Stimme:

„O süße, beneidenswerthe Nachtigall! Ihr hat die Natur die leichten Schwingen geschenkt und der Stimme wunderbarlich süßen Schall,

daß ihre Töne zum Himmel schweben, und sie liebend sich in den Tod singen kann. Doch ich, Unseliger! ohne Liebe erzeugt, muß auch ungeliebt und elend untergehen, und mit mir mein Stamm und Alles, was mir anverwandt ist.“

Auf Wladibors Frage, was den Wahn von seines Hauses Untergang in seine Brust gepflanzt, antwortete Johannes:

„Da fragt Ihr mich zu viel — wüßte ich selbst, wie das Gemüth mir so, in dem eignen tiefen Seyn lesend, des Geschickes Wüthen offenbart, gerne würde ich es Euch sagen: aber ich weiß es nicht, wie Gott mir diese Gabe gewährt hat, so mir doch nur Qual und bittere Klagen schenkt, mir den Sinn mit unglücksschwangerm Traume erfüllt, den ich, wollte ich es auch, nicht aus meinem Haupt verjagen kann.“

Da erwiderte der Mitter:

„Wie ist es nur möglich, daß ein jugendliches Gemüth sich die Zeit der Blüthe also verbittern mag? Laßt ab von Euren Träumereien, Junker! Ihr steht erst am Morgenthor des Lebens, das Euch hell und freundlich entgegenstrahlt: darum mischt Euch in der Jugend munterm Reigen und überlaßt es dem freudenleeren Alter, aus Vergangenheit und Zukunft das Gift der Sorge aufzusaugen. —“

Wladibor unterbrach sich selbst: denn er bemerkte, daß Johannes, den verzückten Blick gegen die Wolken gekehrt, ohne seine Worte zu vernehmen, mit dem Geiste in höhern Regionen schweife; und bald sprach dieser im Ton der Begeistertung:

„Himmelslicht erhellte mir den Blick; wie das Morgenroth die Gewalt der Nacht vernichtet, so weicht mir der Schleier der Zukunft; die Vergangenheit entfaltet sich mir, und wunderfelsame Gestalten umschweben mich. Wehe dir, mein Vater! es ist dein Geschick, zu verwunden, was du am meisten liebst. Zwei Frauen schweben dir zur Seite, die eine hast du frevelhaft verstoßen, und im Frevel die zweite erworben. — Viele Thränen vergoß jene, bis Gott sie zum hohen Himmelstrund berief: aber ein lichter Engel ist ihrem Schooß entsprossen, der sich meinem innersten Wesen kund giebt — er grüßt mich freundlich aus den azurnen Höhen — er reicht mir die Hand herab aus den Gefilden der Seligen. — — Lebt wohl, Herr Ritter! ich will beten gehen.“

Johannes entfernte sich schnell. Während Wladibor den holden Knaben bedauerte, daß ihm ein trüber Wahn die Blüthen seines Lenzes raubte: meinte er, es sey schier gefährlich,

lange mit ihm zu lösen; denn seine Reden däch-
ten ihm selbst deutungsvoll, und er hatte alle
Mannskraft anzuwenden, sich einer bösen Ahnung
zu ent schlagen, die aus des Jünglings Gemüth
in das seine überzugehen drohte.

Mittlerweile war zwar der schöne Ritter Se-
verin von Opoczna in die Burg gekommen,
und hatte Herrn Zawisz sitzig begrüßt. Aber
weil sein Gefolge zu lange zögerte, bat er noch
um kurzen Urlaub; und wie er, auf hohem Rosse
herrlich anzuschauen, über die Zugbrücke sprengte,
dächte es dem Burgherrn, als habe er diese edle
Gestalt schon einmal gesehen. Auch sein Bezei-
gen kam ihm wohlbekannt vor; und ob schon er
sich nicht entsinnen konnte, irgendwo mit ihm
zusammen getroffen zu seyn, war ihm doch, als
habe er den Ton seiner Stimme schon in einem
wichtigen Augenblick seines Lebens vernommen.
Er hatte des Feldherrn in dem Rittersaale mit
seinem Freunde Wladibor, der, sich in Se-
verins Lob ergießend, versetzte:

„Es ist ein wahrer Held, zwar noch jung
an Jahren, doch vor der Zeit mündig, vereinet
er den Ernst des weisern Alters mit der Jugend
Glanz; und des Menschen Thun und Treiben

mit klarem Sinn beschauend, hegt er im tiefen Herzen die Milde bei dem hohen Muth. Wenn er aber mit seltner Umsicht, als ein erfahrener Feldhauptmann, einen Kriegsplan entworfen, führt er ihn mit all dem Feuereifer aus, der nur der Jugend Eigenthum ist.“

Wneslaw kam, den Feldhauptmann anzukündigen, und bald erschien Ritter Severin in blauer Rüstung, eine verschleierte Dame an der Hand führend. Ein langer Zug von Kriegern folgte, unter ihnen mehrere gefesselte Knechte, und Severin sprach mit edlem Anstande:

„Mit Freuden betrete ich Eure Bese: denn ich will hoffen, daß die Freude mit mir einkehre.
— Seht hier.“

Mit diesen Worten hob er Kunegundens Schleier, und fuhr fort:

„Mir wurde das hohe Glück zu Theil, Euch die erlauchte Gemahlin in den Arm der Liebe zurück zu führen.“

Herr Sawisq hörte des Ritters Rede nur halb: denn in den Augenblicken, wo er an der Seite der verschleierten Dame vor ihn trat, und zu sprechen begann, erkannte er den Ritter seines Traumes in Gestalt, Rüstung, Ton und Bewegung, und schier gelähmt stand er ihm gegenüber. Auch Kunegunde, die sonderliche Veränderung

Ihres Gemahls bemerkend, schlug betroffen den Blick zu Boden, welchen sie nur manchmal wieder zu dem schönen Severin erhob. Während Zawiss Fassung zu gewinnen suchte, fuhr jener fort:

„Es war der Troß, der ohne achten Muth jedem Heereshaufen nur Unehre bringt, so Euch in Sorge versetzt hat. — Nach Beute schweifte das wilde Volk im Walde umher: als es der schönen Frau begegnete, deren einziger Schutz ein schwacher Knabe war. Sie konnten der Raublust nicht widerstehen, und durch reiche Gewänder und Kleinodien angelockt, nahmen sie solche gefangen. Doch kaum von einem nachbarlichen Ritt heimgekehrt, erhielt ich davon Kunde, ließ die Dame in mein Belt geleiten, wo ich mit Staunen in ihr die erlauchte Mutter meines hohen Herrn und Königs erkannte, welche die Andacht zur heiligen Jungfrau in das Labyrinth des dichten Waldes geführt hatte; und während ich mit von Euch die Waffenruhe erbat, ließ ich die Buben greifen, die sich gegen Eure erhabne Gemahlin zu vergessen wagten, und habe sie Euch hergeführt, daß Ihr selbst ihr Urtheil sprechen möget, wo nicht, so werden Böhmen's Gesetze ihren Frevel strafen.“

Herrn Zawiss war es noch immer nicht gelungen, die heftige Bewegung seines Gemüthes

theß zu bemestern, und mit großer Spannung entgegnete er:

„Ihr habt mich überrascht, Ritter! und zu hohem Danke verpflichtet — allein die Schuldigen — noch mehr würde ich mich in Eurer Schuld glauben, wenn Ihr sie, mir zu Liebe, aller Strafe los und ledig lasset. — Es giebt Augenblicke in des Menschen Leben, wo er zu strafen fürchtet, weil der Himmel (dessen schwaches Werkzeug wir doch nur auf Erden sind) seinen Willen nicht deutlich kund gegeben.“

Nachdem Ritter Severin die Bitte gewährt: begrüßte Zariss seine Gemahlin kalt, die sich bei ihm ob ihrer unvorsichtigen Entfernung entschuldigte, und von Lobpreisungen ihres edelmüthigen Retters überfloß. Doch ihr Gemahl unterbrach den Fluß ihrer Rede mit den Worten:

„Ihr werdet wohl der Ruhe bedürfen: denn mich selbst haben die Begebenheiten der letzten Tage und der schnelle Wechsel des heutigen mehr ergriffen, als es dem Manne ziemt. Darum wird unser edler Gast gestatten, daß wir uns zurück ziehen, bis die Gemüther beschwichtigt sind, daß die Gefühle des innigen Dankes sich in Worte auflösen. Denn wahrlich, tapferer Ritter!

Ihr dürft es nicht verschmähen, und diesen Tag zu schenken, der Euer Kommen so sehr verschönert hat."

Und der Ritter entgegnete:

"Damit Ihr mich nicht der rauhen Sitte zeihet, nehme ich Euer gütiges Erbieten an: doch verstatte mir die einzige Bedingniß, daß fürder keine Rede mehr vom Dank sey, wo ich nichts gethan, als strenge des Ritters Pflicht erfüllt."

Herr Zawisß befaßl dem Schloßvogt, für den Ritter und sein Gefolge Sorge zu tragen, dann führte er seine Gemahlin roleder in ihre verwaissten Gemächer ein, und Severin sprach zu den gefangenen Knechten:

"Ihr habt gehört, wie großmüthig Herr Zawisß von Rosenberg Euch Eure Schuld vergeben hat; nur seiner Bitte, und weil ich heute sein Gast bin, verdankt Ihr das Leben — Man nehme ihnen die Fesseln ab — Doch morgen sende ich euch nach Prag: denn Räuber sechten nicht unter Severin von Opoczna."

Als die Knechte auf den Burghof geführt worden, wo man sie bewirthete, und nur der Schloßvogt zurück geblieben war, des Ritters Befehle zu erwarten: war Johannes in das

Gemach getreten, ging ernst und feierlich auf Severin zu, und sprach zu ihm:

„Ich grüße Dich, Severin! der als die Blume der tapfern böhmischen Ritterschaft glänzt — Du wehrst mit mildem Sinn den Lasten des Krieges, kämpfst stets nur mit hoher Manneskraft für das Recht, und wo Du weilest, bringt Deine Nähe Heil. — Doch flehe ich zu Dir, wende schnell Deine Schritte von diesem Hause, das ein finsterner Geist mit unglückschwangern Tritten umkreist: denn wenn Du jedem Orte Segen bringest — hier wird er zum zweifachen Fluch, und der Stamm Rosenberg muß durch Dich zu Grunde gehen.“

Langsam wandte sich Johannes wieder von ihm, und entschwand Severins Blicken, der nicht begriff, welch ein wunderbarer Geist aus den Worten des blassen Jünglings in sein Gemüth schallte. Denn voll Vertrauen fühlte er sich zu dem sonderlichen Wesen hingezogen, das wie aus höhern Sphären hernieder schwebte, in geheimnißvollem Gespräch ihn zu belehren, was ihm gezieme; und gar zu gerne hätte er Johannes Bitten erfüllt, die Beste augenblicklich zu verlassen. Denn sein Herz ließ ihn die Wahrheit seiner Sendung nicht bezweifeln; und ihm war nicht wohl in diesen dunkeln Hallen, wo

der Herr ihn mit erzwungener Freundlichkeit empfing. Sehnsuchtsvoll gedachte er seines offenen Feldlagers, in welchem sich der Himmel über ihn zum lichten Dome wölbte, und konnte den Abend kaum erwarten, wo ihm die Gitter erlauben würde, den Mauern der Burg wieder den Rücken zu kehren.

Der Schloßvogt, welcher wohl bemerkt hatte, daß Johannes Neben einen großen Eindruck auf den königlichen Feldhauptmann gemacht hatten, bat diesen, als er ihn auf die ihm bestimmten Gemächer führte, sich durch den Junker nicht irren zu lassen, dessen Weise es schon sei, sich immer in Klagelebern zu ergießen, worauf der Ritter entgegnete:

„O wie bedaure ich ihn, dessen Jugend schon den heitern Jugendsinn entbehrt, der in der Zeit der Reise ohnedies von uns weicht; und wenn Du willst, daß ich gerne hier verweile, so bitte mich den Junker auf mein Gemach.“

Der Schloßvogt versprach, seinen Befehl zu erfüllen, und Severin fuhr fort:

„Das Bild des holden, traurigen Knaben weicht nicht aus meinem Sinn — Das krankende Gemüth begehrt Liebe, und hier wird es von harten Wesen grausam verletzt — O wie gern will ich Dich mit Troste erquicken; und wenn

die Theilnahme meines Herzen die Wunden des
Deinigen nicht heilen kann, so will ich doch treu
wie ein Bruder Deine Schmerzen theilen.“

Zweifel anderer Art trieben Herrn Zawlſſ
ruheloſ umher; und fruchtloſ bemühte ſich Ritter
Wladibor, ſeinem Freunde zu beweifen, wie
ungerathet es ſey, die Erſcheinung Severins
mit einem Traumbild in Verbindung zu bring-
en, welches durch Ludomillens Tod längſt
erfüllt, da überdies die Ankuſt des Ritters
nicht einmal etwas Aehnliches darbierte. „Wo
iſt, frag er, der Leichenzug, wo die ſchwarz ver-
ſchleierte Jungfrau? — Wo ſprach er die Worte
jenes Traumes?“

Darauf entgegnete Zawlſſ:

„Der Himmel hat ſtets recht, und lügt nie,
nur unſer ſchwacher Sinn verſteht nicht, ihn rich-
tig zu deuten. — Verſchleiert brachte er mir
mein Weib — zwar weiß, und ſtatt des Leichen-
zuges folgten ihr Verbrecher, die ich vor innerer
Angſt nicht einmal zur Strafe zu verurtheilen
wagte: doch was ſind Worte, Farben und For-
men, wo die innere Herzensſtimme ſo laut
ſpricht?“

Wladibor erzürnte sich über die Träumereien seines Freundes, der also fortfuhr:

„Es ist gewiß, daß König Ottokars Sterndeuter seine Kunst schlecht verstand, oder mich absichtlich belogen hat: denn im Buche der Vorsicht stand es geschrieben, daß mich ein zweites Weib zu Grunde richten, strafen sollte, weil ich dem Engel, der mit Milde und Sanftmuth mein Glück bildete, grausam von mir trieb, und in allzukühne Verbindung mit meines Fürsten Wittfrau einging. — O, ich erkenne nun allzuwohl die Deutung des Traumes! — Sage mir, kann man es nicht todt heißen: wenn ein Weib den heiligen Eid bricht, den es einst am Altar schwur? — (Doch der Frauen Eid schreibt nur ins Wasser) Und kehrt sie wieder, von keuscher Treue entblößt: kann man das nicht mit Recht den irdischen Rest nennen? Ja sie ist schuldig, ich bin durch Severin geschändet, und der Reichenzug, den ich im Traume gesehen habe, das ist die Leiche meiner Ehre. Hast Du denn nicht selbst gesehen, wie sie scheu und schuldbe-
trouft den Blick zu Boden schlug, und mir nicht ins Auge zu schauen wagte. Dann begann sie mit gleichnerlicher Demuth ihre Rede, die erst belebt wurde, als sie auf ihren Retter kam. Aber da erglühete ihr plötzlich die Wange, und

mit liebetrunkenem Blick hing sie an „dem Edelsten der Menschen.“ So nannte sie ihn ja, und wollte schier verzweifeln, ob es auf Erden noch ein Glück gebe, seiner würdig. — Wie ich sie dann in ihre Gemächer geleitete, ging sie wieder lautlos an meiner Seite hin.“

Darauf erwiderte Wladibor:

„Was Du mir da sagst, habe ich wohl Alles auch gesehen: doch finde ich nimmer so schlimme Deutung darin, und erkenne nun Deine Krankheit, welche Gottlob! nicht Folge des Traumes, sondern nur Eifersucht ist, die jenes Bild ergreift, um ihre Qualen daran zu binden. Hast Du vergessen, Zawiss! daß Deine Gemahlin, den Rang einer Königin von Böhmen der Liebe zu Dir opferte? Wie kannst Du glauben, daß der erste Anblick des schönern Mannes ihre Treue erschüttern werde? Ist es Unrecht, daß sie des Ritters mit warmen Dankgefühl gedachte, der ihr Leben und Ehre beschützt, und sie in Deine Weste geleitet hat? — Ich kann jenes mehr loben, als die frostige Kälte, womit Du leere Dankesworte stammeltest, die nicht aus dem Herzen kamen, und deum nimmer zum Herzen sprechen können. Ja selbst als die erlauchte Frau Dich um Vergebung flehte, hast Du ihr kein freundliches Wort gegönnt. Ist es dann wohl zu verwundern: wenn sie stumm

und lautlos an Deiner Seite ging, dessen Herz so wenig von ihrer Rückkehr erfreut schien?“

In tiefes Sinnen verloren, stand Jarwis, dann begann er:

„Wie aber, Bladibor! wenn dies Alles nur ein abgeredetes Spiel wäre, erfonnen, um mich zu täuschen; wenn sie in Prag schon den Jüngling gekannt hätte, vielleicht noch aus den Kindesjahren (denn die Weiber haben ein scharfes Gedächtniß, wo sie einst einen schönen Knaben sahen, der nun zum Liebeskuß herangereift ist); wenn sie Johannes nur zum Scheine mitgenommen hätte, dessen man sich draußen halb zu entledigen wußte — wenn, o Himmel! während ich mich aus Sorge um sie, schlaflos auf meinem Lager wälzte, sie in des Buhlen Arm —“

Da erzürnte sich Bladibor, und fiel ihm ungeduldig in die Rede:

„Halt ein, Du Lasterzunge! ist es Dir denn nicht genug, die Ehre Deiner erhabnen Gemahlin mit Schmach zu belegen, die leider dein Eigenthum ist? wie wagst Du es, den sittigsten aller Ritter, welche Böhmens Erde trägt, ohne Grund des Ehebruchs zu verklagen. Severin bedarf nicht solcher List, wenn er nach sündervoller Buhl-

schaft Belieben trägt: denn dem schönsten Ritter in König Wenzels Heere steht am Hoslager vieler Frauen Herz und Arme offen, die sich längst bemühten, ihn zu fangen. Aber allzufröh hat er die Freiheit verehrt, bis ihn der König im vorigen Jahre mit einer wichtigen Botschaft nach Wien sandte. Da lernte er das holde Fräulein *Beatrix* kennen, die unter kaiserlichem Schutze dort in heiligen Klostermauern heran geblüht, und ein Wunder von Schönheit und frommer Zucht seyn soll. Für sie ist *Seyverin*, der früher jedem weiblichen Reiz widerstand, in das heilige Feuer der ersten Liebe entbrannt; und der König selbst hat es übernommen, die Braut auszusteuern, die er seinem Liebling zugebachet. Beruhige Dich, und komm lieber, den Gast nach Würden und Verdienst zu begrüßen, daß er den kaisersinnigen Empfang vergesse. Sey versichert, es wird Dir gut seyn, wenn Du den Jüngling näher kennen, im Spiegel seiner reinen Seele lesen lernest, den noch niemals ein Verbrechen getrübt.“

Lawis konnte jedoch die Bitterkeit in seiner Seele nicht bezwingen; und statt mit Sorgfalt das Gemüth des Fremden zu ergründen, ob sein Argwohn schwinde, schwang er sich auf seinen

wildesten Gaul, und benutzte die Waffenruhe;
im weiten Forst herum zu jagen.

Mittlerweile saß Kunigunde auf ihrem
Gemach, den heftigsten Stürmen ihrer Gefühle
preis gegeben; und umsonst bemühte sich das
bejahrte Fräulein Editha, ihre Ehrendame, die
Herrin zu beruhigen, bis diese endlich, ihrem
gepreßten Herzen Luft zu machen, also zu jener
sprach:

„D wie zu bedauern ist doch das Weib! —
Unglücklich auf dem Throne glaubte ich des Le-
bens froher zu genießen, wenn ich den Liebling
zu mir empor hob: aber welch ein Dank ward
mir von dem Ehrgeizigen, der mich, die Kön-
igin, gleich einer schlechten Magd behandelt! —
Auch nicht der süße Trost eines Kindes ward mir,
mich für die erlauchten Sprossen meines könig-
lichen Ehebettes zu entschädigen, die ich dem
Hause Rosenberg zum Opfer brachte. Denn
wenn ich meine Arme nach dem Sohn ausbreite,
daß er mein Herz mit süßem Trost labe: scheint
er mir ein Rachegeist, vom Himmel herab ge-
sandt, mich meiner Sünden zu mahnen: und
ungeliebt habe ich ein lebloses Leben hingebracht,
bis — — Ja, Editha! Du sollst das Ge-

heimlich meines Herzens wissen, bewahre es wohl in Deiner treuen Brust! — Deine Königin vergehe in den Flammen ungestillten Liebessehns.“

Editha erschrak, und nach einer Weile fuhr die Fürstin fort:

„Die Andacht hatte mich aus der Burg geleitet, und als eine fromme Pilgerin wollte ich zu den Füßen der Himmelskönigin mein Gebet verrichten: als mich die Schaar der wilden Krieger anhielt, und vor den Feldhauptmann führte — Ich warf den scheuen Blick auf ihn; und dieser einzige Blick machte mich zur Sünderin: denn für denselben Mann, der zum Untergang meines Gemahls hieher gesandt ist, bin ich in unheilvolle Liebesgluth entbrannt. — Wenn schon seine Gestalt mich mit Entzücken erfüllte, so vollendete seine ritterliche Großmuth den Eindruck, den jene auf mein Herz gemacht. Denn er, von meinem Sohn geschickt, uns hier zu belagern, benutzte nicht den Zufall, der mich in seine Gewalt gegeben, sondern selbst in der Gattin des Feindes vergaß er nicht, seine Königin zu ehren, und brachte mich mit anständigem Geleite heim. **Editha!** wirst Du Deine Herrin nicht streng tadeln: wenn sie Dir gesteht, daß sie lieber die Gefangene des schönen Siegers gebilbeten wäre? — Doch seine Seelenhoheit erweckte

auch mein Selbstgefühl; und schon war der Pflicht der schwere Sieg über die Liebe halb gelungen, als mein Gemahl, dem ich so großes Opfer bringen wollte, mich mit finster starrem Antlitz empfing. Wenn das der Lohn für die schmerzlichste Entsagung ist; welches wäre wohl des Vergehens Strafe? — Und dem kalten Mann gegenüber, der mein Gemüth so schwer verletzte, stand der jugendliche Held (So nah ist sich oft, was das Leben ergötzt, und was seine Blüthen grausam vernichtet); und jenem hat mich die Pflicht verbunden, während die Liebe für diesen mir das Leben rauben wird.“

Editha, welche die Gemüths- und Sinnesart der Fürstin wohl kannte, stellte sich zwar, als wolle sie ihre Herrin in der Treue gegen Herr Bawiss befestigen: doch leitete sie das Gespräch bald auf kunstreiche Weise dahin, die gute Sitte fodre es, daß die Königin ihrem Ketter, der schon demselben Abend ins Lager zurück kehren wolle, noch einmal für den ritterlichen Beistand danke, den er ihr geleistet habe. Freudig rief ihr dann Kunigunde zu:

„Du hast Recht, Editha! ich will die kurze Zeit, wo mir das höchste Glück noch blüht, nicht ungenützt verstreichen lassen. Ein letzter Abschied kann ja nicht Sünde seyn: denn ich will-

ja nicht um Liebe stehen, nur an seinem Ausblick mich noch einmal weiden."

Fräulein Editha hatte sich in ihr Gemach zurück gezogen, und Kunigunde war im Begriff, den Ritter aufzusuchen, als sie ihren Sohn in der Halle begegnete, der sprach zu ihr:

„Wo willst Du hin, Mutter! o kehre um, so lange es noch Zeit ist — erschrick nicht vor dem blassen Antlitz Deines Kindes, vor dem erschrick, was Du zu thun im Begriff bist.“

Kunigunde wollte sich schnell entfernen, aber ihre Hand ergreifend, stürzte Johannes vor ihr nieder, und fuhr fort:

„Laß mich nicht umsonst zu Deinen Füßen stehen — Geh nicht, wohin Dich des Herzens Wünsche rufen, so wird die Tugend in Deiner Seele obliegen. Doch wenn Dich des Sohnes Bitten nicht zu rühren vermag: so wisse, daß Du Deines Herzens falsches Sehnen bekämpfen mußt, oder der Stamm Rosenberg geht durch Dich zu Grunde.“

Einige Augenblicke stand Kunigunde, gleich wie in stummen Kampfe; dann ließ sie ihren Sohn von sich, daß er zu Boden stürzte, und eilte schnellen Fußes von dannen, an ihrem

befremdeten Gemahl vorüber rauschend, der von Johannes Aufschluß über das Benehmen der Mutter haben wollte. Dieser aber sprach:

„In dichte Schleier verhüllt der Himmel ein, was er unabänderlich beschlessen; und hättest Du mir auch nicht so oft Stillschweigen geboten, diesmal könnte ich Dir doch nicht kund thun, was Dich und Dein Haus zunächst bedroht. — Nur Eines, Vater! sey stark und muthig: denn nimmer ruhen des Geschickes feindselige Gotzeiten, und furchtbar wird die Zukunft sich enthüllen.“

Langsam schritt Johannes aus der weltlichen Halle; und in fruchtloses Sinnen verloren, ging Zawis, seinen Freund Wladibor aufzusuchen.

Zu derselben Zeit hatte ein Bothe aus Prag, Herrn Severin von Dpoczna einen Brief von dem Könige gebracht, worin ihm dieser nicht nur das Bildniß seiner schönen Braut zusandte, sondern zur Belohnung seiner treuen Dienste ihn mit allen Besitzungen des Herrn Zawis belehnte; wobei er räthselhaft andeutete, ihm gebühre ein näheres Recht auf jene, als er jetzt begriffe. Zum Schluß meldete er ihm noch, Träu-

tehn Beatrix sey bereits auf dem Wege von Wien begriffen, damit er sie nach dem Fall der letzten Rosenbergschen Waise, als Gemahlin in solche einführen könne. Das theure Bild und die Hoffnung, seine Geliebte selbst wieder zu umfassen, abgerechnet, hatte Severin keine große Freude an der königlichen Gnade: denn seinem edlen Herzen that es weh, das Eigenthum eines Mannes an sich zu reißen, dem er eben wohl gethan, und durch heiliges Gastrecht verbunden war. Es that ihm weher noch, dem Jüngling sein Erbe zu rauben, den seine Rede nicht zu beschwichtigen vermochte; und er sah wohl ein, daß ihm der Geist den Fall seines Hauses wahrhaft verkündet hatte. Doch wenn er, seiner Braut zu Liebe, die Gaben des Königs nicht zurückweisen durfte: so sollte Zawis allein die Strafe seines Trevels tragen; Johannes aber ihm ein geliebter Sohn und Erbe seyn, während er den eignen Söhnen mit seinem guten Schwerte ein schönes Erbgut zu erkämpfen hoffte.

Severin war in das Anschauen des Conterfels von seiner schönen Braut versunken, so ihn das köstlichste der Geschenke seines Fürsten schien: als ein Knappe Frau Kunigunden von Rosenberg meldete, die ihn zu sprechen

wünschte. — Der Ritter flog ihr entgegen, und, auf ein Knie niedergelassen, versetzte er:

„Zu groß ist Euer Majestät Huld, und Ihr beschämte mich durch solche hohe Gunst, deren ich mich nicht würdig fühle: denn schon zu sehr beglückt würde mich der Befehl haben, mich zu Euch zu begeben. —“

Kunigunde hob den schönen Ritter auf und entgegnete in süßem Tone:

„Genug! dem Ritter ziemt nicht so große Demuth, der Dame gegenüber, die ihm allein Ehre und Leben verdankt. Auch komme ich, schon eine große Schuldnerin, nicht abzutragen, sondern aufs Neue zu bitten.“

Severin flehte, über sein Blut und Leben zu gebieten; und die Fürstin fuhr fort:

„Ich weiß, daß nicht der Ruhm allein des echten Ritters Sorge ist, auch die Minne beschäftigt ihn: deshalb vergönnt, daß ich eine wichtig streitige Liebesfrage Eurem Ausspruch unterwerfen möge.“

Ablehnend erwiderte Severin:

„Eure Majestät scherzt wohl mit Ihrem bemüthigen Knechte. In solchen Dingen ist holbe Weiblichkeit der sicherste Richter; und sey ein Mann auch unbescholten und von sittigem Wandel, nimmer hegt er so zarten Sinn, zu ermessen,

sen,

sen, was in Liebesachen schicklich und billig sey. Doch wollet Ihr, erlauchte Königin! mich mit Eurem Vertrauen beehren: so saget mir den Fall, wenn ich Euch gleich im Voraus versichern muß, daß Urtheil, welches Ihr selbst gefällt, ist gewiß besser als das meine."

Mit zärtlichem Blick an seinem Antlitze hangend, begann Kunigunde:

"So hört denn. Mit einer Freundin wurde ich an dem Hoflager meines Vaters erzogen, die zweimal an rauhe Männer vermählt, doch noch nie der Liebe Seligkeit empfunden, und sich begnügte, wenn gleich unbeglückt die Pflichten der Hausfrau sorgsam zu erfüllen, bis sie, bereits mehrerer Kinder Mutter, einen Mann kennen lernte, mit Schönheit und hoher Würde geschmückt, und jeder Königskrone werth. — Da fühlte sie zum ersten Mal die ganze Gewalt der Liebesgluth. Doch er ist viel jünger als sie selbst; und sie weiß nicht, ob sein Herz ihre Gefühle zu erwidern vermag: gleichwohl kann ich sie nur mit vieler Anstrengung zurückhalten, sich dem geliebten Helden zu entschleiern, und ihm die Gluth ihrer Seele offen zu bekennen."

Da meinte Severin, die Königin sey wohl allzu strenge; und, von einem Hoffnungsstrahl befeelt, fragte sie ihn aufs Neue, ob er denke,

es sey der Frauen Würde nicht entgegen. Die Liebe zu gestehen; worauf der Ritter sprach:

„Es scheint, Eure Majestät habe zu erwähnen vergessen, daß der Tod die edle Frau auch von dem zweiten unwillkommenen Eheband befreiet. Wenn daher die Wittfrau von des geliebten Ritters Verdienst überzeugt ist: was hätte sie Schlimmes zu befahren, wenn sie ihm offen ihre Liebe eingesteht?“

Aber Kleinlaut erklärte Künigunde, daß der Gemahl der Dame noch am Leben sey; und wie Severin sie sehr beklagte, weil sie dann freilich entsagen müsse, brach die Fürstin heftig aus:

„Entsagen? — O Ritter! Ihr habt nie geliebt, wenn Ihr dieses Todeswort so kalt auszusprechen vermöget. Wißt Ihr, was Liebe sey? — Sie ist nicht nur Liebe, sondern zugleich Hölle, langluth und nie besiegte Kraft, ein süßes Sehnen, eine wilde Raserei. — Der Jubel, so wie die Klage, wohnt in ihr; und wie sie das Wasser mit ihrer Flamme zu zünden vermag, huldigt ihr der ganze Erdbkreis. Aber sie schwingt sich mit dem Vogel zum Himmel empor, um dort wie hier zu herrschen. — In der Liebe ist Seelenruh und wilde Wuth vereinigt; und ohne Stahl zerschneidet sie leicht, was Weisheit und Tugend

in Knoten geschlungen. Erst seit zwei Tagen kenne ich diesen Trieb in seiner grenzenlosen Ausmacht: doch bin ich schon wohl vertraut mit solcher Weise, von ihm befeuert, habe ich kühn überschritten, was einem Weibe die strenge Sitte erlaubt, und bekenne Dir, Severin! daß ich Dich liebe, ohne Deinen Besitz nicht leben kann."

Entsetzt fuhr Severin zurück, und that der Fürstin nach langem fruchtlosen Zureden kund, daß er verlobt sey, worauf sie rief:

"Verlobt? — O wie kann doch ein kleines Wort reich an innrem Gifte seyn! — und Du, wie kannst Du so kalt und ruhig mich tödten? — O diese Braut, die mich so grausam vernichtet, wenn ich sie gleich nie mit Augen gesehen habe, nenne sie mir. — Doch nein, verbirg mir den Namen: denn ich würde sie bis an den Enden der Erde auffuchen, um Dein Bild aus ihrem Herzen zu reißen, damit Dich keine besitze, weil Du für mich verloren bist. — Aber immerhin nenne sie, ich bin ja arm und schwach und kann ihr nicht schaden, welche Dein, die erste aller Erdenfrauen, ist."

Ritter Severin erzählte der Fürstin, daß er seine geliebte Braut in jeder Stunde erwarte, und mit gepreßter Stimme fuhr jene fort:

„Hast Du sie geprüft, ob sie auch zu lieben versteht, wie ich? — Ihr wird das neidenswürdige Loos, am Herzen eines vielgeliebten Gatten zu ruhen, und ihn ganz zu besitzen. — Doch ich sehe Dich heute zum letzten Male, an des verhassten Gatten Seite zurückkehrend, der keine Liebe im kalten Herzen hegt, und dessen Stolz allein die Königin in mir streifte: aber Dein Angedenken allein wird meines freudentlosen Lebens Nahrung, und Nahrung der hoffnungslosen Liebe seyn, daß sie nimmer erkalte.“

Da entgegnete Severin:

„Verzeiht, Königin! ich erkenne wohl, daß es mir schlecht ansteht, eine so hohe Frau ihrer Pflicht zu mahnen: allein vergönnt, daß ich Euch noch ein Mal erinnere, welch ein heiliges Band Euch an Herrn Zawiß knüpft, dem Ihr doch in früherer Zeit mit frohem Muth die größten Opfer brachtet. — Laßt von dem Wahne, von Dankbarkeit erzeugt, den Ihr für Liebe haltet, und kehrt zu dem Gemahl zurück, der mich, wie an Jahren, auch an jeglichem Verdienst weit überstrahlt, damit er nicht ohne Trost bleibe, wenn vielleicht schwere Prüfungen der Vorsicht sein Haupt treffen; und braucht Ihr selbst Kraft, so wird sie Euch der heilige Glaube verleihen.“

Von regem Mitgefühl hingerissen, hatte Severin die Hand der bewegten Dame gefaßt, als Herr Zarwisk, welcher endlich Wladibors Bitten nachgegeben, den königlichen Feldhauptmann besuchen wollte, ungemeldet ins Gemach trat, wo sein erster Blick auf eine ihm so verdächtige Gruppe traf; und als er, vortretend, seinen lästigen Besuch entschuldigte, fuhr Kungunde erblaßt zurück. Aber Severin versetzte mit der Ruhe des guten Gewissens:

„Es mag Euch vielleicht Wunder nehmen, daß Ihre Majestät sich in meinem Gemache befindet —“

Mit blütem Hohn unterbrach ihn Zarwisk:

„Wunder nehmen? — Warum doch? — Ich finde das in der besten Ordnung.“

Ohne auf seine grimmigen Blicke zu achten, fuhr der Ritter fort:

„Es ist die Eigenschaft schöner Seelen, daß sie, jedes Verdienst doppelt berechnend, stets mit allzu großer Gunst lohnen. —“

Da fiel ihm Herr Zarwisk abermals in die Rede, und rief:

„Ihr habt das rechte Wort getroffen „mit allzu großer Gunst.“ — Ich sage Euch aber: es ist die Eigenschaft der falschen Weiber, daß sie des Gatten Vertrauen mit schwarzer Tücke be-

lohnem, und sich dem Ersten dem Besten an den Hals werfen. Nicht Euch verklage ich, denn waret Ihr es nicht, so war es ein Anderer: aber hütet Euch, was Ihr aussäet kann Früchte tragen; und wenn Ihr einst freiet, so ist es auch ein Weib.“

Severin gab dem erzürnten Zarwifs sein Ritterwort zum Pfande, er sey im Irrthum, wenn er vermuthete, daß Frau Kuntgunde mit ihm in einem unrechtmäßigen Verhältniß stehe. Aber der Wüthende entgegnete heftig:

„Genug der glatten Worte! Was ich sah hat jedes Vermuthen aufgehoben — ich weiß, daß meine Ehre einen Flecken erhalten hat, der nur in Blut wieder rein gewaschen werden kann; und was versucht Ihr denn auch, die Schöne zu entschuldigen, die, stumm, das Vergehen eingesteht?“

Doch Severin erwiderte:

„Das Schweigen ist nicht immer der Hei-
rold der Schuld; und oft mag ein edles Herz nicht sprechen, weil es sich unverdient mit uner-
hörter Schmach beladen sieht.“

Höhnlich lachte Zarwifs:

„Ihr kämpft wacker mit Worten für die Ehre meiner Gemahlin. Doch Ihr führt ja ein

Schwert, und es ziemt dem Ritter besser, daß er es für seine Dame zieht."

Mit diesen Worten warf er seinen Handschuh auf die Erde, und fuhr, auf Künigunden deutend, fort:

"Ich sage, diese ist ein treuloses Weib: doch wißt Ihr es besser, so hebt den Handschuh auf, und Gott im Himmel selbst mag die Sontenz füllen."

Das Pfand des Kampfes aufhebend, sprach Severin:

"Weil Ihr es verlangt, so mag es also geschehen: und wie ich rein und schuldlos bin, wird Gott mir seinen heiligen Beistand nicht versagen."

Umsonst suchte der eben hinzu kommende Wladibor den Zweikampf zu verhindern; und Zariss bot seiner Gemahlin an, das Gottesurtheil vom nahen Hügel mit anzusehen, worauf sich Alle entfernten. Künigunde vermochte nicht, selbst den Kampf zu schauen, dessen Streiche von beiden Seiten nur ihr Herz trafen, dessen Ausgang für sie stets vernichtend seyn mußte. Denn wenn der Himmel, des Ritters Tugend schirmend, ihm den Sieg verlieh, war sie als des Gatten Mörderin anzusehen; und unterlag Severin, woher sollte sie Kraft nehmen das doppelte Leid zu tragen, einer Ehebrecherin

gleich geachtet, den Tod des angebeteten Jünglings anzusehen? — Dennoch trieb es sie an, den Erfolg alsogleich zu erfahren; sie sandte daher ihren Edelknaben, Lidomir, auf den Söller, ihn augenblicklich zu melden, wer in dem wuthentbrannten Kampfe Sieger bleibe. Dann sank sie in stummer Verzweiflung auf ein Ruhesbette nieder.

In voller Jugendkraft blühend und ausgerüstet mit dem Bewußtseyn seiner Unschuld, brachte Severin seinem Gegner bald eine zwar bedeutende, doch nicht lebensgefährliche Wunde bei; und wie der Edelknabe von dem Zusammenhang dieses Vorfalles nicht unterrichtet, seinen Herrn sinken sah, stürzte er voll Angst in das Gemach, indem er schrie:

„Weh uns, hohe Frau! er fällt, er ist verwundet!“

Aber Kungundens Gemüth war zu sehr mit dem Gedanken an Severin beschäftigt, um einen andern fassen zu können. — Schier ohne Besinnung lief sie dem Burgvogt, der herzu eilte, ihr Bericht von dem Ausgang des Zweikampfs zu ersatten, Stillschweigen zu, sie wisse schon Alles; und dieser war froh, nicht der erste

Bothe einer so unwillkommenen Kunde zu seyn. Aber auf die Frage, wo Severin sey, entgegnete er ihr:

„Er ist schon ins Lager zurück.“

Der Schloßvogt verließ das Gemach, und unwillkürlich rief Kunitgunde:

„Der Grausame! — verwundet läßt er den besiegten Helden aus dem Schlosse tragen, daß er unter rauen Männern zu Grunde gehe, die sein nicht zu pflegen verstehen. — O kann ich denn das dulden? Ja ich will dem Geliebten entsagen: doch muß ich ihn retten, ich muß die Wunde verbinden, welche er großmuthsvoll für mich empfangen hat.“

Dann wandte sie sich schnell gegen den Edelknaben und fragte:

„Eldomir! liebst Du Deine Geblöterin auch?“

„Wie könnt Ihr, erlauchte Frau! solche Frage an mich thun?“ entgegnete der Edelknabe. „Ver möchte ich doch auch, es mit meinem Leben zu beweisen!“

„Wißt eifrig thun“, fuhr sie fort, „was ich von Dir begehre, ohne nach dem Grunde zu forschen?“

„Befehle“, rief Eldomir, „und ich folge blindlings Eurem Gebot.“

„Wißt mich“ fragte Kunigunde, „treu und stumm geleiten, wohin ich auch gehen, und meine Schritte wenden mag?“

Obne zu begreifen, was die Herrin wollte, versprach der Edelknabe das; und sie führte ihn durch das kleine Pfortlein aus der Welle.

Während die Fürstin durch dicht verschlungenen Waldespfad gegen das Lager suchte: wurde Herr Jaroslaw auf sein Gemach getragen, wo ihm der Wundarzt einen Verband anlegte. Während Wladibor ihn damit beschwichtigte, daß ihm, besiegt, doch der Trost bleibe, seine Ehre sey ohne Flecken, und Jaroslaw, der Leibknappe, ging die Burgfrau aufzusuchen; sprach der Schloßvogt:

„Ich habe die hohe Frau in dem Gemach des fremden Ritters verlassen, und wahrscheinlich hat sie sich in ihre Gemächer begeben, um Balsam und reiches Linnen auf die Wunden zu bereiten: denn als ich kam, ihr zu berichten, daß Ihr verwundet seyet, da hatte sie den Kampf vom Hügel selbst mit angesehen, fiel mir in die Knie, und schien gar sehr erschrocken.“

Aber Kunigunde war im ganzen Schlosse nicht zu finden; und der alte Wächter sagte aus, er habe ihr das Pfortlein öffnen müssen, aus

diesem sey sie mit einem zarten Jüngling gegangen, den er bei seinem schwachen Augenlicht nicht erkennen konnte, und sie hätten den linken Pfad im Walde eingeschlagen, welcher zum böhmischen Feldlager führte.

Da wandte sich Herr Zamils zu Wladibor und sprach:

„Wird es Dir nun deutlich, wie unerhört ich hintergangen bin? Im Kampfe verwundet sieht sie mich sinken, und eilt zu ihrem Buhlen hinaus, ihm für den kräftigen Hieb zu danken — und Johannes, weil ich der Echerkunst, womit er sich brühet, den Glauben versagte, bringt selbst in Erfüllung, was er zuvor geweissagt. Er führt die ungetreue Mutter dem Fremdling zu, den Fall des Rosenberglischen Stammes zu bereiten, und sein erlauchtes Haus mit Schmach zu decken. Du siehst doch nun, daß der Anabe der falsche Prophet ist, und leider ich der rechte.“

Fruchtlos versuchte Wladibor diese sonderbare Begebenheit zu enträthseln; als Johannes selbst eintrat, und von seinem Vater mit der Frage empfangen wurde:

„Woher kommst Du, und wo ist Deine Mutter?“

Da entgegnete der Jüngling:

„Das Geschick trieb sie von hinnen: denn einer falschen Liebe Flammenbrand leuchtet in ihr Leben hinein, und leitet sie ins Kriegslager. — Zähle nicht auf sie; doch siehst Du sie einst in einer bessern Welt rein und entsühnt wieder.“

Mit bittern Vorwürfen überhäufte Zawiß seinen Sohn. Aber dieser sprach:

„Nur sagt der Geist: die Mutter muß sterben. Doch verhüllen noch dunkle Schleier, auf welche Weise sie die Sühnung erwerben werde. Vor meinen Augen schwebt ein Bild — die Mutter kämpft mit wilden Wogen, auf schwarzen Wellen gleitet der Tod einher. —“

Wladimir unterbrach den Jüngling; aber Zawiß rief:

„Laß ihn reden. Hat er des Vaters Herz tödtlich zerissen: so muß er, gleich dem giftigen Gewürm, an den Quellen des Nils, die That beklagen. Doch ich bin nicht undankbar für so große Wohlthat, darum sende ich Dich auf Abentheuer aus. —“

Und mit drohend ausgestreckter Linken fuhr er fort:

„Daß Dich die Nacht nicht mehr in dieser Burg finde! Zur Ausstattung empfangs mei-

nen Fluch, der mag Dich durch die Welt geleiten."

Aber Johannes entgegnete:

"Den gabst Du mir mit meinem Leben zugleich, denn in der Vorsicht Buch steht geschrieben: wo fremde Kräfte streben, sich zu einem, da nicht des Herzens heilige Sympathie verbindet, da wird der Tod in das Leben geboren. — Mit Deinem Fluch beladen, trete ich, beklagenswerth, die unselige, aber kurze Wanderung an. Nicht lange werde ich mehr in Räthseln sprechen: denn der dem Himmel verhasste Stamm fällt bald in wilden Graus."

"Das alte Lied!" versetzte mit dumpfem Tone Zariss, als Johannes langsam und mit ungewissem Schritte das Gemach verließ; und Wladibor entgegnete:

"Doch hat es mich tief erschüttert; und Du hättest den eigenen Sohn nicht mit Vaterfluch beladen in die Welt stoßen sollen."

Da erwiderte Zariss:

"War es doch, als käme er, mich zu ver-spotten, daß seiner Mutter falsches Gemüth sie ins Lager zu dem schönen Feldhauptmann zog — drum mag er ihm folgen. Doch ich halte die Waffenruhe nicht länger; und da mein rechter Arm verwundet ist, so rechne ich auf Dich —

Brich Du an der Spitze meiner tapfern Kriegerknechte, aus die Burg; überrascht wird Die Mann und Rosß welchen. Dann tritt, gleich einem richtenden Engel, unter die Verbrecher, die sich fessellos ihrer sündhaften Liebe freuen; und wenn Du mich an Kunigunden und ihrem Buhlen gerächt hast, bin ich Dir zu ewigem Dank verpflichtet.“

Wie Zawiss wünschte, sammelte Wladibor die Rosenbergschen Mannen, einen Ausfall durch den Hohlweg zu wagen; und dort ergoß sich der Preerschhausen gleich einem angeschwollenen Waldstrom von der Höhe hernieder, daß von dem stampfenden Getöse der Hufen die Erde schier zu erzittern schien. Severin war überrascht: als er vernahm, die Rosenbergschen naheten, und ihr Anführer sey statt des verwundeten Zawiss, Ritter Wladibor. Doch nicht ungehüßet fanden sie ihn, und schnell bewehrt brach er mit den Kriegerknechten des Königs von Böhmen aus dem Lager hervor, den Angreifenden entgegen stürmend. So wenig er begreifen konnte, wie der redliche Wladibor zu solch einem ungerechten Kampf seinen Arm herleihen konnte: so war es ihm doch nicht unangenehm, daß Za-

wiß, die Waffenruhe brach, die er ihm mit heiligem Versprechen zugesagt. Denn es wäre ihm schwer geworden, dem edlen Herrn von Rosenberg in seiner letzten Zuflucht anzugreifen; da er nun mit Freuden auf die Krieger des Wortbrüchigen stürzte.

Die Schlacht hatte begonnen und mancher Furchtsame zog sich in eine einsame Herberge, abwärts von der Straße, zurück, wo ein Paar Bauern sich über das Schicksal der Schlacht besprachen; als der Wirthin Töchterlein, Mila da genannt, schier athemlos hereinstürzte und rief:

„Mutter, Mutter! geht doch hinaus, draußen steht ein Fräulein, so wunderschön, als ich noch mein Tage keines gesehen habe, so zart und weiß, und so majestätisch, daß sie, meiner Treu! eines Königs Tochter vorstellen könnte. Sie hat den Stallmeister und ihre Knappen draußen bei den Rossen gelassen, und will nur mit einer ehrbaren alten Frau, die sie begleitet, hier von der Reife ausruhen.“

Schmählend, daß die Dirne so weitläufig daher geschwätzt, was mit zwei Worten zu sagen gewesen, ging die Wirthin hinaus, und führte

führte das schöne Fräulein Beatrix mit ihrer Wärterin Judith in die Wirthstube, welche, dem Toben der wilden Schlacht auszuweichen, die Herberge aufgesucht hatten. Ehrfurchtsvoll standen die Bauern auf, das Fräulein zu begrüßen, welches, freundlich dankend, sie bat, sich nicht stören zu lassen; worauf sie denn fortfuhren über den Zweikampf der beiden Ritter sich zu besprechen. Der Jüngere hatte nämlich gehört, Herr Zawiss sey tödtlich verwundet, und der Aeltere entgegnete lachend:

„Warum nicht gar! — In wenig Tagen heilt der Riß zu, den er von Ritter Severin erhielt. — Aber das ist ein Held, wie mir noch keiner vorgekommen ist. So jung noch, und gleichwohl schon so gekämpft; und bei allem Kriegsmuth auch wieder so sanft und mild, daß man ihm gleich ansieht, er sey eben so gutherzig als tapfer.“

Judith machte das Fräulein aufmerksam, daß von ihrem Ritter die Rede sey. Beatrix gab ihr ein Zeichen, die Schwäger nicht zu stören, damit sie noch länger des Geliebten Lob hören könne. Da fragte aber der junge Bauer, ob es denn wahr sey, daß der Handel wegen der Gemahlin des Herrn Zawiss angegangen sey; und der Alte antwortete:

„Se nun, es ist noch immer eine schöne Dame, und der Feldhauptmann ein junger Herr von blühender Gestalt, den sie wohl leicht dem finstern Gemahl vorzulehen könnte, da überhaupt die Weiber ein stets lächelndes Angesicht wohl über jedwede Tugend zu schätzen pflegen.“

Da lachte der junge Bauer und sprach:

„Die Kriegsknechte sind doch meiner Treu ein wunderliches Volk, vom Feldherrn herab bis zum letzten Reiter; meinen alle, jegliche schöne Diene blühe nur für sie.“

Judith meinte, das sey ein sonderliches Lob; und auf des Jungen Frage, wie es denn bis zum Zweikampf gekommen sey, entgegnete der alte Bauer:

„Das ist eben das Sonderbare bei der Sache — keiner erfuhr, daß der Ritter Frau Kunigunden kenne, bis sie vor drei Tagen auf der Burg vermißt wurde. — Da war sie zu ihm herausgekommen: aber heute Morgens führte er sie dahin zurück, und das mag der Graf wohl krumm genommen haben. —“

„Ich wills glauben!“ lachte der Junge, und jener fuhr fort:

„Und da erhißten sie sich im wilden Streit, von dem es bis zum Schlagen kam.“

Der alte Bauer bemerkte, wie das fremde Fräulein in tiefes Sinnen verloren sey; und, um sie nicht zu stören, empfahlen sich beide. Sorglich fragte nun Judith, was Fräulein Beatrix von diesen Reden halte, worauf diese erwiderte:

„Geschwäg des Volkes, das thöricht und schlecht unterrichtet, allzu gern vom Höhern spricht, und ihre Thaten nur nach dem eignen Maßstab zu messen versteht.“

Doch Judith schüttelte den Kopf und sprach:

„Gott gebe, daß meine Ahnung mich trüge: denn mir wurde bänglich zu Muth, als ich vernahm, wir sollten nach Böhmen reisen. Es ist zwar mein Vaterland: aber ich habe darin so traurige Dinge erlebt, daß es mir hier wohl unheimlich seyn muß, und Ihr selbst“ — Judith unterbrach sich, als wäre sie auf dem Wege gewesen, etwas Unrechtes zu sagen, und fuhr dann einlenkend fort:

„Aber ehe Ihr Euch mit dem Ritter vermählet: so prüft ihn wohl, denn die Männer sind schier alle treulos.“

Da entgegnete Beatrix ruhig:

„Die Männer wohl, doch Severin gewiß nicht. Denn wie er an Schönheit des Leibes, Seelenadel und kühnen Heldenmuth alle Andere

weit überstrahlt: also auch an fester Treue. Anfangs war ich wohl selbst besorgt; zwar nicht, als hätte ich ihn jemals des Treubruchs fähig gehalten — aber ich schien mir eines so herrlichen Besizes nicht würdig; und fürchtete, der Himmel möchte mir ihn rauben, daß ihm ein höheres Glück zu Theil werde. Eines Tages fand er mich weinend; und wie er mich um die Ursache fragte, wollte ich, schüchtern seine Hand fassend, wissen, ob er mich auch recht herzlich liebe, ob sein Gefühl niemals erkalten werde. — Da wurde sein Blick finster, und er sprach — o Judith, die Worte werde ich nie vergessen, die er im Zorne zu mir sprach: „weißt Du nicht, daß ich Dich aus voller Seele Treue geschworen habe, und nimmer verläßt der Mann seinen Eid.“ Da wurde mir bange, ihn zu erzürnen, (denn nichts ist mir so furchtbar), und ich bat ihn demuthsvoll um Vergebung. Seit dem ist mirs sicher und klar geworden, daß nichts auf Erden uns zu trennen vermag.“

Judith preiß das Glück des Ritters hoch, dem eine so fromme und innig liebende Braut zu Theil geworden, und lächelnd versetzte Beatrix:

„Und ist es denn auch ein Verdienst, den Herrlichen aus ganzer Seele zu lieben? Nur ein ganz verhärtetes Herz vermöchte, den hohen

Wundergaben, womit ihn die Natur so reichlich ausgestattet, mit ungerührtem Sinne zu widerstehen. Wie ich, so beten ihn auch die wilden Krieger an, und Alles, was ihn kennt; und hättest Du ihn nur öfter gesehen, Du würdest ihn nicht minder lieben. Doch hielt Dich damals die schwere Krankheit auf dem Schmerzlager gefesselt, und — kannst Du mir wohl verzeihen? — Beatrix weilt oft bei ihm, fern von Dir, die treue Pflicht des Dankes für meiner Jugend Pflegerin vergessend.“

Weinend sank Judith auf des Fräuleins Hand, und küßte sie; während Beatrix mit der Linken ihre Wangen streichelnd, ihren Geliebten zu pressen fortsuhr. Dann versetzte die fromme Alte:

„Wie gut seyd Ihr! — O möchte doch immer die rauhe Männerweise Euer Herz verlegen! denn Ihr liebt ihn allzu sehr, werdet ihm zu unterthänig seyn —“

„Sprich nicht aus,“ rief Beatrix, „hättest Du jemals aus voller, tiefer Kraft der Seele geliebt, Du würdest so nicht sprechen. Des Menschen widerspenstiges Gemüth folgt ungern; und selbst wenn die Mutter mir befahl, hätte ich oft lieber nach meinem Sinn gethan. Doch seit ich liebe, ist das anders geworden; und ich

kenne keine höhere Erdenfreude, als dem Geliebten kindlich zu gehorchen, und den eignen Willen, als treuen Spiegel seiner Seele, nur in dem fehnigen zu finden. O möchte er mir herrlich streng gebieten: denn nichts auf Erden gewährt mir so große Freude, daß es mir, für ihn zu meiden, nicht höhere Wonne wäre. Leider aber muß ich seine Wünsche nur errathen, die er bescheiden mir zu verbergen sucht.“

Das Gesecht kam in die Nähe der Herberge, flüchtige Bauern und Krieger meldeten, daß es schlimm um die Rosenberger stehe, welche die Uebermacht ihrer Gegner schier erdrückte; und unter dem Gedränge trat auch, dicht verschleiert, Frau Kunigunde von Rosenberg, sich auf ihren Edelknaben stützend, in die Herberge ein, welche, im Walde verirrt, und nun schier entkräftet auf einen Stuhl niedersank. Da kam der alte Bauer wieder in die Stube, und auf der Wirthin Frage, wie es draußen gehe, entgegnete er:

„Ich wollte, Gevatterin! daß ich gar nicht zusehen hätte: denn wenn ich gleich selbst einst ein Kriegsknecht war, habe ich doch nimmer mit solcher Wuth und Ingrimme fechten sehen. —

Jeder Fußbreit Landes wird mit raschem Blute vertheidigt und erkaufte. Die Rosenberger weichen, und es wird wohl keine andre Hülfe seyn, als daß sie sich wieder in die Welle werfen. Alster Wladibor ist ein tapfter Mann, und die Knechte kämpfen auch wacker unter ihm: aber der Severin —“

Durch diesen Namen mit neuer Kraft belebt, fuhr Kunigunde auf, zu fragen, was es mit Severin sey, und besremdet entgegnete der alte Bauer:

„Nun, was wird es mit ihm seyn? — er sitzt stattlich auf dem hohen Ross, sein Harnisch glänzt blank ins weite Feld hinein, der goldne Löwe strahlt von dem Schild, und flatternd zeigt sich überall sein Helmbusch, wie er dem Kriegerhaufen mit raschem Jugendmuth gebeut.“

Bewundert fragte Kunigunde, ob denn Severin an der Spitze des Heeres sey; und auf das „Ja!“ des alten Bauern, wandte sie sich schier entsezt zu Lidomir, der, ohne seine Herrin zu verstehen, entgegnete:

„Ich sagte Euch ja, hohe Frau! daß er, Euer Gemahl, verwundet sey.“

Bernichtet stand Kunigunde, in diesem Augenblick ihr ganzes Schicksal überschauend; und Beatrix neugierig gemacht durch den lebhaften

Antheil, den die verschleierte Dame an ihrem Ritter zu nehmen schien, nahte ihr mit der bescheidenen Frage, ob sie Ritter Severin kenne.

„Ob ich ihn kenne? rief Kunigunde — fragt mich, ob ich das Leben kenne und die Ehre: denn ihm verdanke ich beide. Vernichtet und verloren wäre ich ewig, wenn nicht der Erste aller Menschen mir als Ritter erschienen wäre. — Ich kenne nichts als ihn, und nimmer habe ich etwas Anderes gekannt — Zwei Tage sind es, seit ich den jugendlichen Helden zum ersten Male sah: und doch bedünkt es mich, ich hätte ihn gekannt, und wäre sein Eigenthum seit Anbeginn aller Zeiten. — Kennt Ihr ihn auch?“

Die ruhige Antwort des Fräuleins:

„Ich bin seine Braut!“

war für Kunigunden ein Donnerstrahl aus wolkenlosem Himmel: denn so nahe hatte sie sich den Schmerz nicht gedacht, die Glückliche zu sehen, welche das ihr Eigenthum nannte, was der Unglücklichen einzige Seligkeit war. Ihr Blick ruhte lange auf dem Ebenmaß der Gestalt, der wunderbaren Schönheit des Engelsangesichts. Doch kam der Willbewegten des Fräuleins ruhige Klarheit, wie Kälte vor; und da sie nimmer glauben konnte, daß diese fromme Jungfrau mit

solcher Gluth zu lieben vermöge, wie sie selbst, sprach sie zu ihr:

„Ihr liebt ihn Fräulein! doch was habt Ihr wohl gethan, ihm solches zu beweisen?“

Und Beatrix entgegnete ruhig:

„Was kann das Weib, mit Schwäche von Gott begabt, wohl für den starken Mann wirken? — Ich will nicht sagen, daß ich ihm aus Oestreichs blühenden Fluren in das rauhe Böhmerland folgte, — das that ich nur mir zu Liebe; denn selbst das Paradies der Erde würde mir ohne den Geliebten nur wie eine weite Wüste vorkommen — Ich habe ihn, wie in mein Herz, auch in mein Gebet eingeschlossen; und könnte ich mit meinem Leben ihn einen Tag der Freude erkaufen, so wollte ich keinen Augenblick zögern, mich für ihn dem Tode zu weihen.“

Doch Kunigunde schüttelte das Haupt, und versetzte:

„Noch größere Opfer giebt's — und wäre es zu seinem Glücke nöthig, daß Ihr dem Besiz des geliebten Helden entsagen müßtet? —

Zutrauensvoll erwiderte Beatrix:

„Das wird es wohl nicht; doch wenn er es begehrte — zwar wäre mir der Glanz des Lebens auf ewig verlöschen — ich würde schnell in das Kloster zurückkehren, wo meine Jugend still her-

anblühte, dem Herrn mein Leben weihen, und in seinem Glück Trost suchen, das er in einer Würdigern Armen fände.“

Mit steigender Heftigkeit fragte Kunigunde:

„Doch wenn Du wüßtest, daß er Dir auf ewig verloren sey: und Du solltest für ihn des Himmels Gebote übertreten, und dem Erdenglück, so wie der Frauen Würde, absagen?“

Beatrice wußte sich diese Rede nicht zu deuten, und erst auf die wiederholte Frage entgegnete sie:

„Nimmer werde ich jemals begehen, was nicht recht ist.“

„Dann gehe nicht in den Kampf mit mir, rief Kunigunde: denn ich kann Alles — nur nicht seiner Liebe entbehren — nicht das, was Du vermagst, ihn ruhig in einer Andern Arm zu sehen — das kann ich nicht; und soll er nicht mein seyn, so umarme ich beherzt den Tod.“

„Du, Unselige, fuhr sie nach einer Pause fort, willst ihn besitzen, mit Zug und Recht den Deinen nennen — sich, so hoch versteigen sich keine Wünsche nicht; und kann er gleich auf Erden nimmer der Meine werden, so liebe ich ihn darum nicht minder. In einer schlechten Hütte (nur ihm nahe) will ich Tag und Nacht abwarten, bis er auf die Jagd reitet, oder muthig

zum wilden Kampf auszieht, mich, wenn auch hoffnungslos, nur an seinem Anblick zu weiden."

Verwundert fragte Beatrix:

„Da Ihr auf so besondere Weise Euch mir als Nebenbuhlerin zu erkennen gebt: so sagt mir doch, wie ich Euch begrüße. — Nach Eurer Kleidung hielt ich Euch für vermählt, doch Eure Rede verkündet das Gegentheil."

Und Kunigunde erwiderte:

„Zwar hat ein Mann Hand und Ring empfangen: doch mein Herz blieb unvermählt, bis ich Severin gefunden. — Wisse, ich bin Kunigunde, einst Böhmens Königin, jetzt die Gemahlin des Jarwis von Rosenberg."

Ueberrascht starrte Beatrix ihre Nebenbuhlerin an, und bange Zweifel erfüllten ihr reines Gemüth: denn kaum war es möglich, zu glauben, daß eine solche Flamme, die jedes Lebensband mit zerstörte, ohne Hoffnung entzündet seyn, ohne Nahrung im Herzen fortglühen könne, und, an die Reden der beiden Bauern erinnert, versetzte sie jagend:

„Und welches Recht vermeint Ihr auf Severin zu haben, das meinige ist die keusche Liebe."

„O, nimmer!" rief Kunigunde, „der kalten Pflicht leihest Du den süßen Namen — wenn Liebe ihn erwirbt, so ist er mein."

Die Wirthin unterbrach den lebhaften Streik der beiden Damen mit der Nachricht, das Treffen sey zu Ende, die Rosenberger geschlagen, und nachdem sie mehr als die Hälfte ihrer Krieger auf dem Plage gelassen, habe sich Wladibor in die Burg zurückgezogen.

Da schlug Beatrix der Fürstin vor, mit einander zu Severin zu gehen, damit er selbst entscheide, ob der keuschen Neigung oder wilder Leidenschaft der Preis seines Herzens gebühre; und fügte hinzu:

„Wenn Ihr mir aber das höchste, das einzige Glück meines Lebens geraubt habt — ich werde Euch nimmer fluchen, sondern ewig in tiefe Trauer versenkt, will ich für sein Heil und für das Eure beten.“

Während die beiden Nebenbuhlerinnen, sich auf den Weg ins Lager begaben: war Johannes, dem der Geist der Weissagung der Mutter Flucht in dunkeln und verwirren Bildern kundgethan, zu dem königlichen Feldhauptmann gekommen, die Mutter aufzusuchen, und sie zur Rückkehr auf den Weg der Pflicht zu bewegen. Aber auf Severins Versicherung, daß sie sich nicht hier befinde, vielleicht gar nicht entwichen,

sondern in gerechtem Unwillen über den Argwohn ihres Gemahls sich in den innersten ihrer Gemächer verschlossen habe, entgegnete Johannes:

„Du glaubst auch dem Geist in meiner Brust nicht, und willst die Mutter gegen mich vertheiligen. — Thue das nicht: denn mir ist zu wohl bekannt, wie sie in des Vergehens Schlinge fiel.“ —

Ein Rothe unterbrach den Jüngling, dem Ritter die Ankunft seiner Braut zu melden, welche mit einer verschleierten Dame nahe. Im Tausmel des höchsten Entzückens stürzte Severin der Geliebten entgegen, sie fest an die Brust drückend; und in der Wonne der ersten Umarmung verlöschte jeder leise Zweifel an seiner Treue in ihrem engelreinen Herzen. Wie Johannes das Fräulein erblickte: hasteten seine Blicke starr auf ihr, als ob er sich besönne. Dann schlen er sie zu erkennen, breitete aus der Ferne die Arme gegen sie aus, und sprach leise und innig:

„Ich kenne Dich, süßes Engelsbild! Ich sah Dich oft auf lichter Wolke einherschweben, und Dein Gruß stillte mein Leid im tiefen Herzen.“

Seine Augen hasteten dann auf Kunigunden, welche den Tod im Herzen trug; da sie die glückliche Beatrix in Severins Armen ge-

sehen — und Johannes stürzte zu ihren Füßen und schrie:

„O Mutter! habe Erbarmen mit Deinem unglücklichen Kinde; folge mir zu den Vätern, daß er den Fluch von meinem Haupte nehme, und Du Dein Gemüth von der Schuld sühnest.“

Ihn unterbrechend, stieß Kunigunde ihren Sohn mit allen Zeichen des Abscheues von sich, und entgegnete:

„Laß mich, ich kann nicht mit Dir gehen, und will weder Dein noch Deines Vaters Angesicht jemals wieder erschauen.“

Severin vereinigte seine Bitten mit denen ihres Sohnes, sie möge zu ihrem Gemahl zurückkehren; aber Kunigunde rief:

„Ich sollte zu ihm zurückkehren? — Nimmermehr! denn geschändet ist mein Gemüth; und wenn der Himmel Dir den Sieg verleihe, so sprach er auch Dich nur frei, nicht mich — Unwürdig bin ich des Gatten, dem mein Name ewig verhaßt bleiben wird.“

Beatrix errieth den Zusammenhang, und nahte der Unglücklichen mit sanften Trostesworten:

„Ich begreife es wohl, wenn auch der Gemahl Eure Verirrung vergäbe, Ihr selbst könntet Euch nimmer vergeihen, an des Verleumdigten Seite nimmer das Leben froh werden. Doch bleibt es

noch einen andern Ausweg — wendet Euch zum Himmel, und gelobet ihm in stillen Mauern Treue. Wer noch tiefer gefallen, kann durch Gebet und Reue Alles ausgleichen.“

„Gebet?“ fragte Kunigunde mit dem Ton starrer Verzweiflung — „nimmer darf ich meine Hände, besetzt mit Treubruch, zu dem Höchsten heben — und Reue? — o meine ist von schlimmer Art, und ein falsches betrüglisches Gefühl: denn nicht als ich den Fall meines Gemahls vernahm, erst dann ist sie erwacht, als ich Dich in seinen Armen erblickte. — Der Augenblick, der all mein sündiges Hoffen mit einem gewaltigen Streich vernichtete, brachte die Wahrheit in mein Herz zurück. — Hölle und Himmel standen vor mir eröffnet. In diesen hohen Euch Tugend und Klebe; und mir gähnt jene fürchterlich entgegen, ihr verfallen, kann ich weder auf der Burg noch im Kloster weilen.“

Erschöpft sank Kunigunde zusammen; Severin befahl sie in ein benachbartes Zeit zu tragen. Als er die Kasse vorsehnen ließ, um seiner Braut in die nächste Stadt das Geleite zu geben: kniete Johannes vor seiner ohnmächtigen Mutter, ihre Hand mit heißen Thränen benetzend.

Mittlerweile hatte Zawisß erfahren, daß nicht Johannes, sondern der Edelknabe Eldomir mit seiner Gemahlin aus der Burg gegangen; und Wladibor, welcher alle Anstalten zur Erforschung der Fürstin getroffen, meldete seinem Freunde, daß er einen Boten an Ritter Severin gesandt habe, worauf Zawisß in finstern Unmuth versetzte:

„Was soll es mit dem? — Ich habe kein zweites Weib mehr, daß er es verführen könnte.“

Als aber Wladibor ihn strengte tadelte, daß er auf diesem Verdacht beharre, fuhr er mit bitterm Lachen fort:

„Verdacht? — freilich wohl nur ein leiser Argwohn: denn meine keusche Hausfrau ist ja nur zu ihm ins Lager lustwandelt — ja, ja, nur eine Kleinigkeit!“

Wladibor erinnerte ihn, wie unrecht er seinen Sohn gethan, und daß der Himmel selbst seinen Argwohn Lügen gestraft. Doch das Haupt finster schüttelnd entgegnete Zawisß:

„Der Himmel achtet unsrer längst nicht mehr, und es gilt ihm gleich, ob dieser oder jener falle: denn in dieser Welt, woraus das Recht entwichen ist, siegt nur die Stärke. Aber mich hatte Wuth und der wilde Schmerz entkräftet.“

Umsonst bot Wladibor Alles auf, seinen

Freund zu beschwichtigen, bis sie Nachricht erhalten hätten, wo sich K u n i g u n d e aufhalte; und auf dessen zuversichtliche Versicherung, sie könne an keinem andern Orte seyn, als im Lager, erwiderte jener ernst und feierlich:

„Im Lichte wohnt Wahrheit, und nur wenige Begünstigte vermögen ins Licht zu dringen. — Du hast Deinen Sohn verjagt, der das Verborgene zu enthüllen wußte.“

Im Tone des tiefsten Schmerzes sprach Z a w i s s seine Reue aus, daß er Johannes Worten keinen Glauben geschenkt, und den Schuldlosen in die Welt treibend, sich selbst der letzten Stütze seines Alters beraubt habe: als die Thüre sich öffnete, und der Jüngling selbst, das Antlitz mit Leichenblässe bedeckt, hereintrat. — Das Haupt langsam erhebend, schaute er starr auf den Vater, dann ließ er es wieder auf die Brust sinken, und sprach eintönig und halblaut:

„Suchst Du die Mutter? — sie schläft, mit rothem Purpur geschmückt, dort im Lager drüben. — Was schaust Du nach mir, Vater? — Ich will es Dir ja bekennen, ich hab's gethan: doch sie befahl, sie wollte es selbst, daß ich sie mit dem scharfen Stahl befreien sollte, den sie mir reichte; denn das Leben vermochte sie nicht mehr zu tragen. — Da blieb mir keine Wahl,
und

und tief im Innern sprach mir die wohlbekannte Stimme: „Das Leben schlummert, und wach ist die Strafe. Die Mutter muß von Deiner Hand fallen, dann schwindet alles Leid! —“

„Ein rother Stern leuchtete über meinem Haupte, und des Herzens Stimme wich dem Blutverlangen — Weh mir! denn die Schmerzensstöße werden mir nie enden.“

Wladibor, erschreckt über die Phantasien des unglücklichen Jünglings, suchte seinen Schmerz zu stillen; aber ohne auf seine Reden zu achten, fuhr dieser fort:

„Wohl soberte die Mutter den Tod: aber als ich schon die sündige Hand erhoben, wehrte sie mich ab — Da dächte mir, eine Hand von oben winke mir, das Opfer nicht länger zu verschieben — Schauernd barg ich mein Antlitz ins Gewand, und senkte den Doldi in die Brust, welche mir die erste Nahrung gereicht hat. —“

Laut klagte sich Zawiss an, er sey Schuld, daß Wahnsinn seinen Sohn ergriffen; und Johannes glaubte sich von den Geistern der Rache verfolgt, als der Schloßvogt meldete, der Feldhauptmann habe einen Boten mit gar trauriger Kunde gesandt, es sey Frau Kunigunde entseelt in einem Zelte gefunden worden, in ihrem Herzen ein Doldi, man glaube daher, sie habe

sich selbst den Tod gegeben, und eben trage man ihre Leiche auf die Burg.

Wladibor glaubte, dieser Anblick habe des Sohnes Sinne zerrüttet, und Johannes fing aufs Neue zu schreiben an:

„Schon wieder naht Ihr? — Nehmt mein Leben, das gebe ich Euch gern zum Lösegeld. — Ich weiß es wohl, daß ich nicht zum Richter bestellt war, dem Urtheil Gottes vorzugreifen, drum ist auch ewige Schmach mein Erbtheil.“

Mit Entsetzen blickte Zawiss auf seinen unglücklichen Sohn; und wie er das ganze Maß des Elends überdachte, welches bereits sein Haus betroffen, rief eine Stimme im innersten Gemüth ihm zu, der nächste Augenblick bringe ihm ein Weh, allen andern unvergleichbar.

Ein feierlicher Trauerzug bewegte sich langsam in die Halle, an der Spitze schritt Severin dem Burgherrn entgegen, die schwarz verschleierte Beatrix an der Hand führend, eine große Anzahl Krieger trugen den schwarz behängten Sarg der Verbliebenen, und als der Zug sich geordnet, trat Severin zu Herrn Zawiss, indem er sprach:

„Eurer Gemahlin ist Ihr Herzblut all ents-

flossen, und hier bringen wir Ihren letzten irdischen Rest. — Sie empfing den Tod durch das eigene Kind."

Da zuckte es gräßlich durch des Ritters Seele. — Sein Traumbild stand vor ihm, und halb besinnungslos griff er mit dem Ausruf:

„Das war es — laßt mich den schwarzen Teppich aufheben. Heute soll es mir nicht entschwinden!"

nach der Decke, aber Johannes trat ihm entgegen, und bat halblaut und feierlich:

„Still, Vater! Du mußt sie nicht im Schlafe hören. Wenn Du der Mutter die stille Ruhe vergönnest, will ich Dir's mit einer wichtigen Kunde lohnen."

Dann ergriß er die Hand der schönen Beatrix, und führte sie Herrn Zawiss als Tochter zu. Verwundert fragte dieser das Fräulein, ob ihre Mutter Ludomilla genannt worden; und auf die Bejahung, und ihre Erzählung, daß diese sie im stillen Kloster erzogen, und ihr gesagt habe, der Vater sey im Kriege gefallen, zweifelte Zawiss nicht länger, und rief:

„Der Knabe sagt's; und wer an seinen Worten zu zweifeln wagt, muß schwere Strafe erdulden."

Um ein auf Erden gültigeres Zeugniß zu

geben, trat Judith, Ludomillens treue Dienerin, die sich unter dem Gefolge befand, und, nachdem Herr Zawisz die Leidensgenossin seiner ersten Gemahlin erkannt hatte, erzählte sie:

„Frau Ludomilla hatte, als sie Euch verließ, fest beschloffen, ihr Leben Gott zu weihen; und in den stillen Klostermauern betrübt sie nichts, als die Kunde, daß Ihr Euch nicht wieder vermählen wolltet. Da erfann sie die Nothwendigkeit ihres Todes, um Eure Skrupel zu lösen, damit Ihr Euch neuer Liebe erfreuen möchtet.“

Nachdem der Vater seine wiedergefundene Tochter lange und innig an sein Herz gedrückt hatte, nahm er sich ihr Johannes, und sprach:

„Ich grüße Dich, Schwester, Du holde Jungfrau! Schon oft sah ich Dich auf lichtem Wolkengewoge einher schweben, und fühlte schnell des Herzens Wehen gestillt. — Dir zur Seite schwebte die fromme Mutter durch die Himmelstüfte, gleichfalls tröstend auf mich Armen herabschauend.“

Johannes bat die Schwester, mit ihm an der Leiche seiner Mutter niederzuknien; und nach einem langen und brünstigen Gebete erhob sich der Jüngling mit ganz verändertem Wesen, denn in irrem Sinne zwar, doch minder schmerzvoll, sprach er:

„Nun ist mir wohl — die Mutter zürnt

nicht mehr, Dein Gebet hat sie versöhnt. In lichtigem Schimmer schwebt sie einher und spricht: „Ich hab's begehrt.“ — Da schwindet plötzlich des Frevels Brandmahl von meinen Händen — der Himmel strahlt Vergebung, und wird gnadenvoll mit mir ein Ende machen. — Schmückt mich als Bräutigam, ich gehöre der Ewigkeit an — gebt mir schnell den Kranz von rothen Rosen — es ist der Mutter Blut, die mit der hellen Hochzeitfackel voran geht — Beatrix greife in die Saiten der Laute, daß ich meinen Hochzeitstanz beginne. — Was ist das? Die Fackel verbreitet nur Grabeslicht, die Laute tönt nur Leichengesang. — Zur Hochzeit, nicht zum Sarg sollt Ihr mich geleiten. Blase in die Fackel, daß sie heller flammt, Lautenspielerin spiele Jubelklang.“

Johannes schwieg eine Weile, dann schien sein Blick sich zu verklären, und er fuhr fort:

„Ein leuchtender Jüngling schwebt durch die Halle, er löscht die Fackel aus, — zwei Gräber wachsen ihm zur Seite auf, und aus dem Grabe wächst mir die Hochzeitrose. — Die Mutter winkt — ich bin im Licht, und mein Geist schwingt sich zur Vollendung auf.“

Der Schwanengesang des unglücklichen Johannes war vollbracht, erschöpft sank er in Severins und Beatrix Arme, die ihn sanft

niederlegten, und sein gartes Wesen war wieder in den Urquell zurückgekehrt.

Tiefes Schweigen herrschte rings umher, bis Zariss die Stille unterbrechend zu Severin sprach:

„Jetzt bin ich ganz besiegt, und all mein Unrecht tritt lebendig vor meine Augen. — Jetzt nimm Alles, was ich besitze; und mich selbst lasse nach Prag zu König Wenzel führen, daß mich der Tod für meine Empörung strafe, damit nicht das Leben mit noch bitterere Qual bereine. Du aber, meine Beatrix! letzter heiliger Rest meines Hauses, empfangen den väterlichen Segen; und wohl wird der König gewähren, daß Du meine Burgen mit dem edlen Ritter theilest, den ich im Selbstgefühl vergangner Schuld so sehr erkannt.“

Und Alles geschah nach seinem Wunsche.

Der

Müller aus der Teufelsmühle.



In der Herberge zum goldnen Stern, die, am Eingang des waldigen Wienerberges, ohnfern der Landstraße lag, ging es hoch her; und Meister Martin sammt seiner schönen Tochter Susi und dem alten tauben Küper konnten kaum auslangen, ihren durstigen Gästen den goldfarbenen Oestreichischen Wein zu kredenzen. In der Gaststube saß ein gar buntes Gemisch. — Freundschaftlich zechten die muntern kaiserlichen Reiter, welche in der Nachbarschaft im Quartiere lagen, mit den friedlichen Bauernleuten, in deren Mitte selbst der gravitätsche Richter seine Amtsmiene vergaß. Aber in der Ecke, zunächst der Ofenbank, kauerte ein ältlicher Mann, mit höhnlichem Antlitz von schwarzgelber Farbe und kleinen grünschillernden Augenlein; der trug einen dunkelrothen Rock mit langen Schößen, und einen verschossenen schwarzen Flederhut mit goldner Spange. Kein Mensch kannte ihn, weil er sich nicht oft in der Herberge sehen ließ; auch mischte er sich

nur selten in das allgemeine Gespräch, und stellte, wie es schien, lieber im Stillen seine Betrachtungen an. Sprach er aber: so pflegte er die Augen schier ganz zuzudrücken; und machte, wenn er jemand um etwas fragte, ein Gesicht, als wisse er solches längst, und frage nur, um die Leute zu höhnen. Auch heute sah er lange, ohne ein Wort zu sprechen, bis endlich die Rede auf die Teufelsmühle kam. Da drückte er nach gewohnter Weise seine Augenlein zu, und erkundigte sich, was es denn eigentlich für eine Verwandtschaft mit dieser Mühle habe, und warum sie den Namen vom Teufel trage.

Ob schon nun keiner gern Zwiesprache mit ihm hielt, und zumal sein Gesicht, wie er den Teufel nannte, und dabei die Augen plötzlich so weit aufriß, wie man es noch nicht von ihm gesehen, etwas gar grauenhaftes erhielt: so entschloß sich doch Meister Martin, der Hauschre willen, ihm Bericht zu erstatten, und begann:

„Ihr müßt wissen, Herr! daß vor mehreren hundert Jahren hier in der Nachbarschaft die Besse Drachenfels stand, deren Besitzer ein gar ungerechter und grausamer Raubritter war, der lange Zeit den Gau verheerte: bis alle Nachbarn sich gegen ihn verbündeten, und, während er auf dem Stegreif friedlichen Wanderern auf-

lauerte, seine Burg überfielen und in Brand steckten. Nachdem sie seine Schätze unter die Armuth vertheilt hatten: da schwur der Ritter sich an allen Menschen zu rächen, trat mit dem leidigen Gott sey bei uns —“

Bei diesen Worten schlug Meister Martin ein andächtiges Kreuz, und der Rothe lächelte höhnisch, worauf jener, ohne ihn zu beachten, fortfuhr:

„Mit dem trat er in ein Bündniß, und erbaute die Teufelsmühle, wo er in dem weißen Müllogewande noch weit schwärzere Thaten beging, als ehemals im glänzenden Harnisch.“

Da nahm der Nachbar Kunz das Wort, und sprach weiter:

„Ja wohl, daß Gott erbarme! -- Auf dem Boden der Mühle hatten sie mit teuflischer List und Kunst ein Loch bereitet. Sobald jemand darauf trat: sank das Bret mit ihm ein, und er stürzte rettungslos in viele Tausend Schwerter und Lanzen, die ihn zerfleischten. Oder der teuflische Müller ergriff selbst die arglosen Gäste, die der Zufall zu ihm führte, oder von ihm durch süße und freundliche Worte angelockt kamen, und schleuderte sie zwischen die Mühlräder, sich an ihrer Todesangst und Nötheln weidend, wie sie fruchtlos sich zu retten versuchten, und dennoch

germalmt wurden. Sein frommes Weib betrübte sich sehr über diese Thaten der Finsterniß, und wollte einst einem wackern Ritter das Leben retten: doch der Müller erschlug sie mit der Mählgart, und wurde seit dieser Zeit nicht mehr gesehen."

Der Rothe schien mit großer Freude zugehört zu haben, und grinste nun tückisch:

"Vielleicht kommt er wieder!"

Aber Meister Martin nahm nochmals das Wort, und erzählte:

"Es ist nicht anders, und Meister Valentin hat bei Uebnahme der Mühle noch die Art und die Schaub der Ermordeten gefunden."

Als nun des jungen Mültermeysters gedacht wurde: erkundigte sich der Wachtmeister der Kaiserlichen Reiter nach demselben; indem er meinte, es hätte ein wackerer Reitersmann aus ihm werden können, und sey jammerschade um den tüchtigen Gefellen, daß er sich mit dem Mehlsand beschnuze.

Darauf entgegnete Kunz:

"Ja wohl hätte er zum Kriegermann getaugt: denn an Muth muß es ihm nicht fehlen, sonst würde er es wohl nimmer gewagt haben, in die Mühle zu ziehen, welche seit Menschengedenken kein Fuß betreten wollte. Wir haben uns auch

alle nicht wenig verwundert: als der stattliche junge Mann mit großem Reichthum aus Oberösterreich kam, um hier die Waldmühle zu kaufen, die er gleich einem Herrnhause aufgebaut hat, daß man schier vergessen möchte, wie sie sonst schaurig ausgesehen hat.“

Nun sprach man noch lange hin und her über den Meister Valentin; wie er ein so schöner schlanker Gefelle, auch klug und aufrichtig sey, und bei seinem großen Vermögen einmal ein Weib recht glücklich machen könnte, wenn er nicht das Spiel und den Trunk so sehr liebe; und daß er viel besser zu fluchen als zu beten verstehe, worauf der Wachtmeister eingestehen mußte, die Ältesten Reiter seines Regiments hätten sich verwundert, daß der junge Bursche sie im Fluchen weit übertreffe.

Plötzlich that sich die Thüre auf — Valentin trat in die Wirthsstube; und ob man schon, gleich den vornehmen Leuten, auf den Abwesenden eingehauen hatte, so erheiterten sich doch alle Blicke beim Anschauen der hohen kräftigen Jünglingsgestalt mit den Feuer Augen und den schwarzen Ringellocken, welche die blühende Wange umschatteten, und freudig riefen ihm alle — den still lauschenden Nothen an der Ofenbank und die schöne Susse ausgenommen, welche

schäkestern die Augen niederschlug, und hoch er-
stobete — einen lauten Willkommen entgegen.

Nicht lange, so saß Valentin am Spiel-
tisch, den Weinkrug vor sich, den ihm Susse,
von dem wüsten Burschen kaum beachtet, hin-
gestellt hatte; und da er eben Unglück in den
Karten hatte, so betief er wohl hundertmal den
Teufel. Aber der Nothe lächelte bei jedem Fluch
des Jünglings, und brummte in den Bart:

„Nur zu, es wird schon werden!“

So wüßtes Leben süßte Valentin lange
Zeit: bis es sich eines Tages zufällig begab,
daß sein Blick auf dem feuchten Auge der schö-
nen und sitzamen Susanne haftete, wie sie
ihm eben den Wein kredenzte. Von diesem
Augenblicke an entbrannte er in eine so mächtige
Liebesflamme, daß er oft sogar das Spiel über
ihrem Anichauen versäumte. Und wenn ein Fluch
auf seiner Zunge den Ausgang suchte, und sie
trat in die Stube: da vergaß er solchen sogleich,
und bot der Jungfrau freundlich einen guten
Abend.

Nach einiger Zeit brachte Valentin seine
Werbung beim Vater an, der eines so wohlha-
benden Eidsams gar sehr erfreut war, und seiner
Tochter ankündigte, sie solle sich bereit halten,
dem reichen Müllermeister ihre Hand zu reichen.

er schmuck Schwarzkopf hatte zwar in Susannens Herzen einen gar lauten Vorsprecher: aber sie war von ihrer seligen Mutter zur Zucht und Gottseligkeit erzogen worden; und wenn sie seiner eignen Eigenschaften gedachte, wurde es ihr angst und bange. Darum hat sie den Vater ganz erschrocken, sie nicht mit einem solchen Spieler, Käufer und Flucher zu verheirathen; doch Melchior Martin lachte und sprach:

„Sei unbesorgt! ein braves Weib kann einem solchen Keel gar leicht bessern; und wenn einmal die Sorgen des Hausvaters herankommen, wird er in das Spielen und Trinken schon vergehen. — Du mußt Du selbst gestehen, daß er niemals Deiner Gegenwart flucht; und so kannst Du ihm noch das Verdienst erwerben, ihn von dieser Lunde abwendig zu machen.“

Susannens Herz war nur gar zu geneigt, den Worten ihres Vaters Glauben beizumessen, und von dem schönen Valentin, den sie so innig liebte, das Beste zu hoffen: aber viele Nächte hindurch hatte sie die furchtlichsten Träume, worin sie bald den Bräutigam, wie er auf einem schwarzen Roffe saß, das Messer in der Rechten hatte, und kleine Kinder unbarmherzig zertritt und tödtete. — Dann ging er wieder zu ihr zu Fuße durch den Sturm der Mitter-

nacht; und wie sie auf einem Felsen zwischen
zwei verfallenen Grotten kamen, sah sie viele
blutrothe Männer nahen, deren Augen bunt-
farbig aus den tiefen Höhlen hervorblitzten, wie
leuchtende Edelsteine. Sie streckten drohend die
gewaltigen Krallen nach Valentin aus; und
wie sie ihn gefaßt hatten, zerrten sie an ihm,
bis er in viele Stücke zerrissen war, mit denen
sie durch die Lüfte davon flogen. — Susa-
ne sah sich plötzlich unter dem Hochgericht, und er-
wachte vor tödtlicher Angst.

Da beschloß die Gequälte, in den tiefen
Wald zu einem Klausner zu gehen, der from-
mer und engherziger lebte, als der strengste
Mönch; und deshalb zehn Meilen in die Wüste
in großem Ruf der Heiligkeit stand. Zu diesem
kam Susanne, und bat ihn, er möge ihr ein
Heiligengbild schenken.

Der fromme Waldbruder eröffnete eine Lade,
in welcher er die Conterfai's aller Heiligen hatte;
reichte ihr das Büchlein dar, und sagte, sie
möge sich ein Bildlein ziehen. Furchtsam griff
die Jungfrau nach einem, und erschrak gar sehr,
als sie ein altes beschmutztes Kartenblatt heraus-
gezogen hatte, welches, wie sie meinte, zufällig
unter die Bilder gekommen war.

Aber der Klausner sprach:

„Haß

„Hast Du das grüne Daus? Das deutet auf 'nem 'eutzentenen Stein, doch Gutes zeigt es nicht an.“

Und Susse entgegnete:

„Ja, frommer Vater! das habe ich.“

Kopfschüttelnd bot der Einsiedler der zagenen Braut seine Bilder zum zweiten Mal; und als sie gezogen, fragte er:

„Hast Du die Eichel: Sieben?“

Und wie sie solches bejaht, fuhr er fort:

„Tröste Dich Gott in siebenfachem Kreuz und Leid. Doch versuche Dein Glück nochmals; vielleicht wird das dritte Blatt Dir besseres Glück verkünden.“

Da nahm Susse das Blatt, welches sie vor großer Wehmuth nicht ansehen konnte; und wie sie der Walddruder fragte, ob sie das blutige Herz habe, reichte sie ihm das Kartenblatt hin, und sprach:

„Seht selbst zu; ich weiß nicht, was es ist.“

Und der Klausner erwiderte:

„Ja, Du hast es!“

Als sie aber unwillkürlich zum vierten Male in das Päcklein griff: da strahlte ihr in hellem Glanz ihre Schutzheilige, die heilige Susanne entgegen, und unter ihr war ein Grab auf das Pergament gemalt, auf dem blühten Rosen und

mannichfaltige andere Blumen. Sie küßte dem Klausner die rüthliche Hand mit den Worten :

„So sey es denn in des Himmels Noth, wie der Vater gebeut. Denn nach der Eichel, Sieben und dem blutigen Herzen kommt dann meine Heilige, und gräbt mich ins Grab, auf dem die Blümlein lustig blühen.“

Ruhig und ergeben kehrte Susse heim; und nach wenigen Wochen ward ihre Hochzeit mit Meister Valentin gefeiert, der jedoch keinesweges, wie der alte Martin meinte, sein wüßtes Leben änderte, und nach wie vor die Abende in der Schenke und am Spieltische hinbrachte. Susens Vorstellungen wurden Anfangs mit Küßen, späterhin mit grämlichen Mienen oder Scheltworten beantwortet. Das duldsame Weib hatte ihren Mann bereits zum Vater eines lieblichen Bubens gemacht, der ihm wie aus den Augen geschnitten war, ohne ihn zur Ordnung bringen zu können. Aber wie sie ihn dritten Jahr ihrer Ehe ein Töchterlein zur Welt brachte, und Valentin an ihrem Bette saß, bald sie, bald das herzige Mägdlein liebevollend: da sagte sie ein Herz; stellte ihm vor, wie er durch sein vieles Spielen und Trinken sich und seine Kinder zu Schande und Unglück bringen werde; und bat ihn gar sehr im Namen der unschuldigen

Wärmer, von solchem Thun abzulassen. — Der kleine Bube saß nebenbei auf der Erde, und blickte den Vater so wehmüthig an, als habe er die Mutter verstanden, und wollte seine Bitte mit der ihrigen vereinen, daß dem Müller das Herz überging, und er entgegnete:

„Sieh, meine gute Euse! gern will ich Dir etwas zu Liebe thun, und verspreche Dir, nimmer zu spielen — möge mich der Böse augenblicklich als sein Eigenthum hinnehmen, wenn ich mein Wort breche. Aber die Herberge muß ich besuchen, um mich nach der Arbeit des Tages mit einem Glas Wein zu stärken. Wenn Du mir das auch nicht vergönnt: so magst Du heulen und Dich drob grämen, so viel es Dir beliebt. Denn das Unmögliche kannst Du nimmerdar von mir fordern; und ich bin es einmal nicht gewohnt, mit den Hühnern zu Bette zu gehen, oder dem Buben dabei ein Märlein vom Fortunatus oder kleinen Däumling zu erzählen.“

Euse fühlte sich etwas beruhigt und getröstet, als Valentin nur dem gottlosen Spiel zu entsagen versprochen. Denn so oft sie daran gedachte, daß ihr Mann die Karten in die Hand nehme: stand ihr lebhaft das grüne Daus, die Eichel, Sieben und das blutige Herz vor den Augen; und sie konnte sich nicht eher zufrieden

geben, bis ihr die Jungfrau Susanne mit tröstenden Blicken vor die Seele trat; ihr die Hoffnung des Jenseits zu geben.

Das siebente Jahr ihres Ehestandes ging schler zur Reize; und der Müllermeister hielt getreulich sein Wort, so daß er zwar täglich, während Suse daheim des Hauswesens wartete, und ihre Kindlein fromm und sorgsam aufzog, in der Schenke saß und trank. Doch hatte ihn keiner zu einem Spiele bereben können, am mindesten in dieser Zeit, wo sein braues Weib wieder hohen Leibes ging. Aber eines Abends, wie er in die Herberge kam, saß der Rothe — dessen Antlitz seit der Zeit viel dunkler geworden war — in derselben verwunderlichen Kleidung, mit zwei Bauern hinter dem Tische; und hatte kaum den eintretenden Valentin gesehen, als er ihm lustig zutief, er möge den vierten Mann in ihrem Spiele abgeben. Der Müller weigerte sich dessen, und trug ganz geruhig der Kellnerin auf, ihm eine Kanne Wein zu bringen. Da drang der Rothe immer heftiger in ihn, er möge ihnen doch zum Spiele verhelfen, es sey ja doch nur zur Kurzweil, und gehe nicht um Geld.

Mit sehnfüchtigen Blicken nach den bunten Kartenblättern schauend, meinte Valentin, wenn

es um nichts ginge, so heiße das eigentlich auch nicht gespielt, und er habe sich keinen Vorwurf eines gebrochenen Eidschwurs zu machen. Doch wie er sich zu dem Rothen niederlegen wollte: kam Frau Margareth, des Müllers Nachbarn, in die Stube, kuspste ihn am Kocke; und bat, er möge zu seiner Ehfrau heimkommen, die gar sehr nach ihm verlange.

Aber Valentin sandte die Frau wieder fort, und sagte, er wisse schon im Voraus, was Susse wolle, sobald es ihm genehm sey, werde er auch zur Mühle kommen.

Frau Margareth ging ganz still heim: aber der Müllermeister, in dem der Spielgeist mächtig erwachte, frug voll Eifer, was der Rothe ausgespielt habe; und zog einen Trumpf hervor, um dem das grüne Daus abzustechen.

Als Valentin eine Weile fort gewonnen hatte: that ihm der Rothe den Vorschlag, weil er gar so glücklich sey, doch einen Kreuzer daran zu wagen; und jener, bedenkend, gespielt sey doch einmal gespielt, ließ sich solches gefallen. — Da kam sein kleines Töchterlein an's Fenster der Herberge, und rief:

„Väterchen! ich soll Dir einen Gruß von der Mutter melden, und sie läßt Dich bitten;

alsogleich nach Hause zu kommen, weil sie gar große Schmerzen in ihrem Leibe verspüre."

Valentin fuhr das Kind mit harten Worten an, daß es weinend fortließ, und sah nur auf sein Spiel: denn er hatte eben dem Rothen die Eichel-Eichen abgestochen, und das Spiel ging immer höher, bis sie endlich aufhörten, und der Rothe sprach:

"Ich habe jetzt kein Geld; da nimm den kostbaren Ring an Zahlungsstatt."

Und wie der Müller die Hand nach dem Ringe ausstrecken wollte, der gar wunderbar glänzte und leuchtete: kam sein Sohn, und bat ihn inständigst, gleich in die Mühle zu kommen, weil die Mutter den schweren Geburtsschmerzen schier zu erliegen drohe. Aber Valentin hatte nur Augen für das Kleinod, das in des Rothen Händen blühte, auf dessen Geheiß er den Buben wieder fortsandte. — Dann sprach jener:

"Nimm diesen Fingerring mit dem leuchtenden Stein; und wenn Du keinen Dreier mehr hast, so greif nur mit der Hand, an welcher Du ihn trägst, in die Tasche, und Du wirst immer ein Goldstück darin finden. — Doch vor einem warne ich Dich, daß Du solche Probe nimmer an heiligen Festtagen machest. — Wenn Du jedoch meiner bedarfst: so magst Du nur

den Stein einwärts drehen, und ich werde Dir alsbald zur Seite stehen.“

Als der Müllermeister heim kam, hatte Euseben unter großen Schmerzen und in Gefahr des Lebens ein todt's Knäblein zur Welt gebracht. — Die Nachbarin, welche ihr in der Geburt beigestanden, legte das kalte Würmlein auf einen Tisch, und an dem Bette der Kranken saß der fromme Waldbruder, ihr geistlichen Trost zusprechend — aber Valentin schmähte ihn, und rief:

„Was soll Dir der alte Betbruder? da war ich in besserer Gesellschaft, sieh nur den kostbaren Fingerreif, den ich im Spiele gewann. —“

Doch wie er den Ring gegen die Wöchnerin hielt, war der Klausner verschwunden, und Eusebe rief:

„Weh uns! das grüne Daus — das bedeutet nichts Gutes!“

Mit diesen Worten fiel sie in eine tiefe Ohnmacht; und während Frau Margareth alle Mühe anwandte, sie ins Leben zurück zu bringen, fing das kleine Mägdlein heftig zu weinen an, die Mutter sey todt. — Valentin befahl ihr zu schweigen; und wie sie nicht mit weinen aufhörte, schleuderte er sie fort, daß sie fiel und sich am Schläfe hart verwundete. Wie

der kleine Bube das rosenfarbne Blut über die blassen Wangen seiner Schwester herabfließen sah, schrie er überlaut:

„Böser Vater! warum hast Du mein Schwesterlein blutig geschlagen?“

Da ergriß Valentin seinen Sohn zornmüthig, schleuderte ihn gegen die Wand, und rannte wie ein Unsinniger in die Herberge zurück, im Wein Vergessen seiner That zu suchen.

Als Suse sich erholte: sah sie ihre beiden Lieblinge entseelt, auf deren Grab sie Rosen und andere verschiedenfarbige Blumen pflanzte, und täglich betete, bald mit ihnen vereinigt zu werden. Doch schonte sie noch immer ihren grausamen Mann, und bewegte durch sanftes Flehen die Nachbarin, zu verschweigen, auf welche Art die Kinder ihren Tod gefunden hatten. Von dieser Zeit an saß der Müllermeister wieder Tag und Nacht in der Schenke, und ergab sich heftiger als je dem Kartenspiele: bis er endlich um Hals und Kopf kam, und vom Gericht der öffentliche Verkauf seiner Mühle veranstaltet wurde. Als Suse weinte, ihr Haus mit dem Rücken ansehen zu müssen: schlug er sie gewaltig. —

Meister Martin kam dazu, und verklagte seinen gottlosen Eidam beim Amte, und die Häusler holten Valentin ab, ihn in den Thurm

elnzusperrern. Da sah er und wollte vergehen vor innerm Grimm. Doch als er verzweifelt die Hände rang, und unwillkürlich den Stein des Ringes einwärts drehte: öffnete sich plötzlich die Thurmwand, und der Rothe sprach, ihm entgeg tretend:

„Wahrlich! Du bist wohl zu bedauern. Denn wenn Du im Spiel glücklich bist: so bist Du's desto minder in der Liebe. Drum will ich Dir noch eine Eigenschaft des Ringes bekannt machen, den Du von mir im Spiel gewonnen. — Wenn Du selben einem jungen Mädchen gerade vor die Augen hältst: so wird ihr aus dem strahlenden Edelstein eine Flamme in's Herz brennen, daß sie gezwungen ist, Dich auf's Heftigste zu lieben, und Alles, was Du gebietest, folgsam zu verrichten. Doch nun komme in die Herberge, daß Du Dich nach Deinem Trübsal labest, denn daheim wird der Frauen Willkommen nicht der freundlichste seyn.“

Aber als Valentin im goldnen Stern am Spieltische saß: schauten ihn Alle mit unfreundlichen Blicken an, und wunderten sich, wie er so schnell der gerechten Strafe entkommen sey, vor Allen Gertraud, Susens jüngere Schwester. Die konnte sich nur mit Widerwillen entschließen,

ihm den Wein zu bringen, in den sie lieber Gift gethan hätte. — Da sprach der Rothe:

„Sieh doch die holde Dirne von kaum siebenzehn Jahren. — Wie wäre es, wenn Du an dieser die Wunderkraft des Ringes vergütest?“

Dem Müllermeister gefiel die reizende Jungfrau; und er war alsbald bereit, des Rothens Vorschlag in Ausübung zu bringen. — Schnell trank er seine Kanne aus, und winkte Gertraud, welche zürnend über den Unmäßigen, der bereits in allen Kaskern ersoffen schien, ihm die zweite Kanne brachte. — Da leuchtete ihr das wunderbare Kleinod entgegen: und plötzlich fühlte sie sich wunderbar bewegt; vergessen war ihr Paß gegen den Quäler der frommen Schwester, welchen sie mit freundlichen und liebevollen Blicken anschaute. Er ergriff ihre Hand, und ohne Widerstand drückte sie seine sündigen Küsse. Ja als der Vater dazu kam, und, entsetzt über solche unziemliche Vertraulichkeit, das Mädchen von ihm wegführen wollte: hing sie sich fest an Valentin, und ging mit ihm aus der Herberge.

Euse lag daheim in ihrer Kammer auf den Knien, und betete zu Gott. Da gedachte sie, wie ihr das Kartenblatt siebenfaches Kreuz und Leid prophezeit hatte — als die Thüre sich öffnete, und ihr Mann in die Stube trat, ihre

jüngere Schwester an der Hand führend. Sie verwunderte sich sehr, daß er schon aus dem Thurne entlassen, und in dieser Gesellschaft heim komme. Doch hatte sie ihm seine Grausamkeit vergeben; meinte, er habe sich mit dem Vater versöhnt; und kam den Eintretenden still und freundlich entgegen. Aber sie glaubte zu träumen: als ihr Valentin befahl, die schöne Gertraud als ihre Herrin zu erkennen, und all' ihre Befehle genau zu erfüllen. Auch der Jungfrau ganzes Wesen schien verwandelt — mit frechen Blicken nahm sie der Schwester eheliches Lager ein, und gebot ihr, in einem Winkel der Kammer sich auf Stroh zu betten.

Am andern Morgen, als Valentin die Mühle verlassen hatte: verlor sich die Kraft des Banders, und schauernd erkannte Gertraud was sie gethan. Sie fiel der beleidigten Schwester zu Füßen, bat ihr das Unrecht ab, so sie in einem Anfall von Wahnsinn ihr zugefügt zu haben glaubte, und wollte, ihre Sünde zu büßen, sich in ein strenges Frauentloster begeben. Euse hatte ihr verziehen, und die beiden Schwestern nahmen eben den zärtlichsten Abschied: als der Müller aus der Schenke heim kam und Gertraud seinen Fingerreiß wieder vorhielt. — Augenblicklich befand sich die unglückliche Diene wie-

der in demselben Liebestaumel; damit sie aus solchem nicht zur Besinnung komme, ließ sie Valentin nimmer von der Seite, und sie mußte ihm überall, selbst in die Herberge folgen.

Mittlerweile verklagte Meister Martin den Müller, wie er, nicht zufrieden, seine älteste Tochter mit schwerem Hauskreuz zu belasten, auch die jüngste durch Teufelskünste verführt habe, daß sie ihm, aller Sitte zuwider, auf Teitt und Schritt nachfolge, wie eine Buhdirne.

Da traf ihn auf dem Felde der Noth an, und warnte ihn, weil ihn die Häscher suchten, um dem Richter Rechenschaft ob seines Lebenswandels zu geben. Zugleich ermunterte er ihn, sich an Euseu zu rächen, die sonder Zweifel diese Klage angestiftet habe. — In tiefer Nacht kam Valentin heim; und als er Euseu besuchend fand, rief er:

„Liegst Du wieder vor Gott auf den Knien? — Du heuchlerische Seele! — Hast Du wohl Noth: doch jetzt laß es seyn, und setze mit und meinem Liebchen ein stattliches Nachtmahl auf, sonst soll es Dir übel ergehen.“

Umsonst versicherte die Müllerin, daß sie nichts im Hause habe, und selbst ihren Hunger mit hartem Brote gestillt. — Er drohte, sie zu tödten, und Euseu rief in Verzweiflung:

„Mögest Du solches doch vollbringen: denn Dein schlechtes Leben hat mich ja so all unser Kindlein beraubt. —“

Da ergriff Valentin das Messer, und senkte es tief in des Weibes treue Brust, welches mit brechender Stimme sprach:

„O mein blutendes Herz! — Komm, meine Heilige! und nimm mich gnadenvoll auf.“

Valentin erschrak ob seiner blutigen That, und rannte in die schwarze Nacht hinein, nicht wissend, was er beginnen sollte. Da fiel ihm sein Fingerring ein: und wie er den Stein einwärts drehte, stand der Rothe vor ihm, vom Mondstrahl beleuchtet, der eben zwischen Wolken hervorbrach, ihn fragend, was sein Begehr sey.

Der Müllermeister entgegnete:

„Gieb mir Rath, was ich thun soll: denn ich habe mein Weib erschlagen!“

Da sprach der Rothe mit verzerrtem Angesicht:

„Nun dacht' ich doch Wunder, was sich zutrugen! — Wenn es sonst nichts ist, so will es eben nicht viel sagen. Doch könnte Dir die Kleinigkeit Verdruß machen, wenn Du hier bleibst; wir wollen über die Donau ziehen.“

Valentin trennte sich nun nicht mehr von dem Rothen, und zog mit ihm nach Ungarn.

Eines Abends kamen sie an ein einzeln stehendes Wirthshaus, in welchem sie lustige Gesellschaft fanden, und fingen bald zu spielen an.

Einer der Mitspielenden warf das Herz-Daus aus, und Valentin rief:

„Schellen ist Trumpf und mein das Spiel, ich steche das Herz!“

Da sprach der Rothe in dumpfem Ton:

„Ich steche das Herz!“

und so oft sein Bögling einen Stich einzog, wiederholte er dieselben Worte, so daß es jenem gar schauderlich vorkam, als es auf der benachbarten Thurmuhre langsam zwölf Uhr schlug, und jener eben wieder in den Bart brummte:

„Ich steche das Herz!“

Doch blieb der Spieler fest sitzen; und seine Leidenschaft wuchs, als es schien, mit dem deutlichen Glockenschlag habe sich das Glück gewandt. Denn er verlor jedesmal, und spielte auf die Kreide bis ein Uhr. Da mochte er ein Paar Gulden verloren haben; sorgsam schauend, ob er den leuchtenden Edelstein noch am Finger habe, griff er in die Tasche, und frug:

„Wer will mir ein Goldstück wechseln?“

Doch zu seinem großen Schreck fand er statt des Goldstückes eine glühende Kohle. Die hing sich fest an den leuchtenden Stein, und so sehr

er auch zog und drehte, er konnte den Reif nicht herab bringen. Aber der Rothe sprach:

„Laß uns ein Ende machen: denn der Wirth will wohl der Morgenruhe genießen, damit er Abends den Gästen aufwarten könne. — Es ist heute der Festtag des heiligen Stephan.“

Valentin erschrak, wie er hörte, es sey ein Festtag, und wollte ein Kreuz schlagen. Aber die Hand mit dem leuchtenden Reif versagte ihm den Dienst, und die Kohle, welche gar nicht aufhörte, hell und lustig zu glühen, brannte ihn so sehr, daß er laut schrie, und mit den Füßen sich an den Tisch klammerte. Da winkte der Rothe, und von einer unsichtbaren Macht bewegt, mußte ihm Valentin folgen, wie von einem Magnetstein angezogen.

Die Nacht war finster, düstre Wolken hatten den Himmel umzogen, nur vom Untergang leuchtete ein Stern, der sich dem Unglücklichen zu nähern schien. Wie er ganz nahe an ihm war: sah er die unglückliche Gertraud im Nonnenschleier an einem Grabe knien, auf dem Rosen und mannichfaltige andere Blumen blühten. — Es that sich auf — Da lag Susanne mit dem Lächeln der Seligen geschmückt, von ihren drei Kindlein umgeben, und schien der verblendeten Schwester milbiglich zur Nachfolge zu winken.

Vernichtet sank Valentin zusammen; und als er sich wieder erhob, war Alles verschwunden. Der Sturm heulte, dichte Nacht umgab ihn, und fürchterliche Blitze, welche Himmel und Erde zu spalten drohten, zeigten die Landschaft, die ihm mit jedem Strahl bekannter vorkam. — Bald erkannte er den Mühlbach, die Erlen- gruppe, die sein Haus umgab, und den waldigen Wienerberg: aber statt der Mühle stand das Hoch- gericht da, und oben saß der Rothe. Der hielt in der rechten Hand die Mühllast, welche Valentin beim Ankauf der Mühle auf dem Boden gefunden; mit der Linken aber nahm er ein Messer, das auf dem Gerüste lag, es jenem zuwerfend, wobei er höhnisch lachend ausrief:

„Wenn Dir Dein Leben zur Last ist: so hast Du hier ein Eisen, ihm hurtig ein Ende zu machen.“

Mit diesen Worten schwang er sich auf Geler- flügeln in die Luft; der leuchtende Stein zerfiel in schimmernde Asche, welche der Wind dem Rothen nachtrug; die Kohle, zur hellen Flamme auslodernd, machte sich vom Finger los, sich schnell an Valentins Brust heftend, und brannte ihm so tief ins schuldige Herz hinein, daß er verzweifelt nach dem Messer griff, welches er einst in seiner Gattin Blut geröthet, und damit auch seine Brust durchbohrte.

Die Riesenbrüder.



Vor mehr als tausend Jahren, wie dem böhmischen Lande das Licht des Glaubens noch nicht aufgegangen war, kamen zwei Jünglinge von schier riesenhaftem Wuchse und großer Tapferkeit, Lucius und Altor mit Namen, in dieses Herzogthum. Sie waren Brüder fürstlichen Geblütes aus Britannien, und hatten die Heimath verlassen, um durch ihren starken Arm sich fremde Landstriche zu unterwerfen. Daher verbürgten sie sich gegenseitigen Schutz und Beistand in jeglicher Gefahr und gegen alle Feinde.

Als beide Brüder durch Böhmen zogen: kamen sie an einen großen See, in derselben Gegend gelegen, wo späterhin die Feste Kolozin erbaut wurde. Sie stiegen auf den benachbarten Bergen herum, und fanden endlich ein stattliches Gebäude, welches ganz unbewohnt schien. Nur ein Theil stand noch aufrecht, das übrige war in Ruinen zerfallen.

Von der Reise ermüdet, legten sich die beiden Jünglinge unter einem großen Hallenbogen nieder, und genossen der Ruhe: als ein wunderschönes Fräulein aus dem Gemäuer trat. Sie gewahrte die hohen Gestalten; und, da diese nicht ausblickten, führte sie ihren milchweißen Zelter wieder in den bewohnbaren Theil des Schlosses zurück, aus welchem sie eben gekommen war, nahm ein wohlklingendes Instrument, welches schier wie die Leier des griechischen Gottes Apollon geformt war, und sang, während sie eine liebliche Weise auf den goldnen Saiten spielte:

„Tief im heiligen Paines Dunkel
Eins die Göttin stiller Nacht
Badet' ihre zarten Glieder: —
Sieh! da nahten sich die Leschlen,
Welche klein wie Gräser wachsen
Auf der bunten Biesenflur,
Aber in der Wälder Schatten
Groß wie Bäume sich erheben,
Rauch und bärtig von Gestalt:
Leise schlichen sie herbei,
Um Triglawa zu belauschen —
Doch ihr frevelvoll Beginnen
Hatt' ein Hirt, Kotar, gemerkt;
Und er warnt die Göttin sorgsam,
Die sich schnell — des Himmels Kind —
Hüllt in dichten Wolkenschleier,
Daß die Wilden fruchtlos spähen
Nach der schlanken Glieder Fier.

Und, dem Hirten hold und dankbar,
 Seht sie ihn als treuen Wächter
 In den silberklaren Mond,
 Daß er ferner Alles schaue.
 Und da wohnet er seitdem,
 Und begießt das heil'ge Licht,
 Daß es wachsend sich erneut."

Bei den ersten Tönen fuhren die Riesenbrüder auf, begaben sich tiefer in das Gemäuer, und erblickten, von süßem Bangen ergriffen, die edle Jungfrauengestalt. Sie war wie eine Jägerin gekleidet, das Haupt mit einer sonderlichen Mütze bedeckt, von der ein weißer Federbusch, das holdselige Antlitz gar wundersam beschattend, in die Luft schwamm. Als die Schöne ihr Lied geendet hatte: sanken beide Brüder vor ihr auf die Knie, und fragten demüthig:

"O Du reizendes Wesen! bist Du eine Sterbliche, wie wir, oder ein Engel des Himmels, welcher herabgekommen ist, uns Gottes Willen kund zu thun?"

Da entgegnete die Jungfrau:

"Ich bin sterblich, und eines Mannes Kind, wie alle Menschen der Erde: aber saget mir, von wannen Ihr kommt, die Ihr an Gestalt dem Silnebog gleicht, welcher Felsen gegen seine Feinde schleudert, und von allen Göttern nur den Perun scheut, und ihm gehorcht?"

Die beiden Brüder, erfreut, daß die schöne Jungfrau eine Sterbliche war, gleich ihnen, erzählten ihr, wie sie aus dem fernen britannischen Eiland nach Böhme gezogen, daher sey ihnen Sinebog ganz unbekannt, und in ihrem Vaterlande verehete man nur einen einzigen, allmächtigen Gott.

Des schien sich die Jungfrau sehr zu verwundern; und auf die Bitte der Riesenjünglinge, ihnen zu sagen, woher sie komme, sprach sie mit betrübtem Antlitz:

„Mir ist von den Göttern ein hartes Loos gefallen: doch seit ich Euch gesehen, fange ich zu hoffen an, daß mir noch Hülfe werden kann. Ich bin aus erlauchtem Stamme: denn mein Urahn war der berühmte Ezech, welcher die Slaven zuerst nach dem reichen Böhme führte, und meine Mutter stammte von jenen Heneten ab, welche an dem Ufer der Bernsteinküste wohnten. Ihr Vater war König in der Stadt Wineta, am Ausfluß der Oder, wo die reichsten und gastfreiesten Kaufleute der Welt hausten. Die ganze See war ihr Eigenthum: bis ein dänischer König, aus Begierde nach ihren Schätzen die Stadt zerstörte; und meine Mutter mit ihren Schwestern hieher flüchtete, wo sie die Gemahlin des Prinzen Egeslaw wurde. —“

Die beiden Jünglinge wußten eben so wenig von Ezech, als von den Göttern der Slaven; und mit begeistertem Antlitz fuhr das Fräulein fort, ihre Neubegier zu stillen:

„Ezech lebte in seinem Vaterlande, als er in einer Nacht den Perun im Traum erblickte, auf feurigem Throne strahlend, den zahllose Boten umstehen, die Sterblichen zu bewachen. — Des Gottes Hüften umschimmerte ein helles Gewand, vom Odem des Stribog und seiner Enkel gewoben. Den weißblühenden Göttervater schaute er, dessen hehres Antlitz der Himmel ist, von den Gestirnen gleich diamantnem Haupthaar umflattert; den Gott, dessen blühender Leib die Erde ist, und der sich mit dem Meere umgürtet. Perun verkündete ihm: es liege in der Nachbarschaft ein gesegnetes Land, dahin solle er die Slaven aus Mähren führen, und sich als ihr Herr in Bóheim mit ihnen ansiedeln. Mein Urahn folgte dem Gebot des strahlenden Gottes, der mit allsehendem Auge vom Himmel herab auf die begütete Erde schaut, und mit seinen Blicken bis zu den Wurzeln der Erde dringt, die sein Gebot beherrscht; und machte sich alsbald auf den Weg. Er drang durch den dichten Forst bis ins Herz des Landes. Dort erblickte er weite Ebenen mit fetten Heerden bedeckt; aber ohne

Bewohner. Als er einen hohen Berg, nahe dem Zusammenflusse der beiden großen Ströme bestieg: da meinte er den Himmel offen zu sehen, so blühende Fluren stellten sich seinem verwunderten Blicken dar. — Er gewahrte mit Entzücken den Umfang und die Schönheit des Landes, die gesunde Luft, die fruchtbare Erde, den Ueberfluß der Wälder und Weiden, und die Flüsse, die mit allen Gattungen von Fischen erfüllt sind. Ezech warf sich in brünstigem Dankgebet zu Perun nieder, der aller Dinge bestimmtes Ende und den Pfad aller kennt, der weiß, wie viel Frühlingsblätter die Erde treibt, und den reichen Quell des Lichtes um die Welt lenkt, daß die Feuerströme den lieblichen Tag zeugen. Aber nach vollbrachtem Gebet und Opfer stieg er wieder in die Ebene herab, und ermahnte die Slaven, sich Häuser zu bauen, und das Feld zu bearbeiten. Doch da der Vater gestorben: hat das undankbare Volk seiner Wohlthaten vergessen, und seine Nachkommen vom Regimente ausgeschlossen. — Den Herzogsstuhl, der mir, als Ezechs einziger Enkelin, gebührt, besitzt der gelizige Krzesomisl, der das Herz der Gebirge durchwühlt, und die Grundvesten böhmischer Erde untergräbt, um seinem unersättlichen Durst nach Golde zu genügen. Aber er ist ein Enkel

des Krokus, dessen Töchter durch Zauberkünste das schwache Volk bethört, und seinen Stamm um die Herrschaft Böheims gebracht haben.“

Ezslawa (so hieß die Jun.frau aus dem Geschlecht des Ezech) erzählte den Riesenbrüdern noch vieles von ihren Vorfahren und den Göttern ihres Volkes: bis unvermerkt die Nacht ihren dunkeln Fittig über die Erde gebreitet hatte. Der Mond spiegelte sich in der weitgedehnten Fläche des klaren Sees; und die Jünglinge schauten bald in das Antlitz Ezslawas, wie das Mondlicht ihre edlen Züge beleuchtete, bald in den Wasserspiegel, der sich zu ihren Füßen weit hin dehnte. Da kam es dem Lucius vor, als nehme er gar wundersame Gestalten im See wahr. — Lustige Wesen mit haarlosen Schädeln und vielfarbig blühenden Aeuglein, in durchsichtige Linnen gehüllt, flogen und tanzten zwischen und über einander durch die Luft, und reckten lange Arme, mit spitzigen Krallen bewaffnet, gegen die Gesellschaft auf dem Berge aus. Aber eines von ihnen schwebte flügellos ober allen andern, deren Gebieter es zu seyn schien. Denn es trug eine meerblaue Krone, mit Perlen besetzt, auf dem Haupte, und einen langen Stab in der Hand. — Wie Lucius länger darauf schaute: meinte er, des Luftbildes starrer Blick

ruhe lästern auf den Reizen der schönen Enkelin des Ezech. — Da riß er sein Schwert aus der Scheide, und hielt den Griff, der die Gestalt eines Kreuzes hatte, gegen die Dämonen, welche alsbald mit ängstlichem Krächzen tief in den See untertauchten, so daß er in hohen Wellen gegen den Fels anschlug.

Wie Egeslawa das Zeichen des Kreuzes erblickte, schien sie ein inneres Grauen zu befallen, und sie rief:

„Was beginnst Du, und warum verjagst Du den mächtigen König des Meeres mit seinem Gzuden? — Er ist es, dem sich die Flurhen ehnen, und die Wunder der Tiefe in Demuth begrüßen; er umfaßt und erschüttert die Erde; er webt Peruns heiligen Gürtel; er ist der Bogenbändiger, und war stets den Slaven von Wlneta so hold, daß er ihre Schiffe in Obhut nahm, und ihnen Sieg über alle Seefahrer verlieh; und weil er meine Mutter vor allen liebte, ist er uns auch hieher gefolgt, und schlägt seinen Wohnplatz zu manchen Zeiten in diesem See auf. — Wehe Dir! wenn er nun zürnt, weil Du ihm mit Deinem Zauberschwert entgegen tratest.“

Umsonst versuchten die Brüder Egeslawa's irrigen Bahn zu zerstreuen, welche sie in die

Ueberreste der hohen Burg ihrer Väter aufnahm, wo die Dienerschaft des Fräuleins ihrer Gebote harrete, und die fremden Gäste wohl beherbergt wurden.

Lucius und Altor wollten schon am folgenden Morgen weiter ziehen: aber die Liebe hatte ihre Gemüther mit so heftiger Gluth für die schöne Gzeglawa entflammt, daß sie nicht von dannen konnten; und das Fräulein, welche für keinen eine Hergensneigung empfand, jedoch gar wohl bemerkte, was in der Seele ihrer Gäste vorging, beschloß, ihre Leidenschaft zum eignen Vortheil bestens zu benutzen.

Am folgenden Tage bat Gzeglawa den jüngern Bruder, Altor, er möge sein furchtbares Schwert ablegen, und ihr dann in die innersten Gemächer ihrer Wohnung folgen. Der Riesenjüngling erfüllte ihr Gebot, worauf sie ihn viele Stufen hinab in den Grund des Gebirges führte. — Auf ein Zeichen von ihr that sich eine hohe, in den Felsen gehauene Halle auf. Die Pfeiler waren mit Abbildern der slavischen Götter geziert; zwischen ihnen hingen purpurne Teppiche in schweren Falten herab; Hörner von allerhand großen und seltsamen Thieren prangten

am Gewölbe; und in der Mitte erhob sich eine Bildsäule des Perun von so ungeheurer Größe, daß selbst Altor ihm kaum bis an den Gürtel reichte. Der Leib des Gottes war von Holz, der Kopf von Silber mit einem goldenen Barte oberhalb des Mundes; seine Füße waren von Eisen, und in der Rechten schimmerte ein Blitzstrahl von Stein mit Juwelen ausgelegt. Vor dem Standbild brannte das ewige Feuer von Eichenholz, die Wölbung mit hellem Schimmer beleuchtend, welches ein alter Priester mit geschäftiger Hand unterhielt.

Stumm und verwundert wohnte Altor dem falschen Götzendienste bei. Aber ehe er sich dessen versah: schnitt sich Ezslawa ihr schwarzes Haupthaar, und mit einem Druck der scharfen Schere auch seine langen gelben Locken ab, verflocht das Rabenschwarz mit dem lichten Gold in ein künstliches Gewinde, und warf solches in das lodernde Eichenfeuer.

Altor entbrannte im wilden Grimm, ob solches frevelhaften Beginns: allein ein einziger Blick aus den schwarzen Feueraugen der Jungfrau beruhigte ihn mit zauberischer Gewalt; und von ihrer weichen Hand geleitet, lehrte er in die obern Gemächer zurück, sich fürchtend, dem

Bruder zu begegnen, ob er ihn frage, wo seine goldnen Locken geblieben.

Aber Lucius war nirgend zu finden.

Von heftiger Leidenschaft entzündet, gleich seinem Bruder, war der Ältere der Miesenjünglinge darauf bedacht, für beide eine Wohnung zu erbauen, wie sie ihrer Natur ansehe. Er bahnte daher in dem Wasser des Sees ein Bett, daß es in den Elbestrom abfließen konnte, und nur an einigen Stellen, wo der Grund allzu tief lag, ein kleiner See als Wahrzeichen übrig blieb. Aber wie das Wasser abließ: erhoben sich Felsen und Berge aus den Klüften, wie neugeborne Kindlein; und die Thäler gierten sich mit dem lustigen Grün der Blumen, Kräuter und Gebüsche. Mit seiner Streitart haute Lucius die Felsen aus, geräumige Gemächer für sich und seinen jüngern Bruder in dem harten Gestein zu bereiten. Doch als er kam, Altorn in die neue Behausung abzuholen: entbraunte Ezeß, Iarva in heftigen Grimm, und rief ihm wuthentbrannt entgegen:

„Wie, Verräther! wagst Du noch vor meinen Blicken zu erscheinen: da Du mir den König des Meeres auf immer verschleucht hast? — Er ist fortgezogen, von seinen zahlreichen Ejuden umgeben, die den erhabenen Beherrscher in feier-

Uhen Reigen umtanzen. — Er ist entschwebt, auf leichtem Nachen, wieder die Küsten des Bernsteinlandes zu umschiffen, wo ihn alle Meerjungfrauen und die wunderbaren Bewohner der Fluthen vernünftig begrüßen; und mit ihm ist das Glück und die Hoffnung aus diesen Thälern gewichen. Fliehe auch Du, Unglücklicher! der Fluch und Verderben über das Haus brachte, welches ihn gastlich aufnahm, und erscheine niemals wieder vor meinen Augen.“

Lucius, welchem es vorkam, als habe die Schöne in diesem Augenblick all' ihren zauberischen Reiz eingeblüht, gehorchte ihren Worten, und bat den Bruder, mit ihm zu gehen: aber Altor, verblendet von wahnsinnigen Liebesflammen, welche selbst die Stimme der brüderlichen Neigung überlauten, weigerte sich, ihn zu begleiten; so daß jener allein und mit schwerem Herzen von dannen ziehen mußte. Nun glaubte Altor, seine Geliebte werde, mit so großem Opfer zufrieden, sein Glück nicht länger verschieben: doch Ceslawa war andern Sinnes, und setzte ihm noch zwei Bedingungen, um ihre Liebe zu erwerben — die erste, dem Herzog Krzesomisl sein Land wegzunehmen, und sie auf den Fürstensitz zu er-

heben; die andere, den christlichen Glauben verläugnend, die Götter der Slaven anzubeten. Das erste versprach Altor leichten Muthes, und erlaubte ihr, einen Boten an den Fürsten zu senden, daß er mit trogigen Worten den Thron für Ezechs Enkeln verlange, oder ihm in Altors Namen Fehde ankündige: aber nimmer wollte er sich zu dem gottlosen zweiten verstehen. — Da verwandelte sich plötzlich Ezechlawas ganzes Wesen, wie bei Lucius Erscheinung; ihre schmelzende Freundlichkeit verkehrte sich in Zorn und Wuth, und mit Schmähungen verließ sie den Erstaunten, der mißmuthig nach seinem Geschosse griff, und in den dichten Hain vordrang, um das Leid der Liebe im wilden Waidwerk zu vergessen. Er jagte lange nach einem schönen weissen Reh: doch wie es ihm schon nahe kam, und er den Pfell abdrückte, schloß dieser, das Reh floh flinker von dannen in's dichte Gebüsch, und jornmüthig rief der Jäger:

„Glück dem bösen Gesichte, das mich in Allem und Jedem verfolgt! — Wie mir Ezechlawas unfreundlich gesinnt ist, so verläßt mich auch das Waidglück. — O, daß ich aufhören könnte, die Undankbare zu lieben, der ich den Bruder aufgeopfert, ohne ihr hartes Herz erweichen zu können!“

Wie er so gesprochen: warf er sein Gefloß zur Erde, und legte sich selbst im hohen Grase nieder, in stummes Sinnen verloren. — Da rauschte es im Laube, und eine hohe weibliche Gestalt von schönem Angesicht, doch blaß und ohne Farbe stand vor ihm. Sie trug ein grünes Gewand, wie eine Jägerin, kurz geschürzt, und mit Silbersaden durchwoben, und ein durchsichtiger grüner Schleier floß ihr über die Schultern herab — sie nahte dem Niesenjüngling und sprach:

„Warum bist Du so traurig, schöner Waidmann, und hast die muntre Jagd verlassen: da doch die Sonne noch hoch am Himmel steht?“

Alto sprach ihr, wie alles Glück von ihm gewichen, und er weder Wild noch Geliebte erjagen könne, und die Jägerin fuhr fort:

„Du sollst durch einen Schuß Dein höchstes Glück gewinnen.“

Mit diesen Worten reichte sie ihm ihren kunstreich geschnittenen Bogen, nahm sodann aus dem Köcher auf ihrem Rücken einen Pfeil, der wie Gold und Purpur glänzte, und sprach weiter:

„Dies Jagdgeräthe sey Dein Eigenthum; und ich bedinge mir, als einzigen Preis für dasselbe, nur einen Tropfen Deines warmen Blutes, den ich Dir unbewußt heraus saugen will.“

Ob

Ehe sich Altor noch ob dieser wunderlichen Forderung besinnen konnte: war die Jägerin verschwunden, und der Jüngling schaute begierig auf Pfeil und Bogen, womit er sein Glück erjagen sollte.

Da flog ein bunter Vogel über seinem Haupte, so groß und schön, als er noch nimmer einen geschaut hatte; er legte den purpurnen Pfeil an, traf glücklich, und brachte der schönen Egeslawin sein seltsames Wild mit nach Hause. Aber kaum hatte das Fräulein die bunten Farben des Vogels betrachtet, und den schimmernden Pfeil aus der Wunde gezogen: da war es, als säße dieser mit gewaltsamer Zaubermacht tief in ihrem eignen Herzen, welches plötzlich von feuriger Leidenschaft so entzündet war, daß sie Altors Zärtlichkeit mit gleicher Wärme erwiderte, und theilnehmend an sein Herz sank.

In stetem Liebestaumel verging den berauschten Glücklichen die erste Zeit nach dem Wunder dieses Waidwerks; und Egeslawin schien vergessen zu haben, daß sie den Geliebten zum Glauben der Slawen belehren, und den Fürstensitz auf dem hohen Libin erobern wollte. Doch eines Tages, als sie Altor nicht sah: fuhr sie

ihrer Dienerinnen, wo der Liebbling ihres Herrns
 sey. Man sagte ihr, der Riesenjüngling genieße
 im Walde eines süßen Schlummers. — Oze-
 slawa ging hinaus, und erblickte den schlum-
 mernden Altor auf einer Felsenrippe. Sein
 Wams war offen, und die grüne Jägerin
 schwebte über ihm, das warme Herzblut aus
 seiner Brust saugend.

Laut schrie die Prinzessin auf: da war die
 Gestalt verschwunden, und Altor erwachte, die
 Geliebte mit fremden und tausinnigen Blicken
 betrachtend, denn die Liebe zu ihr war aus sei-
 nem Herzen gewichen. Wie sie ihm nahte, mit
 zärtlichem Blick und Gruß: kam sie ihm gar
 furchtbar und widerlich vor, so daß er ihre Lieb-
 kosungen abwehrte, und weit von ihr in den
 dichten Hain eilte.

Ozoslawa blieb zurück; ein beßlagenswerther
 Raub des gewaltigsten Kampfes zwischen der Wuth
 verschmähter Liebe und glühender Anbetung des
 fliehenden Jünglings. — Sie konnte nicht be-
 greifen, wie ihr stolzes Gemüth etwas andres,
 als Haß gegen den Verräther fühlen könne; und
 doch war die Sehnsucht nach seiner Umarmung
 noch größer als ihre Wuth. Endlich fiel sie auf

den Gedanken, ob nicht ein Zauber ihr Gemüth so von seiner Weise entfremdet habe; und kaum hatte sie den bunten Vogel sammt dem Pfeil Peruns ewiger Flamme geopfert, als ihr Herz nichts mehr fühlte, wie die Begier nach wilder, grausamer Rache. Sie beschloß, selbst die Verbindung mit ihren ärgsten Feinden einzugehen, um nur ihren Grimm in Altors Blute zu kühlen; und begab sich auf den Libin zu Herzog Krz'esomisl, dem sie erzählte, der Riesenjüngling, der in ihrem Namen das Herzogthum von ihm verlangt habe, sey im dichten Hain verborgen, und sinne, wie er ihn vom Throne stoßen und tödten wolle, er möge daher sein ganzes Heer gegen ihn aussenden.

Zu gleicher Zeit meldeten ihm seine Schranzen, in den Wäldern derjenigen Gegend, wo die Sonne untergeht, habe sich der Riese Lucius angesiedelt, und dieser, mit gar großen Kräften ausgerüstet, beschäftige sich, die wilden Thiere und mancherlei Ungeheuer des Forstes zu erlegen, worauf Krz'esomisl sprach:

„Der Riese wäre mir wohl recht zum Freunde und Bundesgenossen, weil mir Altor aus dem Felsenthale droht, der mit seiner Keule und dem

Kreuzes-Schwert ganze Reihen darnieder schlägt, und so stark ist, daß mein ganzes Heer ihn nicht wird besiegen können. Drum muß ich einen Entschluß fassen, daß ich nicht um mein Herzogthum komme. — Gehet hin zu dem Lucius, und bietet ihm großen Lohn, daß er mit dem Altor kämpfe, welcher mir so großes Weh an-
 dreht.“

Im Herzen meinte Krj'somist, es wäre ihm das Allerliebste, wenn die beiden Riesen ein-
 ander wechselweise tödteten, damit er zu gleicher Zeit von zwei furchtbaren Nachbarn befreit würde; und als er die schöne Gjestawa näher betrach-
 tete, geschah es, daß auch er um ihre Liebe zu stehen anfang, die sie ihm versprach, wenn er Altor's Leichnam ihr übergeben würde, daß sie ihre Kache an demselben kühlen möge.

Die Boten kamen mittlerweile zu Lucius, und trugen die Bitte ihres Herrn vor, worauf jener antwortete:

„Wenn es das Recht erfordert: so will ich auch gegen den Bruder in den Kampf treten. Zwar thut es mir über die Waffen leid, daß ich den erschlagen soll, den meine Mutter nach mir geboren und an ihren Brüsten gesäugt hat: aber

wenn er ungerechte Fehde beginnt, der falschgesinnten Heidin wegen, so mag er den Lohn dafür empfangen.“

Am frühen Morgen kam der Zwerg des Lucius das Thal einher getrabt, und entbot dem Altor zum Zweikampf: nicht weil er jenem die Geliebte geraubt, sondern weil er dem Herzog unrechtmäßiger Weise mit dem Verlust seines Reiches bedrohe.

Altor, in tiefem Schmerz versunken und seines Lebens müde, achtete weder auf des Zwerges Rede, noch sprach er selbst ein Wort: sondern nickte bloß mit dem Kopfe, daß er den Kampf annehme.

Beide Riesenbrüder nahmen ihre eisernen Keulen; und wo das Thal am engsten ist, stellten sie sich einander gegenüber auf zwei Felsen, den Kampf beginnend. Altor traf seinen Bruder zuerst, und das Blut floss über den Felsen herunter, daß das Schilf roth gefärbt wurde. — Da erhob Lucius die Keule mit beiden Händen, und schlug mit der größten Gewalt auf den jüngern Riesen, welcher augenblicklich verschied. — Dann aber verließ ihn die Kraft, er sank todt nieder; und die Felsen thaten sich auf, die Leiche

name der tapfern Brüder, sammt ihren eisernen
Kraulen und den Schwertern mit dem Zeichen
des heiligen Kreuzes am Griffe, in ihren Schoosß
aufzunehmen, daß weder sie noch ihre guten Waf-
sen den heidnischen Feinden zum Spott und Sie-
geszeichen dienen möchten; und noch heut zu
Tage heben die beiden Riesengräber ihr Haupt
stolz empor.

Die

leuchtende Angel.



Ritter Konrad von Rozmital hatte mit seiner schönen und tugendhaften Gemahlin mehrere Jahre in einer zufriedenen und einigen Ehe gelebt; und ihnen fehlte nur die Freude, einen Leibeserben zu begrüßen. Aber wie dem Menschen oft die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zur Strafe gewähret wird; so geschah es auch hier: denn die edle Frau von Rozmital genas endlich eines Sohnes; und wie das Knäblein seine Augen dem Lichte geöffnet, verschlossen sich jene der schönen Mutter auf ewig. Dem Ritter wurde es in seiner öden Burg, die ihre höchste Zierde verloren, schier bange, und er zog in die Hauptstadt, wo er auch sein Kindlein besser pflegen zu können vermeinte. Doch schien dieses unnöthig: denn der kleine Adalbert wurde von unsichtbaren Händen gewartet und gepflegt, daß er weder Amme noch Wärterin bedurfte; und als er zu sprechen anfing, verwunderte man sich,

daß er, wenn gleich ganz allein in der Stube, doch Gespräche mit einem Wesen führte, das, ihm allein sichtbar, ihn überall begleitete, und als er anfing, die Schule zu besuchen, stets mit ihm ging, ihn vor jedem Unfalle in Acht zu nehmen, und von den gewöhnlichen Unarten der Kinder abzumahnern besorgt war. Der kleine Adalbert hatte einen gar sanften Sinn und ein liebliches Antlitz: doch kann man nicht sagen, daß er zur Freude seines Vaters erwuchs; denn ein bedeutender Höcker bedeckte seinen Rücken, und drohte in spätern Jahren ihm schier über den Kopf hervorstechen zu wollen, so daß er wohl nimmer zu ritterlichen Übungen gar schicksam zu werden versprach.

Als Adalbert größer wurde: verschwand ihm auch sein lustiger Begleiter, und schien sich damit zu begnügen, die Schritte seines Lieblings unsichtbar zu bewachen. Aber der Knabe, ohne recht zu wissen, was er verloren, seßte sich sehr nach dem verschwundenen Gespielen; und wie er zum Jüngling geworden war, flehete er in herzlichem Gebete zu Gott, er möge ihm einen Schutzgeist verleihen, daß er alle seine Handlungen leite und regiere. Er fühlte seinen Wunsch gewährt: da ihm öfter warnende Träume und Gesichte zukamen, die ihn bald von etwas Bösem

abmahnten, bald vor Gefahr sich zu hüten lehrten, oder zu einer guten That ermunterten.

Eines Tages, als Adalbert schon das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, kam es ihm im Traume vor, als sähe er eine verklärte Engelsgestalt, die zu ihm sprach:

„Ich bin Dein guter Geist, den Du Dir von Gott erbeten, und ich will Dich täglich besuchen: aber Du mußt meinen Weisungen folgen.“

Morgens früh um vier Uhr klopfte der Geist an das Gemach, und wiederholte solches alle Tage, und pochte so lange an die Thüre, bis Adalbert aufstand, und ihm die Thüre aufthat. Zwar sah er ihn niemals: doch erkannte er an den sanften Gefühlen seines Herzens und der andächtigen Stimmung seines Gemüthes die Nähe eines seligen Wesens. — Manches Mal gab ihm der Geist auch seine Anwesenheit zu erkennen, indem er an eine gläserne Schale schlug: aber stets umschwebte er seinen Schützling, und gab ihm gewisse merkliche Zeichen seiner Zufriedenheit, wenn er etwas Gutes that. Wollte er in einen Fehler verfallen: so berührte er leise sein rechtes Ohr. So oft nun Adalbert den Weisungen des Geistes Folge leistete, gelang ihm Alles wohl: allein wenn er im jugend-

lichen Lichtsinne seiner Mahnungen nicht achtete, hatte er jedes Mal Ursache, solches zu bereuen.

Eines Tages bat Adalbert seinen Schutzgeist, mit ihm zu sprechen: aber alsbald fühlte er ein schauriges Beben, der Geist schien sich unwillig entfernt zu haben, und gab ihm längere Zeit kein Zeichen seiner Nähe. Mittlerweile war auch das Gefühl der Liebe in Adalberts Herzen erwacht; und er konnte das schöne Fräulein von Wetry nicht sehen, ohne in zärtliche Leidenschaft zu entbrennen. Aber sie war gleichgültig gegen ihn, und schaute viel lieber auf die schöne Gestalt seines Vetter's Ottokar, der dem Adalbert zur Seite prangte, wie die Rose neben dem Dornenstrauche. Der Jüngling mit dem Höcker härmte sich ab in seiner unglücklichen Liebe. Als er einst in einer schlaflosen Nacht in den weiten Sapphirbogen hinaus schaute, wie er von den goldhellen Fackeln des Sternenhimmels so zierlich beleuchtet war: da kam ihm vor, als bräche eine weißhelle Kugel aus dem Boden. Die wuchs zur Größe eines Hauses an, und wälzte sich langsam das Thal entlang, während im Innern eine süßtönende Stimme zu ihm sprach:

„Folge diesem Lichte, welches von Deinem

„Schutzgeiste ausströmt, und Dich zum Helle leiten wird.“

Adalbert folgte dem geheimnißvollen Rufe; und nachdem er mit großer Hast die Burg seiner Väter verlassen hatte, gelangte er, der Lichtkugel folgend, an die Ruinen eines benachbarten Schlosses, einst von den Tempelherrn bewohnt, doch nun, wenn gleich seit vielen Jahren verödet, selbst in seinem Verfall noch stattlich und Ehrfurcht gebietend. — Wie er also auf das hohe Gemäuer schaute: gewahrte er eine Schaar leuchtender Gestalten in das Schloß einziehen. — Seine innere Sehnsucht trieb ihn auf selbes zu; und kaum den Sinnen trauend, trat er in das offene Thor, als er plötzlich seine Lichtkugel verschwunden, und das ganze Schloß mit Tausenden von Kerzen beleuchtet sah, daß es heller als am hohen Mittage war. — Liebliche Klänge schlugen an sein Ohr: während es schien, als tanzten bunte Chöre gar kunstfertig in den Gemächern umher. Er gelangte an den großen Saal, und hatte kaum die Thüre aufgethürmt, als sich seinen Blicken das überraschendste Schauspiel darstellte. Herren und Frauen, mit glänzenden Gewändern angethan, und von Gold und Kleinodien schimmernd, schienen sich zu einem Feste versammelt zu haben: aber ein schöner Jüng-

ling, in orientallischer Seide prangend, hemmte die Lustbarkeit, und sprach:

„Welch ein Sterblicher hat sich zu unserm Feste gedrängt, und wagt es, uns zu belauschen?“

Da trat Adalbert vor, und entgegnete:

„Ich bin nicht hierher gekommen, mich zu Euerm Feste zu drängen oder Euch zu belauschen: sondern der Gram unglücklicher Liebe hat mir den Schlaf geraubt, und eine leuchtende Kugel von weißem Feuer mich hierher geführt, als solle ich hier das Ende meiner Leiden finden. Wenn ich Euch störe, oder meine Gegenwart Euer Mißfallen reizt: so will ich alsogleich wieder von dannen, und in die finstere Nacht hinausgehen.“

Als Adalbert so gesprochen, trat eine wunderschöne Dame zu ihm, und versetzte:

„Du hast uns die Wahrheit gesagt, die immer Segen bringt. Deshalb sey es Dir vergönnt, Dich mit uns zu vergnügen; und ichbürge Dir dafür, daß diese Nacht Dir zu großem Glücke gereichen wird.“

Mit diesen Worten faßte sie des Jünglings Hand, und zog ihn in den Reihentanz der lustigen Wesen, die sich in mannichfaltigen Schwingungen um ihn her bewegten, bis endlich eine Gestalt von buntscheckigem und seltsamen An-

sehen und langem grünlichem Bart, Adalbert ergriß, und sich mit ihm in die Lüfte schwang — Der Bärtige spaltete mit einem Messer, welches wie ein Blitz aussah, einen Baum des Waldes mitten von einander, und schob den Jüngling in die Spalte, was ihm großen Schmerz verursachte, so daß er gewaltig um Hülfe schrie. Aber die leichtfüßigen Tänzer lachten seines Schreiens; und nachdem sie noch einen lustigen Reigen in der Luft vollendet, und den Klagenden in großer Schnelligkeit umkreiset hatten, verschwanden sie mit der tröstenden Versicherung, es sey alles dieses zu seinem Wohle nothwendig.

Endlich brach die Morgendämmerung an, und auf einmal öffnete sich der Baum, daß Adalbert auf die Erde fiel. Aber als er aufstand, fühlte er seinen Rücken weit leichter als sonst; und wie er heim gekommen war, und in die kunstvolle Scheibe schaute, welche die menschliche Gestalt so treulich wiederstrahlte, da sah er seinen Höcker verschwunden, und er war schöner und von schlankerer Gestalt, als sein Vetter Ottokar.

Mit des Jünglings Gestalt schlen sich auch sein Sinn verändert zu haben; Zuversicht, Entschlossenheit und Kühnheit leuchteten nun aus dem Augen, die sonst gewöhnlich gegen den Bo-

den gesenkt zu seyn pflegten. Aber auch seine Leidenschaft flammte wilder und heftiger auf; und — obschon er deutlich die kalte Hand des Wardeners am rechten Ohre fühlte, — schwur er dem noch, er müsse Johanna besitzen.

Bald verbreitete sich die Kunde von Adalberts Verwandlung im ganzen Gaur; und das Fräulein nahm den Jüngling ohne Höcker so wohl auf, daß Ottokar sie bald sehr kalt gegen die Aeußerungen seiner Bärtlichkeit fand. Aber als er erfuhr, daß man in der Tempelherrenburg im Thale alle Fehler des Leibes los werden, und gegen Reize vertauschen könne: so beschloß er, es auch zu versuchen; und hoffte, da er schon von der Natur mit einer ganz artigen Gestalt begabt war, so schön zurück zu kehren, daß es ihm gar nicht fehlen könne, jedes Jungfrauenherz zu gewinnen, und den leichten Sieg über Adalbert davon zu tragen.

Wie Ottokar zum Schlosse kam: sah er ebenfalls alle Fenster erleuchtet. Die leuchtenden Gestalten schwebten hinein; und wie der Junker in den Saal trat, schrie der Führer des Reisens:

„Ein Sterblicher mit falschem Sinn~~sch~~ unter uns, um das heutige Fest zu stören — fort mit ihm!“

Sie ergriffen Ottokar; und von entse~~h~~licher

licher Angst befallen, schwur dieser, er habe sich nur im Walde verirrt, und sey zufällig bei der späten Heimkehr in dieses Schloß gerathen. Da fuhren ihn Alle an, daß er sie betrügen wolle; zwängten ihn zwischen denselben Baum, wo Adalbert einmal zwischen Himmel und Erde hing; und statt ihre Freudentänze im Saale zu vollbringen, schlangen sie den lustigen Reigen um den hohen Baum, und sangen Spottlieder auf den armen Junker, bis sie mit der Morgendämmerung verschwanden.

Ottokar fiel vom Baum herunter; und der Höcker, welchen Adalbert oben gelassen, saß nun auf seinem Rücken fest, so daß er sich auf die Burg seiner Väter zurückzog, und nimmer vor dem schönen Fräulein zu erscheinen wagte.

Was Adalbert betrifft, so war nun das Hinderniß gehoben, welches seinem Liebesglücke im Wege gestanden; und er war fest entschlossen, um die Hand des schönen Fräuleins zu werben. Doch damit schien sein Schutzgeist gar nicht einverstanden: denn viele Male sah der junge Ritter warnende Traumbilder und Gesichte, die ihn von dem gefährvollen und fruchtlosen Werben abmahnten; und so oft er sein Roß satteln ließ, um zu dem alten Ritter hinüber zu reiten, be-

gegnete ihm irgend ein Unfall, der ihn von diesem Besuche abhielt. Endlich beschloß er eines Tages, selbst wenn ihm sein liebstes Roß unter dem Leibe zusammen stürzen sollte, wolle er zu Fuße hinüber gehen; und es geschah also. Denn kaum war er eine Viertelstunde geritten: so erhob sich ein gewaltiges Ungewitter, und vom Blitzstrahl getödtet, stürzte das gute Roß zu Boden, während Adalbert betäubt zusammen sank. — Als er sich wieder erholte: war es Nacht um ihn her, und fürchterlich heulte der Sturm. Wie er sich vom Boden aufraffte: erblickte er in der Gegend, wo die Sonne aufgeht, die leuchtende Kugel, die ihn dorthin zu rufen schien. Aber die Burg, welche sein Liebstes auf Erden verschloß, lag gegen Sonnenuntergang; und er wandte sich dorthin. — Da bröhte es im Innern der Erde, als wolle dieselbe bersten, und alles Lebendige verschlingen. — Adalbert lehrte sich gegen Osten: da flammte die Feuerkugel hoch empor, und schien sich vorwärts zu bewegen. Aber die Liebe war stärker als Gehorsam und Glauben an seinen Schutzgeist; und ohne mehr einen Blick auf dessen leuchtende Spur zu werfen, floh er unaufhaltsam gegen die Bergveste des alten Ritters Wrtby zu, die er um Mitternacht erreichte. Aber siehe! das trostlose Frau-

lein schauete, in Thränen schwimmend, vom hohen
Söller in die Nacht hinein, und auf den weißen
Mond, der eben hinter Wolken hervorgegangen
war; und wie sie Adalbert erkannte, sagte sie
ihm in gebrochenen Schmerzensöhnen, wie sie
ihm und der Welt auf ewig entsagen müsse, weil
ihr Vater sie dem Kloster verlobt habe. Da rief
Adalbert:

„Nimmer sollst Du mir entrißen werden;
und so Du Muth hast, mein zu werden, so
stieh mit mir.“

Aber das Fräulein entgegnete:

„Wie soll ich der Macht meines harten Va-
ters entrinnen, wie mich dem Felsen hinabschwin-
gen, und über den breiten Wassergraben gelan-
gen? — Denn nimmer werden mich die Knechte
auf dem gewöhnlichen Wege aus der Burg ziehen
lassen.“

Und der Junker erwiderte:

„Auch dafür weiß ich Rath. Hast Du mir
nicht einst die Mähre erzählt, daß die Tochter
des Abnherrn Cuere's Geschlechts in weißem blut-
geflecktem Gewande aus den innern Gemächern

über den Vorhof zu schreiten pflege, und Alles ihr ehrfurchtsvoll Platz mache? — Wenn Du aus Liebe zu mir die bleiche Jungfrau nachzuahmen wagst: so werden sich Dir die Thore öffnen, und Du kommst über die Brücke den steilen Pfad herab in die Arme deines treuen Kletters. Ehe der Morgen graut, sind wir weit von hier, und Du ewig die Meinige.“

Da konnte Fräulein Johanna dem Drängen des schönen Adalbert nicht länger widerstehen, und versprach zu thun, wie er ihr vorgeschlagen hatte.

Als es in der folgenden Nacht zwölf Uhr schlug: hielt Adalbert zu Rosse an dem engen Felswege, sich wenig um die leuchtende Kugel bekümmend, die im Osten immer blässer und blässer schimmerte, und ganz verschwand, als vom Berge herab die weiße Gestalt mit den blutigen Flecken im Gewande hernieder kam, und mit schwacher Stimme sprach:

„Ich komme, ich bin Dein auf ewig!“

Voll Entzücken hob Adalbert die Jungfrau auf sein Ross, schwang sich trotz dessen Scheuen

hinter ihr in den Sattel, und schnell ritten sie von dannen. Als sie an den Weg kamen, der abwärts von der Heerstraße nach der Stammveste der Herren von Rozmital führte, sprach Adalbert:

„Sei ruhig, meine Johanna! bald sind wir zur Stelle!“

Doch das weiße Liebchen griff in den Zügel; und wie von innerer Wuth entzündet, sprang das muthige Thier seideinwärts — die Gestalt aber flüsterte mit hohler Stimme:

„Ich kam, und bin Dein auf ewig!“

Und aller Bemühungen des starken Reiters ungeachtet, sprengte das Ross auf unwegsamem Pfaden dahin, daß es beim ersten Morgengrauen an das Gestade des Mosdaustromes kam. Wie nun die weiße Jungfrau den Schleier zurückschlug, und Adalbert an der Hand faßte: da hob sich das Wasser wogend empor, und der Ritter entsetzte sich sehr. Denn er sah nicht das rosige Antlitz seines Liebchens: sondern ein bleiches Todengesicht mit tiefen Augenhöhlen grinsete ihn an, lange Knochenhände umklammerten sei-

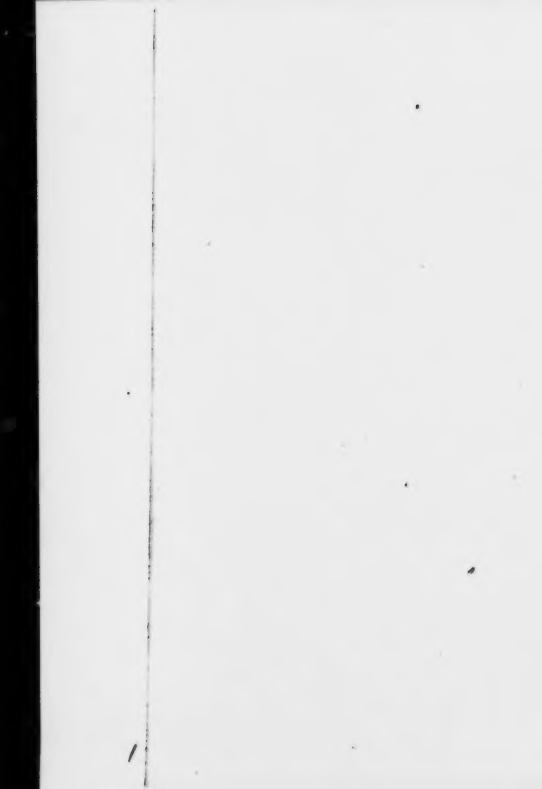
nen zitternden Leib, und das Gespenst rief mit fürchterlicher Stimme.

„Ich kam, und bin Dein auf ewig!“

Da erstarrte des Ritters Blut, und er sank aus der blutbesleckten Jungfrau Armen in den wogenden Strom hinab.

Der

Statthalter von Valencia.



Prinz Mulev, Sohn des Königs von Marocco, hatte sich zur Nachtzeit auf der Jagd verirrt, und hörte aus einer Felschlucht Töne der Angst. Als er sich dahin begab: erblickte er beim matten Licht einer Fackel, die in einer Felsenrinne steckte, ein schönes Mädchen, das sich, so viel es ihre Kräfte erlaubten, gegen einen Mauerer vertheidigte, der versuchte, ihr die Hände zu binden, während ein zweites weibliches Wesen ihr den Mund mit einem Tuche zu verstopfen bemüht war.

Die Näherung des Prinzen machte dieser Gewaltthat ein Ende, und gewährte der Missethäterin einige Erholung. Aber bald versuchte ihr Verfolger seine Kraft gegen den großmüthigen Prinzen, dessen Tapferkeit ihn bald die Waffen zu strecken nöthigte. Mittlerweile war das Jagdgesolge Mulev's zu ihm geslossen: zwei Ritter nahmen die beiden Frauen auf ihre Kasse; und zufrieden mit seiner Beute, kam der Prinz bei Tages-

anbruch zu Fez an, wo er mit unumschränkter Gewalt, gleich seinem Vater, dem König, gebot.

Am Morgen ließ der Prinz den Mauren, Hamet, welcher der Sohn eines der reichsten Einwohner von Fez war, vor sich kommen; und als er ihn befragte, antwortete jener:

„Diese beiden Spanierinnen habe ich erkaufte; die eine wollte den bessern Theil zu erlangen, indem sie sich dem Geschick fügte, und meinens Bruders vermählt ward. Ein gleiches Glück hatte ich der zweiten zugesagt: aber die Verblendete wollte weder ihren Glauben ändern, noch meine Liebe dankbar erkennen und erwidern. Dies ist Alles, was ich Dir zu sagen habe; und hoffe nicht, daß ich grausamen Qualen mit mehr zu weissen vermögen.“

„Wohin“ ließ den Verwageten, mit Fesseln beladen, in einen Kerker werfen, die Ahrünnige wurde in ein abgesondertes Gefängniß gebracht, und die schöne Christenklavin der Gemahlin des würdigen Kanzlers anvertraut. Wäre Ecelia fähig gewesen, Trost anzunehmen; so hätte sie solchen in den Liebesungen ihrer Pflegerin finden müssen: aber gleich, als wollte sie Alles gestiffentlich vermeiden, was ihren Schmerz erleichtern könnte, suchte sie stets die Einsamkeit; und wenn sie bei ihrer freundlichen Wirthin seyn mußte,

kostete es ihr die gewaltsamste Anstrengung, den Strom ihrer Thränen zu hemmen. Prinz Wuley gestand nach einigen Tagen seinem getreuen Kanzler; daß er ein zärtliches Gefühl für die schöne Christin in seinem Herzen bewahre, und ihr solches schon erklärt haben würde, wenn nicht ihre große Betrübniß ihn befürchten ließe, er habe einen unbekannten Nebenbuler in Spanien, der trotz der Entfernung seinem Glücke hinderlich wäre. Der Kanzler gebot seiner Gemahlin, Eäcillas nähere Verhältnisse zu erforschen; und die schöne Eäcilla, welche nicht glaubte, ihrer Wohlthäterin, die ihr täglich tausend neue Beweise von Freundschaft und Wohlwollen gab, etwas abschlagen zu dürfen; erzählte ihr, daß sie die Tochter eines spanischen Edelmanns sey, welcher sie schon im sechzehnten Jahre mit dem lebenswüthigen Don Carlos, aus einem der edelsten Geschlechter Spaniens, verlobt habe.

„In der Hoffnung unsrer baldigen Vereini-
gung,“ fuhr Eäcilla fort, „genossen wir das reine Glück unschuldiger Liebe: als mein Vater plötzlich seinen Sinn änderte, und mich mit einem reichen, italienischen Grafen vermählen wollte, für den ich nichts als die heftigste Abneigung fühlte. Alles Flehen, alle Vorstellungen meiner zärtlichen Mutter waren fruchtlos; und in dieser höchsten

Verhängniß willigte ich herein, mit welchem Ver-
 lehren zu entfliehen. Claudio, sein Edelknabe,
 wurde in unser Geheimniß eingeweiht; und sein
 Herr gab ihm den Auftrag; mich eines Abends
 aus unserm Garten abzuholen, und ihn zuge-
 führen, welcher auf der Landstraße meiner mit
 Pferden harrte, um sogleich unser Vaterland zu
 verlassen. Aber der Edelknabe war zu meinem
 Unglücke ein verkleidetes Mädchen, das für wei-
 sen Carlos in heftige Leidenschaft entzündet,
 diese Maske gewählt hatte, um in der Nähe des
 angebeteten Mannes zu seyn, der nur Augen für
 mich hatte, und nicht ahnte, welch ein Wesen
 ihm seine Dienerin bot. Claudio aber unserm Ent-
 schluß entgegen, schloß Claudio einen Plan, und schloß
 mit Dames, der sich eben in meiner Vaterstadt
 befand, den Vertrag, mich ihm für eine große
 Summe in die Arme zu liefern. — Im Dun-
 kel der bestimmten Nacht, führte sie solches aus,
 Doch fand sie bei dem Unglückigen an der Stelle
 des Lohnes die Strafe ihres Verbrechens: denn,
 statt sich meiner zu entledigen, und allein bei
 Don Carlos zu bleiben, wurde sie mit mir in
 ein Schiff geschleppt, und hieher gebracht, wo
 ich jedoch die Leichtsinne bald über ihr Mißge-
 schick tröstete, und, ihrem Glauben entsagend, in
 den Armen eines Wahren Ersah für den Ver-

lust meines angebeteten Geliebten fand. Ich weigerte mich standhaft, ihm Beispiele zu folgen; und da Hamet im Hause seines ehrwürdigen Vaters keine Gewalt gegen mich auszuüben wagte, vereinigte er sich mit der falschgesinnten Glauia, die mich in den dichten Wald lockte, wo der großmüthige Prinz Muley meine Ehre rettete."

Der Prinz, als man ihn von Cäcilien's Geschicken unterrichtete, ehrte ihre Tugend; und sein eigener Edelmuth bewog ihn, solche zu belohnen, indem er ihr frei stellte, nach Spanien zurückzukehren, sobald es ihr gefalle. Aber nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte: versagte er sich ihren Anblick, seiner Kraft im Kampfe mit einer gewaltigen Leidenschaft mißtrauend; und damit sie mit größerer Sicherheit in ihr Vaterland gelange, ließ er ihr den Rath ertheilen, sich als Mann zu verkleiden, welches Cäcilia befolgte, und mit reichen Gaben des Fürsten ausgestattet, schiffte sie sich unter dem Namen Don Manuel auf einem spanischen Fahrzeuge ein.

Donna Cäcilia hatte nicht nur ihre Gewänder mit Mannskleidern vertauscht, sondern ihre Leiden hatten der Zartheit ihres Gemüthes einen wahrhaft männlichen Muth beigelegt; und sie benutzte ihre Vermummung, um das Gewerbe der Waffen zu ergreifen, da sie in dem Heer des

Königs am ersten den Liebling ihres Herzens wieder zu finden, oder doch Nachricht von ihm zu erhalten hoffte. Sie trat daher als Volontäre in die Dienste Karl V.; und Glück und Muth so günstigten sie so sehr, daß sie in einem hitzigen Gefecht das Leben des Monarchen rettete, den den falschen Don Manuel zu den höchsten militärischen Würden erhob.

Bald nachher zog der neue General an der Seite des Kaisers aus, neuangeworbene Truppen zu mustern; und bemerkte zu seiner großen Bewunderung Don Carlos in den Reihen als gemeinen Reiter, den er unter einem falschen Namen zu sich kommen ließ, und, gleich als gewohnt, er besahmalt an dem jungen Manne, um seiner Truppenabtheilung zu befehlen wünschte. Umwägig erhob der General den unglücklichen Don Carlos zu höherm Range; und sederte ihn auf, ihm die Abenteuer seines Lebens zu erzählen, und wie es zugegangen, daß er als gemeiner Reiter in das Heer gekommen. Verschmeichelt und gerührt durch die Theilnahme seines großmüthigen Beschützers, der ihn mit dem innigsten Vertrauen ehrte, hatte Carlos ihm nichts zu verhehlen; und nachdem er ihm bis zu dem Entführungsplane Alles mitgetheilt, fuhr er fort:

So sehr ich auch bis zu jener unseligen Nacht Ursache gehabt hatte, auf Cäcilien's Liebe und Treue zu bauen; sah ich mich in diesem entscheidenden Augenblicke gleichwohl getäuscht; und während ich sie fruchtlos erwartete, verschwand sie mit meinem Edelknaben, ohne daß man bis zu dieser Stunde erfahren hat, was aus ihr oder ihm geworden ist. Unter Cäcilien's Papieren fand sich ein angefangener Brief an mich, worin sie ihre Einwilligung zur Flucht gab; und da meine Reiseanstalten und die Veräußerung der väterlichen Güter und all meiner Habseligkeiten dem grausamen Verdacht so große Wahrscheinlichkeit beilehen, hatte sie den grausamen Zweck, das Vergehen des Edelknaben auf mich zu wälzen, nur zu sehr erreicht. Ihre Kellern verwickelten mich in einen peinlichen Rechtshandel; und da ich keine Beweise für meine Unschuld hatte, wurde ich ins Gefängniß geworfen, und als Claudio's Mörder und der Räuber des Fräuleins durch einen Urtheilsspruch des Statthalters von Valencia zum Tode verurtheilt. Am Abend vor dem bestimmten Tage meiner Hinrichtung ermunterte ich die Verbrecher, welche sich mit mir im Kerker befanden, ihre Fesseln zu zerbrechen. — Unser Anschlag gelang; und nachdem mich die erlösten Kettenträger zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten,

durchstreiften wir die Wälder, und vom Stegreif während. Aber bald wurde ich eines so verruchten Lebens überdrüssig, und verließ meine Gefährten: doch all meines Vermögens beraubt, blieb mir kein andrer Ausweg übrig, als mich unter den Fahnen unsers Monarchen als gemeiner Reiter anwerben zu lassen, und ich segne diesen Entschluß, der mir das Glück verschaffte, in dem tapfern und erlauchten Don Manuel einen wohlthätigen Beschützer, ja einen großmüthigen Freund zu finden.“

Don Manuel tadelte Carlos streng, daß er so leicht einem Verdachte gegen seine tugendhafte Geliebte Raum gegeben; und befahl ihm, Edelika nicht eher zu verurtheilen, bis er von ihrem Verbrechen Gewißheit habe, da ihm doch sein eignes Schicksal bewiesen, wie sehr der Schein täusche. Zugleich versprach er ihm, die kaiserliche Gunst, die ihm so glücklich zu Theil geworden, ja verwenden, daß er ihn vor den Verfolgungen der Verwandten Edelikens und seiner Richter schütze, und seine Unschuld an den Tag bringe.

Zu derselben Zeit starb der Statthalter von Bascenas; Don Manuel hat den Kaiser um diese Stelle, und erhielt solche. Aber gleich den Tag nach seinem feierlichen Einzuge ließen sich die

die Aeltern der Donna Cecilia bei ihm melden, um seine Gerechtigkeit gegen Don Carlos anzusprechen, welcher, als sein Adjutant zur Linken seines Generals, durch die Straßen der Stadt eingereitet war. Der Statthalter versprach ihnen die strengste Gerechtigkeit, und setzte einen Tag zur Entscheidung dieser Streitsache fest, an welchem nicht nur Don Carlos, sondern auch die Aeltern und Verwandten der verlorren Dame vor seinem Richterstuhl erschienen. Da es dem Angeklagten an bündigen Beweisen seiner Unschuld fehlte: glaubte man allgemein, er werde abermals verurtheilt werden, zumal da der Statthalter den jungen Mann hart zu drängen schien. „Sprich,“ versetzte Don Manuel, „was ist aus Cecilia und dem Edelknaben geworden? — Sind sie zum Himmel geflogen, oder unter der Erde verborgen?“

„Vergieb, o Herr!“ entgegnete Don Carlos; „darauf weiß ich Dir nicht zu antworten. — Mein Edelknabe war verliebt, das Fräulein schön; er war ein Mann, und sie — ein Mädchen!“

„Ha, Verräther!“ rief der Statthalter, „nun zeigst Du Deinen tödtlichen Argwohn, und die geringe Achtung, welche Du Deiner unglücklichen Braut zollst. Wehe dem Weibe, welches den Gelübden der Männer traut, und durch allzu große

Leichtgläubigkeit ihr Glück und ihren Ruf preis giebt.
Unwiderlegt! Cécilia war weder ein Fräulein
von gewöhnlicher Tugend, noch Delphin-
knabe Claudio ein Mann.. Cécilia war un-
ständig; aber der Edelknabe ein verlornes Mädchen,
das Dich liebt; und Dir die treue Geliebte entriß,
um einer Nebenbuhlerin entledigt zu werden.
Ich selbst ein Cécilia, geliebter Unbekannter!
die unglaubliche Leiden für einen Mann erduldet,
der mich des schändlichsten Verrathes fähig hielt.

Die Stimme versagte Cécilia; ihr Vater
schloß sie in seine Arme; und Carlos faßte,
von unnenndbarem Entzücken ergriffen, ihre Mut-
ter in die seltsamen, welche sie nicht brachten.

Ein Bote brachte die Kunde einer so wun-
derbaren Begebenheit zum Kaiser, der auf Don
Carlos, nachdem er sich mit Cécilia ver-
mählt hatte, die Stelle des Statthalters von Va-
lencia und alle Würden übertrug, welche sein weib-
licher Feldherr erworben hatte, und den glückli-
chen Liebenden eine Grafschaft schenkte, die auf ihre
Erben überging. Aber die Stadt Valencia ließ sich
die Ehre nicht nehmen, denselben ein prächtiges
Bermählungsfezt zu veranstalten, und solches mit
nie gesehener Pracht und Heiterkeit auszustatten.

Die
unsichtbare Schöne.



Die berühmten Freuden und Vergnügungen des venetianischen Karnevals hatten den jungen Grafen Antonio di Castiglione in die schwimmende Stadt gelockt, wo sein Herz, welches bis dahin der Herrschaft der Liebe gespottet, die tödtlichste Wunde erhielt. Eine maskirte und noch dazu dicht verschleierte Dame, die durch Pracht der Kleider die Meinung veranlassen mußte, daß sie vom höchsten Range sey, und welche, nach der Klarheit ihres Blickes und den schönsten Händen von der Welt zu schließen, auch eine ausgezeichnete Schönheit hoffen ließ, hatte eine so heftige Flamme in seinem Herzen entzündet, und schien nicht unempfindlich gegen dieselbe zu seyn. Ihr Gespräch verrieth einen scharfen und geübten Geist, welche Entdeckung die Ungebild des Grafen, ihr Antlitz ohne Maske zu sehen, nur noch vermehrte: aber sie schien es darauf angelegt zu haben, die Schuld ihres Vergehens auf die Probe zu stellen, so daß ihr fort-

gefestes Wollern über diesen Gegenstand schon den Zweifel in ihm erregte, ob ihre Bäge auch dem reizenden Wuchse entsprächen, den er auch so lange festhielt, als — ein glühender Liebhaber solches im Stande ist.

Die einzige Günst, welche die Unbekannte dem Grafen zugestand, war, sie öfter in dem Hause einer Freundin zu sprechen: nachdem er ihr mit Hand und Eid zugesichert hatte, nicht eher nach ihrem Namen und Stand zu forschen, bis sie es selbst für gut finden würde, ihn über diese Gegenstände zu unterrichten. Aber hier bekam er die Schöne gar nicht wieder zu sehen, und durfte sich nur durch einen ungesprochenen Sprachsittler mit ihr unterhalten. Diese geheimnißvollen Anstalten vermehrten von Tag zu Tage die erste Leidenschaft des Jünglings, welcher die schönsten Stunden seines Lebens in der Nähe seiner unsichtbaren Geliebten beim Klang ihrer Silberstimme hinbrachte.

Eines Abends, als der Graf die Dame seines Herzens verlassen hatte, wurde er von vier verlarvten Männern angefallen, und gewaltsam in einen Kahn gebracht, der alsobald lustig fortgerubend, sich von der Stadt entfernte, bis sie nach einer Stunde vor einem herrlichen Palaste landeten, dessen Thore geöffnet waren; um sie einzulassen.

Die vier Bedienten stiegen mit dem Grafen aus, und führten ihn, indem ihn zwei von rückwärts unter den Armen hielten, als wäre er ein Abgesandter an der hohen Pforte, und eben in Begriff, dem Großherren sein Antrittscompliment zu machen, und die beiden andern mit kleinen Laternen vorleuchteten, eine breite Marmortreppe hinauf. Im Vorsaal empfingen zwei verschleierte Mädchen mit Fackeln in den Händen den Ankömmling, und die Männer entfernten sich, nachdem sie jene mit tiefer Verbeugung begrüßt hatten.

Der Graf errieth leicht, daß man nicht im Eilande habe, ihm ein Leid zuzufügen, da man ihn in eine so glänzende Wohnung geführt hatte; und zweifelte nicht mehr, daß eine junge Dame, die ihm vor wenig Tagen an der Tafel des Dogen mit seiner Leidenschaft für eine unsichtbare Schöne aufgezo-gen hatte, die Zauberin sey, die ihm diesen geheimnißvollen Empfang bereitet habe. Er beschloß, das Ende des Abentheuers geduldig zu erwarten, und seiner Gebieterin in jedem Fall die Treue zu bewahren, was man ihm auch versprechen, mit welchen Drohungen man ihn bestürmen werde. Man hatte ihn allein gelassen: doch bald erschien wieder eine der Fackelträgerinnen, ihn zu fragen, ob es ihm gefällig sey, die Dame

des Schlosses zu empfangen, welches der Graf mit all der eitellichen Galanterie eines italienischen Edelmanns annahm.

Die Dame des Schlosses, eine hohe Gestalt von den schönsten Formen, erschien ebenfalls verschleiert, und ihr Anblick erfüllte den Grafen mit Erstaunen und Bewunderung.

„Vielleicht,“ versetzte die Dame, „hat meine Nebenbuhlerin durch ihre Künste und durch das Glück, Euch früher als ich gekannt zu haben, sich schon zur gänglichen Meisterin des Herzens gemacht, dessen Besitz ich ihr zu bestreiten gedanke: aber ein Weib, das wahrhaft liebt, läßt sich so leicht nicht abschrecken; und wenn meine Schwägerin, die nicht zu verachten sind, und all das, was man mit meiner Hand besitzen kann, nicht hinreichend sind, mit Eurer Liebe zu gewinnen, so will ich mich wenigstens nicht hinterlistig Euren Blicken verbergen, und lieber meiner Unvollkommenheiten wegen von Euch verworfen werden, als mit Eurer Neigung durch falsche Kunstgriffe erwerben.“

Mit diesen Worten schlug die Dame den Schleier zurück, und zeigte dem erstaunten Jüngling in ihrem Augenpaar den Himmel offen, das schönste Haupt der Welt auf einer idealischen Gestalt, mit einem Worte, ein so reizendes Wesen

als er noch nie gesehen hatte. Nach der frischen Jugendblüthe ihrer Wangen hätte man die Schöne kaum für sechzehn Jahre gehalten: doch zeigte der Adel und die Würde ihrer Züge, daß sie wohl zwanzig zählen dürfte. Der Graf stand einige Zeit sprachlos, und fast schien sich der Zweifel seiner Seele zu bemächtigen, ob es nicht höchst unvorsichtig sey, einer solchen Schönheit um eines Weibes willen zu entsagen, daß er noch nie ohne Larve gesehen; doch blieb er seinem Vorsatz getreu, und erklärte ihr, daß er nimmer der Ihrige seyn könne, da eine andere schon sein Herz besitze. Die Dame versäumte nichts, um seine Gefühle zu bestärken: aber er blieb taub gegen ihre Bitten, und wurde selbst durch ihre Thränen nicht gerührt; bis endlich ihr Schmerz sich in Zorn verwandelte, und, indem sie ihn verließ, sagte sie ihm Alles, was die Wuth ver- schmäheter Liebe ersinnen kann, wenn sie sich eines weiblichen Gemüths ganz bemächtigt hat.

Am folgenden Morgen schlenderte der Graf, in Gedanken versunken, in dem Garten des Schlosses herum, worin er gefangen war: als plötzlich einer seiner Wächter sich ihm mit eifertiger Heftigkeit näherte, und ihm, während er ein Billet in seine Hände drückte, zuflüsterte:

„Ich bitte Euch um Alles in der Welt, ver-

rathet mich nicht: denn mein Leben ist verloren, wenn unsre Gebieterin erfährt, daß ich mich verführen ließ, gegen ihren Willen zu thun. — Der Glanz von fünfzig Goldschinen hat mich dazu bewogen.

Der Graf versprach zu schweigen, und erbrach das Brieflein, worin er las:

„Seit Ihr verschwunden seid, bin ich das Opfer der grausamsten Bekümmerniß; und ich kann mir die Euriçe denken, wenn Ihr mich so liebt, wie ich Euch. Doch habe ich wenigstens den Ort Eures Aufenthaltes entdeckt. — Es ist die Fürstin Porzia, welche Euch entführen ließ; sie scheut nichts, um ihre Zwecke zu erreichen, und Ihr seyd nicht der erste Rinaldo dieser gefährlichen Armida. Möchtet Ihr doch bald aus ihren zauberischen Banden erlöst werden, um auf ewig nur die Rosenketten der Liebe zu tragen, deren Eurer Herz so ganz würdig ist, wenn Ihr die Treue bewähret, die Ihr mir so oft zugesagt habt.

Die Unsichtbare.“

Kaum hatte der Graf den Brief gelesen, und an seinem Herzen verborgen: als die Dame des Schlosses wieder erschien, um neue Angriffe auf sein Herz zu machen. Allein, gestärkt durch die zärtlichen Worte seiner Geliebten, war sein Widerstand noch standhafter als zuvor; und er wußte sich mit aller Beredtsamkeit eines zärtlichen Herzens zu entschuldigen, daß er einer so höchst reizenden Dame seine Liebe versagen müsse, die er vorzüglich einem andern Gegenstand geweiht habe.

„In der That,“ versetzte die Dame, „ich kann nicht umhin, Eure Beständigkeit zu bewundern; und fern sey es von mir, einer so unsiegbaren Leidenschaft Hindernisse in den Weg zu legen. Nicht länger will ich Euch der Freiheit berauben, und bitte Euch nur, den Einbruch der Nacht abzuwarten, um Euch auf dieselbe Weise, wie Ihr hieher gekommen, wieder fortführen zu lassen.“

Sie bedeckte ihre Augen mit dem Tuche, als wolle sie ihre Thränen verbergen. Ob schon der Graf einsah, wie grausam jede Aeußerung der Freude in diesem Augenblicke sey: war er doch kaum im Stande, den Jubel seines Herzens ganz zu unterdrücken. Als endlich, nach langem, peinlichem Harren, der Moment der Entfernung herangerückt war: nahm er sich kaum Zeit, der Dame für ihre Theilnahme und seine Befreiung zu danken; sondern sprang in die bereitete Gondel, worin er außer den Fährleuten diesmal gar keine Begleitung fand. So kam er nach ungefähr einer Stunde langweiliger Wasserfahrt in seiner Wohnung an. Da der Graf ein sehr guter und freundlicher Gebieter war: so zeigten seine Diener die ausschweifendste Freude, ihn nach langem und fruchtlosem Harren und Suchen unbeschadet wieder zu sehen. Sie umfaßten seine Knie, und bedeckten seine Hände mit Küssen: aber er riß sich schnell los, nahm seine Waffen, und begab sich, von zweien seiner Bedienten begleitet, in das Haus, wo er gewöhnlich mit der Ansichtbaren zusammen kam. Auf das gewöhnliche Zeichen eröffnete sich die Thüre, und die Schöne

Kam ihm diesmal selbst entgegen, ihn bittend, er möge eine Gondel besorgen, um sie an einen Ort zu begleiten, wo sie ihm ihr Antlitz enthüllen wolle. Entzückt vollzog der Graf den Befehl seiner Dame; und nach einer ziemlich langen Fahrt, die ihn durch Liebesgespräche vertürzt, durch die glühendste Sehnsucht nach dem Anblick seiner Herrin verlängert wurde, landeten sie vor einem Palaste, wo mehrere Diener mit brennenden Fackeln ihrer harreten. Die Schöne führte ihren Ritter über eine Seitentreppe durch eine lange Reihe glänzender Gemächer, in einen hell erleuchteten Saal, der ihm ziemlich bekannt vorkam. — Bald war kein Zweifel mehr, daß er sich abermals in dem Zauberfloß befinde; die Unsichtbare warf Schleier und Maske ab, und vor einem glänzenden Gefolge stand die Fürstin Porzia vor ihm. Der Graf stürzte zu ihren Füßen, umfaßte ihre Knie, ihre schönen Hände mit Küßen bedeckend; und empfing die Versicherung, sie hätte ihn keiner andern Dame anvertrauen wollen, um ihn zu prüfen, und sie würde ihre Hand und ihr Herz nimmer einem Manne geschenkt haben, der minder fest und beständig, als er, gewesen.

Die glücklichen Liebenden eilten, den Verein der Zärtlichkeit durch die heiligen Bande der Ehe zu befestigen, und niemals wurde ihr Glück durch irgend einen Unfall getrübt.

Ende des zweiten Bandes.

Schattenrisse

und

Mondnachtbilder.

Novellen, Märchen, Sagen und
Legenden

von

Wolfgang Adolph Gerle.

Drittes Bändchen.

Leipzig,
bei K. Biersbrau.

1824.

$$\frac{1}{\sigma^2} \frac{\partial^2 \ln L}{\partial \theta^2} = - \frac{1}{\sigma^2} \frac{\partial^2 \ln L}{\partial \theta^2} = - \frac{1}{\sigma^2} \frac{\partial^2 \ln L}{\partial \theta^2}$$

Inhalt des dritten Bändchens.

Doctor Fausts Lehrling	Seite 1
Die Prager Studenten	— 27
Vater und Sohn	— 41
Der schwarze Riese	— 55
Die Duenna	— 71
Die weiße Hand	— 81
Die grauen Männer	— 93
Die Geisterschenke	— 107
Der Ueberfall in Teplitz	— 113

Des Bürgermeisters Tochter von Tritmerih	S. 116
Die Zwerge im Stall	— 119
Das Gesetzbuch der Ehre	— 123
Die Zigeuner	— 129

Doctor Faust's Lehrling.



Auf den Straßen von Prag strich ein schlanker, junger Geselle mit Namen Procop umher, sich einen Dienst zu suchen: als er einem stattlichen Manne in schwarzem Gewand begegnete. Der schien sein Anliegen zu errathen, und fragte ihn, ob er nicht in seine Dienste treten wolle, er sey ein Arzt, und wohne am Ende des Viehmarktes, er solle es recht gut bei ihm haben. Das gefiel Procop; und er folgte seinem neuen Herrn sogleich in dessen Wohnung, wo er ein recht fröhliches Leben und wenig zu thun hatte. Nur eines gefiel ihm nicht an dem Doctor, daß er wenig von geistlichen Dingen zu halten schien, und niemals in die Kirche ging. Auch schloß er sich oft in sein innerstes Gemach ein; und als Procop eines Tages, von der Schoofsünde aller Bedienten — zumal wenn die Herrschaft ihnen wenig zu thun giebt — befallen, durch das Schlüßelloch guckte, stand ein schwarzer Bock

mit feurigen Hörnern vor dem Doctor, als blicke er ihm ein Recept, womit er viele Kranke von den schwersten und schmerzhaftesten Leibesübeln heilte. Doch nahmen all seine Patienten ein böses Ende, und die meisten starben sodann eines jähen Todes.

So bedenklich dem armen Procop sein Herr auch vorkam: so gedachte er doch bald in jugendlichem Leichtsinne, es gehe ihn ja im Grunde nichts an, was jener thue. Da eben zu jener Zeit ein weitgereister und kunstreicher Puppenspieler seine Bude zu Prag, auf dem Rosmarkt aufgeschlagen hatte, und dort die Leiden der Genoveva, den Fortunatus und die Harmonikinder mit schönen bunten Figuren aufführte: so pflegte Procop, mit Erlaubniß seines Herrn, die meisten Abende in jener Bude zuzubringen, und sich an dem wechselnden Spiel erlustigend, seine Grillen zu vertreiben.

Eines Abends hatte das Puppenspiel so lange gedauert, daß der Doctor schon heim war, als Procop kam; und auf des Herrn tadelnde Frage, wo er so lange gewesen, entschuldigte Procop sein Außenbleiben:

„Verzeiht, o Herr! sie spielten heute den Doctor Faust, und da konnte ich nicht fortgehen, da ihn der Teufel geholt hatte.“

Der Doctor lachte, und befahl seinem Diener, ihm doch die ganze Komödie zu erzählen, worauf Procop entgegnete:

„O mit Freuden, und ich weiß, ohne mich zu besinnen, noch alles recht gut. — Als sie das erste Mal den Vorhang aufzogen: saß Faust in seinem Studierzimmer, und schrieb den Kalender, wobei er sich bitterlich beklagte; daß des Vaters Erbschaft so bald vergangen sey, er müsse daher zu den unterirdischen Mächten seine Zuflucht nehmen, damit er noch ferner herrlich und in Freuden leben könne. Zugleich schwebte ein sonderbarer Schatten an der Wand vorüber, viele kleine Lichter tanzten um ihn herum, und leise Stimmen flüsterten ihm Muth zu. Dann sah ich den Schwarzkünstler: auf einem Kreuzwege im Spessartwalde. Da zog er viele Zauberkreise in den Sand, und eine ungeheure Stimme fragte ihn, was sein Begehre sey; und wie Faust verlangte, er solle ihm dienen, bejahte der böse Geist solches. Doch der Doctor mußte ihn noch durch stärkere Beschwörungen zwingen, sichtbar zu werden; und endlich erschien er mit einer tiefen Reverenz, in der Gestalt eines ungeheuern Menschenhauptes von solcher Furchtbarkeit und mit so wunderbaren grünschillenden Feueraugen, daß es das ganze Theater mit Furcht erfüllte, und

selbst dem Schwarzkünstler davor bange wurde, und er ihn frug, ob jener nicht eine mindere gräßliche Gestalt annehmen könne. Das verneinte der Geist, weil er kein Diener, sondern ein Fürst der Hölle sey: doch wolle er ihm zu seinen Diensten einen andern Teufel senden, sobald der Tractat nur unterzeichnet wäre. Dann schrieb er ihm die Punkte vor; er solle erstlich Gott und dem himmlischen Heer absagen, zweitens aller Menschen Feind seyn; zuma' derjenigen, so sich seinem bösen Leben widersehen oder ihn deshalb würden strafen wollen, vorzüglich aber aller Priester; drittens solle er die Kirchen und Sacramente meiden, und sich niemals in den Ehestand begeben. Zur Vergeltung wolle er ihm seine ganze Lebenszeit hindurch alle nur ersinnliche Lust verschaffen, und zu dem erfahrensten und berühmtesten Manne machen, von welchem man nach Jahrtausenden noch erzählen solle. Als der Höllenfürst verschwunden war: schnitt sich Doctor Faust mit einem spitzen Messer in die Hand, daß das rothe Blut hervorsprubelte, und schrieb mit diesem den Vertrag, daß er sich auf obige Punkte dem irdischen Gott, den die Welt den Teufel zu nennen pflegt, dergestalt ergebe, daß er nach 24 Jahren seinen Leib und Seele als Eigenthum hinnehme, darüber schalten und wal-

ten könne, ohne daß ein Lehrer des heiligen Glaubens oder Fausts Belehrung durch die heilige Schrift selbst ihn daran verhindern sollten. Wie die Schrift trocken geworden: kam ein gewandter und wüthiger Teufel in Menschengestalt, den Contract abzuholen. Nachdem ihm Faust einen Stuhl angeboten, beklagte er sich bitterlich, daß ihn der Doctor aller teuflischen Herrlichkeit beraubt, und zu einem Menschenkinde gemacht habe; doch wolle er ihn getreulich dienen, und so er sein bedürfe, solle er nur „Mephistopheles!“ rufen, da werde er sogleich erscheinen, so lange ihm Fausts Dienerschaft anständig sey, denn einen Famulus wolle er neben sich leiden, aber auf keine Weise eine Magd. Der Doctor wollte dem Teufel dann eine Schelle anhängen, damit er ihn kommen höre: aber er litt es nicht, und Faust mußte es unterlassen. — Im zweiten Aufzuge sah ich den Doctor in einem wundervollen Garten sich mit dem Mephistopheles über die Natur der Geister und den Zustand der Verdammten besprechen. Die Birnbäume trugen zugleich Rosenblumen und Pfirsiche, und aus den Nagelein wuchsen die kostbarsten Melonen hervor. — Hier kamen viele Leute, ihn um Rath zu fragen; und er prophezeigte den Großen, was ihnen in der Zukunft begegnen würde. Ja selbst

ein Herr, mit einer Krone auf dem Haupte, kam, ihn zu bitten, ihm den großen Alexander zu zeigen; und alsbald erschien der Welteroberer in einem köstlichen Harnisch von getriebener Arbeit, und machte dem Fürsten eine tiefgebückte Reverenz; und ihm zur Seite stand seine Gemahlin. Die trug ein himmelblaues mit orientalischen Perlen gesticktes Gewand, und hatte die Warze noch am Halse, die sie im Leben gehabt. Dann verkaufte Faust einem Rohhändler ein Pferd, mit der Warnung, es nicht eher als nach drei Tagen in die Schwemme zu reiten. Hierauf versammelten sich viele Gäste zu einem leckern Mahl in seinem Garten; und wie einer der Gäste einen Kalbskopf anschnitt, rief dieser mit klagender Stimme:

„O mein Bruder! was habe ich Dir gethan, daß Du also mit mir umgehst?“

Alle lachten. Wie nun das Mahl zu Ende war: nahm er einige seiner Freunde mit sich unter seinen Mantel. Die übrigen aber sahen sich plötzlich unter den Hochgericht, und die Speisen hatten sich in Todtengebeine verwandelt, so daß sie voll Angst und Schrecken entwichen. Als der dritte Aufzug anging: lag Faust mit einigen seiner Freunde, unter ihnen sein Famulus Wagner, zu Leipzig schlafend in einer Laube; und

der Kofthändler, welcher trotz des Verbotes, sein Kof in den Fuß geritten, und bald erfoffen wäre, weil es sich in einen Strohwich verwandelt hatte, wollte sein Geld wieder haben. Wie er den Doctor schlafend fand, faßte er ihn am Fuße, ihn aufzuwecken: aber der Fuß blieb ihm in der Hand, und halb todt vor Schrecken flog der Kofkamm; während Faust sich das Wein wieder anpaßte, und dann ein Fuder Heu verschluckte, und auf einem Weinfasse die Kellertreppe herauf ritt. Später sah ich Faust wieder, wie er sich in eine arme Magd verliebte, und sie, gegen den dritten Punkt des Contractes hethathen wollte. Aber da schlugen die Flammen aus allen Oeffnungen ins Haus herein, und droheten, den Doctor mit seiner Braut zu verzehren, bis er sich dem Satan wieder unterwarf; der ihm zur Entschädigung eine runderfchöne Frau von reicher blonder Lockenfülle in sonderlichem und fremdartigem Gewande zuführte, deren Befiß dem Faust wohl zu behagen schien. Endlich aber stellten sie vor, als wären die 24 Jahre schon vorüber. Der Fürst der Hölle kam, ihm den Dienst aufzukündigen, und seine vielen Verbrechen vorzuhalten. — Da gerieth Faust in große Seelenangst, und umsonst suchte ihn sein Farnalus und ein gelahrter Doctor der Theologie

zu trösten und aufzurichten. Faust machte nun sein Testament, vermachte dem treuen Wagner all seine Bücher und Geräthschaften, und blieb dann allein auf seiner Stube. — Es schlug zwölf Uhr: da begann ein fürchterliches Zischen und Pfelfen, wie von vielen tausend Ottern und Schlangen; und während eines gewaltigen Sturms gerissen die Teufel den armen Doctor in viele tausend Stücke.“

Procop glühte, und war ganz ergriffen von der Wiedererzählung all des sonderlichen Spiels, das ihm so viel Vergnügen gemacht hatte; aber der Doctor lächelte, und sprach:

„Was so ein Puppenspieler für wunderliches Zeug zusammen knetet, und Heute tödtet, die sich besser als er des Lebens erfreuen.“

Dann sprach er noch lange mit seinem Diener, dem er versicherte, heute zu Tage könne der Teufel in der Welt mehr ausrichten, als Gott, den Menschen aus jeglicher Gefahr befreien, und ihm Alles geben, was sein Herz nur wünsche und verlange.

Wie Procop als ein guter Christ daran zweifelte: frug ihn sein Herr, was er zu essen verlange; und da es eben um die Weihnachten war, verlangte jener frische Feigen und Kirschen. Doch der Doctor verwandelte einige Brotschnitte, die

von seinem Nachtlmbiß übrig gelieben waren, in das verlangte Obst, welches über die Maßen gut und wohlschmeckend war; und machte dem erstaunten Procop geradezu den Antrag, sich dem Teufel zu ergeben. Dieser aber entsetzte sich sehr, und erinnerte ihn an Doctor Fausts Ende, worauf jener laut lachend entgegnete:

„Wisse, ich bin selbst jener Doctor Faust, und lebe noch wohl und gesund, während mein Hamulus Wagner, und alle, die im Puppenspiele meinen grausamen Untergang überleben, längst verstorben und verscharrt sind. Der Fürst der Finsterniß lohnt seine Diener reichlich, und seine Geister stehen mir mit all ihren Kräften in jeder Gestalt zu Gebote.“

Nach langen Ueberebungen entschloß sich Procop, einen Bund mit dem Satan einzugehen; und alsbald erschien dieser in einem langen orlenstaischen Gewande, und sprach zu ihm:

„Wenn Du Dich mit mir verbinden, und Gutes von mir genießen willst: so gib mir schriftlich mit Deinem Blute, daß ich Die verehrungswerther und theurer als alles andre bin.“

Des welgerete sich Procop; und Satan begnügte sich damit, drei Haare von seinem Haupte auszurupfen. Dann entblößte er des Jünglings

Selb, und wand, zum Zeichen des Bündnisses, einen hochrothen Seidenfaden dreimal um seine Brust, zunächst dem Herzen. Zuletzt aber reichte er ihm einen Brief, welcher zwar nicht versiegelt, doch so kunstreich zusammen gelegt war, daß er ihn nicht öffnen konnte. So oft Procop Geld brauchte, oder sonst einen Wunsch hatte: durfte er nur niederknien, und den Brief in die rechte Hand nehmen, während er den Satan anbetete; und sobald das Gebet vollendet war, hielt er einen vollen Goldbeutel in der Linken, oder sah jeden andern Wunsch erfüllt.

Nach einigen Tagen wurde Procop neugierig, was wohl in dem Briefe geschrieben stehe, und ob man ihn nicht nachmalen könne. Er versuchte mit allerhand Instrumenten ihn zu öffnen: aber es ging nicht eher, bis er sich ein Messer aus Holz schnitzte, und solches im Namen des Teufels ansetzte. — Da entfaltete sich der Brief schier von selbst; und er sah mit lebhaften Farben abgemalt den Satan in Bocksgestalt, mit zwei Bürentagen, einen Pferd- und Menschenfuß. Rund um ihn her war die Hölle vorgestellt, mit all ihren peinlichen Strafen, und es sah aus, als ob es von oben hinein Blut regne. Doch in der Mitte war ein besonderer Deckel; und Procop fühlte ein Grauen, seinen zu lösen,

so daß er lieber den Brief schnell wieder zusammenfaltete.

Nach diesem Bündniß fühlte der junge Gefelle oft einen unwiderstehlichen, innern Trieb, seinen Nebenmenschen Schaden zuzufügen, worüber der Doctor eine große Freude zu haben schien, und ihn oft dazu anreizte. Auch ging er nun nicht anders mit ihm um, als mit einem Freunde und Genossen, und sie stifteten mit einander viel Böses.

Vorzüglich war es ihnen eine große Freude in der Gestalt einer lieblichen Frucht kleinen Kindern zu erscheinen; und wenn diese darnach greifen wollten, rollten sie fort, bis jene sich von ihren Ältern verlorren, und in den weiten Wäldern zu Grunde gingen, oder in der Räuber Hände geriethen. Oft auch entfernten sie sich von einander. Wenn nun der Doctor ein Ehelstentkind aus der Wiege stahl: trug Procop den Säugling einer Jüdin davon, und auf halbem Wege sich begegnend, vertauschten sie die unschuldigen Würmlein. Wenn die beiden Verlorenen irgend eine beliebige Gestalt annehmen wollten: nahm ein jeder drei Hände voll Erde aus der Nähe des Hochgerichts. Diese legten sie auf den Boden, sprangen drei Mal vorwärts und rückwärts darüber, sangen ein Loblied des Satans —

und jeder wurde, was er wünschte. Aber am liebsten neckten sie ihre Nebenmenschen in der Geykalt von schönen rothbackigen Äpfeln. Da flogen sie durch das offene Fenster oder durch zerbrochene Scheiben in die Gemächer, rollten den Leuten bis vor das Bette; und wenn diese dann den schönen Apfel verzehrten, und den mittelsten Kern (worin sie eigentlich verschlossen waren) auf die Erde warfen, verwandelten sie sich in schreckliche Gestalten, daß manche vor Schreck unvorbereitet starben. Einst fraß einer in großer Eile den Apfel, in welchen Procop einquartirt war, hastig sammt allen Kernen hinab; und jener verwandelte sich in des Kernsten Kelbe in eine Schlange und biß ihm das Herz entzwei.

Eines Abends erzählte der Doctor seinem Lehrling, die Königin Elisabeth von England habe verlangt, seine Bekanntschaft zu machen, und fuhr also fort:

„Elisabeth ist eine große Königin und klüger als alle Frauen ihres Landes; aber zugleich eine gar eitle Dame, welche glaubt, schöner zu seyn, als alle Weiber der Welt, worin sie doch gewaltig irrt. Damit Du nun lernest, wie man sich bei den Frauen in Gunst setze: sollst Du mich

noch in dieser Nacht nach Großbritannien beglitten."

Auf Procop's Frage, ob es die Königin wohl dulden würde, daß er den Doctor begleite, entgegnete dieser lachend:

„Freilich wohl würde die hohe Frau sich für einen fremden Zeugen bedanken, wenn sie den Schwarzkünstler Faustus Audienz erteilt, so wie sie um Erlaubniß befragten: doch wozu ist uns denn der Fürst der Finsterniß dienstbar?"

Mit diesen Worten griff der Doctor in einen Kunstreich gearbeiteten goldenen Beutel: und plötzlich war er Procop's Blicken verschwunden: bis er ihm einen Ring in die Hand drückte, welcher, so wie er der Hülle jenes Beutels entrückt war, jeden, der ihn trug, unsichtbar machte. So küßten sie sich noch in derselben Nacht in Faustus Mantel, der sie alsogleich nach London hinübertrug.

Am folgenden Abend wurde der Doctor zur Königin berufen, die ihn im vollen Glanz empfing; und Procop den Lauberring am Finger tragend, begleitete seinen Meister ungesehen.

Wohl bekannt mit den Schwächen der Frauen, benutzte der Doctor schon den Eintritt, sich bei der Königin in Gunst zu setzen; er fuhr gleichsam erschrocken zurück, und wankte, als wollten ihn die Sinne verlassen. — Wie Elisabeth ihn

fragte, ob er unpaß sey, entgegnete er im Tone der Begeisterung:

„Mit nichten, große Königin! aber die Herrlichkeit des Ahasverus hat mich geblendet.“

So wohl bekannt mit dem alten und neuen Testament, daß sie jedes Kapitel aus dem Stegreif hersagen konnte, fand Elisabeth die Anspielung passend, und zog einen kostbaren Rubin von ihrer Hand, ihn zum Zeichen ihrer Huld mit folgenden Worten dem Doctor reichend:

„So glaubet Ihr also, ich sey erträglich genug für eine Königin?“

Und jener entgegnete:

„Ein Blickstrahl möge mich in diesem Augenblick der selbigen Anschauung zu Deinen Füßen germalmen: wenn ich je eine Fürstin, oder irgend ein Weib gesehen, welches Deiner Majestät an Reizen gleich käme, ja sogar, wenn es jemals eine dergleichen gegeben.“

Lächelnd erwiderte die Königin:

„Freund Doctor! was würdet Ihr sagen, wenn all die berühmten Schönheiten der Vorzeit wieder kämen, Euch Lügen zu strafen, daß Ihr Uns allzusehr geschmeichelt habt?“

Aber der Schwarzkünstler erbot sich, der Königin jede Schönheit der Vorzeit herbei zu rufen, daß sie die Wahrheit seiner Aussage bezeugten; und

und als sein Erbleten angenommen war, entfernte er sich, die Voranstalten zu dieser Geistesversammlung zu machen, welcher außer Elisabeth nur zwei ihrer Günstlinge, der Graf von Esser und Ritter Sidney, beizuhohnen durften. Zwei Thüren der Gallerie waren zum Einlaß und Abgang der gerufenen Geister bestimmt, und in der Mitte saß die Königin, zu beiden Seiten ihres Thronsessels befanden sich die zwei Lords, und der Doctor, welcher verschiedene Zirkel um die Zuschauer zog, stand mit all seinem Zauberapparat und dem unsichtbaren Procop, der Fürstin gegenüber, in einem eignen Kreise. Als er aber die Königin und ihre Hofherren auf das heiligste beschwor, sich keinen Laut entschlüpfen zu lassen, und sich vor nichts zu entsetzen: pochte dem Ritter das Herz heftig, und Graf Esser war todtendblass, nur Elisabeth äußerte kein Zeichen von Furcht.

Auf des Schwarzkünstlers Frage, welchen Geist die Königin zu sehen befehle, entgegnete diese:

„Wir wollen den Anfang mit der griechischen Helena machen, deren Schönheit doch am meisten Unheil gestiftet hat.“

Da machte der Doctor viele Beschwörungen, und tief endlich mit Donnerstimme:

„Tochter der Leda, erscheine mit all den Reizen geschmückt, wie du warst, als Aphrodite dich dem Schäfer vom Ida zum Preis für den goldenen Apfel verließ.“

Und am Ende der Gallerie erschien die Gemahlin des Menelaos, in der Tracht ihres Landes und ihrer Zeit, schwarze Locken beschatteten das zarte Oval ihres Angesichts und wälten über den Rücken hinab. — Sie schritt gegen Elisabeth, wandte sich mit dem Gesicht gegen sie, um sich betrachten zu lassen, und nahm mit einem düstern Blick Abschied von der Beherrscherin Großbritannien, worauf sie durch die andere Thüre entschwebte, und die Königin rief:

„Das also ist die berühmte Helena? — Wahrelich ich blühe mir nichts auf meine Reize ein: doch würde ich mich lange besinnen, ob ich meine Gestalt mit der ihrigen vertauschen sollte.“

Triumphirend bezog sich der Doctor auf seine frühern Behauptungen, und die beiden Günstlinge bemerkten, die griechische Fürstin habe wenigsten schöne Augen. Ihre Reize aber wurden mit jenen Elisabeths verglichen, und alles Werthes beraubt, bis die Königin meinte, das Beste sey ihre Kleidung, die wohl der Tracht der Zeit weit vorzuziehen wäre. Doch fiel das allgemeine Urtheil dahin aus, Paris und Menelaos seyen

über die Massen verblendet gewesen, um dieser Schönen willen Hellas und Ilion in grausame Kriegessammen zu entzünden.

Die Königin verlangte nun Prinzessin Mariamne zu sehen, deren die heilige Geschichte so rühmlich gedenkt; und nach langen Beschwörungen rief der Doctor in hebräischer Sprache:

„Mariamne, Tochter des Hirkanes, so es Dir gefällt, so zeige Dich uns in dem Gewande, welches Du am Laubbütttenfest zu tragen pflegtest.“

Mit stolzer Miene erschien die Gemahlin des Herodes im priesterlichen Festgewande, und verweilte, wie Helena, vor der Königin. Aber wie sie sich entfernt hatte, sprach Elisabeth verwundert:

„Ist es möglich, daß die berühmte Mariamne so kalt und starr ausgesehen, und doch so viele Jahrtausende für ein Wunder der Schönheit gelten konnte? — In der That, so sehr ich die Ehe hasse, so tadelhaft finde ich diese Fürstin, wegen des Abscheus, den sie gegen Ihren Gemahl geäußert, und wegen des Widerstandes, den sie seiner Bärtlichkeit entgegen gesetzt. Ihr Grund — daß ihr ganzer Stamm ihm als Opfer gefallen — ist keinesweges hinlänglich, ihm die Rechte eines Gemahls zu verweigern.“

Die Königin verlangte nunmehr Kleopatra zu sehen. Nachdem der Doctor sie berufen: erfüllte

der Duft der köstlichsten arabischen Narben und Specereien die Luft, und in einer Wolke von Wohlgerüchen schwebte die Königin von Aegypten einher. Sie trug ein Gewand von Goldflor, über dem linken Knie mit einer Spange von Rubinen und Diamanten hoch aufgeschürzt, die entblößte Brust, so wie das Haupt reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, und hielt, gleich ihren Vorgängerinnen, vor der Königin, welche mit Kleopatras Reizen noch viel weniger zufrieden war, als mit jenen der Helena und Mariamne. Nach ihrem Verschwinden ergoß sich Elisabeth in Schmähungen über die Geschichtschreiber des Alterthums, welche Jahrtausende die Welt mit dem Lobe einer so häßlichen Person erfüllten; und der Doctor entgegnete:

„Wenn diese Schönheiten des Alterthums und ferner Landstriche Deiner Majestät so sehr mißfallen: so gestatte, daß wir in Deinen Staaten, die das Vollendetste hervorzubringen vermögen, wie wir an Dir, große Königin! bewundern, eine Dame aufsuchen; und vielleicht wird die schöne und unglückliche Rosamunde Deiner königlichen Aufmerksamkeit würdiger scheinen. Gewiß ist Deiner Majestät, welcher nichts verborgen bleibt, ihre Geschichte bekannt.“

Die Königin konnte sich nur dunkel dieses

„Liebesabentheuers Ihres berühmten Ahnen erinnern; und trug dem Ritter Sidney, der in dem Rufe stand, mit der Geschichte des Vaterlandes wohl vertraut zu seyn, olfogleich auf, ihr jenes ins Gedächtniß zu rufen, worauf er also sprach:

„Ich habe diese Geschichte erst vor kurzer Zeit in der Lebensbeschreibung Eures großen Vorfahren Heinrich II. gelesen, welcher das gefühlvollste, aber auch das unbeständigste Herz in seinem Reiche besaß. Als es der schönen Johanna Shoate gelang, ihn längere Zeit an sich zu fesseln: beschuldigte man sie der schwarzen Kunst, durch welche allein ein solches Wunder zu erklären wäre. Gleichwohl muß ihr Zauber zu schwach gewesen seyn: denn als der König eines Tages sich auf der Jagd verlor, gelang es gleichwohl einem Zufall ihr dessen Herz zu entreißen. Er ritt, ohne sich zurecht finden zu können, durch den dichten Forst, bis er an einen Bach kam; und diesen verfolgend gelangte er auf einen anmuthigen Waldplatz, wo im Schatten dichtbelaubter Bäume der Bach sich in ein weites Becken, von dem üppigsten Wäsen umgeben, ausbreitete. — Am Ufer lagen weibliche Gewänder; und als Heinrich vom Roß absprang, und durch die Sträucher vordrang, erblickte er zwei Jungfrauen im Bade, die bei dem Anblick eines Mannes einen gewaltigen Angst-

scheit ausstießen. Die eine der Jungfrauen stieg in ihrem großen Schreck aus dem Wasser und lief mit ihren Gewändern davon. Aber der König bemerkte solches kaum, so hatte ihn das Antlitz der zweiten bezaubert, das aus dem Wasser hervortragend, von hoher Schamröthe übergossen, sich mit bittenden Blicken gegen ihn erhob. Die Jungfrau versetzte endlich, sie schließe aus seinem Ansehen, daß er ein edler Rittermann sey, deshalb wolle sie ihn demüthig um eine Gunst ersuchen. Der König, dessen ganzes Herz bereits ein Eigenthum der badenden Schönen war, schwur einen hohen Eid, ihr keine Bitte abzuschlagen, womit Rosamund ihn beseligen werde, und wäre es die Hälfte seines Reiches. Gern hätte die Schöne ihm ihre Ehrfurcht bezeugt, wenn ihr Zustand solches gestattet: doch erbot sie sich von ihm die einzige Gunst, sich ein wenig abseits zu begeben, bis sie ihr Gewand übergeworfen haben würde. Der König schien zwar wie ein folgsames Kind zu gehorchen: allein ihm war anders zu Sinne. — Als er sein Ross erreicht hatte: gab er ihm einen Streich mit der Gerte, daß es lustig durch den Wald galoppirte. Während nun die Jungfrau, durch dies Geräusch sicher gemacht, sich abtrocknete und ankleidete: genoß der verliebte Fürst das Anschauen ihrer Reize, so viel der

grüne Schleier des dichten Laubes ihn solcher gewährte. Wie sie aber in ihren Gewändern fort schritt, trat ihr der König entgegen; und sein Gefolge fand ihn zu den Füßen der Schönen, von der er beim Abschied erfuhr, sie heiße Rosamunde, und sey die einzige Tochter eines Barons, dessen Schloß ohnweit des Waldes lag. Der König kam mit erkaltetem Herzen zu Johannem zurück; und da seine Jagdritte immer häufiger wurden, stellte sie Kundschafter an, und erfuhr, was auf jener Jagd vorgegangen sey. Sie überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen; und trieb ihre Rache so weit, daß sie nicht nur das arme Fräulein in einen Thurm, welcher noch bis zum heutigen Tage Rosamunds Gefängniß heißt, einsperrten, sondern ihre schöne Nebenbuhlerin, als der König nach Frankreich in den Krieg gezogen war, auf grausame Weise tödten ließ."

Die Königin bedauerte das Schicksal der unglücklichen Liebenden, deren Gestalt zu erblicken, sie mit einer heftigen Sehnsucht wünschte. Der Doctor erklärte dies für einen wunderbaren Zug der Sympathie: weil, nach allen Bildern, die schöne Rosamunde große Aehnlichkeit mit der jungen fräulichen Königin von Großbritannien haben sollte; doch setzte er hinzu, daß jene die letztere

Feinstes an Reizen erreicht habe. Elisabeth drängte ihn nun um so mehr, den Schatten der Schönen heraus zu beschwören.

Der Doctor ließ Rosamunden in derselben leichten Hauskleidung erscheinen, welche sie, aus dem Bade steigend, wieder angelegt hatte; und als sie nach einigem Zögern wieder verschwunden war: rief Elisabeth:

„Wahrlich das lieblichste Geschöpf, welches ich je in meinem Leben erblickt, welcher Wuchs, welche edle Einsalt in ihren Rienen — und sollte man in der That behaupten, daß ich Aehnlichkeit mit ihr habe? — Was sagt Ihr dazu, Graf?“

Aus tiefem Sinnen sich erholend, versicherte Esser mit dem Ritter einstimmig, die Aehnlichkeit sey so täuschend, daß die Königin nur in demselben Costume durch die Gallerie einherstreiten dürfe, um selbst den Doctor zu täuschen; und gewiß hatte noch nie ein Höfling so sehnlich gewünscht, als diesmal der Graf, er möchte die Wahrheit gesprochen haben.

Man berathschlagte nunmehr, welche Schönheit die Reihe treffen sollte; und der Schwarzkünstler brachte die berühmte Gräfin von Sallaburg in Vorschlag, welcher England den Orden des Hosenbandes verdankt, so wie jene Flaminia der Schöne, die zur Gründung des Ordens vom goldenen Vliese Anlaß gegeben habe. Man war mit seiner Wahl zufrieden: doch erklärte die Königin, sie wolle nichts Anderes sehen, bis die holde Rosamunde noch einmal erschienen sey;

und so sehr sich auch der Doctor sträubte, blieb würde die Geister entrücken, und laufe allen Gesetzen der Beschwörungskunst zuwider, Elisabeth, welcher das Wörtlein „unmöglich“ fremd war, bestand im festen Sinne auf ihrer Forderung, und ließ sich durch seine Vorstellungen der damit verbundenen Gefahr keineswegs abschrecken, so daß er endlich Anstalten machen mußte, ihr Gebot zu erfüllen.

Als nach lang wiederholten und kräftigen Beschwörungen die schöne Geliebte des Britenkönigs plötzlich aus dem Fußboden heraus wuchs: vergaß die Königin, von der plötzlich gefassten Buneigung bewegt, die Mahnung des Schwarzkünstlers, und rief, sich der Erscheinung mit offenen Armen nähernd:

„O meine träute Rosamunde! --“

Ein ungeheurer Donnerschlag erschütterte den königlichen Palaß, schwarzer Dampf erfüllte die Gallerie; und unzählige kleine vielfarbige Blitze entzündeten sich aus den dunkeln Rauchwolken. Faust lag wie entseelt auf der Erde, und sowohl die Königin mit ihren beiden Günstlingen, als Procop, stürzten in höchster Angst durch die nächste Thüre ins Freie.

Mittlerweile war es Tag geworden; gierliche Jungfrauen wallten zur Andacht in die Kirchen; und Procop, sich einer gefälligen Gestalt bewußt, zog seinen Ring vom Finger, ihn sorgsam in dem kostbaren Beutel verwahrend. Aber auf allen Eiten hörte er erzählen, ein Schwarzkünstler aus Deutschland habe die Königin er-

werden wollen, weshalb er aufgesucht werde, daß man ihn zur verdienten Strafe ziehe. Als sich bereits die Schaarwache dem fremdartig gekleideten Jüngling näherte: hatte er nicht mehr Zeit, seinen Ring anzustechen; sondern flüchtete in das offene Gotteshaus, wohin ihn die Trabanten zwar nicht zu folgen wagten, doch, wels er sahe, an der Thüre stehen blieben. — Der Gottesdienst war geendet, Procop stochte seinen Ring an, und wollte hinausgehen. Aber ehe er die Thüre erreichen konnte: schlug sie der Küster, welcher die Kirche leer sah, bröhnend zu; und in der entsetzlichen Angst blieb Procop, sein Ende ahnend, in dem weiten Tempel allein. — Er rief nach seinem Meister und Gefährten Faust — er kniete nieder, nahm den teuflischen Lehrbrief in die rechte Hand, und betete zu dem Fürsten der Finsterniß, er möchte ihn erretten — aber Alles umsonst! denn weder der Doctor noch Satanas vermochten, ihm in dem Gotteshause beizuspringen; und in seiner großen Hoffnungslosigkeit meinte er, sich zu retten, wenn er das Geheimniß in der Mitte des Höllebriefes entdeckte. — Er hob den Deckel: ein großer Totenkopf von glänzender Weiße schimmerte ihm entgegen, welcher immer größer zu werden schien, bis er an die Wölbung der Kirche anwuchs. Wie Procop ihn aber recht betrachtete: grüßte ihn sein eigener Schedel höhnisch, und der Schreck brach ihm das Herz, daß er todt zu Boden fiel.

Die
Prager Studenten.



Auf dem Wege von Prag nach Wien, ohnweit der Stadt Kolín, lag einst auf der Anhöhe ein Schloß, Mallin genannt, welches einer alten gräflichen Familie zugehörte. Dieses schöne, weitläufige Gebäude schien aber von Geistern in Besitz genommen worden zu seyn; und da Niemand in das Thor treten konnte, ohne mit Steinwürfen begrüßt zu werden, sah sich der Graf genöthigt, zur Wohnung seiner Beamten in dem darunter liegenden Flecken ein Wohnhaus aufzuführen zu lassen, und das obere mit allen Geräthschaften den unruhigen Bewohnern zu überlassen, welche mehr als 30 Jahre im ungestörten Besiß blieben; bis einst die Beamten sammt den Bewohnern des Fleckens das Kirchfest gar feierlich begingen. Der damalige Verwalter hatte drei erwachsene Töchter, welche nach Art aller böhmischen Mädchen den Tanz überaus liebten. Da nun der Vater meinte, es könne

ihre liebliche Gestalt, welche sich im muntern Tanz vorzüglich gefällig darstellte, wohl irgend einen wohlhabenden Freiersmann aus der Nachbarschaft, anziehen: so war er sehr in Verlegenheit, woher eine gute Musik zu nehmen; als man ihm kund that, es zögen eben drei Prager Studenten, welche zu jener Zeit in der Ausübung von Musik in einem großen Hause standen, des Weges daher. Diese schritten munter darauf los, und sangen aus voller Kehle:

„Wer ist der bunte Mann im Bilde?
Er führet Böses wohl im Schilde,
Er pfeift so wild und so bedacht,
Ich hätte mein Kind ihm nicht gebracht!

In Hameln sochten Mäus' und Katzen
Bei hellem Tage mit den Katzen;
Es war viel Rath, der Rath bedacht,
Wie andre Kunst hinweg gebracht.

Da fand sich ein der Wundermann,
Mit bunten Kleidern angethan,
Pfiß Rag und Mäus' zusamm' ohn' Zahl,
Erkäuft sie in der Weser all.

Der Rath will ihm dafür nicht geben,
Was ihm ward zugesagt so eben;
Sie meinten, das ging gar zu leicht
Und war wohl gar ein Teufelsstreich.

Wie hart er auch den Rath besprochen:
Sie bräuten seinem bösen Pochen,
Er konnt zuletzt vor der Gemein
Nur auf dem Dorfe sicher seyn.

Die Stadt, von solcher Noth besetzt;
Im großen Dankfest sich erseuet,
Im Betstuhl saßen alle Leut,
Es läuten alle Glocken weit.

Die Kinder spielten in den Gassen;
Der Wundermann durchzog die Straßen,
Er kam und piff zusammen geschwind
Wohl auf ein hundert schöne Kind.

Der Hirt sie sah zur Wese gehen,
Und keiner hat sie je gesehen.
Verloren sind sie an dem Tag
Zu ihrer Kelterm Weh und Ring.

Im Strome schweben Irlicht nieder,
Die Kindlein frischen drin die Glieder.
Dann pfeifet er sie wieder ein,
Für seine Kunst bezahlt zu sehn.

Ihr Leute, wenn ihr Gift wollt legen,
So hütet doch die Kinder gegen.
Das Gift ist selbst der Teufel wohl,
Der uns die lieben Kinder stiehlt."

Da ging ihnen der Verwalter entgegen; und
bat sie, bei dem Feste aufzuspielen, damit ihre
Kunst die Gemüther vergnüge. Die Studenten
weigerten sich gar nicht, seinen Wunsch zu er-
füllen; sondern traten in die Stube, indem sie
ganz wohlgemuth sangen:

Der Kukul auf dem Birnbaum saß,
Kukul! es mag schneien oder regnen, so wird er
nicht naß.
Der Kukul rief, wird er nicht naß.

Der Kukuk fliegt übers Nachbars sein Haus,
Kukul! schön Schüssel, bist drinnen, komm zu
mir heraus;

Der Kukuk, der Kukuk ist draus.

Ich seth Die nicht auf, und laß Dich nicht rein,
Kukul, Du mögst mir der rechte Kukuk nicht seyn,
Der Kukuk, der Kukuk nicht seyn.

Der rechte Kukuk, der bin ich ja schon,
Kukul! bin ich doch meines Vaters sein einziger
Sohn,

Des Kukuks, des Kukuks sein Sohn.

Sein einziger Sohn der bin ich ja schon,
Kukul, zieh nur beim Schnürlein,
Geh' rein zum Thürllein,
Geh selber herrin,
Der Kukuk ist mein.

Dann spielten sie muntere Tänze, und das
junge Volk sprang lustig um sie herum. Wie
aber das Fest glücklich zu Ende gegangen war,
und Alles sich nach Hause begeben wollte: fiel
plötzlich ein heftiger Regenguß herab, der Him-
mel war ganz schwarz umzogen, und keine Hoff-
nung, so bald von dannen kommen zu können.
Die sämtlichen Gäste mußten da bleiben; und
alle Räume, der Verwalterwohnung sowohl, als
einiger nahestehenden Häuser waren so angefüllt,
daß durchaus nirgend ein Plätzchen mehr unbe-
setzt war. Als nun die Studenten ihren wohl-
verdienten

verblenden Behepfennig erhalten hatten: mußten sie nicht, was anzufangen. Denn unter ihren dünnen Mänteln konnten sie die theuern Instrumente nicht vor der Wuth des Unwetters schützen; und es wäre ihnen ein schlechter Gewinn gewesen, um eines so geringen Lohnes willen, jene zu Grunde zu richten. Darum bat der Baßgeiger Benzel, welcher der älteste von den Studenten war, den Verwalter, er möchte ihnen nur erlauben, in der Scheune zu übernachten. Aber jener traute den Studenten nicht weiter, als er eben sah; und fürchtete, wenn sie über Nacht im Hause blieben, sie möchten etwa gar zu seinen hübschen Töchtern schleichen, so daß er am Ende einen unwillkommenen Eidam erhalten könnte. Deshalb schlug er ihr Bitten ab, doch fügte er hinzu:

„Damit Ihr mich nicht gar zu unhöflich gegen meine Gäste scheltet: will ich Euch hier den Schlüssel zu einer gar herrlichen Nachtherberge geben. Wenn Ihr Muth habt, Euch dort oben auf dem Schlosse einzuquartieren: will ich Euch noch mit kalter Küche und einer großen Kanne unsers guten Mallner Bieres versehen.“

Da riß ihm Benzel begierig den Schlüssel aus der Hand; und der Verwalter erschrak, weil er nun erst an die Folgen seines ungeschick-

gen Scherzes gedachte. Aber trotz alles Burebens gaben die Studenten den Schlüssel nicht mehr aus den Händen, und drangen nur noch auf die zugesagten Eßwaaren, Getränk und Lichter, um sich die Zeit vertreiben zu können. — Sie erhielten Alles, mit des Verwalters warnenden Worten:

„Doch möget Ihr mich von aller Verantwortung frei sprechen: wenn einem von Euch etwas Unangenehmes zustoßen sollte; denn das ganze Schloß ist so von Geistern beunruhigt, daß seit Menschengedenken Niemand mehr darin wohnen konnte.“

Darüber lachten die Studenten, und schritten wohlgemuth mit ihrem Mundvorrath auf das Schloß zu. Aber wie sie das Thor erreichten: schlich der Violinist Anton von den Andern weg, und versteckte sich in einen Blegenstall, um zu sehen, wie es seinen vorwizigen Gefährten ergehen werde. Wenzel und Sebastian sahen es als ihre Schuldigkeit an, die Ehre der Prager Studenten aufrecht zu erhalten; und gingen zwar in das Schloß, doch nicht ganz ohne geheimen Grauen. Sie schritten langsam über die Treppe, und kamen zuerst in einen großen Saal mit alten Familienbildern, Statuen und Rüstkammern der ehemaligen Besitzer geziert. — Da kam

es ihnen schier vor, als wollten die geharnischten Ritter auf sie los gehen; und leise das Vater-unser betend, schlichen sie durch den weiten Saal in mehrere reich ausgesteuerte Gemächer. Nachdem sie noch das Ave Maria gebetet hatten, wonach gewöhnlich die Geister ihr Wesen zu treiben beginnen, gleichwohl aber nichts Verdächtiges hörten: wurden sie wieder etwas beherzter, und gingen in das letzte Kabinet, wo sie nebst einem etwas zerlöscherten Himmelbett, mehrere hohe Armstühle von grünem Damast, zwei Tische und vier Wandleuchter fanden. Sie steckten ihre mitgebrachten Kerzen auf diese lezten, und oßen und tranken so lange, bis der Maliner Gersten-saft ihre Hertzhaftigkeit so hoch gesteigert hatte, daß sie zu meinen anfangen, die Schlossgeister seyen wohl nur in des Verwalters Gehirn zu finden; und Sebastian hatte gute Lust, sein Schnupstuch als Siegeszeichen vom Fenster in die Nacht flattern zu lassen. Wenzel, welcher sein Gebetbuch zu sich gesteckt hatte, fand in demselben das Conterseß seines heiligen Patrons, und klebte solches an die Thüre, um jedes feindselige Wesen abzuhalten. Dann singen sie das Trappulièrspiel mit einander an, worin Wenzel seinem Kameraden Alles abgewann, was er am vorigen Tage verdiens hatte: als sie auf einmal

etwas mit starken Schritten über den Saal gehen hörten. — Die Thüre that sich auf, eine lange, hagre Gestalt mit blassem Antlitz und langen schwarzen Haaren, die ihm auf die Schultern herabsielen, in einen rothen Mantel verhüllt, trat herein, und trug in der Hand eine kleine Laterne, welche ein sehr helles Licht von sich gab. Die Studenten erschrakn so sehr, daß sie den unbekannten Gast gar nicht zu begrüßen vermochten: aber der Geist hatte eben nicht viel Acht auf sie, und schien mit ganz andern Dingen beschäftigt zu seyn. Er legte seinen weiten Mantel ab, zog einen Barbiersack unter dem Arme hervor, setzte eine Flasche von Messing auf den Tisch, legte die nöthigen Barttücher zu recht, und wusch das Scheermesser. Die Studenten, welche eben keines Bartscheerers zu bedürfen glaubten, erschrakn immer mehr; und wie der Barbier fertig war, und ihnen ein Zeichnen gab, sich nieder zu setzen, wollte keiner der Erste seyn, und der verzagte Sebastian meinte, sein letztes Stündlein habe bereits geschlagen. Der Barbier winkte endlich drohend, da faßte sich Wenzel ein Herz, und nahm auf dem Stuhle Platz. Der gespenstische Barbier seifte ihm das Kinn, die Backen und den ganzen Kopf ein; und nun ging es an ein Scheeren, daß Wenzel,

während Bart, Augenbraunen, Haupthaar und Seife in die Winkel der Stube flogen, nicht mehr wußte, ob der Kopf noch fest siße, und vor Angst und Grauen kaum sich mehr bewußt war, wie das Scheermesser so schnell über den Kopf hinfuhr, daß er binnen wenigen Secunden kein Härlein mehr an seinem Kopfe spürte. Dann wusch ihn der Barbier rein ab, verbeugte sich, und gab Wenzel zu vorstehen, er möge aufstehen und dem andern Platz machen, denn er nun seine Dienste gleichfalls anbot. Sebastian glaubte nun nicht anders, als er werde das Bad ausgießen müssen, weil er sich zuerst niedergesehen gewelgert hatte; doch wagte er nicht, sich abermals zu widersehen, und es lief noch Alles gut ab. Der Barbier führte mit ungemeiner Behendigkeit sein Messer über Kopf, Augen, Backen und Bart; und Wenzel, der mittlerweile wieder ganz ruhig und gefaßt worden war, sah ihm mit Bewunderung zu. — Zugleich bemerkte er, daß der Bartscheerer selbst sehr verwildert aussah, und ganz mit Haaren verwachsen war, auch während des Barbierens öfters aufseufzte.

Endlich war auch diese Arbeit vorüber; der Rothmantel machte seine Verbeugung ohne Bezahlung zu fordern; und Wenzel, welcher meinte,

eine Hand wasche die andre, entschloß sich, dem Geiste denselben Dienst zu leisten. Er gab ihm daher ein Zeichen, sich ebenfalls niederzusetzen, wozu derselbe sogleich willig war. Nun bemühte sich Wenzel, seine Arbeit so gut als möglich zu verrichten. Da sich aber ein Prager Student in Alles zu schicken weiß: so gelang ihm auch das große Werk, den Bart und Schedel eines Gespenstes ganz glatt abzuschneiden, ohne daß ihm mehr vor der Gestalt graute. — Als Wenzel fertig war: schien der stumme Gast die Sprache wieder erhalten zu haben, stand auf, und begann zur großen Verwunderung der beiden Studenten also zu sprechen:

„Ich danke Dir, daß Du mich endlich von wohlverdienter Pein erlöst, und meine Seele zur ewigen Ruhe bringst. Wisse, daß ich einst der Kammerdiener des Schloßherrn war, der ein grausames Vergnügen daran fand, arme Reisende zu quälen. Auf seinem Befehl mußte ich jedem Wanderer, der auf diesem Schlosse ankam, so scheeren, wie ich es Euch gethan. Aber dafür ward mir nach dem Tode die Strafe, mein böses Gewerbe nach wie vor zu verrichten, so lange, bis ein Reisender aus eigenem Antrieb mit dem gleichen Dienst erweisen würde. Viele, die nicht so viel Muth besaßen, als ein Prager Student,

sind vor Angst unter meinen Händen gestorben. Obschon mein Grab auf dem nahen Kirchhof schon eingesunken: so ist doch mein Leib in demselben noch völlig unverwest mit diesem Barbiersack, Flasche und Leuchte anzutreffen. Da ich der einzige bin, welcher dieses Schloß beunruhigte: so könnt ihr dem Grafen melden lassen, daß solches wieder ohne Gefahr bewohnt werden könne. Ich gehe zur Ruhe ein, die ich Dir, mein lieber Wenzel! verdanke — lebet Ihr als fromme Christen, und bringet Euren Nächsten nicht zu Schaden und Schmach, auf daß Ihr einst eine sanfte Ruhestätte findet.“

Als der Geist diese Worte gesprochen hatte: verschwand er sammt seiner Leuchte; und die beiden Studenten mußten im Finstern ihre Lagerstätte in dem Himmelbette suchen. Denn über die verwunderlichen Vortagelegenheiten hatten sie vergessen, andere Lichter aufzustellen, und die ersten waren ausgebrannt und verlöscht.

Als Wenzel und Sebastian am andern Morgen erwachten: fanden sie ihre Häupter zwar wieder voll Haare; aber sie waren in dieser Nacht plötzlich ergraut, und Sebastian fühlte sich so ermattet, daß es ihm vorkam, als hätte er auf Erden um nichts mehr zu sorgen, als um die sanfte Ruhestätte, deren der Geist vor seinem Verschwinden erwähnt hatte. Da seine Kräfte immer mehr schwanden: hatte Wenzel seine liebe Noth, ihn in die Wohnung des Verwalters schier mehr zu tragen als zu führen. Dort harrte man

mit Schmerzen, zu vernehmen, was die Studenten in der Nacht wohl möchten erfahren haben.

Mit Wenzel und Sebastian zugleich erschien auch Anton wieder, der sich nicht wenig entsetzte, statt seiner zwei lustigen Kameraden ein Paar eisgraue Männer ankommen zu sehen. Wenzel erzählte die Begebenheiten dieser Nacht, über welche Alles erstaunte; und man ließ alsogleich den Ortspfarrer holen, den Sebastian zum Tode zu bereiten, welcher noch denselben Tag verschied, und auf dem Maliner Gottesacker zur Erde bestattet wurde. Dort fand man auch, nach langem und tiefem Nachgraben, den Leichnam des Kammerdieners, wie er angesagt, ganz unverwest mit seinem Barbiergeräthe und der Badelampe.

Die ganze Sache wurde an den Grafen berichtet, welcher gar gerne hörte, daß sein Schloß wieder bewohnbar sey. Da nun auf mehrere Versuche nichts Unheimliches mehr bemerkt wurde: befahl er, die Begebenheit nicht nur ins Archiv einzutragen, sondern auch von einem geschickten Maler auf hölzerne Tafeln abbilden, und in den Gängen aufhängen zu lassen.

Wenzel kehrte, reich beschenkt, nach Prag zurück. Aber er war kaum daselbst angekommen: als er seine Bassgeige und die edle Musika an den Nagel hieng, und in den Kapuzinerorden trat, worin er sich viele Jahre hindurch eines frommen und gottseligen Lebenswandels befließ.

Vater und Sohn.



Als die Böhmen nach Kaiser Albrechts Tode zu einer neuen Königswahl schreiten wollten: erhob sich Johann Kolba von Nachod, welcher damals auch die Beste Richemburg nächst Chrusdim besaß, mit einigen andern Rittern, unter dem falschen Vorwande, einem katholischen Könige könne es einfallen, dem Volk den Genuß des Reiches zu entziehen, gegen die Wahl. Einige Städte traten dem Bündniß bei; und Kolba, der in Prag bereits mehrere Anhänger selbst im Rathe gewonnen hatte, beschloß durch einen kühnen Streich die Hauptstadt in Besitz zu nehmen, weshalb er sich an der Spitze eines ansehnlichen Heerhaufens in die Gegend von Prag begab. Er drang in die Neustadt, und kam bis an das Thor der Altstadt, wo einige seiner Soldaten, unter dem erfundenen Vorgeben, einem Rathsverwandten Fische zu bringen, Einlaß begehrten. Ganz ohne Arg sandte der Thorwächter sein Weib,

daß sie ihnen öffnen möge. Aber diese schaute durch eine Lucken hinaus; und wie sie die bewaffneten Männer erblickte, machte sie, wohl erkennend, welcherlei Hechte dieses seien, statt das Thor zu öffnen, Lärm in der Stadt. Kolba und seine Kriegsschaar rettete sich durch eilige Flucht, und mehrere seiner Mitverschwornen wurden zu Prag hingerichtet.

Kleiner Kolba von Nachod zog sich auf sein festes Schloß Richemburg zurück; und trieb das einträgliche Gewerbe eines Raubritters mit so günstigem Erfolge, daß er die ganze umliegende Gegend und das angrenzende Schlesien unsicher machte, bis endlich die gesammte Nachbarschaft gegen ihn zog, zwei seiner Schlösser einnahm, und zuletzt Richemburg belagerte. Kolba ließ sich in Unterhandlungen ein, und versprach, Ruhe zu halten. Aber kaum waren seine Gegner fortgezogen: so schlen er seine Zusage auch vergessen zu haben, und trieb sein Unwesen wie zuvor, bis sich die Nachbarn zu einer neuen Fehde gerüstet hatten. Auch die schlesischen Herzoge sandten damals einen Heereshaufen gegen ihn; und er konnte durch eine abermalige Unterhandlung mit Mühe sein Richemburg retten.

In jener Zeit hörte Kolba, daß ein solcher schlesischer Kaufmann beim Sternenschein durch den Forst von Richemburg ziehen werde: darunt hielt er an der verfallenen Kapelle des heiligen Wenzeslaus, die mitten in der Waldeinsamkeit sich erhob, Wache; und setzte sich, um auszurufen, auf einen Leichenstein. Aber wie es zwölf Uhr schlug: schwang er sich auf sein Ross, von dannen zu ziehen. Er war nur ein kleines Stück vorwärts geritten, da sprach er zu seinem Knecht Mladomir:

„Reite schnell zurück, und hole mir meine Handschuhe; ich habe sie nächst der Kirche liegen lassen.“

Doch wie Mladomir zurück gesprengt kam, rief er schier athemlos:

„Herr! schickt mich, wohin Ihr wollt: aber die Handschuhe kann ich nicht holen. Denn auf dem kalten Stein, wo ihr gesessen, hält ein dunkler Mann Wacht. Der ist nicht dicker, als ein Wein meines Rosses; und dabei hat er einen so durchdringenden Blick, daß einem seine kleinen feuergrünen Augen schier das Herz im Leibe ausbrennen wollen, und ich es nicht gewagt habe, mich ihm zu nahen.“

Kolba hielt Stille, und schickte nach einander die zwei beherztesten seiner Knechte: aber beide

kehrten mit gleichem Glück und eben so erschreckt zurück, wie Mladomit; und er sah sich gezwungen, selbst wieder zum Leichenstein zu reiten. — Wie er hinkam sah er wie seine Knechte den hageren schwarzen Mann, der an seiner Stelle, auf dem Leichenstein saß, und die dürrten Beine weit von sich hingestreckt hatte. Aber Kolda's Handschuhe trug er an den Händen, und schaute sie mit den grünglühenden Augen gar wohlgefällig an.

Kolda zog sein Schwert; und ob es gleich schien, als habe er nur in die Luft — denn es fand keinen Widerstand, — und man sah nicht, daß der schwarze Mann getroffen werde — gab sich blüßte dennoch endlich, und reichte ihm die Handschuhe dar. Doch legte er sich zugleich auf's Bitten, er möge sie ihm doch aus Gefälligkeit auf ein Jahr borgen, dann wollte er ihm selber ehelich zurück erstatten. Kolda meinte, die dürrten Finger des Schwarzen würden ihm seine Handschuhe nicht sprengen, und willfahrte seinem Begehre. Wie er aber ob diesem nächtlichen Abenteuer den reichen Fang versäumt sah: entbrannte er im wilden Grimm, und sandte dem schwarzen Mann die gräßlichsten Flüche nach.

Beim ersten Hahnenruf vernahmen sie Pferdehufen, und Kolda hoffte noch Beute zu gewin-

nen. Doch sah er nichts, als einen langen Zug von Reitern, alle schwarz angethan und in Mantel verhüllt; und der Raubritter, der sonst nichts fürchtete, empfand eine solche Bangigkeit im Herzen, daß er sich zurückzog.

Der Zug war vorüber: da kam noch ein einsamer Reitersknecht, der führte neben seinem Rosse einen wohlgerüsteten Rappen mit schwarzem Sattel und Zeug, und Kolda fragte:

„Wer sind denn diese dunkeln Ritterleute, wo ziehen sie hin, und wem gehört dieses Ross?“

Und der Knecht antwortete:

„Das sind gar wackre Herren, die ziehen zum Feste, und das ledige Ross gehört dem Ritter Hans Kolda von Nachod. Denn ehe ein Jahr in's Land geht: ist er todt, und reitet mit den andern auf dem schwarzen Kößlein zur nächsten Lustbarkeit.“

Der dunkle Sprecher ritt frisch von dannen: aber wie Kolda seine Rede vernommen, erstarrte ihm schier das Blut in den Adern, und er sprach zu seinem Knechte:

„Nimm das Ross mit dem Zeug und die Rüstung: denn mit mir geht es zu Ende.“

Kolda begab sich in ein Kloster, und sprach zum Abt:

„Hochwürdiger Herr! Ich bin ein arger Sün-

der und nicht würdig, unter Eure Brüder aufgenommen zu werden: doch gewähret mir eine Zuflucht in Euern frommen Mauern, und gebraucht mich, wozu Ihr wollet."

Der Abt sah des Ritters Reue: und damit er sein Vergehen büße, nahm er ihn als Lavenbruder an, und hieß ihm für die Pferde im Klosterstalle Sorge tragen.

Als Kolba ein Jahr im Kloster gewesen war: kam ein Rosshändler und brachte dem Abt einen wilden Rappen zum Verkauf. — Der Preis war billig, und der Abt befahl Kolba, daß Rosß zu satteln. Aber wie er Hand an das Thier legen wollte: da erkannte er dasselbe Rosß, welches er vor einem Jahre in dunkler Nacht gesehen; und ehe er sich's versah, war es von selbst gesattelt, und seine Handschuhe hingen am Sattelknopf. — Da trieb es ihn unwiderstehlich, den Rappen zu bestiegen und im Hofe herum zu tummeln. Doch kaum hatte er sich hinaufgeschwungen: so nahm das Rosß Reißaus; und am andern Morgen fand man Rappen und Reiter todt und ausgestreckt an der Thüre der St. Wenzels-Kapelle, wo Kolba die Handschuhe auf dem Grabstein vergessen hatte.

Als Kolba nicht mehr beim Kam: war sein Sohn, auf den sich mit des Vaters Namen auch sein Geist und seine Gesinnungen vererbt hatten, nicht sehr betrübt über diesen Verlust; schweifte gleich jenem im Königgräzer Kreise umher, überfiel die Handelsleute und andere Reisende, und häufte neue Schätze in seinen Burgen Nischenburg und Nachod auf, bis er auf dem Jalomarkte zu Ehrudin das holde Fräulein Eva von Postupitz, eine Verwandte des Ritters Victorin von Kunstat, bei welchem sie auf der Feste Kunietitz lebte, gewahrt ward. Da entbrannte sein Herz in Liebessehnsucht; und er versprach dem alten Ritter, dem Stegreif zu entsagen, wenn er ihm die schöne Nichte zum Weibe geben wollte. Doch war sein Leumund zu böse; Herr Victorin ließ seinen Versicherungen keinen Glauben, und wies die unwillkommne Bewerbung ab.

Zorn und Liebe entflammten Kolba's wildes Herz; und er versammelte nicht nur all seine Reissigen, sondern verschwendete große Summen, um Söldner zu werben, so daß er bald mit einer zahlreichen Kriegsschaar vor Kunietitz stand, und von Herrn Victorin die Auslieferung des Fräuleins foderte. — Auf dessen Abschlag wurde die Burg erstürmt. — Kolba fand die zitternde Eva im Schloßgarten, wo sie Zuflucht und Rettung

Drues Bändchen.

suchte, bemächtigte sich der köstlichen Beute, und sprengte, ohne sich weiter um die Burg und seine Kriegsknechte zu bekümmern, mit ihr waldeinwärts gegen Richemburg zu. Aber wie er die Kapelle des heiligen Wenzeslaus erreicht hatte, dessen Bild ob der Thüre groß in Stein gehauen stand; da rang das Fräulein die Hände und rief:

„O heiliger Wenzeslaus! rette mich aus Feindschaft!“

Siehe da fing das Heiligenbild an, sich zu bewegen; Herzog Wenzel schwang sich von dem Gemäuer herab und schlug den Jungfrauenrüber, daß er augenblicklich zu Boden stürzte, und erst nach einer langen Weile sich wieder erhob.

Das Fräulein aber klinkte die Thüre der Kapelle auf, dem heiligen Blutzegen in inbrünstigem Gebet für ihre wunderbare Rettung zu danken.

Die Beste Kunitz wäre verloren gewesen: doch Kolda's Knechte, als sie den Herrn vermißten, geriethen in große Verwirrung, worauf die Mannen des Herrn von Kunstatt sie wieder versagten, und die Thore schlossen. Herr Victorin, in Verzweiflung über den Verlust seiner schönen Nichte, zog selbst aus der Burg, um all seine Lehensträger zu versammeln, und sie dem grau-

samen Raubritter wieder abzujaßen. Auch an den schönen Ritter Otto von Miletin, den Bräutigam des Fräuleins, gelangte die Kunde ihres Verlustes; der ließ ohne Säumen all seine Knechte aufsessen, und ritt vor ihnen her im Mondenlicht durch den dichten Forst.

Die Krieger trugen buntfarbige Fähnlein, die sie von ihren Feinden im Kampfe erbeutet, und sangen muntre Siegeslieder, daß es in den Bergen wiederhallte. — Da sang es in den Bäumen zu rauschen an, und die Zweige wiegten sich hin und her, als schaukelten sich unsichtbare Wesen an denselben auf und ab. Die Blüthen lösten sich selbst von ihren Stängeln, und regneten gleichsam auf die Krieger herab; oft kam es ihnen vor, als säßen zarte unsichtbare Jungfrauen vor ihnen auf den Rossen, schniegten sich sanft an ihre Harnische; sie fühlten sich von weichen Händlein gestreichelt, süße Küsse brannten auf ihren Lippen, milde Händlein zogen ihnen das Schwert aus der Scheide; und wie sie ritten, hatten sie weder Last noch Ruhe im Herzen.

Es war die Schaar der Elfen, die sich um die Krieger schlang, so daß alle im Paradies zu seyn wädhnten. Endlich raubten die Elfen den Männern ihre Waffen und Wehr, und schlüpfen mit ihnen in den dichten Wald. Nur Otto blieb

unversucht, denn sein Herz war so fest als der Stahl, der seine edlen Gliedmaßen bedeckte; und einsam ritt er in Ernst und Trauer versunken, durch den vom Mondschein erleuchteten Wald dahin. Aber wie er ein munteres Brunnlein rauschen hörte: schnallte er seinen Helm ab, sich an dem kühlen Quell zu laben. Doch als er getrunken hatte: wurde er matt; und, von sanftem Schummer umfungen, sah er im Traume seine Geliebte, über ihrem Haupte schwebte schützend der heilige Wenzeslaus, wodurch er sich hoch erquickt und seines Herzens Leid gestillt fühlte.

„Am Morgen kamen die Knechte wieder aus dem Walde zurück, und fanden sich ohne ihrem Ritter bei Herrn Victorin von Kunstatt ein, der diesen Tag zum Angriff auf Richemburg bestimmt hatte.

Hell klangen die Trommeten schon auf dem grünen Wiesenplan, wo sich die Ritter gelagert hatten: als Herr Victorin von Kunstatt die Reihen durchritt, und sich verwundert umsah, wo der tapfere Otto von Miletin geblieben sey. Dann frug er:

„Wo ist die Blume unsrer Ritterschaft? Alle Tapfern sind gerüflet, und nur er fehlet in den

Reihen, der sonst der erste zum Kampf bereit ist. Hörst Du heut' mein Rufen nicht, und nicht den Ton der Trommeten, der zum Kampfe ruft?"

Da spotteten die Ritter über sein Außenbleiben: aber Otto konnte nicht hören; denn er war im tiefen Walde wo sich St. Wenzels Kapelle erhob. — An der Pforte stand sein Roß, und sein Speer und Harnisch lehnten an der Wand, während der fromme Ritter in das Gotteshaus gegangen war, ein inbrünstiges Gebet zu dem Schutzpatron zu senden. Otto war so in Andacht versunken, daß er alles andre vergaß, und nicht das Losen der begonnenen Schlacht hörte. — Aber der Heilige wollte seinen Ruhm nicht befleckt wissen: drum legte er selbst des Ritters Waffen an, setzte sich auf sein Roß, und stürzte an seiner Statt in die Schlacht, wo er Wunder der Tapferkeit verrichtete. — Die Spötter standen beschämt, Herr Victorin freute sich seines Vertrauens, und schon war Alchemburg erobert, Kolda entwichen, als Otto seine Andacht vollendet. — Da trat mit einem Male Eva hinter einer Säule hervor, und sprach zu ihm:

„Willkommen, mein frommer Ritter! ich will mit Dir zu meinem edlen Ohm ziehen.“

Otto glaubte, von Neuem zu träumen; und als er sich von der Wirklichkeit überzeugt hatte,

trat er voll Wonne aus der Kapelle heraus. Da war er sehr verwundert, weder sein Roß noch seine Waffen zu finden; und bestürzt eilte er ins Lager, um zu erkunden, wer ihn beraubt habe. Aber wie er mit dem Fräulein dort ankam, wurde er mit klingendem Spiel empfangen, und sie riefen ihm entgegen:

„Preis der Ritterschaft! sey gepriesen Du Sieger, der den Feind vernichtet.“

Umsonst wehrte Otto das Lob ab, und wie er in sein Zelt kam: fand er seine Waffen blutig, und von Stoß und Schlag voll Flecken und Beulen, sein Roß verwundet; und eine innere Stimme sagte ihm, daß der Heilige selbst für ihn gefochten habe. Ritter Otto wurde bald darauf der Gemahl der schönen Eva. Als aber Georg von Podiebrod seinen Nebenbuhler Meinhard von Neuhaus zu Prag verhaftete: schlug sich Kolba von Nachod aus Haß gegen das Geschlecht Kunstat zur Partei des Ulrich von Neuhaus, welcher es unternahm, seinen Vater zu befreien, und kämpfte tapfer gegen Georgs Heerhaufen, der ihn all seiner Güter verlustig erklärte, und die Burg Nachod angündete. Kolba verließ dann sein Vaterland, ohne daß man je wieder ein Wort von ihm vernahm.

Der

ſchwarze Rieſe.



Als Rassa, die zweite Tochter des Krokus, ihr Ende herannahen fühlte: gab sie ihrer Tochter Biela, welche sie mit dem starken Bivog erzeugt hatte, den Rath, sich in der Gegend wo kein Sonnehschein herkommt, ein festes Schloß an einem Wasser zu erbauen; und solches erhielt von seiner Herrin den Namen Blin. Wie sie aber im folgenden Jahre sich mit dem Kostial, einem starken und tapfern Manne, dem Sohne des Rados vermählte, der viele Heerden und Aecker besaß, und sich in Allem nach dem Wunsch und Begehren seiner erlauchten Gemahlin richtete: sandte auch er seine Knechte aus, einen schicklichen Platz zur Errichtung einer Burg auszusuchen. Die Knechte gingen lange im Gebirge herum. Dann kamen sie heim, ihrem Herrn zu melden, sie hätten einen gar harten Felsen gefunden, auf welchem er wohl einen festen Bau vollbringen könne; und auf Kostials Frage, wo

selber gelegen, antworteten sie, er sey gegen Mittag zwischen Bilin und dem Libin. Darauf ließ er ein hohes und wohl verwahrtes Schloß erbauen, welches er gleichfalls nach dem Namen seiner Gemahlin, Bielig nennen wollte; doch Biela entgegnete:

„Mit nichten! denn es ist genug, daß die Burg und Stadt Bilin den Namen von mir trägt; deshalb mag dieses Bergschloß nach Die Koftialow genannt werden.“

Koftial that, wie seine Gemahlin verlangte; und als die Burg vollendet war, bezog er sie mit seiner Gemahlin und ihren beiden Kindern, Etiboh und Idislawa, so daß sie gewöhnlich ein halbes Jahr in Bilin und das andere auf seiner neuerbauten Feste verlebten.

Eines Tages ritt Biela mit fünf Jungfrauen aus ihrem Gefolge von Bilin nach Koftialow: als mitten im Waldgebirge zwei Bären aus dem Dickicht hervorbrachen. Die Frauen mußten sich zur Wehre setzen, und gebrauchten ihre Waffen so gut, daß sie die beiden Bären erlegten; worauf sie wieder zu Pferde stiegen, und ihren Weg getrost fortsetzten. Aber Koftial, über die Tapferkeit seiner Gemahlin und ihrer Jungfrauen höchlich verwundert und erfreut, sandte alsbald

einige Knechte hin, die Bären in die Burg zu tragen, wo man ihnen die Häute abzog, und zum ewigen Gedenken vor dem Schloßthore aufhing.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß in Böhmen viele wunderbare Wässer entdeckt wurden. Als nun die Knechte des Kolostug, eines Nachbarn des Kostial, auf einen heißen Quell kamen, den sie Teplic nannten, und jener sich an selbem ein Schloß erbaute, in welches er mit all seinen Verwandten und Gesinde zog: entbrannte Biela in bitterm Reid, und bat ihren Gemahl, der sich eben zu Kostialow befand, er möge mit seinen Knechten ausziehen und dem Kolostug das Eigenthum dieses warmen Quells streitig machen. Der Ritter zeigte sich alsogleich willig, seiner Gemahlin Begehren zu erfüllen: aber Kolostug war bereits gewarnt, und setzte seinen Feinden eine so tapfere Gegenwehr entgegen, daß er sie an Bilin vorüber bis nach Kostialow trieb und verfolgte. Wie sich Kostial in selbe geworfen, und Biela ihm mit betrübtem Angesicht einen Becher Meth zur Stärkung reichte: befahl er, einen Knecht an seinen Vetter Kalbog nach Bilin zu senden, er möge die Beste tapfer vertheidigen. Doch ehe der Knecht abgehen konnte: kam schon ein Bote aus der Beste, und meldete, der Kolostug habe sie bereits in Besiz genommen. Da war der

Ritter sehr traurig, und jagte den Armen, der ihm so schlimme Botschaft gebracht, mit schönen Worten von daunen. Dann versammelte er all seine Krieger, ihnen zu klagen, daß Kolostug die Erbveste seiner Gemahlin eingenommen; und ermunterte sie, mit erneuter Kampfbegier auszugehen, daß sie dem Feind die Burg wieder abgewönnen.

Als aber Kalbog vor ihm erschien, rief ihm Kostial entgegen:

„O Du alter Vetter mit dem grauen Barte! wie soll ich mich an Dir rächen, daß Du mein Biltin nicht besser vertheidigt hast?“

Und Kalbog entgegnete:

„Ihr Ritter und Knechte gebt mir Zeugniß, daß ich meiner Pflicht nicht zuwider gehandelt habe: denn ich war nicht dabei, als Biltin erstürmt wurde. Erinnerst Du Dich denn nicht mehr, Kostial! daß ich Dich bat, weil mein Weib hart darnieder lag, Du mögest mir erlauben auf vierzehn Tage nach meiner Burg Klopap zu reiten? Du vergönntest mir deren dreißig — aber während ich daheim mein Weib pflegte, kam Kolostug, und nahm Biltin mit Sturm ein. — Ich habe mehr verloren als

Du, Kofstjal: denn Du bist nur um eine Weste gekommen, während sie mit meinem Blut geraubt haben, und mein Weib des Todes Beute geworden ist."

Am folgenden Tage zog Kofstjal mit all seinen Reifigen gen Vålin, um solches wieder in seine Gewalt zu bekommen. Doch das Kriegsglück schien auf immer von ihm gewichen: denn binnen Kurzem wurde Gribek gefangen, und sein unglücklicher Vater, den zwei Pfeile zu gleicher Zeit beide Augen durchbohrten, blieb hilflos unter den Todten auf dem Schlachtfelde liegen, auf welche Nachricht Frau Biela vor Schmerz das Herz brach.

Von steter Nacht umgeben lag Kofstjal, ohne zu wissen, wo er sich befand: als er plötzlich ein Säusen, gleich dem Heulen des Sturmwindes vernahm, und mit einer Stimme, die nur dem stärksten Donner zu vergleichen war, fragte es ihn:

"Wirft Du dankbar seyn, wenn ich Dir das Licht Deiner Augen wieder gebe?"

Und als der Ritter solches hoch und theuer beschwor: fühlte er, daß man ihm ein rundes Ding, gleich einem geschliffenen Stein auf die

entblößte Brust legte, wobei er einen stechenden Schmerz am Herzen fühlte. — Dann wurde ihm dasselbe auf beide Augen gelegt, die, vollkommen geheilt, sich eröffneten. — Da glitt ein dunkler Schatten wie eines großen Mannes über ihn weg, und sein hülfreicher Arzt war verschwunden. — Aber in fernhinzukommendem Donner schien es, als halle ein fremdklingender Name, den sich der Ritter nicht merken konnte.

Als Kostial seine Burg wieder erreichte, wo Abielawa seiner in großer Trauer harrete: kam es ihm vor, als sey die Wunde seiner Augen, so wie deren wunderbare Heilung nur ein vorübergehendes Traumbild gewesen; und gerne empfing er einen Boten von Kolostug, welcher ihm bedeuten ließ, er wisse wohl, daß nur Frau Mela ihm so feindlich gesinnt gewesen; und da er durch den Verlust seiner Hausfrau, mit großem Leid heimgesucht worden, sey er erbötig, ihm die Burg Witin und seinen Sohn ohne Lösegeld zurück zu geben; doch solle er in Zukunft gute Nachbarschaft mit ihm halten.

Kostial nahm das Erbieten seines großmüthigen Segners an; und sie gerlethen nie mehr in Zwist, bis nach einigen Jahren Kolostug an einer heftigen Krankheit starb. Doch war Kostial's

Freundschaft nicht aufsichtig, und er hätte sich wohl gern an jenem gerächt, daß er ihn zwei Mal mit dem Schwert, und das dritte Mal durch Großmuth überwunden hatte.

Clasens hatte Kostial auf der Beste Wille ein Stechen veranstaltet, und auch seinen Nachbar Lubomir, den hinterlassenen Sohn Ritter Kolostugs dazu eingeladen. Viele Frauen saßen um die Rennbahn, dem Kampfspiele zuzuschauen. Aber sie glichen in'sgesammt nur dem grünen Laub, und wie die Rose strahlte Zdislawa unter allen hervor. Lubomir blickte zu ihr auf, wie der Adler in die Sonne; und die sehnstichtige Gluth der Wangen schien das Metall des Helmes schmelzen zu wollen, so wie des Herzens Schlag schier den Brustharnisch sprengte. Der Jungfrau süße Blicke entflammten ihn zur Kampfbegier; und die zarte Schöne, die so sanft, wie ein Maïtag war, verwandelte den ritterlichen Jüngling in einen Gewittersturm, der alle im Rennen zu Boden warf.

Als beim abendlichen Schmaus die Pfeifen und Cymbeln erschallten, und Lubomir den Reigen des Fackeltanzes mit der holden Zdislawa eröffnete, flüsterle sie leise zu ihm:

„Edler Lubomir! nimm Dich in Acht: denn Du schwebst in großer Gefahr, Deine feste Burg am Heilquell zu verlieren.“

Da erleth der Jüngling, daß ihn Koftial nur deshalb zum Rennen und Tanzfest geladen hatte, um mittlerweile seine Beste tückischer Weise zu überfallen, und vielleicht ihn selbst im Verleß sein junges Leben hinschmachten zu lassen. Er verlor sich aus dem Saale, stieg auf sein Ross, und sprengte auf seine Burg zu. Wie er aber durch den Wald zog, sah er viele Waffenknechte Koftials sich leise und langsam seiner Burg nähern; und kaum war er daheim, gingen sie an die Wälle zu erstelgen. Da ließ sie Lubomir mit großen Steinen begrüßen, und alle in den Burggraben werfen, daß sie sammt und sonders zu Grunde gingen. Koftial hatte die schnelle Entfernung des Jünglings nicht wahrgenommen; und wie am Morgen keiner seiner Knechte heim kehrte, zweifelte er gar nicht mehr, daß die Burg genommen sey, und ritt hin. Aber auf der Warte stand Lubomir mit all seinen Kriegsknechten, und lief ihm entgegen:

„Herr Koftial! macht es künftig klüger, wenn Ihr Burgen überraschen wollt, und steht früher auf, wenn Ihr hier gebieten wollt. Aber Eurem
Töchter

„Töchterlein soll meine Burg stets offen seyn, wenn
Ihr mir solche zur Gesponsin geben wollt.“

Da sah Herr Kostial ein, daß er kein Glück
habe, wenn er etwas Feindliches gegen den Stamm
des Kolostug unternehmen wollte; und so sonder-
bar Lubomirs Werbung auch war, nahm er solche
dennoch an, so daß wenige Monden später auf
Bilin ein zweites Kampfspiel zur Vermählung
des Fräuleins Bislawa mit dem Sohne des Ko-
lostug zubereitet wurde, in welchem dieser aber-
mals mit starkem Arm die böhmischen Helden
besiegte. Aber als das Stechen schon zu Ende
ging: erschien vor den Schranken ein Ritter von
schiefer riesenhafter Größe in schwarzer Rüstung;
und wie man ihn um Namen und Herkommen
fragte, entgegnete er mit gedämpfter Stimme den
glattgeschliffnen Schild hinhaltend:

„Wenn ich meinen Namen nenne, erlischt
Eurem Herrn das Augenlicht. Geht hin, und fra-
get, ob er meinen Schild zu Schauen begehrt.“

Man stellte Herrn Kostial die Frage; und
dieser von einem unerklärlichen innern Brauen
befallen, verlangte solches nicht. Der schwarze
Ritter kam ihm bekannt vor: doch konnte er sich
nicht entsinnen, und es war ihm schier als müsse

er sich vor der unbekannten Erinnerung fürchten. Als der schwarze Ritter in die Schranken trat: versinisterte sich der Himmel, ein heftiger Sturm, als ob die Erde in ihren Grundvesten wankte, erschütterte die Burg, und von der schwarzen Lanze berührt, sank der jugendliche Bräutigam vom Kofse. — Er fühlte einen heftigen Schmerz am Herzen; und da er sich kaum erheben konnte, wurde er auf seine Gemächer getragen, um sich zu erholen.

Wie nun Abends der Saal wieder festlich geschmückt war, und der Fackelreigen begann: trat der schwarze Ritter zu der holden Braut, und zog sie zum Tanze auf. Aber wie er ihre Hand faßte: wurde diese kalt, und die Blumen, womit die Rosen ihre schönen Locken geschmückt hatten, fielen verweilt auf den Boden. Als der Tanz vorüber war, und sie zum Mahle gingen: saß Kofsthal zwischen Braut und Bräutigam, die waren blaß, und der Riesentitter reichte ihnen den Becher mit den Worten:

„Trinkt, daß Ihr Euch stärket!“

Das liebende Paar that ihm Bescheid. Aber wie sie getrunken hatten: waren sie verschwunden, als hätten sie unsichtbare Geister von ihnen getragen; und Kofsthal rief:

„Wer bist Du, feindseliges Wesen: das mir meine Lebensfreude raubt?“

Da zog der schwarze Riese einen rundgeschliffenen Stein aus dem Panzer hervor, und hielt ihm solchen mit höhnischem Donnerlachen vor. — Kostial kannte das schwarze Äpflein wohl, ob schon er es nimmer gesehen: doch konnte er die Charaktere nicht lesen, die mit Demantschrift darin gefügt waren, bis der Schwarze mit zerschmetternder Stimme rief:

„Zarfurion!“

Da erinnerte sich der alte Ritter, daß dieses der Name gewesen, der durch den fernhincollenden Donner geschallt, und seine Augen lehrten in die ewige Nacht zurück. — Das Schloß zerfiel von dem Ton der Riesenstimme in Trümmer, daß alle Hochzeitgäste getödtet und zerschmettert liegen blieben. Nur Kostial wurde von unsichtbaren Mächten auf einen hohen Fels getragen. Dort heulte er verzweifelt in den blanken See: denn die ganze Gegend hatte sich in einen weiten Wasserspiegel verwandelt, und in der Mitte wuchs ein eiserner Thurm aus einem schwarzen Felseneiland heraus, in dem bewahrte der Riese in abgesonderten Gemächern das unglückliche Brautpaar.

Aber Kofstjal schrie mit erbarmenswerthem Schmerz:

„Gieb mir mein Kind zurück, das Du von meiner Seite geraubt hast — o gieb mir meine Zdiatara zurück! Sie war ja meine einzige Freude, und tröstete mein hohes Alter durch ihre süßen Lieder.“

Und als der Alte so gesprochen: öffnete sich das Thor des eisernen Thurmes; und der Riese trat heraus, ein ungeheures Schwert schwingend, schlug damit an seinen schwarzglänzenden Schild, und rief dem Greise zu:

„Warum hast Du Dein Kind nicht besser bewahrt, daß ich sie rauben konnte? Und so Du sie wieder besitzen willst,“ fuhr er höhniſch fort, „so komme herüber und kämpfe mit sie ab.“

Da jammerte der Greis, daß er so schwach sey, und nicht vermöge, mit dem Riesen zu kämpfen: aber Etiboh, der zarte Jüngling kam herzugetrannt, und bat ihn, zu erlauben, daß er mit dem Riesen um seiner Schwester Freiheit kämpfe.

Lange weigerte sich Kofstjal, und sprach endlich:

„Bedenke, mein Sohn! wie jung Du bist, und wie gewaltig und stark der Feind, dem Du

entgegen gehest. — Doch walt' ein edles Blut
in Dir; und ich will Dir das Schwert des Pr'ez-
mislaus geben. Fällst Du aber: so stürze ich
mich in die tobende Fluth.“

In einem Nachen schwamm Eriboh über den
See; und ängstlich lauschte sein Vater nach dem
Schall der Schwerter und Schilde, und dem Ge-
töse des wilden Kampfes, das von dem Eiland
herüber scholl.

Der Riese nahm nach kurzem Kampfe auch
den Jüngling gefangen, und schloß ihn zu dem
Fräulein und ihrem Bräutigam in den hohen
Thurm. Schon wollte sich der blinde Ritter in
den See stürzen: als ein fremder Ritter auf ho-
hem Rosse ganz gewappnet einher sprengte. Nur
hatte er kein Schwert, und bot sich an, wenn
ihm Koftial diese Waffe geben wolle, seine Kin-
der aus der Gewalt des schwarzen Riesen zu be-
freien. Der Blinde gab ihm das Schwert des
Krokus, und der junge Held stürzte sich mit sei-
nem Rosse in die Fluth, schwamm hinüber, und
erlegte den Riesen.

Lange lauschte Koftial hinüber; und als das
Getöse des Kampfes verklungen war, da hörte er
bald ein Plätschern, ein Rauschen und Rudern
im See, und seine Anechte riefen:

„O Herr! Dein Schiff kommt heim, und der fremde Ritter bringt Dir die Tochter und den Sohn, den Eidam und beide Schwerter mit sich.“

„Willkommen!“ rief der Greis; „Nun wird mein Alter mit Wonne geschmückt seyn, und ehrenvoll mein Grab.“

Und der unbekannte Ritter war kein anderer, als Wesslaw der Vetter, Kalbogs Sohn, der nun nicht nur ein Hochzeitsgast blieb, sondern sich bis an sein Ende nicht mehr von Kostjals glücklichen Kindern trennte.

Die Duenna.



Donna Flora, eine der schönsten Damen von Toledo, war in einem Alter von neunzehn Jahren zur Wittwe geworden, und hatte nur kurze Zeit die neuerlangte Freiheit genossen; als sie der Zufall mit einem liebenswürdigen jungen Fremden bekannt werden ließ, dessen Reize ihr Herz alsobald einnahmen. Eine Menge von Schwüren auf der einen, und große Leichtgläubigkeit auf der andern Seite, ein feierliches Eheversprechen und die förmliche Verlobung in Gegenwart eines alten Stallmeisters und der Annuie der Wittwe, setzten den glücklichen Fremdling bald in den Besitz seiner wunderschönen Geliebten. Aber nach kurzer Zeit erklärte der Brautigam, sein ferneres Fortkommen fordere eine augenblickliche Reise nach Madrid; und die kluge Wittwe, für welche das Glück ihres Liebings das erste Augenmerk war, besorgte selbst die Anstalten zu seiner Reise, um nach der Rückkehr auf ewig die seinige zu werden.

Den Tag nach der Abreise des Bräutigams, fand die Amme, welche sein Gemach in Ordnung zu bringen beauftragt war, eine Schachtel mit einem Bilde und ein Billet; sie trug beides zu ihrer Gebieterin, welche mit Erschrecken ein Damenportrait von ausgezeichneter Schönheit und folgende Zeilen fand.

„Mein lieber Vetter! Ich sende Euch das
„Bild der schönen Elvira. — Ihr werdet sie
„noch reizender finden, als sie der Maler darzu-
„stellen vermochte. — Ihr Vater, Don Petro
„de Silva, erwartet Euch mit Sehnsucht, und
„bewilligt die vortheilhaften Bedingungen, welche
„Ihr wünschtet. Alles dieses verdient wohl, daß
„Ihre Eure Reise beschleunigt.

Sebaldo.“

Brief und Schachtel waren an Don Manuel de Sandomal adressirt, und die Wittve sah nun, daß ihr Geliebter, um sie auf's Grausamste zu täuschen, sogar einen falschen Namen angenommen hatte, da sie ihn nur als Don Astolfo de Carrera kannte. Als sie diesen Verrath inne ward, waren Schmerz und Schaam ihre ersten Gefühle; aber diese verdrängte bald eine heftige Begierde, Alles zu wagen, um das ihrer Ehre

drohende Unglück zu vermeiden, und die Freicath des liebenswürdigen Verführers mit Donna Elvira zu hintertreiben.

Da sie durch ihre Kundschafter erfuhr, daß Don Manuel einige Meilen von Toledo vor allzu großer Eile mit dem Pferde gestürzt sey, und sich in einem einsamen Wirthshause längere Zeit aufhalten müsse, um von einer bedeutenden Verletzung am Arme geheilt zu werden: benutzte sie diesen Aufhalt, um früher als er in Madrid anzukommen. Sie verbarg sorgfältig ihren Namen und Stand; und nachdem sie mittelst des Beistandes einer dienstfertigen Zigeunerin ihr Antlitz mit der Farbe des Alters getüncht hatte, fand sie durch einen ihrer Verwandten, dem sie den ganzen Vorfall entdeckte, Gelegenheit, in der Eigenschaft einer Duenna in das Haus des Don Petro und an Elvirens Seite zu kommen, welche von ihrem Anstand und edlen Wesen augenblicklich gewonnen, sie gerne aufnahm.

Don Manuel kam endlich gleichfalls in Madrid an, und wurde seiner Braut vorgestellt, ohne die bescheidene Person einer Duenna (welche nur von den Liebhabern mit Auszeichnung behandelt zu werden pflegen), sehr aufmerksam zu

betrachten, welche mittlerweile kein Mittel vor-
schmte, das Bündniß zu vernichten, welches zu
ihrem großen Schaden und Nachtheil geschlossen
worden war. Schon den Tag vor Manuel's
Ankunft langte auch ein schlecht versiegelter Brief
unter dessen Adresse in dem Hause seiner Braut
an. Die Duenna übernahm denselben: — Durch
ihre Unvorsichtigkeit ging er vollends auf; und
sie gestand dem Fräulein nicht nur ihr Ungeschick,
sondern auch die Gewalt weiblicher Neugierde,
welche ihr nicht erlaubt habe, das zufällig geöff-
nete Schreiben ungelesen zu lassen, nun aber
hielte sie es für ihre Pflicht, ihr dessen Inhalt
mitzutheilen, und sie vor einem Verräther zu war-
nen, der sie gewiß unglücklich machen werde.

Der Brief war „Isabella“ unterzeichnet,
und that von einer heimlichen Heirath mit Don
Manuel und mehreren Pfändern ihrer Liebe
Erwähnung.

Umsonst behauptete der Bräutigam, welchem
der Brief vorgehalten wurde, seine Unschuld, und
erklärte Alles für die schwärzeste Verläumdung.
Elvira glaubte ihm nicht, und gestand ihrer
Duenna, welche immer mehr ihr Vertrauen zu ge-
winnen rufte, wie gerne sie alles Böse von ihrem

bestimmten Gemahl glaube, da ihr Herz bereits an Don Miguel de Souza verschenkt sey.

Die schlaue Duenna benutzte diesen Wink, um den Geliebten ihres schönen Bögling's mit in ihren Plan zu verflechten; und damit sie ihr Ziel desto gewisser erreiche, bat sie Don Petro schriftlich, sich eines Abends in einem bestimmten Hause einzufinden, wo sie unverkleidet in allem Glanze ihres Ranges erschien, sich ihm zu erkennen gab, und ihn zum Vertrauten des traurigen Abentheurers mit seinem treulosen Schwiegervater machte. Ohne zu ahnen, daß die fremde Dame keine andere als die Duenna seiner Tochter sey, versprach er ihr willig seinen Beistand, um einen Undankbaren zu seiner Pflicht zurück zu führen; und eilte nach Hause, die Führerin seines Kindes mit den Gefahren bekannt zu machen, welche Elviren durch die Nähe eines so einnehmenden Verführers bedrohten, und ihr vermehrte Sorgfalt auf das Fräulein zu empfehlen. Verdrüsslich hörte er, daß die Duenna abwesend sey, und beschloß, ihre Nachlässigkeit durch eigene Achtsamkeit zu ersetzen, in welcher Absicht er jeden Schritt Elvirens bewachte.

Mittlerweile hatten sich die beiden jungen Damen einander wechselweise ganz anvertraut; und

Elvira, mit ihrer neuen Freundin einverstanden, gab endlich dem feurigen Dringen ihres Bräutigams nach, welcher sich nur eine geheime Unterredung erbat, um sich vor ihr von allem Verdachte zu reinigen, und versprach, ihn Abends im Gartensaal ihres Vaters zu empfangen. Durch einen alten Bedienten, welchem Don Petro die strengste Wachsamkeit eingeschärft hatte, wurde diese Verabredung zum Theil verrathen; und Don Petro entsetzt, daß sich seine Tochter so weit vergessen konnte, in eine so innige Verbindung mit diesem verdächtigen Manne einzugehen, beschloß, selbst ein Augenzeuge dieses Rendezvous zu seyn. Er verbarg sich in ein Gemach neben jenem seiner Tochter. Sobald er ein Geräusch vernahm, trat er in dasselbe; der alte Diener trug die Fackel vor; und er fand zu seinem großen Erstaunen nicht den treulosen Bräutigam, sondern den jungen welchen Don Miguel aus dem mächtigen Hause de Souza, gegen dessen Bewerbungen er nichts einzurücken gehabt, als sein früheres Versprechen an die Familie Sandoval. Die beiden Liebenden beruhigten ihn leicht, und er genehmigte die Wahl seiner Tochter. „Doch“ versetzte Elvira, „zu meiner Entschuldigung muß ich schon verrathen, daß ich nicht die einzige in Ihrem Pallaste bin, die einen

Liebhabeer versteckt hat; und ich hoffe nicht allzu streng darüber getadelt zu werden, da ich nur dem Beispiel meiner Duenna folgte."

Mit diesen Worten nahm das Fräulein dem Bedienten die Fackel aus der Hand, und führte ihren verwunderten Vater und Don Miguel nach dem verschlossenen Gartensalon. Don Pedro wollte eintreten: aber Manuel verweigerte die Eröffnung, und versicherte mit großer Zuversicht, er befinde sich hier mit seiner Gemahlin Donna Elvira de Silva.

"Mit nichts!" rief Don Pedro, „meine Tochter hat so eben ein andres, ihrer würdigeres Bündniß geschlossen."

"Ja," fügte das Fräulein hinzu, „ich bin vor der Thüre; und Ihr mögt wissen, daß Ihr in Gesellschaft der schönen Donna Flora seid, welche freilich ein Recht hat, von Euch als Eure Gemahlin anerkannt zu werden."

Wie die Thüre eröffnet wurde, und der Schimmer des Fackellichtes auf das blasse Antlitz der reizenden Flora fiel: überhäufte sie den Verräther mit Vorwürfen, die er nur mit stummen Erstaunen erwiderte. Reue ergriff den Leichtsinnigen; und als Don Pedro drohte, sein

ganzes Ansehen zu gebrauchen, um der getäuschten Dame zu ihrem Rechte zu verhelfen, Don Miguel ihn ermahnte, den Gesetzen der Ehre Folge zu leisten, und die schöne Flora in Thränen zerfloß, stürzte er zu ihren Füßen, ihre Verzeihung zu flehen, die sie dem noch immer Geliebten nur zu leicht ertheilte, und die Vermählung beider Paare geschah an einem Tage in Don Pedro's Pallast.

Die
wei ß e H a n d.



Im Königreiche Böhmen lebte einst ein wackerer und rüstiger Fleischhauergeselle mit Namen Wenzel. Der aß sein Brot bei einem alten Metzger unweit der Hauptstadt. Wie er eines Tages am Schleiffleine saß, sein Schlachtmesser zu wehen: da kam ein kleines, liebliches Dirnlein von holdem Angesicht daher gegangen, welches nur ein lustiges Gewand von heller Farbe und absonderlichem Schnitte trug, wie solcher in Böhmen gar nicht gebräuchlich war — und als die Dirne zu Wenzel kam, sprach sie:

„Guten Tag! wie geht es, mein lieber Geselle?“

Und Wenzel antwortete:

„Großen Dank! es könnte wohl besser seyn.“

Aber als er die Dirne anschaute: kam es ihm vor, als wäre ihr Antlitz mit übergroßem

Liebreiz übergossen, und er sah ein wunderschö-
nes Händlein von blendender Weiße. — Da
wurde es ihm ganz eng um den Busen; er fühlte
einen großen Schmerz; und die flinke Dirne schritt
eifertig in den nahen Wald, als hätte sie dort
was zu suchen. — Doch Wenzel war von
einer so unwiderstehlichen Sehnsucht ergriffen, daß
er ihr auf dem Fuße folgen mußte, und rief:

„Du schönes Mägdelein! höre meine Worte!“

Aber die Dirne gab keine Antwort mehr, und
verschwand endlich im dichten Walde, daß sie der
Gefelle nicht mehr sehen, und ihr nicht weiter
folgen konnte. Seit dieser Zeit schmeckte dem
armen Wenzel weder Essen noch Trinken, wenn
es gleich noch so kostbar und kunstreich zubereitet
war; und wenn alle schliefen, hörte er jeden
Schlag der Thurmuhre, so wie das Schnarchen
der Kameraden. Seine Arbeit hatte kein Ge-
heim mehr: denn immer stand die schlanke, zier-
liche Dirne vor ihm, und er vergaß darüber was
er zu thun hatte; bis er es endlich nicht mehr
aushalten konnte, und zu einem seiner Mitgesel-
len von seinem verschwundenen Liebchen sprach:

„Wenn man ihr ins Auge schaut, so muß
sich ein jeder darein verlieben. Nie habe ich einen

so wundersüßen Ton der Stimme gehört, als mit dem sie sagte „Guten Tag! wie geht es, mein lieber Geselle?“ — Und nimmer habe ich eine so wunderlicbliche, weiße Hand gesehen, als mit der sie mich freundlich grüßte. — Dort floh sie in den Wald, und ich konnte sie nicht mehr sehen. — O, wer erspäht mir ihr Haus, und sagt mir, wo ihre Mutter wohnt? — Aber ich werde Alles im Stiche lassen und fortlaufen in alle Welt. Von Dorf zu Dorf will ich suchen, von Haus zu Haus; vielleicht treffe ich sie irgend wo an: denn wenn ich sie nicht finde, werde ich nimmermehr gesund.“

Thomas beruhigte seinen betrückten Kameraden, es werde vielleicht noch möglich seyn, die schöne Dirne wieder zu sehen; und durch solchen Trost gestärkt entschlummerte Wenzel in der folgenden Nacht ein wenig. Da kam es ihm vor, als nahe die zierliche Dirne, und spreche wieder zu ihm:

„Guten Tag! wie geht es, mein lieber Geselle?“

Und als sie das schneeweiße Händlein auf seine Stirn legte: da wurde ihm auf einmal ganz seltsamlich zu Sinne, und er sprach zu sich selbst:

„Du taugst mit deinem unruhigen Sinne doch nicht mehr zu einem bürgerlichen Gewerbe; und es ist dir wohl hier im Traume ein guter Gedanke gekommen, daß du dich zu dem kaiserlichen Schloßhauptmann nach Eger begiebst, um Kriegsdienste zu nehmen. Wenn dann, über kurz oder lang, der hohe Herr wieder in Feld gezogen: wirst du im Toben der wilden Feldschlacht das verlorne Liebchen am leichtesten vergessen!“

Wenzel setzte seinen Entschluß ins Werk, wie er sich solchen ausgedacht; und da er ein schmucker Bursche war, nahm ihn der Schloßhauptmann wohl gerne unter die kaiserlichen Truppen auf. Aber als er das erste Mal vor der Wohnung des Schloßhauptmanns Wache stehen mußte, glang es ihm gar sonderbar. Kaum war er eine halbe Stunde auf seinem Posten: so kam seine holde Dirne über den Platz daher. Doch war sie diesmal nicht so abentheuerlich und lustig, sondern nach der Sitte des Landes gekleidet; und schritt mit einem Betbüchlein in der Hand ganz still und züchtiglich vorüber und in die Kirche, ohne den Blick vom Boden zu erheben, geschweige denn, daß sie auf den Soldaten geschaut hätte. Nach drei Viertelstunden schritt sie denselben Weg zurück, so daß es dem armen Gesellen über die

Maßen schwer wurde, nicht Pflicht, Eid und Posten zu vergessen und im Striche zu lassen, um der liebreizenden Dirne nachzulaufen. Als der junge Kriegermann abgelöst worden, und wieder auf die Hauptwache kam: forschte er unter seinen Kameraden eifrig nach, ob Keiner von der schönen Jungfrau wisse, und beschrieb selbe so deutlich, daß sie Alle erkannten, und ein alter Feldwebel ausrief:

„Ei! bist Du auch schon für die schöne Magdalene entbrannt? — Nun, hüte Dich, daß der Schloßhauptmann solches nicht inne wird: denn er hat einen gleichen Geschmack mit Dir; und so verdrüsslich er darob ist, daß er das tugendhafte Mädlein auf keine Weise gewinnen kann, eben so übel würde er es wohl aufnehmen, wenn Einer von uns sich gelüsten ließe, seinen Blick auf sie zu werfen.“

Und als Wenzel fragte, wer die Jungfrau sey, fuhr der Feldwebel fort:

„Ihre Mutter ist die Wittfrau eines wackern Corporals, der im letzten Türkenkriege vor Wien geblieben ist, und ihr kein anderes Erbe hinterlassen hat, als dieses schöne und sittsame Kind. Sie müssen sich Beide mit der Arbeit ihrer Hände

gar mühsam ernähren; und weil es der Alten schier zu schwer wurde die Miethe zu zahlen, hat sie den Schloßhauptmann gebeten, ihr die Wohnung in dem alten Herrnthurme zu überlassen. — Dieses ist eine verlassene Wachtstube, nebst einer eingefallenen Küche; und der Hauptmann konnte ihre Bitte leicht gewähren, da der ganze Thurm leer und unbenutzt steht.“

Als der junge Kriegermann durch fortgesetzte Fragen erfahren hatte, daß Magdalene niemals in der Gegend der Hauptstadt gewesen, ja seit ihrer Geburt nicht über eine Meile von der Feste Eger sich entfernt habe: sah er wohl ein, daß sie es nicht selbst gewesen seyn könne, die ihn mit dem freundlichen „Guten Morgen“ begrüßt habe; doch sah er diese Erscheinung als ein Zeichen an, daß ihm Magdalene zur Gesponsin bestimmt sey, und konnte nicht erwarten, bis es ihm glücken werde, sie kennen zu lernen.

Eines Tages ging die arme Wittfrau zur Messe, und befahl Magdalenen, in der Küche große Bohnen zu kochen und auszuhülsen. Als nun das Magdlein mit ihrer Arbeit schier fertig war, und am Herde stand: sah sie aus der alten Mauer eine schneeweiße Hand hervorragen, welche drügestalt geöffnet war, als sollte Jene etwas hinein legen. Magdalene war anfänglich verwundert; dann meinte sie, es müsse doch noch Einwohner in diesem Thurme geben, und es wolle wohl Einer ihrer Nachbarn Scherz mit ihr treiben. Deshalb nahm sie eine Hand voll Hülsen, und warf selbe in die ausgestreckte Hand, welche sich alsbald schloß, und in der Mauer verschwand. — Doch im nächsten Augenblicke kam sie eröffnet wieder hervor; und Magdalene füllte sie so lange, als sie noch Hülsen hatte. Aber als das Spiel aus war — siehe! da kam die Hand noch drei Mal aus der Wand hervor, und warf die Hülsen wieder auf den Herd, welche sehr schwer auf die Ziegeln fielen. Dann vernahm Magdalene ein starkes Klatschen, gleichwie von vielen hundert Händen, wor-

über sie erschrock, und froh war, als sie ihre Mutter die Treppe hinauf gehen hörte, welche eben aus der Kirche heim kam. Die zitternde Dirne erzählte alsbald den ganzen Vorfall, und die Alte ging selbst in die Küche. Aber wie groß war ihr Erstaunen: als sie in jeder Hölse einen Dukaten, mit dem Gepräge Kaiser Rudolph II., fand, und deren 73 in der Asche lagen. Da sie jedoch weder der weißen Hand, noch dem reichen Geschenke traute, und meinte, daß unter selbem ein Fallstrick verborgen seyn könne, welchen man ihrer schönen Tochter legte: so ging sie alsogleich mit dem Golde zum Schloßhauptmann, um ihm die ganze Sache anzuzeigen. Dieser mußte nun gar zu wohl, daß in der Nähe des Herrnthurmes Niemand wohnte, noch Einer an der steilen Außenwand hinauffsteigen konnte: doch ging er mit der alten Wittfrau in ihre Wohnung, sich durch den Augenschein zu überzeugen. Damit aber mehrere Zeugen dabei seyen: nahm er einige Leute von allen Chargen mit sich; worunter sich, durch einen glücklichen Zufall, auch Wenzel befand.

Als der Schloßhauptmann die Oeffnung in der Mauer betrachtete, aus welcher die weiße Hand gekommen war: sah er leicht ein, daß selbe keinem menschlichen Wesen angehöre. — Auch erschien sie bald wieder in der Wand, und drohte dem Hauptmann mit dem Zeigefinger, welcher seiner früheren Absichten auf die keusche Jungfrau sich erinnernd, in große Verlegenheit gerieth. Dann deutete die Hand auf *Wenzel*, und schien ihm einen freundlichen Gruß zuzuwinken, als wolle sie andeuten, er sey bestimmt, diesen Schatz mit *Magdalenen* zu theilen. Mutter und Tochter blickten auf den schmuckern Butschen, und schienen die Bewegung der freigebigen Hand gar gern also zu deuten: während der alte Feldweibel in der Asche herum stöberte, und darin noch zwei Hülsen mit Dukaten gefüllt fand. Der Schloßhauptmann wechselte das Gold aus, wodurch die schöne *Magdalene* einen reichlichen Brautchatz erhielt, und sich mit dem übergläucklichen *Wenzel* verheirathete, welcher auch die Mutter zu sich nahm, und immer mit großem Entzücken an das schöne Schattenbild dachte, das

ihn seinem Glücke und einem so holden Weibe in die Arme führte.

Der Schloßhauptmann hoffte in dem alten Thurme einen großen Schatz zu finden; und ließ ihn, unter dem Vorwande er sey baufällig, bis auf den Grund abtragen. Aber alle Mühe und Arbeit war fruchtlos, und man fand nichts.

Die
graue n Männer.



Die Beste Richemburg, welche im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts dem edlen Geschlecht der Berka von Dub und Lipa gehörte, war seit Menschengedenken unbewohnt: weil man darin zur Nachtzeit ein großes Gepolter und Unruhe verspürte. Die Herren des Schlosses überließen dasselbe den Poltergeistern zur Wohnung, und mit leise erhobenem Finger zeigten die Wanderer einander solches als Tummelplatz schädlicher Wesen. Eines Tages kamen zwei Kapuziner, Pater Seraphin, und ein alter Lavenbruder, Bernhard genannt, in das am Fuß des Berges liegende Amtshaus; sie wurden gastlich aufgenommen, und während des Mahles theilte der Amtmann seinen Gästen die Spuckgeschichten von dem alten Schlosse mit, und wie alles fruchtlos angewendet worden, die unruhigen Geister zu erlösen, oder ihre Gewalt zu dämpfen. Da erbot sich Pater Seraphin mit seinem Gefährten, die Nacht-

herberge in dem Schlosse zu nehmen; und als der Amtmann seinen Muth bewunderte, meinte der Lappenbruder, das sey eine angeborene Gabe, weil der Pater eines Jägers Sohn sey. Der Geistliche erkundigte sich sodann weiter, ob keine Kapelle im Schlosse sey, um nach Mitternacht einen Gottesdienst halten zu können, und vermittelst dessen vielleicht die Erlösung der Geister zu erleichtern; worauf der Amtmann ihn versicherte, es sey eine Kapelle im Schlosse, zwar etwas verfallen, doch der Altar müsse noch in gutem Stande seyn. Pater Seraphin bat den Amtmann nebst einigen Lebensmitteln für seinen Begleiter, um das Nöthige zum heiligen Messopfer; und jener schaffte Alles mit der größten Bereitwilligkeit herbei. Doch wollte niemand von den Knechten und Mägden sich entschließen, die Sachen jetzt in der Dunkelheit aufs Schloß zu tragen, und sie erklärten sich, als ihr Herr schalt, lieber alsogleich ihren Dienst zu verlassen. Es blieb daher kein anderes Mittel, als daß die Mönche sich selbst damit beluden, welche dem Amtmann eine gute Nacht wünschten, und mit dem Schläge der zehnten Stunde nach der Burg zogen, wo sie so lange herum suchten, bis sie endlich die Kapelle gefunden hatten. Pater Seraphin bereitete Alles zur Messe zu, wobei sein

nem Gefährten gar nicht wohl zu Muthe war. Er hätte viel lieber die Nacht im Almhause zugebracht; doch wagte er nicht zu widersprechen. Wie es zwölf Uhr geschlagen hatte, und der junge Geistliche vor den Altar trat: mußte er ihm zur Linken niederknien, als er plötzlich von einem tiefen Schlafe überfallen wurde, und lautlos zu Boden sank.

Pater Seraphin machte, wie es gebräuchlich ist, den Anfang der Messe mit den Worten:

„Introibo ad altare Dei.“

worauf ihm eine unbekannte hohle Stimme antwortete:

„Ad Deum, qui laetificat juventutem meam.“

Der junge Geistliche wunderte sich über den Ministranten, und begann zum zweiten Male: aber dieselbe Antwort erschallte von mehreren Stimmen. Da dachte er, es könnten nimmer böse Geister seyn, welche das Wort Gottes nachsprachen, empfahl sich in den Schutz des Himmels, und fuhr beherzt fort. Doch wie er zum „Dominus vobiscum“ kam, und sich umwenden mußte: erblickte er um den Altar eine kniende Reihe grauer Männer, in weite Mäntel gehüllt, die ihre Arme gegen den Altar empor streckten.

Erstes Bändchen.

Er fuhr in der Messe fort; und obschon Bern-
hard in tiefen todtenähnlichen Schlaf versenkt zu
den Füßen des Altars lag, wurden doch seine
Functionen bei der heiligen Handlung pünktlich
verrichtet. Denn die grauen Männer gaben dem
Besorger die gehörigen Antworten, und die zwei
nächsten erhoben sich zu rechter Zeit, und dien-
ten ihm bei der Messe. Wie der Kapuziner
das Brod brach: wandte er seine Rede an die
nächstlichen Zuhörer, und beschwor sie im Namen
des lebendigen Gottes, zu sagen, was ihr Be-
gehrt sey.

Die grauen Männer erhoben sich langsam,
und feierlich schwebten sie an dem Vater vor-
über, nur der Letzte blieb vor ihm stehen und
sprach mit leiser Stimme:

„Wir alle, die Du hier siehst, sind die un-
glücklichen Wesen, welche seit hundert Jahren
dies Schloß beunruhigen, weil wir unrechtmäßige
Besitzer der Herrschaft waren; und wir werden
nicht eher zur Ruhe kommen, bis dieselbe ihrem
rechten Eigenthümer übergeben worden ist. Die-
ser wohnt weit von hier in den Wäldern von
Opotchno, und Du wirst seine Wohnung an
einem großen Firschgeweih erkennen, wenn Du
ihn aufzusuchen gehst. Unsere Urgroßmutter hatte

als Amme des jungen Herrn von Berka mit trügerischem Sinne ihr Kind mit jenem vertauscht, dessen Nachkommen von dannen gezogen sind. Der falsche Grundherr blieb hier; und weil wir von ihm abstammen, müssen wir, unschuldig an dem Vergehen, wie er selbst, seine Strafe theilen. Keiner von uns ist zu hohem Alter gelangt (wie es auch dem gegenwärtigen Besitzer ergehen wird), sondern vor der Zeit ergraut; und wir werden dann erst in die Ruhe eingehen, wenn der arme Jägersohn zu seinem Erbe gelangt."

Nach dieser Rede verschwand der graue Mann, Bernhard erwachte, und hatte nichts von dem ganzen Vorgange vernommen. Aber Pater Stephanus las die Messe zu Ende, und suchte alsdann mit seinem Gefährten das Lager. Doch dauerte es lange ehe ihn der Schlaf beschattete, und er sann über die sonderliche Kunde nach, die ihm der graue Mann ertheilt hatte. Die Wälder von Dpotschno waren ihm wohl bekannt, da er der Sohn eines Försters aus jener Gegend war; und es blieb ihm kein Zweifel, daß der dortige Forstförster, seines Vaters Vorsteher, der rechtmäßige Besitzer von Richemburg war. Unter solchen Gedanken schlief er endlich veranußt ein, und erzählte beim Frühstück dem Amtmann

das Abenteuer der Nacht. Der aber nahm den Bericht ziemlich verdrüsslich auf, und entließ den Kapuziner mit einer kalten Dankagung.

Als Pater Seraphin wieder in sein Kloster nach Prag zurück gekommen war: hielt er es für seine Pflicht, die Anzeige über diesen Vorfall zu machen; und das Gericht trug ihm auf, die Sache mit einem Commissarius an Ort und Stelle zu untersuchen. Mit diesem eilte er in die Gegend seiner Heimath; und noch ehe er seine Aeltern heimgesucht, begab er sich zum Jägershause, wo ihm das wohlbekannte Hirschgeweih entgegen ragte. — Er klopfte an die Thüre, und seine Mutter öffnete sie, die er nach den ersten jätlichen Begrüßungen ganz verwundert fragte, wie sie denn hieher komme. Da erfuhr er, daß der alte Oberförster gestorben, und sein Vater in dessen Stelle eingerückt war.

Auf Pater Seraphins Frage, sing sein Vater ihm den Verlauf dieser wunderbaren Geschichte folgendermaßen zu erzählen an:

„Du mußt wissen, daß Du nicht, wie Du meinst, hier in Dvotschno, sondern in Niekemburg geboren bist, wo auch ich das Licht der Welt erblickt habe. Ich stand als Förster im

Diensten der Herren von Berka, und wohnte im Erdgeschoße der alten Burg. Das obere Stockwerk war seit vielen Jahren unbewohnt — gleichwohl sah man oft zur Nachtzeit alle Gemächer hell erleuchtet; und man wunderte sich oft über meinen Muth, in der Nachbarschaft der Gespenster zu hausen. Doch lebte ich da mehrere Jahre, ohne etwas Unheimliches zu bemerken. Eines Tages legte ich mich vor dem Schlosse unter eine große Linde, mich durch einen kurzen Schlaf zu stärken; mein Weib war in ein benachbartes Dorf gegangen, und die beiden Bräuer, Dein älterer Bruder und Du, saßen ruhig neben einander auf der Ofenbank. Aber ehe ich ganz einschlummern konnte: sah ich mit halb offenen Augen Deinen Bruder, der damals etwa vier Jahre alt war, auf mich zukommen, welcher die rechte Hand in die Höhe hielt, als ob ihn jemand daran leite. Den Führer konnte ich nicht sehen; und war ganz verwundert, als der Unsichtbare das Kind an den schroffen Abhang des Felsens leitete. — Erschrocken fuhr ich auf; und wie ich, das Kind zurückzuhalten, dessen Händlein ergriff, sah ich zugleich eine zweite kalte Hand. Aber der Knabe war ganz unerschrocken, und auf die Frage, wer ihn denn hieher geleitet, entgegnete er:

„Ein alter Mann in grauem Gewande ist zu mir vor die Ofendank getreten, und hat mit von vielen schönen Dingen gesprochen, die ich bekommen sollte, wenn ich ihm folgen würde.“

Froh, mein Kind der drohenden Gefahr ent-
rissen zu haben, führte ich es wieder nach Hause;
aber wie wir des Abends am Tische saßen, hörte
ich eine Stimme, welche mich beim Namen rief:

„Willibald! Willibald!“

Erstaunt stand ich auf, und öffnete die Thüre:
da stand ein grauer Mann vor mir, wie solchen
vorher der Knabe beschrieben hatte, und winkte
mir, ihm nachzufolgen. In frohem Muth ließ
ich mir das nicht zwei Mal sagen; und wie wir
an den Felsen kamen, wo vorher das Kind ge-
standen, that sich dieser weit auf, wie ein Thor,
und ein Licht schimmerte heraus. — Mir graute
es zwar ein wenig vor dem sonderlichen Eingang
in den Schooß der Erde; doch folgte ich. —
Bei den ersten Schritten kam uns eine große
Schlange mit rothglühenden Augen entgegen; aber
der graue Mann trieb sie mit seinem langen Stabe
vor sich her, und ich schritt hinterdrein. Immer
heller und heller wurde der Pfad, bis wir end-
lich in eine weite Halle kamen. Da stand in der

Mitte ein kleiner Sarg von vielen Lichtern umgeben, auf welchem zwei Wachsfackeln brannten. Eine in grauen Schleier verhüllte Jungfrau besah mich durch Zeichen, die Flamme der Fackeln zu reinigen. Doch wie ich solches verrichten wollte: erlosch die eine Fackel, und ich vernahm ein Stöhnen wie eines Sterbenden. Ich entsetzte mich: aber die Jungfrau ergriff die zweite Fackel und süßte mich an den Wänden der Halle herum. Da ruhten viele Männer und Frauen in steinernen Särgen; und wie wir herum kamen, erhoben sich all diese Bewohner der Todtenhalle langsam und feierlich, bildeten einen weiten Kreis um den Kinderfarg in der Mitte, und knieten nieder, als wollten sie bei solchem beten. Da wollte es mich bedünken, als seien mir die Züge einiger wohl bekannt; und ihr frommes Beginnen machte mir Muth, den Führer im Namen Gottes zu beschwören, er möge mir sagen, wer diese seien, und warum er mich hieher geführt."

Der graue Mann entgegnete:

„Noch ist es nicht Zeit!"

Die stille Versammlung schien durch meine Rede gestört worden zu seyn; und der Führer geleitete mich durch eine Thüre aus der Halle,

die er hinter mir zuschloß. Ich befand mich in tiefer Finsterniß, und tappte an nassen Wänden immer weiter fort, bis ich an eine kleine Treppe kam. Diese stieg ich hinauf — ein schwacher Lichtschein schien von oben zu kommen — ich erhob meinen Blick, und sah einen Stern am Himmel, auch hörte ich in der Nähe Wasser rauschen. Endlich aber fand ich ein herabhängendes starkes Seil, und errieth nun, daß ich mich auf dem Grunde des Schloßbrunnens befände, in welchem durch ein großes Rad das Wasser herausgetrieben wurde. — Ich sah wohl ein, daß ich warten müsse, bis Jemand Wasser nöthig habe, und faßte mich in Geduld. Zwischen dem Gemäuer wuchs Brunnentresse, welche ich abriß, und mit damit durch fünf Tage und Nächte das Leben fristete. — Endlich hörte ich an der Oeffnung des Brunnens Leute sprechen, und erkannte die Stimme meines Weibes und zweier Nachbarn. — Ich rief hinauf: aber sie hörten mich nicht vor dem Rauschen des Wassers und der großen Höhe. Ich wartete bis der Eimer herunter kam; und als er gefüllt hinauf gezogen wurde, goß ich die Hälfte des Wassers aus, und setzte mich im Namen Gottes auf den Rand desselben. — Damit aber meine Freunde durch diese plötzliche Erscheinung nicht zu sehr er-

schrecken möchten, rief ich auf dem Wege den Namen meines Weibes. — Sie erschrak, weil sie Anfangs meine Stimme nicht erkannte, und schaute rings herum, wer sie gerufen habe. — Da kam ich endlich, auf dem Eimer sitzend, todt-tenbläß und mit gebleichtem Haar aus dem Brunnen heraus; und wie sie mich erkannten, halfen sie mir vollends heraus.

Mein Weib war eben so verwundert als erfreut, ihren Gatten nach so langer Entzehrung unverhofft wieder zu sehen; und sie hatte während der Zeit meines Aufenthaltes im Brunnen das große Leid erlebt, ihren ältesten Sohn zu Grabe zu tragen, wovon sie noch so sehr erschüttert war, daß ich Bedenken trug, ihr meine unterirdischen Abenteuer zu erzählen. Statt dessen machte ich mich auf den Weg zu dem Herrn von Berka, ihn um meine Entlassung zu bitten, weil ich es auf Richemburg vor Schwermuth und Bangigkeit nicht mehr aushalten konnte. Als ich aber im großen Saale meines damaligen Herrn harrte, und die Ahnenbilder betrachtete: kamen mir manche gar bekannt vor, und bald zweifelte ich nicht mehr, daß ich im Innern der Erde für meinen kleinen Sohn beten gesehen. Ich erzählte dem Ritter den ganzen Verlauf; und als ich hier

In Spotschno wieder einen Dienst als Förster gefunden hatte, beschloß ich, Dich dem Herrn zu weihen, und wie Du heran gewachsen warst, sandte ich Dich auch in das Kloster der Kapuziner zu Prag."

Während der gerichtlichen Untersuchung gelangte die Botschaft an, daß Herr Heinrich von Berka, der Besitzer von Richemburg, das Zeiliche gesegnet habe, und das Gut wurde dem Oberförster übergeben. Da dieser aber keine Kinder hatte, als den Pater Seraphin: so fiel Richemburg nach seinem Tode an eine andere Linie der Herren von Berka auf Dub und Lipa, und kam endlich durch Vermählung an die Herren von Kinsky und Lettau.

Die Geisterschenke.

Ein armer Bürgermann, Michael Strelitz, aus dem Stadtlein Elbochowitz, hatte eines Tages ein Gewerbe in Trebnitz; und wie er vor den Ruinen der Hasenburg vorüberging, die mit ihrem runden Thurm auf hohem Bergesrüden so stattlich prangen, kam ihm die Lust an, das alte Gebäude ein wenig in der Nähe zu betrachten. Er stieg den Berg hinan; und wie er zwischen dem alten Gemäuer herum ging, fand er eine breite Treppe, die in die unterirdischen Gewölber zu führen schien. Beherzt ging er hinunter, und kam endlich in einen großen Keller. An beiden Seiten sah er große Fässer stehen; und weil die Sonne durch die Kellertlöcher hinein schien, konnte er deren achtzehn zählen, von welchen jedes etwa 50 Eimer halten mochte. Die zwei vordersten Fässer hatten Hähne, und unter denselben stand ein irdenes Gefäß, wie man unterzusetzen pflegt, daß kein Wein auf die Erde rinne. Michael konnte sich nicht enthalten, den Hahn an einem Fasse zu drehen; und verwunderte sich nicht wenig, als ein Wein wie Del herausfloß. Er versuchte denselben, und mußte sich gestehen, in sein

nen Leib noch kein so kostbares Getränk verkostet zu haben — so daß er nur bedauerte, kein Geschütz bei sich zu haben, damit er auch seinem Weib und Kindern einen Nachtmund aus diesem Fasse mitbringen könnte. Michael trank flüchtig; dann ging er seinen Geschäften in der Nachbarschaft nach, und ersann sich auf dem Wege einen Plan, wie er sich dieses Weins zum Theil bemächtigen könne. Er kaufte zu Liebzig ein Paar große irdene Flaschen und einen Trichter; und als er vor Sonnenuntergang wieder an den Berg kam, ging er abermals in den Schloßkeller, und füllte seine Flaschen an. Wie er aber schwer beladen den Keller verlassen wollte: sah er an der Treppe drei alte Männer vor einer großen schwarzen Rechentafel sitzen, und mit Kreide darauf schreiben. — Michael hätte mit großer Freude seine Flaschen im Stich gelassen: wenn er nur gewußt hätte, wie er vor diesen unterirdischen Röllnern vorüber kommen sollte. Da fiel er in der Angst seines Herzens auf die Knie, brünstig zu Gott stehend; und im Gebete kam ihm der gute Gedanke, er wolle die Herren um Verzeihung bitten, und daß sie ihn ruhig seines Weges ziehen ließen. — Gesagt, gethan; und der älteste der drei Männer, in schwarzem Gewande, mit langem Bart und einer Lederkappe auf dem

weißgelockten Haupthaar, sprach mit gütiger Miene zu ihm:

„Komm, so oft Du willst; und Du sollst allezeit bekommen, so viel Du mit den Deinigen bedarfst.“

Nach diesen Worten verschwanden die freigelegten Kellner; und Michael eilt voll Freude heim, um dem treuen Weibe sein glückliches Abenteuer zu erzählen. — Diese entsetzte sich Anfangs vor solchem Wein: da sie aber sah, daß er ihrem Mann so gut mundete, versuchte sie ihn auch, und fand, daß er sehr wohlschmeckend sey. Michael gab auch seinen Kindern davon: denn er durfte ja holen so viel er für sich und sein Haus bedurfte. So oft Michael mit seinen zwei irdenen Krügen ins Schloß kam: trug er selbe gefüllt wieder heim; und so trank er mit seiner Frau und Kindern einen so köstlichen Wein, daß man selben ohne Bedenken hätte können auf die Tafel kaiserlicher Majestät setzen.

Eines Abends erhielt Michael von drei seiner Nachbarn einen Besuch; und die Hausfrau konnte sich nicht enthalten, denselben von ihrem kostbaren Weine vorzusagen, welchen ihr Mann eben

am vorigen Tage geholt hatte. Die Nachbarn wunderten sich über die Maßen, wie jener zu einem so kostbaren Weine komme; und meinten nicht anders, als er habe Geschäfte mit fremden Schleichhändlern, welche solchen ins Land schmuggelten ohne Abgabe zu zahlen, und ihm zum Lohn für seine Beihülfe einige Krüge desselben vertheilten. Sie zeigten ihm bei der Obrigkeit an, und Michael wurde am folgenden Tage mit seinem Weibe auf das Rathhaus citirt. Er sah wohl ein, daß es nun mit dem Weinholen ein Ende sey: doch sagte er seiner Ortsobrigkeit die lautere Wahrheit, und brachte den Ueberrest des Weines mit, der so vortreflich befunden ward, als man in der ganzen Gegend keinen zu finden wußte. Michael schwur einen Eid auf seine Aussage; und sie entließen ihn mit dem Auftrage, noch einmal mit seinen Krügen auf die Burg zu gehen, und selbe voll Weines herab zu bringen.

Michael ging in den Keller. Aber wie er seine Weinflaschen füllte: erblickte er die drei alten Männer, welche er seit dem ersten Besuch nicht mehr gesehen, wieder an der Thüre sitzen; und es schien, als hätten sie auf der schwarzen Tafel eine gar wichtige Rechnung abzumachen. — Zuletzt wischten sie alle Zahlen aus, und machten

ein großes Kreuz über die Rechentafel. — Einer von ihnen stand auf, öffnete eine Thüre, und rasselte in goldnen Münzen. Dann kam er wieder heraus, zählte Michael 30 Goldgulden in den Hut, nahm ihn aber die gefüllten Flaschen weg, und ging mit den andern langsam die Treppe hinauf. Der zitternde Bürgermann wollte reden, und konnte vor Entsetzen und Grauen kein Wort hervorbringen. Aber wie jene die oberste Stufe erreicht hatten: schlugen sie die eiserne Thüre gewaltig zu, und Michael sank ohnmächtig zusammen. — Als er erwachte: schlug es elf Uhr auf dem Glockenthurm des benachbarten Dorfes, und er lag zwischen den Ruinen im feuchten Grase. — Eine leise Trauermusik erschallte, ein langer Zug von verhüllten Gestalten, welche einen Sarg trugen, schwebte an ihm vorüber. — Da kam es ihm vor, als sehe er sein Weib und seine Kinder unter den Leidtragenden, so daß er nicht mehr an seinem nahen Tode zweifelte. — Er wollte seinen Hut nehmen, und fand das geschenkte Gold darin. — Zitternd wankte er den Berg herab, indem er einen Theil des Goldes verstreute, und kam erschöpft in die Ebene; wo er mehrere Stunden ruhen mußte, ehe er sich nach Hause schleppen konnte. Am andern Tag, wie sich Michael wieder etwas erholt hatte, ging

er auf das Rathhaus und meldete getreulich, was sich mit ihm zugetragen habe. Die Rathsheiszer erkannten alte Goldmünzen, die gar nicht mehr im Umlauf zu seyn pflegten, und sandten acht beherzte Männer auf die Burg, welche aber keine Spur mehr von dem Felsenkeller, nur die Krüge zwischen den Ruinen, und auf dem Wege viele von Michaels Goldstücken fanden, welche sie dem Rathe getreulich überlieferten. Michael wurde immer schwächer, und starb nach zehn Tagen, worauf seine Leichenbestattung von den Goldstücken aus der Geisterschenke bestritten, die beiden Krüge aber auf dem Rathhause aufbewahrt wurden.

Der Ueberfall in Tepliz.

Es war ein sonnenheller Tag: als der wackre Held und Rittersmann, Herr Konrad, aus den Thoren der Rosenburg tritt. Er war nur von wenigen Knappen begleitet, und trug keinen Panzer: denn er zog zu dem Heilquell, den Herr Kolostug im Jahre 762 entdeckt hatte, und von welchem man sagte, er stelle alle verlorne Kraft her, und könne selbst die Greise wieder jung machen.

Bei dem Abte von Ossegg lehrte der Ritter ein, und erfrischte sich mit kühlem Wein; dann sprengte er, wieder gestärkt, durch die grünen Forste in das weite freundliche Thal, wo das warme Wasser aus der Erde quillt. Als er dort ankam: hielt Herr Konrad vor der stattlichen Herberge, und nahm sein Quartier ein, um seines Leibes zu pflegen. Am Morgen, sobald der Ritter sein Gebet gesprochen, stieg er in die warme Huth, und wusch sich den Leib, in welchen mancher Feind eine tiefe Wunde geschlagen hatte. Aber wie er sich eines Tages im Bade befand; kam sein Edelknecht und sprach:

„Herr Ritter! es zieht eine Schaar Mannen im Berg herab. Sie sind mit Schwertern und
Dreiss Dändchen.

Kolben bewaffnet, und der Ritter an ihrer Spitze trägt einen Schwan auf dem Schilde.“

Und gleich nach dem Edelknecht kam ein Hirte, der versetzte:

„Herr Ritter! von Mittag zieht ein Haufe durch das Thal, dessen Führer hat drei Fische im Wappenschild.“

Da entgegnete der Ritter:

„Das sind die von Schwanberg und Bockstie, meine grimmigsten Widersacher; und es heißt wohl sich seiner Haut wehren. Denn so mich diese beiden Raubritter fassen, mögen sich die Meinsgen auf ein tüchtiges Lösegeld gefaßt machen.“

Der Ritter ließ sich schnell ankleiden, und wollte zum Schwerte greifen: da sprach der Hirt:

„Herr Ritter! der Euren sind zu wenig, um den beiden Raubrittern Troß zu bieten: doch weiß ich einen geheimen Pfad, den außer uns Einheimischen noch nie ein Fuß betreten hat; und wenn Ihr Eure Rosse den Feinden zur Beute zurücklassen wollt — denn solchen Weg kann nur eine Ziege erklettern — so will ich Euch unbeschadet heim bringen.“

Der Ritter war solches wohl zufrieden, und folgte dem Hirten über das waldige Gebirge. Oft mußte er sich mit seinem guten Schwert Bahnen hauen; und das Ganze kam ihnen gar sonderbar

vor. Denn er war in seinen Leben noch nicht gestochen, und, vom Bade gestärkt, hätte er viel lieber gefochten. Aber endlich ermüdete der Ritter, nicht gewohnt so lange zu Fuße zu gehen. — Das that dem Hirten über die Maßen leid, und er bot dem Ritter seinen Rücken dar, er möge ihn besteigen, indem er sprach:

„Steigt auf, mein hoher Herr! Ich thue es gerne.“

Da freute sich der alte Ritter, daß er immer freundlich und herablassend gegen die gemeinen Leute gewesen; weshalb sie ihn lieb hatten, und willig Leib und Leben für ihn wagten.

Herr Konrad stiftete ein Fest zum Gedächtniß dieser Begebenheit. Dann schickte er Maurer nach Tepliz, das Städtlein mit festen Mauern zu umgeben, damit in Zukunft ein alter Mann ungeschädet von Raubelstern, sich in dem warmen Wasser stärken könne; und dem Hirten ließ er auf dem Marktplatz ein großes Haus aufführen, doch sieht man heut zu Tage keine Spur mehr von jenen Bauten.

Des Bürgermeisters Tochter von Leitmeritz.

Als der König von Preußen im Frühling des Jahres 1757 mit drei Kriegsheeren in Böhmen eingefallen war, und in der Schlacht vom 8ten Mai einen großen Verlust an Todten und Verwundeten erlitt: wurden die letztern nicht nur in die Gegend von Prag, sondern in viele andere Städte des nördlichen Böhmens, und sogar bis nach Leitmeritz gebracht, wo man einen schwer verwundeten preussischen Hauptmann in das Haus des Bürgermeisters einquartirte, welcher eine runder schöne und kluge Tochter besaß. Jungfrau Margaretha war überaus geschäftig, für den verwundeten Kriegsmann Sorge zu tragen. Als nun dieser endlich von seiner Kriegswunde genas: hatte er eine gefährlichere Herzenswunde erhalten, denn er war in die heftigste Zärtlichkeit für des Bürgermeisters schöne Tochter entbrannt, welche leider ihrer Seits keine Neigung für ihn empfand, und so kalt bei seinen Bewerbungen blieb, daß er vor schwerem Liebesleid den Verstand verlor, und ins Hospital gebracht werden mußte.

Als sodann die österreichischen Heere den König von Preußen wieder aus Böhmen verdrängt, und

der unglückliche Hauptmann im Hospital zurückgeblieben war, weil man ihn auf keine Weise bewegen konnte, die Stadt zu verlassen, in welcher Margaretha wohnte: kam ein österreichischer Hauptmann zu dem Bürgermeister von Leitmeritz ins Quartier. Dem ging es nicht besser, als dem preussischen: denn die schönen Augen der Jungfrau gossen ihm so scharfes Gift durch die feinigten in Herz und Gemüth, daß er, wie jener, von ihr verworfen, wie jener auch seinen Verstand verlor.

An dem Tage, wo der Östreicher ins Hospital gebracht werden sollte, ging der Preusse sehr unruhig herum, ließ seit seiner Anwesenheit die ersten Worte hören, und fragte vielmals, ob sein geliebter Bruder noch nicht angelangt sey. Als es an der Pforte klotete, rief er: „Das ist er!“ Und wie der Östreicher in das Gemach des Preussen geführt wurde: fielen sie einander mit großer Zärtlichkeit um den Hals, wie zwei liebende Freunde oder Brüder zu thun pflegen, wenn sie sich lange Zeit nicht gesehen haben. Sie blieben beisammen, bewohnten eine Stube, schliefen in einem Bette, und saßen den ganzen Tag, immerfort Liebesbriefe an die schöne Margaretha schreibend, welche sie einander gegenseitig vorlasen, und

sich dann wieder gütlich und brüderlich umarmten, während sie die Briefe zum Kamin trugen, und die rothgoldne Flamme baten, ihr Briefträger zu seyn, und der holden Jungfrau die Versicherung ihrer ewigen Liebe zu überbringen.

So lebten sie viele Jahre in stiller brüderlicher Eintracht, und starben beide in einer Stunde, wurden auch in dasselbe Grab gelegt.

Die Iwerge im Stall.

Vor Zeiten glaubte man mit Gewißheit, daß jedes Haus und jeder einzelne Mensch seine besondern von dem Geistern anderer Häuser und Menschen ganz verschiedenen Schutzgeister besitze. Bei manchen Völkern vermachten die Alten ihre befreundeten Geister ihren Kindern im Testamente, weil sie solche für das größte und beste Erbgut hielten; und sahen die Berrichtungen dieses Traumvolkes wie deusame Träume an, welche das Geschick ihrer Günstlinge im Voraus verkündeten. Diese Hausgeister (war damals die Meinung) wohnen in den Ställen und Scheunen, und bringen den Besizern Alles, was sie zur Nahrung brauchen. Sie entwenden Getraide, Waaren und Geräthe bei andern Leuten, denen sie nicht gut sind, und schleppen es ihren Begünstigten zu. Wenn solche Geister in ein Haus ziehen wollen: stellen sie den Hausvater auf die Probe. Sie schleppen Sägespähne ins Haus, und werfen Schafstoth in die Milch. Läßt sich nun der Hausvater das ein Mal gefallen, und genießt die Milch ohne sie zu reinigen: so machen sie in der folgenden Nacht selber Alles wieder rein; und blei-

ben bann dem Hause getreu so lange einer von der Familie lebt. Oft sogar verlassen sie ein Haus nicht, wenn sie gleich dem Besitzer nicht hold sind, und warten so lange, bis sie einen der Hausgenossen finden, den sie ihrer Gunst würdig halten. Aber zu unversöhnlichen Feinden kann man sich solche machen: wenn man ihre Gaben anzunehmen sich weigert, oder solche andern zuwendet, denen sie selbst nicht zuwendet; wie die Geschichte eines jungen Bauernburschen bezeugt, welcher vor vielen Jahren auf einem Raderhose unweit Leitmeritz diente, und wohl ein sehr getreuer Knecht gewesen seyn muß, weil die Hausgenossen ihn mehr als den Herrn geliebt haben. Thomas war nur kurze Zeit in diesem Dienste: als er täglich zwei Zwerge gewahrt wurde, die ihn aller Orten begleiteten. Anfangs kam ihm solche ungewohnte Gesellschaft schier bänglich vor: aber er gewöhnte sich bald daran, die kleinen Kerle in seiner Nähe zu sehen, welche vorzüglich geschäftig um ihn waren, wenn er den Stall reinigte. Sie sprangen beständig um ihn her, und machten Geberden, als ob sie ihm etwas entdecken wollten; und wie er eines Tages die Streu ausräumte, blieb er mit der Spitze der Gabel zwischen einem Ziegel stehen, den er mit leichter Mühe aufhob, und mit Gra-

staunen sah, daß unter demselben lauter alte schi-
 sische Thaler lagen. Aber er erschrak so sehr
 über diesen Fund; und die beiden Zwerge, welche
 gar lustig herumsprangen, kamen ihm in diesem
 Augenblicke so grauenvoll und gespenstisch vor, daß
 er in großer Angst den Ziegel wieder hinlegte,
 und aus dem Stalle lief, worüber die Zwerge
 sehr erzürnt zu seyn schienen. Sie verfolgten
 ihn nun auf allen Schritten, und ließen ihm
 auch zur Nachtzeit keine Ruhe, indem sie ihn
 durch Kneipen und Schlagen aus dem Schlafe
 weckten, und gleichsam anzutreiben schienen, er
 möge den Schatz heben, den sie ihm zugehört.
 Thomas wurde ganz blaß und mager, weil er
 der Stärkung des Schlafes entbehrte; und sein
 Herr sowohl als die andern Bewohner des Hau-
 ses konnten nicht errathen, was ihm fehlte. End-
 lich wußte er sich nicht mehr zu helfen, und ver-
 traute die ganze Sache dem Sohn seines Herrn,
 welcher alsobald mit ihm verabredete, sie woll-
 ten den Schatz gemeinschaftlich heben, und ihn
 einstecken im Getraide verbergen, bis sie Gele-
 genheit fänden, mit einander in die weite Welt
 zu gehen, und ihren Stand zu verändern. Sie
 begaben sich noch denselben Abend in den Stall;
 Thomas ging voraus, und sah die Zwerge auf
 dem lockern Ziegel sitzen, die ihn freundlich zu

begrüßen schienen. Wie ihm aber Lorenz folgte, verschwanden sie mit zornigen Geberden. Die beiden Jünglinge waren froh, dieser anheimlichen Arbeitsgenossen entledigt zu seyn, lösten mit leichter Mühe den Ziegel, und hoben das Geld in einer alten Bratpfanne aus der Erde, welches sie sorgfältig verbargen, und hierauf wohlgemuth zu Bette gingen.

Um die Mitternachtsstunde erwachten beide Schatzgräber, und Lorenz verschied kurz nachher unter fürchterlichem Rasen und den brennendsten Schmerzen in allen Theilen seines Körpers. Aber auch Thomas blieb geraume Zeit in einem so beschaffenem Zustand, daß er weder sprechen, noch ein Glied am Leibe rühren konnte. Als sich endlich der Kranke etwas erholte: that er den ganzen Handel kund, und zog in die weite Welt. Da meldeten sich ganze Schaaeren von den Nachkommen der frühern Besitzer dieses Bauernhofes; jeder wollte sich die Bratpfanne zueignen; und es entstanden viele Prozesse über das Geld, welches die Zwerge dem wackern Thomas zugebracht hatten. Da sich aber ihr Günstling so ungeschickt dazu anstellte: verschwanden sie, und ließen sich nicht wieder in diesem Hause sehen.

Das

Gesezbuch der Ehre.



Einer der sonderbarsten Charaktere, welche Spanien und die Welt jemals hervorgebracht hatte, war ohne Zweifel der Hauptmann Don Lope de Castro, dem vor allen Dingen der Punkt der Ehre so heilig war, daß eine zu weit getriebene Delicatesse nicht selten den Schein der Lächerlichkeit auf ihn warf: doch galt er allgemein als ein Orakel in Angelegenheiten dieser Art; und seine Wohnung, welche einem Waffensaale gleich, und mit Schwertern, Kappieren, Harnischen, Pistolen und andern Mordgewehren bis zum Ueberflusse decorirt war, wurde häufig von Rittersn besucht, die ihn in streitigen Fällen zu Rathe zogen. Denn Don Lope hatte ein Gesetzbuch der Ehre nach ganz neuen Grundsätzen entworfen, und darin alle Arten von Verleidigungen sammt jeder möglichen und unmöglichen Genugthuung verzeichnet. Nicht zufrieden, daß er sich um alle Ehrensachen in Madrid bekümmerte, und sogar Kundschafter besoldete, die

ihm für schweres Geld von allen Unbilben die vorgegangen waren, oder hätten vorgehen können, unterrichteten, durchstrich er oft das Land in den mannichfaltigsten Richtungen, um von allen geschehenen Streitigkeiten Nachrichten einzuziehen, und sie nach seinen Gesetzen zu schlichten. Eine zweite Hauptschwäche des Hauptmanns war das Gespräch von seinen Feldzügen. Denn sobald dieser Gegenstand berührt wurde, spann er so weitläufige Erzählungen von seinen Kriegs- und Heldenthaten aus, daß keine menschliche Geduld ausreichte, sie zu Ende zu hören; und da er durch das Gähnen und die Ungebuld der Zuhörer diesen Fehler nach und nach selbst inne geworden, war es eines der Geschäfte seines jedesmaligen Bedienten oder Schildknappen, wie er ihn lieber nannte, ihn ganz leise am Armel zu zupfen oder zu husten, wenn er auf dem Wege war, sich zu verlieren; und sobald dies geschah, brach er seine Rede schnell ab.

Don Lope de Castro hatte eine Reise nach Sevilla unternommen, um seine Nichte und Wundel, die schöne Donna Estrella de Alvarado aus jener Stadt, wo sie erzogen worden, abzuholen, sie in die Welt einzuführen, und

einen würdigen Gemahl für sie zu finden; und er war kaum wieder in seine Wohnung gekommen, als man ihm meldete, ein edler Sicilianer, der bloß um seine Bekanntschaft zu machen nach Spanien gekommen sey, habe seit einer Woche täglich vorgefragt, und scheine mit brennender Ungeduld seiner Ankunft entgegen zu sehen. Am folgenden Morgen erschien der Sicilianer, und begrüßte den Hauptmann also:

„Mein Herr! weil der Ruhm Euch als den ersten und weisesten der Menschen nennt, der die Zweifel über die Ehre zu lösen versteht: so bin ich eigens von dem entferntesten Ende Siciliens nach Madrid gekommen, um mit Euerm Rath in einer Verlegenheit, worin ich mich befinde, zu erbitten.“

„Recht gern;“ entgegnete Don Lope, „um was handelt es sich?“

„Ihr wißt besser als irgend Jemand, wie hart und leicht verletzbar die Ehre eines Edelmanns ist.“

„Die Ehre ist ein Spiegel, den der leiseste Hauch trübt: daher pflege ich auch zu sagen, man müsse die Ehrensachen durch ein Microscop betrachten; und hoffe es noch dahin zu bringen, daß mein Gesetzbuch allgemein angenommen wird. Denn ihr müßt wissen, so viel sich auch meine

Landbleute darauf zu Gute thun, es in Angelegenheiten der Ehre sehr genau zu nehmen, finde ich doch, daß sie bei weitem zu wenig Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Punkt verwenden, der nie ernstlich genug untersucht werden kann."

Der Sicilianer bewunderte des Hauptmanns sublimen Ansichten; und auf dessen Erinnerung, ihn mit seinen Anliegen bekannt zu machen, fuhr er fort:

"Ich bin von Catania nächst dem Monte Gibello gebürtig, und mein Familienname ist Lupardi; doch fand ich neulich in einem alten zerrissenen Büchlein, daß einst ein Mann meines Namens im Zweikampf getödtet wurde, und es ist nirgends erwähnt, daß sein Tod gerächt worden sey."

"Das Buch hat vielleicht mehrere Theile?"

"Keinesweges."

"Und habt ihr alle Auflagen davon gesehen?"

"Es hat niemals mehr als eine einzige erlebt."

"Wie hieß Lupardis Mörder?"

"Er nannte sich Perichiplnani."

"Ihr müßt einen Ritter desselben Namens auffuchen, und ihn zum Zweikampf fordern."

"Das wollte ich, und habe, nachdem ich einen solchen in ganz Sicilien fruchtlos aufgesucht,

sucht, auch das Königreich Neapel und die übrigen italienischen Staaten durchzogen; aber all meine Nachforschungen waren umsonst.“

„„Ein unangenehmer Fall!““

„Als ich wieder nach Hause gekommen war, wollte ich schon meiner Rache entsagen: doch mein Gewissen machte mir die Ruhe zum Verbrechen, die ich zu genießen wagte, ehe der Ruhm meines Namens gereinigt wäre; und müde, ein Raub der fortwährenden innern Vorwürfe zu seyn, beschloß ich, meine Nachsuchungen fortzusetzen. Ich will, wenn ich keinen Verichtsplatz in Spanien finde, mich nach Frankreich und Deutschland begeben, und die ganze Tour durch Europa machen: aber wenn auch diese Reise mir keine Frucht bringt, glaubt Ihr, daß meine Ehre erlaubt, es dabei bewenden zu lassen?“

„„Ich glaube kaum.““

„Ihr meint also —“

„„Ich meines Theils, würde mich nicht mit der Reise durch Europa begnügen.““

„Nun wohl denn, ich will auch die andern Welttheile durchziehen; und nicht eher zum Monte Stibello zurückkehren, bis ich die Schmach des Namens Lupardi in Feindesblut rein gewaschen habe. Don Lopez man hat mir vorausgesagt,

wie Strenge Ihr auf Ehre haltet; und ich danke Euch für Eure Rathschläge "

Der Sicilianer entfernte sich, und schier athemlos stürzte einer von des Hauptmanns Spionnen herein.

„Was hat sich zugetragen?“ fragte Don Lope.

„Ein Ritter des Calatrava-Ordens“, entgegnete der Kundschafter, „Don Martin d'Availos, wollte seiner Geliebten in dieser Nacht eine Serenade bringen: aber einer seiner Nebenbuhler suchte dies aus Eifersucht zu verhindern — von beiden Seiten schlug man sich wie die Teufel, und heute Morgens fand man auf dem Pflaster —“

„„Nun man fand —?““

„Zwei Guitarren in tausend Trümmer zer schlagen.“

„„Das ist ein besonderer Fall — man soll die Serenaden nicht stören, deren Gebrauch durch das Herkommen geheiligt ist; und ich will diese Sache noch genauer untersuchen.““

„Wenige Tage nach seiner Rückkehr aus Sevilla machte Don Lope zufällig die Bekanntschaft eines castilischen Edelmanns Don Alonzo

de Figueroa und seiner liebenswürdigen Schwester Donna Seraphina, deren Reize das Herz des Hauptmanns beim ersten Anblick so sehr entflammten, daß er ohne weitem Zeitverlust um ihre Hand anhielt. Aber durch einen ganz besondern Zug von Sympathie in beider Familien übte Don Alonso eine gleiche Sehnacht nach Estrellens Besitz; und die doppelte Verbindung wurde zwar unter den Männern nicht nur abgeschlossen, sondern auch den Damen angekündigt, welche jedoch wenig Lust zeigten, die Pacten zu ratificiren. Besonders war die sanfte Seraphine ob des brüderlichen Wachtspruches über die Maßen erschrocken: da sie vor kurzem die Bekanntschaft eines jungen Ritters gemacht hatte, der täglich auf dem Prado spazierend, an welchem Don Alonzos Garten stieß, die eiserne Gitterthüre so lange belagerte, bis er wenigstens das weiße Gewand seiner Schönen durch das Gebüsch schimmern gesehen, oder einen Blick aus ihren schönen Augen erhalten hatte. Es gelang ihm endlich durch ihre Zuse, ihr ein Billet in die Hände zu spielen; und gerührt von der schönen Gestalt und den süßen Bitten des Unbekannten, ließ sich Seraphine eines Tages in der Abenddämmerung bewegen, heraus zu kommen, und seinen verliebten Klagen ihr Ohr zu leihen,

ja sogar ihm für den folgenden Tag eine zweite Zusammenkunft zu versprechen. Da aber das Fräulein eine große Furcht vor ihrem Bruder hatte, und der geheimnißvolle Schleier, welcher ihr Geliebter, von dem sie nur wußte, daß er Don Carlos heiße, über alle seine Verhältnisse zu brechen beflissen war, sie andern Theils etwas mißtrauisch machte: so faßte sie den Entschluß, ihre erwachende Reizung der Pflicht aufzuopfern, erklärte ihrem Bruder, sie sey bereit, dem Hauptmann ihre Hand zu reichen; und sandte zur bestimmten Stunde ihr Mädchen hinaus, dem schönen Don Carlos zu erklären, sie werde ihn nie mehr sehen, da sie einem andern Gemahl verlobt, er möge daher sein Herz einer Dame zuwenden, der es erlaubt sey, seine Gefühle zu theilen.

Beatriz fand es zwar sehr ungerecht, daß Don Alonzo das zärtliche Herz seiner Schwester seiner eignen Liebe aufopfern wolle: doch fürchtete sie, bei Entdeckung der geheimen Liebchaft, am Ende das Bad ausgießen zu müssen; und bereitete sich mit schwerem Herzen, dem Liebhaber den Abschied zu geben, als sie plötzlich statt dessen in der Allee eine bekannte komische Ge-

stalt erblickte. Es war Nunno, der in früherer Zeit in Diensten Don Alonzos gestanden war, und die ehemalige Haus- und Dienstgenossin freundlich begrüßte.

„Ei, Don Nunno!“ versetzte schälernd die Jose, „ich glaubte, Ihr seyet todt: denn seit Ihr den Dienst unsres Hauses verlassen, war man ja nicht mehr so glücklich, Euch zu erblicken.“

„Das mußt Du mir verzeihen, mein Kind:“ entgegnete Nunno, „denn ich diene nunmehr einem Herrn, der mich keinen Augenblick entbehren kann.“

„Und bei wem bist Du denn?“

„Ich habe die Ehre seit achtzehn Monaten in Diensten des gloriwürdigsten Herrn Hauptmann, Don Lope de Castro, zu stehen.“

„Bei Don Lope de Castro?“

„Ja, bei demjenigen, den man in ganz Madrid den Schiedsrichter der Streitigkeiten, die letzte Instanz in allen Angelegenheiten der Ehre nennt.“

Beatriz wünschte ihrem alten Bekannten Glück, daß er wieder zur Familie gehöre; und erst, als sie ihm sagte, daß ihr Bräutein die beslimmte Braut seines Herrn sey, begriff er,

warum ihn dieser abgesandt habe, zu fragen, ob Don Alonzo zu sprechen sey.

Die beiden schwatzhaften Domestiken vertieften sich in ein weitläufiges Gespräch über die Angelegenheiten ihrer Herrschaft, worüber Nunno seinen Auftrag wieder vergaß, bis ihm sein Herr nachkam, und den eben ausgehenden Don Alonzo in der Allee begegnete. Da entschlüpfte die leichtflüchtige Beatrix durch das Gartenspörtchen, und Nunno trat geschäftig hinter seinen Herrn.

„Ihr kommt mir zuvor, Don Lope! denn eben wollte ich Euch um etwas ersuchen.“

„Befehlt über mich.“ entgegnete Don Lope, „Was könnte ich Euch abschlagen? Denn wahrlich ich würde für Euch nicht weniger Gefälligkeit haben, als für den tapfern jungen Ritter, der mir in dem letzten flandrischen Treffen das Leben rettete.“

„Ihr habt diesem Treffen beigewohnt?“

„Ob ich ihm beiwohnte? — Ich befand mich unter den ersten Truppen, die den Feind angriffen — unser Heer that alle Wunder, die man von der spanischen Tapferkeit gewohnt ist. Die feindliche Armee war in zwei Linien hinter einem Bache gelagert, den wir trotz des unaufhörlichen Feuers muthig übersehten. —

Von einem heftigen Husten befallen, näherte

sich Nunno leise seinem Herrn, und kuspfe ihn am Armel, worauf er schnell endete:

„Bei dieser Gelegenheit rettete jener junge Held mein Leben, indem er einen Holländer entwaffnete, der das Schwert über mich gezückt hatte; und war im Getümmel der Schlacht wie der verschwunden, ehe ich ihm nur danken konnte. Doch zur Sache, worin kann ich Euch nützlich seyn?“

„Donna Estrella bringt mich zur Verzweiflung — den ganzen Tag ist sie von Gesellschaft umgeben, so daß ich keinen Augenblick finde, ihr von meiner Liebe zu sprechen: aber in Eurer Macht sieht es, mich einmal an einem Abend, wo keine Gesellschaft ist, in ihr Gemach zu führen.“ —

Der Verfasser des Gesetzbuches der Ehre entsetzte sich über ein solches Verlangen; und konnte nur durch den Zusatz beruhigt werden, er sollte selbst seinen Freund begleiten, und Zeuge der Darstellung seiner Liebesleiden seyn, worauf er ihm die Erfüllung seines Wunsches zusagte. Zur schuldigen Dankbarkeit eröffnete ihm Don Alonzo, er habe erfahren, daß ein junger Ritter sich seit einer Woche um die Gartenthüre schleiche, der es auf Donna Seraphina angelegt zu haben scheint.“

gar bald, welche Gewerbe Don Lopes Schildknappe hier treibe; gingen gerade auf ihn zu, und der Ritter befahl ihm, sich zu entfernen. Auf Nunnos Weigerung entgegnete ihm Pedro einige handgreifliche Gründe, und Don Carlos versprach ihm hundert Stochschläge, wenn er sich nicht sogleich auf die Beine machen würde. Mit großen und eiligen Schritten entfernte sich Nunno; und aus dem Pöschchen schlüpfte Beatriz mit betrübter Miene. Dann auf Don Carlos Frage, ob er heute ihre Gebieterin sehen werde, mußte sie kopfschüttelnd erwidern:

„Nein, gnädiger Herr! denn ich habe den Auftrag, Euch zu sagen, daß Ihr sie niemals wieder sehen werdet: Ihr Bruder hat sie einem seiner Freunde zur Gemahlin versprochen; und sie hält es ihrer Pflicht und Ehre zuwider, noch mit Euch zu sprechen.“

Don Carlos erschrak: doch bald hatte er sich so weit wieder gefaßt, um die Jose mit unwiderstehlichen Bitten und Geschenken zu bestürmen, ihm nur noch eine Unterredung mit Seraphinen zu wege zu bringen; und da Beatriz wusste, die Neugier werde ihr Fräulein bald herauslocken, bat sie den Ritter sich zu entfernen, ihm zugleich ihre beste Vermittelung zusagend.

Donna Scraphina fand ihre Zuse allein: und mit großer Bangigkeit fragte sie, wie jene ihr Geschäft vollbrachte, und ob ihr Verbot ihn sehr geschmerzt habe.

„Ach, Fräulein,“ entgegnete Beatriz, „wenn Ihr seine Verzweiflung gesehen, seine Klagen gehört hättet, wie ich: gewiß Ihr würdet ihm Quer Mitleid nicht versagt haben.“

„Und was hätte ihm mein Mitleid genügt?“

„O, das Mitleid eines jungen Mädchen ist niemals unfruchtbar — das meinige, zum Beispiel, hat ihn wieder etwas aufgerichtet.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Er klagte, seufzte, ächzte so lange, bis ich ihm aus purem Mitleid versprach, Euch morgen Abend wieder hier zu sprechen.“

„Bist du von Sinnen?“

„Ja es ging nicht anders, er hätte sich ein Leid angethan.“

„Wie, ich gebe Dir den Auftrag, ganz mit ihm zu brechen; und Du wagst, ihm neue Hoffnung zu geben?“ —

„Gott bewahre! er hofft gar nichts, er will Euch nur sprechen, um auf ewig Abschied zu nehmen.“

„Du solltest nur meine Befehle ausrichten.“

Beatriz entschuldigte sich mit ihrem weichen

Hergen; und als ihre Gebieterin fortsuhr, ihr Vorwölfe zu machen, that sie, als sehe sie Don Carlos in der Allee, und lief mit der Versicherung fort, sie wolle ihr Versprechen widerrufen. Aber das Fräulein rief sie zurück und versetzte:

„Du bist manchmal so heftig, sprich nicht etwa mit zu weniger Achtung mit Don Carlos.“

„Seid ohne Sorge.“

„Im Grunde habe ich keine Ursache, mich über ihn zu beklagen; und es ist genug, ihm ganz kurz zu sagen, es gezieme sich nicht mehr, daß ich mit ihm Zwiesprach halte.“

Beatriz wollte fort: aber ihre Gebieterin rief sie nochmals zurück, um ihr noch weitläufige Verhaltensregeln zu geben, bis jene bemerkte, es wäre die höchste Zeit, wenn sie dem Aliter noch im Prado finden wollte.

„So laß ihn gehen; es wird am besten seyn, ihn morgen herkommen zu lassen.“

„Wie ist es auch Recht, ich bin gar nicht eigensinnig.“

„Einen Mann nachlaufen, wäre selbst für Dich nicht schicklich.“

„Freilich wohl.“

„Du wirst ihn morgen an meiner Statt empfangen, und ich rechne auf Deine Festigkeit.“

„Offen gesagt, ich nicht!“

„Du wirst Dich wieder erweichen lassen.“

„Man darf nichts schwören.“

„Ich werde ihn doch selbst sprechen müssen!“

Das war es, was Beatrice durch Losenlist herbeizuführen wünschte; und so war ihr Wort bei dem freigebigen Liebhaber gelöst.

Don Alonso wollte seinen Freund besuchen, der aber ausgegangen war, um das Duell zweier Cavaliere nach den Regeln seines Gesetzbuches anzuordnen; und er erkundigte sich mittlerweile bei Nunno, ob er den Ritter gesehen habe, dem man ihm auszukundschaften befohlen?

„Wie ich die Ehre habe, Euch jetzt zu sehen, Don Alonso!“ entgegnete Nunno, „und seinem Bedienten auch.“

„Wo wohnt er, wie heißt er?“

„Das kann ich Euch nicht sagen.“

„Du bist ihm also nicht gefolgt?“

„Verzeiht, er wollte nicht, daß ich ihm folge

— er kam mit seinen Bedienten auf mich zu und versprach mir hundert Stockschläge, wenn ich mich nicht sogleich entfernen würde, und da mit ich sähe, sie hätten Lust, Wort zu halten, gaben sie mir gleich einige auf Abschlag.“

„Schlagen sie mich nicht;“ fuhr Nunno

fort, als er sah, daß Don Alonso drohend die Hand erhob, „ich bin Gottlob nicht mehr in ihren Diensten; und, wie ich sehe, haben sie Ihre alten, bösen Gewohnheiten noch nicht abgelegt.“

Don Alonso harrete unmußig auf seinen künftigen Onkel und Schwager: während Nunno zu seiner alten Bekannten Beatriz lief, um sie vor ihrem Herrn zu warnen, und ihr zu sagen, daß er von allen Schritten des Fräuleins nur zu wohl unterrichtet sey. Pedro sah den Eplon von vornhin in Gespräch mit der Bese der Donna Seraphina; und nahte sich, in der Hoffnung, irgend eine interessante Kunde einzuziehen, mit der möglichsten Courtoisie: aber Nunno, der ihn früher von einer ganz andern Seite kennen gelernt hatte, verwunderte sich über seine Höflichkeit; und in der Meinung, er fürchte sich vor ihm, beantwortete er seine zierlichen Axteden mit drehenden Worten, was Pedro sich zur Kurze eine Zeit lang gefallen ließ. Dann aber lehnte er das Blättchen um, und rief, indem er ihm eine derbe Ohrfeige gab:

„Da nimm, Schlingel! die Geduld reißt mir.“

„Das nennt Ihr eine zerrissene Geduld?“
 frag Nunno, die brennende Wange mit beiden Händen haltend.

„Nenne es, wie Du willst:“ entgegnete Pedro, „aber ein ander Mal antworte Personen höflicher, welche Dir die Ehre erweisen, mit Dir zu sprechen.“

Pedro ging, die Jose höflich grüßend, von dannen; und Beatriz bedauerte den armen Nunno mit lachendem Munde:

„Sage mir doch,“ versetzte dieser, „als er mich schlug, hatte er die Hand offen oder geschlossen?“

„Warum das?“

„Nun, wenn es eine Ohrfeige war: so ist meine Ehre angegriffen.“

„Wenn es aber ein Faustschlag ist, so hat es nichts zu sagen?“

„Nein, ein Faustschlag, ein Fußtritt sind nicht von Wichtigkeit — aber sage mir, Beatriz! war es eine Ohrfeige, die ich bekommen habe?“

„Das solltest Du doch besser wissen, als ich.“

„Ich war etwa zerstreut in dem Augenblick.“

„Nun, so kann ich Dich versichern, daß es eine wohlconditionirte Ohrfeige war, die Du empfingst.“

„Wenn das ist, so bin ich recht froh, daß ich mich beherrschte; die Genugthuung wird um desto glänzender werden.“

„Ich zweifle nicht.“

„Bald hätte ich gegen unsre Gesetze gehandelt, und meinem heißen Blute nachgegeben.“

„Es sah darnach aus.“

Nunno schwur, er wolle sogleich seinen Herrn aufsuchen, um über diesen Fall seinen Rath einzuholen, der von wichtigen Folgen seyn werde; und Beatrix eilte, ihrer Gebieterin die Nachricht mitzutheilen, die sie von jenem erhalten. Donna Seraphina erschrak; und da sie wohl einsah, unter diesen Umständen dürfe sie es nicht wagen, ihren Geliebten im Prado zu sprechen, so blieb kein andrer Ausweg, als das Haus einer Freundin zu dieser Zusammenkunft zu benutzen. Aber ihre Bekanntschaft war so klein, daß sie keine auffand, bis endlich Beatrix Donna Estrella vorschlug.

„Was fällt Dir ein?“ entgegnete Seraphina, „Sie ist die Nichte meines Bräutigams, und wohnt sogar bei ihm.“

„Desto besser, die Nichten betrügen niemand lieber als ihre Onkel.“

Während Donna Seraphina noch mehrere Bedenklichkeiten äußerte, wurde Estrella gemeldet.

„Das ist ein Wink des Schicksals!“ rief Beatrix, und ließ die beiden Freundinnen allein.

Donna

Donna Estrella, welche die sanfte Seraphina während ihrer kurzen Bekanntschaft über die Maßen lieb gewonnen hatte, bemerkte die Wolken auf der Stirne ihrer Freundin; und drang in sie, ihr ein unbeschränktes Vertrauen zu schenken.

„Verschweigen Sie mir nichts,“ versetzte sie. „Und wenn auch mein Oheim die Ursache Ihres Kammers wäre: Sie werden mich sehr eingänglich für Ihren Zustand finden, da der meinige ihm ähnlich ist.“

„Sie lieben also meinen Bruder nicht?“

„Die Vorzüge eines so edlen Mannes, als Don Alonzo, würden mein Herz gewiß gerührt haben: wenn es nicht früher das Eigenthum eines Andern gewesen wäre. Die härteste Neigung verband mich schon zu Sevilla mit dem liebenswürdigen Don Luis de Pacheco: als eine unselige Ehrensache ihn zwang, Spanien zu verlassen. Er floh nach Flandern, und seit mehr als einem Jahre habe ich nicht einmal eine Nachricht von ihm.“

Durch Estrellens Geständniß ermunthigt, bekannte auch Seraphina ihr Anliegen; und Estrella trug ihr mit der freundlichsten Bereitwilligkeit ihres Gemäches an, um Don Carlos zu empfangen.

Das Erbieten wurde dankbar angenommen; und die großmüthige Freundin eilte durch die Alleen des Prado nach Hause, als ihre nachtretende Zose sie auf einen schlanken jungen Burschen aufmerksam machte.

„Ist das nicht Pedro, Don Luis Diener? —“ versetzte Ines, „ja wahrhaftig, er ist es selbst.“ Auch Estrella erkannte ihn; und von Ines gerufen, nahte Pedro ziemlich verlegen. — Auf die Frage der Dame, ob sein Herr in Madrid sey, zeigte er eine unmäßige Traurigkeit, und versicherte, er sey keinesweges in Madrid.

„Was soll das seyn?“ entgegnete Estrella, „welch Unglück verständen mir Deine Thränen?“

„O denkt nicht mehr an Don Luis.“

„Welch ein Entsetzen! ist mein Geliebter todt?“

„Schlimmer als das — er ist —“

„Vollende —“

„Verheirathet.“

Donna Estrella war einer Ohnmacht nahe; und als auf ihr weiteres Forschen Pedro alle Details der Untreue seines Herrn ihr mittheilte, ihr erzählte, Don Luis hätte sich in den Niederlanden mit der schönen Wittve eines flandrischen Generals vermählt, und der treue Bursche habe an der Flatterhaftigkeit seines Herrn ein solches

Kergeruiff genommen, daß er am Hochzeittage ihm den Dienst gekündigt, und nach Spanien zurückgekehrt sey; konnte sie nicht mehr an ihrem Unglück zweifeln, beschenkte den guten Pedro reichlich, und kehrte nach Hause, um ihren Eheim zur Rache gegen den Treulosen aufzufodern.

„Diese Verrätherei ist schwarz;“ versetzte Don Lope de Castro, nachdem er die Erzählung seiner Nichte angehört hatte, „und ich werde sogleich mein Gefeybuch rathfragen, auf welche Art er zu züchtigen sey.“

„Meine Schmach“, entgegnete Estrella, „soll nicht ungerächt bleiben; und wenn ich unter allen Männern Spaniens keine Vertheidiger finde, so will ich ihn selbst auffuchen, und meinen Stahl in sein treuloses Herz stoßen.“

„Beruhigt Euch, liebe Nichte! die Beleidigung geht mich so nahe an, als Euch selbst; und ich werde, sobald ich nur einige Ehrensälle geschlichtet, und mich vermählt habe, nach den Niederlanden eilen, um Eure Rache zu vollziehen.“

Estrella zog sich befriedigt in ihre Gemächer zurück; und Munno, der seinen Herrn so bereitwillig sah, sich mit der Rache fremder Beleidig-

gungen zu befaßen, beschloß auch die seinige den Händen des Hauptmanns anzuvertrauen.

„Gnädiger Herr!“ versetzte er, „ich wollte Euch gern von einer Streitsache unterrichten, die Eurer Entscheidung einen schönen Spielraum darbietet.“

„Ist es möglich,“ entgegnete Don Kope, „daß es noch eine Zweifligkeit giebt, die nicht zu meiner Wissenschaft gelangt ist?“

„Ja sehen Sie, im Prado nächst dem Garten des Don Alonso de Figueroa habe ich eine Ohrfeige erhalten, daß ich tausend Krugen zu sehen glaubte.“

„Du, Nunno?“

„Ja ich, Euer Schüler in den Befehlen der Ehre.“

„Meinen Bedienten schlagen, heißt mich beleidigen“

„Ja freilich, wen anders?“

„Ich werde Genugthuung verlangen.“

„Das wußte ich, darum habe ich mich nicht selbst gerächt.“

„Ich billige Deine Mäßigung.“

„D ich bin kein schlechter Schüler.“

„Wer ist der Verwogene, ist er von Adel?“

„Gott bewahre, es ist nur ein Bedienter.“

„Ja wenn der Beleidiger nicht adellig ist:

verbietet mir die Ehre zum Degen zu greifen. Aber was mir versagt, ist Dir erlaubt, wie Du in dem Abschnitt von gemeinen Dhrseigen lesen kannst."

"Nun so wollen wir es dabei bewenden lassen — von einer Dhrseige stirbt man nicht, und ich will mich, wie alle edle Seelen, durch Verachtung rächen."

"Wie, Schlingel! so kann mein Diener sprechen? Zeige Dich würdig, ein Theil meines Gefolges zu seyn; reinige Deine Ehre, oder ich lasse Dich zu Tode prügeln."

Die Drohungen des Hauptmanns schienen den Muth seines Schildknappen zu befeuern, welcher schwur, er wolle alsogleich eilen, um seinen Gegner zu vernichten — aber bald kehrte er ganz langsam zurück.

"Gnädiger Herr! ich vergaß noch einen Umstand — ich habe die Dhrseige im Dienste des Don Alonzo erhalten, und es war der Bediente von dem Liebhaber seiner Schwester, der mir sie verabreichte."

"Ja freilich, dann hat Don Alonzo Theil an der Beleidigung."

"Nicht wahr? Und da er ohnedies so viele Ursache, sich über den Mitter zu beklagen hat:

so mag er auch diese noch hinzufügen, und sie geht mit nichts mehr an."

„D sie geht Dich noch immer an. Denn da Don Alonzo, so wenig als ich, den Degen wider einen Domestiken ziehen kann: so mußt Du Dich rächen, erstens deinetwegen, zweitens seiner wegen und drittens auch meiner wegen. Wage es nicht, den Fuß wieder über meine Schwelle zu setzen, ehe Du Deine Schmach abgewälzt hast: denn es ziemt dem Gesegneten der Ehre nicht, einen entehrten Bedienten zu haben."

Don Lope begab sich zu seinem Freunde und Nunno mußte ihm folgen. Da sie aber in der Hauptallee des Prado dem kahlen Pedro begegneten, den Nunno seinem Herrn zeigte: befahl dieser ihm, seine Sache so gleich auszumachen, und schritt ruhig weiter. Nunno eilte, so lange ihn der Hauptmann sehen konnte, mit großen Schritten und drohender Miene auf seinen Gegner zu; und erst, als jener verschwunden war, lenkte er ganz stille auf die Seite, doch Pedro kam ihm quer in den Weg.

„Ihr wollt wahrscheinlich," versetzte er, „Genugthuung für die Ohrfeige haben, die ich mir die Freiheit nahm, Euch zu geben?"

„Hört einmal,“ fuhr Pedro fort, als Nunno ihm ausweichen wollte, und that, als höre er ihn nicht, „der Himmel hat Euch sehr wenig Muth gegeben.“

„Dankt dem Himmel dafür,“ entgegnete Nunno.

„Ihr verdient Ohrfeigen.“

„Immerhin. —“

„Nasenstüber.“

„Wie es Euch beliebt.“

Pedro begleitete seine Worte mit der That; und als Nunno Alles geduldig ertrug, fuhr er fort:

„Weil Ihr Euch nicht schlagen wollet: so werdet Ihr gut finden, daß ich Euch mit Stockschlagen behandle. — Ihr wißt, das ist so Gewöhnlich.“

„Habt Ihr denn unser Gesetzbuch gelesen?“
Nunno geduldig seinen breiten Rücken darstellend.

„Freilich wohl.“

„Nun da muß ich mir es wohl gefallen lassen, wenn ich befolge die Regeln genau.“

„Seht, so theile ich Schläge aus.“

„Seht, so empfangt sie.“

„Ich will Euch mit meinem Degen fuchteln, wenn Ihr noch nicht zufrieden seid.“

„Doch ich bin nicht so schwer zu begnügen.“

„Leb wohl, Brüderchen!“

„Mein Herr! ich bin Euer gehorsamster Diener.“

Lachend sprang Pedro davon: aber Nunno eilte in Don Alonzo's Haus, ließ seinen Herrn heraustrufen, und rief ihm entgegen:

„Gute Bottschaft, gnädiger Herr!“

„Ich lese sie in Deinen Augen.“

„Ihr seht in mir Euer leibhaftes Ebenbild; und ich habe meine Ehrensache eben auf das Glänzendste geendet.“

„Hast Du Deinen Gegner getödtet?“

„Nein, aber es sind viele Hiebe gegeben und empfangen worden.“

„Wie ist der Zweikampf geschehen?“

„Ihr wißt, daß ich meinen Feind in der Allee begegnete, wir sprachen vom Zweikampf — der eine weigerte sich, den Degen zu ziehen; und der andere regalierte ihn, nach unserm Gesehen, mit Stockstreichen.“

„Du hast Recht gethan.“

„Dann hat er sich zurückgezogen, und ich blieb Meister des Schlachtfeldes.“

„Du hast ihn in die Flucht getrieben?“

„Ja er hat mir die Fersen gewiesen.“

„Ich freue mich, mein lieber Runno! zu sehen, daß Du noch einer der tapfersten Männer des Reiches werden kannst.“

„Ich habe große Anlage dazu.“

„Und ich ernenne Dich zum Schiedsrichter der Ehrensachen in den untern Volksklassen.“

„Großen Dank.“

„Ich bin froh, daß Du Dich gerächt hast. In welcher fürchterlichen Lage befindet sich ein Mensch, der beleidigt worden, und noch nicht gerächt ist!“

„Ich habe es empfunden.“

„Er hat einen Wurm am Herzen, der unaufhörlich nagt — er wird gefoltert —“

„Geohrseigt.“

„Er fühlt Martern. —“

„Nasenstüber.“

„Aber wenn er das Vergnügen der Rache genossen hat —“

„Oh! Oh!“

„Welche Tröstung!“

„Welches Vergnügen!“

„Sein Gemüth ist befriedigt.“

„Es schwimmt in Wonne.“

„Zum Beispiel, welche Freude genießest Du
st?“

„Wahrlich, ich möchte nicht mit meinem vorigen Zustande tauschen.“

Don Alonzo unterbrach dies erbauliche Gespräch; und erinnerte seinen Freund, der ihm am heutigen Abend bei seiner Nichte einzuführen versprochen hatte, daß die Sonne längst untergegangen sey, worauf sie sich ungekümmt in die Wohnung des Hauptmanns begaben.

Mittlerweile war Donna Seraphina zu ihrer Freundin gekommen, die ihr die traurige Nachricht von der Untreue des Don Luis mittheilte, und sie vor ihrem gehelmnistvollen Liebhaber warnte: aber jene versicherte, die Gesichtszüge ihres Don Carlos widerlegten jeden Zweifel.

„O hättet Ihr den Treulosen gesehen,“ entgegnete Donna Estrella, „dessen Verlust ich beweine: Ihr würdet gestehen, daß man keinem Männerantlitze trauen dürfe.“

Ines frag, ob Don Carlos erscheinen dürfe, und führte den Liebhaber, in seinen weiten, weißen Mantel verhüllt, in das Gemach.

Donna Seraphina versicherte ihrem Geliebten, er habe hier keinen Verrath zu fürchten, und könne sich enthüllen: aber Don Carlos war sehr verlegen, schien sich vorzüglich vor Estrellens

Blicken verbergen zu wollen, und versuchte mit einer ungeschickten Ausrede wieder zu entkommen, als ein Geräusch im Vorzimmer entstand, und einen Augenblick nachher trat zu Estrellens großer Ueberraschung der Hauptmann mit seinem Freunde ins Gemach.

„Was ist das,“ rief Don Alonzo, „ein Mann allein mit meiner Schwester und meiner Geliebten?“

Don Lope rieb die Augen, prüfend, ob er träume oder wache; und Donna Estrella fragte, was ihr die Ehre dieses späten Besuches verschaffe?

„Was macht dieser Cavalier hier?“ entgegnete der Hauptmann.

„Der Unbekannte,“ versetzte Don Alonzo, „der sich so sorgsam verbirgt, beleidigt meine Ehre oder meine Liebe.“

Er griff nach dem Degen: aber Estrella hielt, ihn an die Achtung erinnernd, die er ihr schuldig sey, seinen Arm zurück: und Seraphina suchte den Hauptmann zu beschwichtigen, der, um die Sache in Ordnung zu bringen, seinem Freunde vorschlug, den Fremden im Zweikampf zu tödten.

„Und wenn er“, fuhr er mit erhöhter Stimme

fort, um den Angstruf der Damen zu überschreien, „so glücklich wäre, Euch ums Leben zu bringen: so bin ich da, ihn nachher zu erstechen. So wird Euer Tod gerächt, und Eure Ehre gereinigt.“ Donna Estrella machte Einwendungen gegen einen Zweikampf in ihrem Gemach; und ihr Oheim versicherte, in einem solchen Falle dürfe man nach den Gesetzen der Ehre nicht anders verfahren. Doch besann er sich endlich, daß Don Alonzo den Beleidiger erst kennen müsse, ehe er mit ihm kämpfe. Er ersuchte daher den Unbekannten, sich zu enthüllen, und seinen Namen zu sagen. — Dieser warf den Mantel von sich.

„Don Luis!“ rief Estrella, und:

„Mein Lebensretter!“ der Hauptmann.

Donna Estrella überhäufte ihren ungetreuen Liebhaber mit Vorwürfen: während Seraphina fast vor Angst verging, und Don Alonzo ihr versprach, sie an einem Verräther zu rächen.

„Haltet ein, Don Alonzo!“ versetzte der Hauptmann, „Dieser Don Luis hat mir in Flammen das Leben gerettet, und ich muß das seinige vertheidigen.“

„Aber, Don Lope!“ entgegnete jener, „er ist Euer Nebenbuhler, und Ihr habt versprochen, seine Untreue an Euerer Nichte zu bestrafen?“

„Das ist wahr — mein werther Don Luis!

Ich erkenne die ganze Verblindlichkeit, welche ich gegen Euch habe: aber, so sehr es mich schmerzt, mit Euch zu kämpfen, die Ehre waffnet meinen Arm. Ihr habt meine Richte verlassen. Euch in Brüssel verheirathet, und kommt nun her, meine Braut zu verführen. —“

Der Hauptmann zog seinen Degen, und drang in Don Luis, ein Gleiches zu thun. Als dieser aber versicherte, er sey keineswegs vermählt, sondern dieß bloß eine Erfindung seines Bedienten, die er ihm strenge verwiesen: ließ jener die Hand wieder sinken.

„Als ich die Nachricht erhielt,“ fuhr Don Luis fort, „daß mein Gegner noch lebe, und meine Verwandten hofften, die Gnade des Königs zu ersuchen: kehrte ich unter falschem Namen nach Madrid zurück; aber hier sah ich Donna Seraphina, und konnte ihren Reizen nicht widerstehen.“

„Nun, wenn Ihr nicht vermählt seyd: so können wir uns leicht ausgleichen.“

Don Alonzo schüttelte ungläubig den Kopf; und der Hauptmann machte den Vorschlag, Don Luis solle zu seiner Richte zurückkehren, und sich mit ihr vermählen.

„Dann muß ich,“ entgegnete Don Alonzo, „mich mit ihm schlagen, um die Ehre meiner Schwester zu rächen, und um ihm Estrellens Hand streitig zu machen.“

„Es sey!“ entgegnete Don Lope, „Aber wenn Ihr Ihm das Leben raubt: muß ich das Curige angreifen.“

Donna Estrella hatte mittlerweile überlegt, ~~welch~~ einen Flecken ihr Ruf durch einen Zweikampf in ihren Gemächern empfangen würde, und einen andern Ausweg ersonnen.

„Mein theurerer Oheim!“ versetzte sie, „ich entlasse Euch Eures Wortes, und will nicht mehr geschicht seyn. Don Luis Untreue hat mein Herz von seinen Banden gelöst, und ich reiche Don Alonzo meine Hand.“

„Wie,“ rief Don Lope, als Alonzo die Hand des Fräuleins an seine Lippen drückte, ihr dankend, daß sie sein vierjähriges Sehnen endlich kröne, „Ihr habt also Estrellen schon früher geliebt als Don Luis?“

„Schon zu Sevilla glühte mein Herz, von Ihr unbemerkt, für ihre himmlischen Kelche.“

„Warum habt Ihr das nicht früher gesagt? denn die Zeit entzweihet zwischen zwei Nebenbuhlern von gleichem Werthe.“

„So leistet“, sprach Donna Seraphina, „Euern Gesehen Folge, und überlaßt meine Hand an Don Luis: denn Jor liebt mich erst drei Tage, und er bezeugt mir schon seit einer Woche seine Soryfalt.“

Wo die Ehre gebot, besann sich ihr Gesegeber keinen Augenblick, die Liebe zum Opfer zu bringen; und trat seine Braut an Don Luis de Pacheco ab, welcher betheuerte, er habe ihm die Rettung seines Lebens mit wucherischen Zinsen bezahlt.

Die Ziegeuner.



„Camillo,“ versetzte der Marchese d'Assi zu seinem zwei und zwanzigjährigen Sohne, der eben seine ersten Lorbeern auf dem Felde der Ehre erkämpft hatte, „es wird Zeit, daß Du darauf bedacht bist, unserm Stamme Erben zu geben. Ich war jünger als Du, da ich mich vermählte; und um Dir die Wahl zu erleichtern, empfang' hier das Bild Deiner Braut. Es ist Gräfin Serena Piranesi, meine Nichte, welche in Livorno erzogen ist.“

Ruhig empfing der kräftig blühende Jüngling das väterliche Geschenk: denn noch war kein Strahl der Liebe in sein wildmuthiges Herz gefallen, und die Reize seiner liebenswürdigen Waise schienen ihm ihren Besitz so wünschenswerth zu machen, daß er sogleich Anstalten zu seiner Abreise treffen wollte.

„Warte noch einige Tage, mein Sohn:“ fuhr der Marchese fort, „denn mein königlicher Herr hat mir auf die Nachricht von dem Tode Deines Vaters.

des Königs von Sicilien aufgetragen, jeden Augenblick zu einer außerordentlichen Volkschaft bereit zu seyn; und vielleicht kann ich Dich selbst in die Arme Deiner schönen Braut führen."

Aber umsonst, Camillo wollte keine Stunde mehr in Neapel bleiben; und da dem Vater der lebhafteste Eindruck, welchen Serenens Bild auf den Sohn gemacht, über die Massen erfreulich war, gab er es gerne zu, daß Camillo seinem Milchbruder Fido, der ihm als Stallmeister diente, hastig befahl, Pferde satteln zu lassen, damit sie sich alsogleich auf den Weg machten, und der glühende Jüngling vergaß seinen Koffen kaum die nöthige Raft. Doch als sie zu Livorno angelangt waren, und er, nach seiner Gewohnheit noch einmal das Bild betrachten wollte, ehe er dessen Original heimsuchte — siehe! da hatte er es in der Ostia zu Rom liegen gelassen; und damit kein Unwürdiger ein so kostbares Pfand besitze, mußte Fido eiligst dahin zurückzueilen, es seinem Herrn wieder zu holen, während dieser sich auf den Weg zu seiner schönen Waise machte. — Da begegnete ihm auf dem großen Plage eine Bande Alceuner, meistens junge fröhliche Leute und zerlicher gekleidet, als man sie gewöhnlich zu finden pflegt: aber an der Spitze erblickte er ein Mädchen, wie sie Aegypten wohl

nur in der günstigsten Laune der Natur hervorzubringen vermag. Die blendende Weiße ihrer Haut würde keinen Zweifel gelassen haben, daß sie das geraubte Kind irgend eines Fürstenhauses sey: wenn nicht eine sprechende Aehnlichkeit mit ihrem Bruder, dem Anführer der Truppe, und dessen olivenfarbiger Teint bei den edelsten Zügen, die strahlende Hauptfarbe der Schwester als ein bloßes Naturspiel erklärt hätte. Camillo vergaß, daß er zu seiner Base gehen wollte, als die schöne Algeunerin ihn antrat, ihm sein gutes Glück aus den Lineamenten der Hand zu verkünden; und je länger er in die glühenden schwarzen Augen der Aegyptierin sah, desto mehr schwand die Sehnsucht nach der Braut. Er unterhielt sich lange mit seiner neuen Bekannten, deren Geist und Lebhaftigkeit ihn von Minute zu Minute mehr entzückte, und er schien auch ihr wohl zu gefallen. Doch als er, sein Glück benutzend, kühner wurde, setzte sie seinem Andringen eine so ernste Kälte entgegen, daß der glühende Jüngling alsbald wieder in die Gränzen der strengsten Entfernung zurückkehren mußte, und verließ ihn frostig. Camillo hatte kein angelegentlicheres Geschäft, als die beleidigte Schöne wieder aufzusuchen, daß er mit ihr Frieden schließen könnte; und da es ihr mit dem Zürnen nicht recht ernst

zu seyn schien, so nahm sie seine bescheidene Guldigung freundlich auf, ja sie erlaubte ihm sogar, sie in dem kleinen Häuschen der Vorstadt, welches sie mit ihrem Bruder bewohnte, zu besuchen.

Camillo war eben auf dem Wege dahin: als Fido einher gesprengt kam, welcher nicht anders glaubte, als sein Herr habe es nicht mehr erwarten können, das verlorne Bild wieder zu besitzen, und sey ihm entgegen gegangen. Daher sprang er schnell vom Kasse, ihm das Bild darbietend, „welches Camillo? gleichgültig aus seiner Hand nahm, und unbesehen in die Tasche steckte.“

„So empfangt Ihr meine kostbare Gabe?“ frug Fido.

„Wie eine Sache,“ entgegnete Camillo, „die mir sehr gleichgültig geworden ist.“

„So spricht Ihr zu Neapel nicht.“

„Ich war ein Thor.“

„Ich errathe, — das Ueßbild hat dem Abbild großen Abbruch gethan? —“

„Du irrst, ich habe meine Base noch nicht gesehen. —“

„Noch nicht gesehen? — Ihr wartet ja auf dem Wege zu ihr, als ich nach Rom ritt? —“

„Und Du hast die Reise schneller vollbracht, als ich, Gottlob! jenen Besuch.“

Camillo machte nun seinem Milchbruder zum Vertrauten seiner Liebe; und Fido entsetzte sich über die Wahl seines Herrn dergestalt, daß er durch eine Menge von Vorstellungen und Einreden den lebhaften Jüngling schier zum Borne reizte. Doch als er sah, daß die Hofmeisterknechte, die er annehmen wollte, nichts bewirken könnten, als seinen Herrn von ihm zu entfernen: trat er in seine alte Rolle zurück, und versprach Camillo in Allem beizustehen, was er beginnen wollte, um die schöne Zigeunerin zu besitzen. Dankbar umarmte jener den treuen Diener, und begab sich zu Dorabella, welche ihn traurig empfing und versetzte:

„Gut, daß Ihr kommt, Signor Camillo! Ich muß von Euch Abschied nehmen.“

„Was ist das?“ rief Camillo bestürzt.

„Mein Bruder hat beschlossen, mit der ganzen Truppe Livorno zu verlassen; und wir werden uns diese Nacht einschiffen.“

„Und das kannst Du mir so ruhig ankündigen?“

„Wollte Gott, ich wäre so ruhig, als Ihr glaubt! — Aber im Augenblick des Scheidens

kann ich es nicht länger verhehlen, daß ich Euch so herzlich liebe als Ihr mich.“

Von Schmerz und Freude gleich heftig bewegt, ergriff Camillo Dorabellens Hand.

„Und doch,“ rief er, „doch willst Du mich verlassen?“

„Ich muß.“

„Ich folge Dir bis ans Ende der Welt.“

„Mit nichts, Signor Camillo! nach dem Geständniß, welches ich Euch that: was müßtet Ihr von mir denken, wenn ich Euch zugestände, mich zu begleiten?“

„Meine Achtung sey Dir Bärge —“

„Mir? — vielleicht; aber der Welt?“

„Was soll ich denn also thun?“

„Mich vergessen.“

„Hätte ich Dich je geliebt: wenn ich das könnte?“

Dorabella blieb dabei, noch in derselben Nacht Livorno zu verlassen; und Camillo drang so lange mit häßlichem Ungeflüm in sie, bis er die Erlaubniß erhielt, ihr zu folgen.

„Aber,“ fuhr sie, die lebhaftesten Aeußerungen seines Dankes unterbrechend, fort, „es ist noch eine Bedingung dabei.“

„Ich gehe sie ein“, rief der entzückte Camillo.

„Um kein Aufsehen zu erregen, müßt Ihr

ein Zigeunergewand anlegen und ganz mit uns leben."

"Ein Zigeunergewand?"

"Nehmt Ihr Anstand?"

"Nein, nein, ich bin es zufrieden; ich bin entzückt, etwas zu thun, das Du wünschest."

"Was ich wünsche? — Verzeiht Signor Camillo! ich wünsche es gar nicht. Ihr habt mit meine Einwilligung abgestürzt, und ich sehe wohl ein, daß ich eine große Thorheit begehe."

"Warum?"

"Nimmt es wohl einem tugendhaften Weibe mit einem Manne zu reisen, der nicht ihr Gatte ist?"

"Ich kann es werden."

"Ihr scherzet."

"Habe ich Dir nicht bewiesen, daß mir alles möglich ist für Deinen Besitz?"

"Der Sohn des Marchese d'Asli und eine Zigeunerin!"

"Tugend und Schönheit erheben Dich zu dem höchsten Range."

"Liedersprache."

"Sprache der Liebe — ich gebe Dir mein Wort."

"Ich glaube ihm nicht; und, die Sache wohl

betrachtet, Ihr seyd mir zu gefährlich, und es wird das Beste seyn, wir trennen uns."

Entschlossen hielt Camillo die Schöne zurück, und bat sie, seine Hand sogleich anzunehmen.

"Nun wohl," entgegnete Dorabella auf seine Schwüre, „um diesen Preis bist Du der Unselige."

"Der Eurige? wenn ich mich mit Dir vermähle, wirst Du doch Deiner gegenwärtigen Lebensart entsagen?"

"Du irrst Dich, ich will weder meinen Bruder, noch mein Gewerbe verlassen."

Alle Vorstellungen Camillos waren fruchtlos, Dorabella erklärte ihm fest und bestimmt, sie würde nur unter der Bedingung sein Weib, daß er ihr Wanderleben theile. Lange kämpfte der Stolz in dem ritterlichen Gemüthe: aber die erste Liebe, die schler sein ganzes Wesen verwanbelt hatte, blieb Siegerin; und er gling zu seinem getreuen Stallmeister, während Dorabella die Einwilligung ihres Bruders einzuholen versprach.

Umsonst stellte Fido seinem Herrn den Zorn und das Leid seines Vaters, den Spott des Hofes von Neapel vor. Doch als er endlich sah, daß all seine weisen Betrachtungen abermals zu nichts führten, als seinen jungen Herrn, den er

wie sein Leben liebte, zur Wuth zu reizen: ergab er sich darein, und folgte ihm in Dorabellens Wohnung, die ihrem Geliebten fröhlich mit der Nachricht entgegen sprang, ihr Bruder Leonzio sey mit ihrer Verbindung zufrieden.

Ein Zigeuner brachte zwei Gewänder für Camillo und Fido; doch der letztere weigerte sich lange, das seinige anzulegen, bis ihm sein Herr drohte, er müsse ihn verlassen. Da kroch er schnell in die weiten Ärmel und half an der Toilette des Ritters, dem beim Umkleiden Serenas Bild aus seinem Selbstbild fiel. Fido hob es schnell auf, und Dorabella begehrte es zu sehen. Verlegen bot es ihr Camillo dar, und der Anblick der gemahlten Schönen erfüllte ihr Herz mit Eifersucht.

„Wer ist dies?“ rief Dorabella.

„Es ist meine Großmutter“, entgegnete Fido, als sie noch jung war.“

„Ich bin sehr unglücklich —“ versetzte Camillo.

„Ja wohl,“ unterbrach ihn Dorabella heftig, daß Du Deine Maßregeln, mich zu täuschen, nicht vorsichtiger getroffen hast! — Leb wohl, ich sehe uns nie wieder.“

Dorabella wollte sich entfernen: doch Herr und Diener traten ihr in den Weg, und Fido säufte sie durch die treue Erzählung des

Sieges, welchen ihre wirklichen Reize über die gemahlten ihrer Nebenbuhlerin, davon getragem hatten.

„Ich will die Sache untersuchen“, versetzte Dorabella, das Bild noch immer bedenklich ansehend.

„Ich bin es zufrieden“, entgegnete Camillo.

„Unter dem Vorwande, der Gräfin zu wahr- sagen, will ich mit Dir hingehen.“

„Wir gehen hin, wenn Du es willst.“

„Wenn ich es will — Du wollest es wahr- scheinlich nicht!“

Leonzio kam hinzu, seinen neuen Schwager zu begrüßen; und als er die Bewegung des Braut- paares bemerkte, erzählte Dorabella, ihm das Bild darreichend, was eben vorgegangen.

„Sie ist!“ rief Leonzio halblaut, das Bild mit seinen Blicken verschlingend — dann wandte er sich heftig gegen Camillo und fuhr fort:

„Und Du ziehst ihr wahrlich und vom Herzen meine Schwester vor?“

„Wäre meine Base, auch noch tausendmal schöner“, entgegnete Camillo feurig, „gern brächte ich sie meiner Geliebten zum Opfer.“

„Wahrlich Dorabella! Du bist zu beneiden.“

„Es scheint, mein Bruder! Du meinst, Camillo begehe eine Thorheit, und Du würdest nicht angern Vortheil daraus ziehen.“

„Nichts könnte mich so glücklich machen, als eine einzige Unterredung mit dieser englischen Schönheit.“

„Dorabella, welcher es sehr wünschenswerth schien, daß Camillos schöne Base einen andern Liebhaber finde, als den ihrigen, versetzte:

„Wenn Du willst, ist es sehr leicht, meinem Bruder dieses Glück zu verschaffen: denn da Deine Base Dich nicht kennt, so kann er leicht an Deiner Stelle sich bei ihr einführen.“

Camillo war vor Erstaunen über einen solchen Vorschlag keines Wortes mächtig; und die lebhafteste Aegyptierin fuhr fort:

„Du darfst ihm nur das Bild lassen, und Alles geht gut. — Er ist wohl gebildet, hat Geist; und die Gräfin wird keinen Augenblick zweifeln, daß er der rechte Vetter sey.“

„Nimmermehr!“ rief Camillo.

Fido fing an, sein Zigeunergewand auszuziehen — denn nun, meinte er, sey der Bruch zwischen seinem Herrn und dessen neuen Verwandten schon entschieden — während die beiden Gewisster den Grund von Camillos Weigerung nicht zu begreifen schienen.

„So bedenke doch, Dorabella!“ entgegnete dieser, „ein Mann von Deines Bruders Gewerbe —“

„Drum sollst Du ihm eines Deiner reichen Gewänder borgen; er wird sich Camillo nennen, und Serena weiß nicht anders. —“

„Aber,“ unterbrach Camillo, „siehst Du denn die Unmöglichkeit nicht ein?“

„O ich sehe wohl ein, daß Du sie liebst. —“

„Keineswegs; aber die Ehre verbietet mir, die Hand zu einer so verbrecherischen Täuschung zu bieten. Ein Fäulcin von dem Range meines Vases ist nicht für einen Zigeuner geboren.“

„Sei ich ein Zigeuner,“ rief Leonzio, „so nehme ich es an Tapferkeit, Edelmut und Tugend mit jedem Edelmann auf.“

„Und wenn er so glücklich seyn sollte,“ fügte Dorabella hinzu, „Ihr Herz zu kühnen, so wird sie sich an Dir ein Beispiel nehmen.“

Umsonst suchte auch Leonzio Camillos Weigerung zu beschwichtigen, und Dorabella überhäufte ihn mit Vorwürfen.

„Ungerechte,“ rief Camillo, „Du begnügst Dich nicht mit den Opfern, die ich Dir willig brachte: soll ich auch noch meine Vase der Schmach preis geben? —“

„Nichts mehr“, unterbrach ihn Dorabella, „Bewahre Deinen edlen Stolz, Du könntest sein bedürfen; aber ich bin sehr unglücklich. Ich würde einen Thron ausgeschlagen haben, um Dich zu besitzen, und Du versagst meine erste Bitte. — Trennen wir uns, lege das Gewand ab, das Du mir zu Liebe angezogen, und gehe zu Scarena, ihr Deine Sorgfalt anzupreisen. Sie wird Dir vielleicht verzeihen, daß Du ihre Reize verschmäht hast: weil Du nun mich ihrem Ruhme zum Opfer bringst.“

Leonzo hatte auf einen Wink seiner Schwester das Gemach verlassen; Zido flüsterte seinem unentschlossenen Herrn, welcher, in stummen Schmerz verloren, vor Dorabella stand, immerwährend zu, er möge standhaft bleiben; und kalt und schneidend sprach jene:

„Lebt wohl, Signor! und wenn Ihr glaubt, daß die Liebe eines Zigeuners, wie mein Bruder, Eure Verwandte entehren würde: so erfahret denn nun, daß ich, eine Zigeunerin, Euch verachte.“

Dorabella wollte gehen; aber Camillo, welcher den Gedanken ihres Verlustes nicht zu fassen vermochte, stürzte zu ihren Füßen mit dem Versprechen, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen.

Mittlerweile war Gräfin Serena, welche, dem Beife ihres Oheims zufolge, Camillo seit einer Woche fruchtlos erwartet hatte, schon in Sorge um dessen Ausbleiben: als er ihr am Morgen des neunten Tages gemeldet wurde. — Ihr Herz pochte hörbar: denn so liebenswürdig der Mar- chese auch seinen Sohn beschrieben hatte; vertraute sie doch der Vaterliebe nicht unumschränkt, und fürchtete, der langerharrte Bedütigam möchte dem Bilde nicht entsprechen, das sich ihr Herz von ihm entworfen hatte. Doch Leonzio's edle schlanke Gestalt, die schönen Züge seines zwar gebäunten, doch höchst *regelmäßigen* Antlitzes, welche einen hohen Sinn und alle Männertugenden verkündeten, beruhigten die Schöne alsogleich; und ihre Zuse wollte sogar eine sprechende Familienähnlichkeit zwischen den Verlobten entdecken, welche noch der Bekanntschaft einer Viertelstunde höchst zufrieden mit einander schienen, als eine Truppe von Jägern gemeldet wurde. Serena fragte, ob Camillo sie anzunehmen wünsche; und auf Leonzio's bejahende Antwort wurden die Thüren eröffnet, zum großen Vergnügen der Zuse, welche sich viel Lustbarkeit von den Prophezeihungen, Gesängen und Tänzen des Aegyptier versprach.

Derabella und Camillo befanden sich an der Spitze der Truppe, und fesselten alsogleich Se:

renas Aufmerksamkeit, welche die junge Zigeunerin sehr anmuthig und schön fand, so wie sie des Jünglings ritterliche Haltung sehr überraschte. Dorabella griff in die Saiten der Guitarre, und sang die Nacht der Liebe mit leidenschaftlicher Wärme; dann fragte sie Serena, ob sie ihr Geschick zu wissen verlange.

„Komm, mein Bruder!“ versetzte Dorabella, nachdem Serena eingewilligt hatte, „nimm Du des Fräuleins linke Hand, während ich die rechte brobachte.“

„Ist Dein Bruder geschickt?“ fragte die Gräfin.

„Ob er geschickt ist — er ist der erste Chicomant der Welt, und kein Mensch kann besser sagen, was Euch bevorsteht, als er.“

Unwillkürlich nickte Tibo, der sich unter den Zigeunern befand, mit dem Haupte; Camillo war ganz ohne Fassung, und bat das Fräulein, seiner Schwester nicht zu glauben. Aber Dorabella zwang ihn, Serenas Hand zu nehmen, und fuhr fort:

„So thue doch, was man Dir beist! Mein Bruder gleicht jenem Proteus der Vorzeit, welchem man sein Weissagen abzwingen mußte. — O Himmel! welche glückliche Hand! Ein lebenswürdiger Ritter ist bloß auf das Anschauen

Eures Bildes in die heftigste Liebesflamme entbrannt, Ihr werdet Euch bald mit ihm vermählen, und diese Verbindung den Glanz Eures Hauses erhöhen.“

Fido schnitt ein Bocksgesicht, und Camillos Hand zitterte, daß Serena erschrocken rief:

„Was ist Dir? — siehst Du vielleicht ein Unglück in meiner Hand?“

„O nein, mein hohes Fräulein!“

„Ich lese es in Deinen Augen; aber schmeichle mir nicht, ich will Alles wissen —“

„Euch drohet —“

„Was —“

„Ein großes Leid —“

„Dorabella warf ihren Liebhaber einen jornigen Blick zu, und fiel ihm ins Wort.

„Ich weiß schon, was er sagen will — Es ist wahr, Ihr dürftet vielleicht eine kleine Unannehmlichkeit erfahren: doch sie wird vorüber gehen wie ein Morgentraum, und ein seliges Leben Ihr folgen.“

Serena war zufrieden, und auf ihr Geheiß hatte Dorabella mit ihrem Gefolge einen artigen Tanz begonnen; als der Werbung des Mordecks

angekommen, und ihm auf dem Fuße folge. Serena war entzückt, und fragte ihren Geliebten, warum er ihre Freude nicht zu theilen scheine."

"Ich muß gestehen, meine Theuerste!" entgegnete Leonzio, „ich besorge, diese schnelle Ankunft meines Vaters dürfte die Folge unangenehmer Vorfälle seyn. —"

„Gebt mir die Hand, schöner Ritter!" versetzte Dorabella, „ich will Euch sagen, ob Ihr etwas zu fürchten habet."

Sie rieth ihrem Bruder, die Gräfin in ein anstößendes Gemach zu führen; und versicherte dann laut, die Ankunft des Marchese dürfe ihn gar nicht beunruhigen.

„Nun, Dorabella!" rief Camillo, als Leonzio den Rath seiner Schwester befolgt hatte, „Du hast es gewollt, was soll nun aus uns werden?"

„Geduld!" entgegnete Dorabella auf einen Ausdruß sinnend; und Tido meinte, hier bleibe kein anderer als die Flucht. Da öffnete sich abermals die Thüre des Vorsaals; und der Marchese trat ein, der sich höchlich über diese Unmutherei verwundete, als er seinen Sohn und des-

ohne Sinn her, nur Dorabella hatte sich schnell gefaßt.

„Signor!“ versetzte sie, „erlauben Sie mir, Ihnen diesen Vorgang zu erklären. Vor Allem muß ich Ihnen gestehen, daß uns Ihre Anwesenheit in die größte Verlegenheit setzt.“

„So scheint es.“

„Und wie wären sehr froh gewesen, wenn Sie Ihre Ankunft etwas verspätet hätten.“

„So?“

„Sie verderben uns einen artigen Scherz, den wir mit Ihrer Nichts, Gräfin Serena, vor hatten.“

„Wen Scherz?“

„Der junge Marchese begegnete im Augenblick seiner Ankunft in Livorno meinem Bruder, mit dem ihn das Band der Freundschaft lange verbunden; mit ihm kam er in unser Haus, sich von der Reise zu erholen, und während der Tafel sprach er zu seinem Freunde: „Leonzio! wie wäre es, wenn ich meine Braut auf eine kleine Probe setzte? Serena kennt mich nicht. Gehe Du an meiner Statt hin; und ich, Deine Schwester, mein Stallmeister und Eure Bedienten folgen Dir, als Zigeuner verkleidet.“

„Welcher tolle Einfall!“

diese Gewänder machen, und thaten gar nicht, als ob wir den falschen Camillo kannten. Euer Sohn, dessen Gestalt die Aufmerksamkeit seiner Vase sogleich auf sich zog, hat seine Rolle vorzüglich gespielt, und wie das Herz seiner Braut gewiß ungetheilt besizen.“

Der Marchese fand das Abenteuer bei all seiner Sonderbarkeit doch drollig genug; und wollte gleich zu seiner Nichte, um sie auszulachen: aber Dorabella meinte, es sey noch zu früh, dem Scherz ein Ende zu machen, und bat ihn sogar, solchen zu unterstützen, indem er ihren Bruder als seinen Sohn behandle. Der Marchese, der sich mancher lustigen Streiche aus seiner Jugend erinnerte, konnte der liebenswürdigen Zigeunerin nichts abschlagen; und versprach seine zugetheilte Rolle, so gut er könnte, zu spielen. Als Serena, die Stimme ihres Onkels vernehmend, herausstürzte, und Leonzio ihr göyrend nachfolgte: deutete diesem die listige Schwester mit kurzen Worten an, was geschehen sey; und er eilte mit dem besten Anstande in die Arme des Marchese, der gar nicht daran zweifelte, in seinem eben angenommenen Sohne einen Ritter aus einem der ersten Geschlechter

Auf Serenas Frage, welchem Zufall sie das Glück verdanke, ihn so schnell in Livorno zu verehren, entgegnete er:

„Der König, mein Herr! hat mich an den Hof von Florenz gesandt; und ich benutze diese Gelegenheit, um Eurer Vermählung beizuwohnen. — Nun meine Richte! wir werden heute einen recht vergnügten Abend haben; die guten Leute wollen uns ein Lustspiel aus dem Stegreif aufführen. — Wie gefällt Euch dieser junge Zigeuner?“

Serena zollte ihm Lob, während Dorabella den Marchese warnte, nicht den ganzen Scherz zu ~~verderben~~, und dieser zog sich endlich auf ihre Bitte mit der Gräfin und Leonzio in die innern Gemächer zurück, damit die Schauspieler ihre Anstalten treffen könnten.

Camillo und Fido bewunderten die Kunst der schönen Dorabella; doch seug jener, wie das Lustspiel enden solle, das sie seinem Vater versprochen, worauf sie erwiderte:

„Das Schiff, welches uns nach Corsica bringen soll, liegt seit drei Tagen im Haven bereit. Gegen Abend werde ich Mittel finden, Deinen Vater zu entfernen; Leonzio entdeckt sich mittlerweile der Gräfin, und berebet sie, mit uns zu fliehen; und sobald die Nacht die Stadt bedeckt,

Camillo machte neue Einwendungen gegen die Entführung seiner Base: aber die entschlossene Zigeunerin drohte, wenn es Noth thue, selbst seinen Vater zu entführen, und dennoch wieder zu versöhnen. Sie wollten eben das Haus verlassen, um die nöthigen Veranstellungen zu treffen: als sich das Gemach mit Waschen füllte, deren Anführer im Namen des Statthalters nach den Zigeunern fragte.

„Wir sind verloren!“ rief Dorabella, und warf sich in Camillos Arme, während der Mar- chese mit seiner Nichte und Leonzio durch das Geräusch aufmerksam gemacht, wieder heraus- kamen. Fido erzählte seinem alten Herrn, nicht nur, daß der Statthalter sie alle ins Gefängniß werfen wolle; sondern fügte noch hinzu:

„Ihr müßt nur wissen, hoher Herr! daß Signor Camillo sich hier in diese listige Dirne verliebt hat, die uns zwang, Zigeunerkleider anzulegen, und mit ihr hieher zu gehen. —“

„Wie?“ rief Serena, erschrocken auf Leonzio zeigend, „dies ist nicht Camillo?“

„Gott bewahre,“ entgegnete Fido, „das ist der Bruder unsrer Verführerin, der nur den Namen meines Herrn angenommen hat, um Euer Herz wegzufischen.“

Serena konnte nicht im Ernste mit dem schönen Verräther zürnen, und weinte still: aber der Marchese gerleth in die äußerste Wuth, daß man es gewagt habe, ihn selbst zum Werkzeug dieser Täuschung zu gebrauchen.

„Unwürdiger Sohn!“ rief er, „Du willst Deinen Stamm mit Schmach bedecken, und Deine edle Base einen Bösewicht ausliefern? —“

Mit edlem Stolz fiel ihm Leonzio in die Rede, blickend, er möge das Ende abwarten; auch Dorabella setzte den Bormürfen des Marchese eine stille Hoheit entgegen, die ihn verwirrte; während Camillo schwur, er wolle mit seinem Leben die Geliebte vor jedem Angriff schützen; und der Statthalter selbst kam, Camillo, als den Anführer der Zigeuner begrüßend. Auf dessen Frage, was er befehle, entgegnete er:

„Ich habe Befehl von dem Großherzog, Euch nach Sicilien überschiffen zu lassen, wo Ihr erwartet werdet.“

„Herr Statthalter!“ entgegnete Leonzio, dazwischen tretend, „nicht an diesen edlen Jüngling wendet Eure Rede, — ich bin der unglückliche Herzog von Catanea, den Ihr sucht.“

Erstaunt trat der Marchese einen Schritt zurück, während Serena und Camillo neues Leben durch ihre Andern rollen fühlten; und der Herzog fort:

„Umsonst hoffte ich durch Flucht und Verkleidung mich und meine unschuldige Schwester vor der Grausamkeit des Königs von Sicilien zu retten, der, nicht zufrieden, daß er meinen Vater opferte, weil er seinem Herrn treu geblieben, auch mein Haupt noch verlangt. — Er nehme es denn hin.“

„Mein hoher Herr!“ entgegnete der Statthalter, „ich komme keinesweges, Euch so unselige Bottschaft zu verkündigen. König Roger ist nicht mehr, und Prinz Heinrich, Manfreds Sohn, hat den Thron bestiegen. Er, der Euch liebt, erfuhr, daß Ihr Euch sammt der Prinzessin gerettet habt; und sandte Boten in alle Theile Italiens aus, Euch zu suchen. Es ist meinem Herrn, dem Großherzog geglückt, Eure Spur hier aufzufinden; und er bietet Euch durch mich eines seiner Schiffe an, um zu Euerm königlichen Freunde zurückzukehren.“

Der Marchese bat den Herzog und die Prinzessin, seine Heftigkeit zu vergeben; und beide versicherten, er habe sich noch mit genugsamer Mäßigung gegen ein Paar Abentheurer betragen, die ihm so viel Anlaß zur Klage gegeben hätten. Dann wandte sich Leoniso an die Gräfin.

sprache auf ihr Herz machen dürfe, welche dem Marchese d'Asli gestattet waren.

„Mein Fürst!“ entgegnete das Fräulein, „der Schmerz, der mein Gemüth zerriß, als ich erfuhr, Ihr seyet nicht Camillo, mag Euch mein Glück bezeugen, den Herzog von Catanea noch eben so zärtlich gesinnt zu finden.“

„So wisset denn, schöne Serena!“ versetzte Leonzio, „daß schon der Zigeuner von Eueren Reizen entzündet war, und den Zufall segnete, der ihm durch jenes Bild Gelegenheit verschaffte, in Eure Nähe zu kommen, und auch den Werth Eures *Herzens* kennen zu lernen.“

Dorabella versicherte dem entzückten Camillo, er habe die schwersten Liebesproben als Held bestanden, dessen Lohn ihre ewige Liebe und Unterwürfigkeit seyn solle; und der Marchese war so glücklich, der Doppelhochzeit in Livorno beizuwohnen, worauf er an das Hoflager des Großherzogs von Toskana eilte, während die beiden beglückten Ehepaare mit dem besten Winde nach Sicilien segelten.

Folgende interessante Romane sind bei A. Wienbrack in Leipzig verlegt und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Wer für 25 und mehrere Thaler direct von der Verlags-handlung gegen gleich baare Zahlung kauft, erhält einen ansehnlichen Rabatt.

- A**dolphino, der seltene Freiknecht. Ein Roman für die elegante Welt, von G. Fischer. 2te Aufl. 3 Theile mit Holzschnitten von Gubig. 8. 3 Rthlr.
- Adolphine. Von der Verf. der Reise Emiliens nach Paris. Mit 1 Kupf. 8. 1 Rthlr.
- Althing, Gh., Hannchens Pin- und Herzüge, nebst der Geschichte dreier Hochzeitnächte. 3 Bände mit Kupfern. 12. 3 Rthlr.
- — Dofenstücke. 2 Theile. mit Kupf. 12. 2 Rthlr.
- — dramatische Ländeleien. 12. 12 Gr.
- — das Mädchen. 12. 12 Gr.
- Benkowie, G. K., Abbaddonna. Ein Buch für Leidende. 2 Theile. 8. 2 Rthlr.
- — Savonarola, der Märtyrer in Florenz. Eine Wundergeschichte des 15ten Jahrhunderts. Mit 1 Kupfer. 8. 18 Gr.
- Cooper, die Ansebler, oder die Quellen des Sus-qumhannah. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Becker. 3 Theile. 8. 3 Rthlr.
- Cramer, G. G., Freuden und Leiden des edlen Baron Just Friedrich auf der Semmelburg. 2 Theile. 8. 2 Rthl.
- Dialogen des Rüstlers Ehrentraut mit den Honoratioren

- Don Quixotte, der deutsche, oder Einer der Zwölfen. 8.
 20 Gr.
 Eduard der Schöne, oder die Freuden der Liebe.
 Mit 1 Kupf. 8. 12 Gr.
 Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte. 2 Thele.
 6te Aufl. Mit Kupfern. 8. 1 Nthlr. 18 Gr.
 Erte, G., Euphemion, der Unerforschliche. Scenen
 aus den letzten Jahren des französischen Krieges.
 Mit 1 Kupfer. 8. 16 Gr.
 Flamma, H. C. G., Witzkind der Größe und
 seine Sachsen. Mit 3 Kupfern. 8. 2 Nthlr.
 Gleich, Fr., Fingloss und Maria Stornent, oder
 die Flüchtlinge. Eine historisch-romantische Ge-
 schichte. 8. Neue Ausg. 21 Gr.
 Gustavs III. Tod. Ein psychol. moral. Gemälde der Ver-
 irrungen des Enthusiasmus und der Leidenschaften.
 2 Thele. mit Kupfern. 8. 2 Nthlr. 12 Gr.
 Heinemann, W., Edmund und Rosalie, die beiden
 Schützlinge der Jugend. 8. 18 Gr.
 Isidor's schwärmerische Nächte, oder romantische Dar-
 stellungen aus dem Gebiete der Phantasie und der
 Träume. Inhalt: Albina. — Das Gelübde im
 Tode. — Die Prophezeiung. 8. 1 Nthlr. 12 Gr.
 Klippen und Sandbänke auf der Lebensreise Adolfs
 und seines Steuermanns Paul. 2 Theile mit
 1 Kupfer. 8. 2 Nthlr. 8 Gr.
 Rosengarten, F. L., der Freudenjüngling. 8. 1 Nthl.
 — — Psyche, ein Märchen des Alterthums. 8.
 9 Gr.
 Kraft, der Löcherföhrer und seine Kinder. Darstel-
 lung der Häuslichkeit und Liebe. Von der Verf.
 von Juliens Briefe. 8. 1 Nthlr.
 Kühnemund von Thorneck. 2 Theile mit Kupfern.

- Lange, E., Züge aus dem Leben edler und un-
edler, glücklicher und unglücklicher Menschen. 8.
Mit 1 Holzschnitt. 1 Rthlr. 20 Gr.
- Lazaroni, die, vom Verf. des Romans Albano der
LauteSpieler. 2 Thle. mit Kupf. 8. 2 Rthlr.
- Leben und Meinungen des Johannes Steifruck und
seines Vaters Martin. 2 Thle. mit Kupfer. 8.
3 Rthlr. 8 Gr.
- Lebensbilder. Von der Verf. der gesammelten Belese
von Julie. Enthaltend: Die literarische Hausfrau —
Helmina — Der Väter Sitte — Die Wahl — Der
Weiberfeind — Das Testament. N. A. 8. 1 Rthl.
- Ludwig, E., Henriette, oder das Weib, wie es
seyn kann. N. A. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.
- Ludwig, E., Erzählungen von guten und für gute
Seelen. 2 Bde mit Kupfern. 2 Rthlr. 20 Gr.
- Lohn der Tugend. 2 Theile mit Holzschnit-
ten. 8. 2 Rthlr.
- Louise, oder die Bauerhütte in Marschlande. N. A.
8. 1 Rthlr.
- Marilloß, die beiden, eine italienische Geschichte. 8.
Mit Kupfern. 1 Rthlr. 12 Gr.
- Menschen aus den Papieren der braunen Coubise. Mit
1 Kupf. 3. 1 Rthlr.
- Meyer, E., unsre Kaufmannstöchter. 2 Thle. mit
Kupfern. 8. 3 Rthlr.
- der kleine Tabletträger. 2 Thle. 8. 3 Rthl.
- Naubert, Benedicte, Eudocia, Gemahlin Theodo-
sius II. Eine Geschichte des 5ten Jahrhunderts.
N. A. 2 Thle. mit Kupf. 8. 2 Rthlr.
- Fontanges, oder das Schicksal der Mutter
und der Tochter. Eine Geschichte aus den Zeiten
Ludwigs XIV. Mit 1 Kupf. N. A. 1 Rthlr.

Roche, C. von La, Erscheinungen am See Oneida.
3 Theile mit Kupf. 12. 3 Rthlr.

— — Fanny und Julie, oder die Freundinnen.
Eine romantische Geschichte. 2 Theile. mit Kupf. 8.
2 Rthlr. 16 Gr.

— — Herbsttage. Mit Kupf. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Liebehütten. 2 Theile. mit Kupf. 8. 3 Rthlr.

— — mein Schreibetisch. 2 Theile mit Kupfern.
2 Rthlr. 16 Gr.

Serena. Mittheilungen aus dem Reiche des Komus,
zur Aufheiterung nach ernsten Geschäften. 8.
1 Rthlr. 16 Gr.

Strozzi's, die Grafen, 2 Theile. mit Kupf. 8. 2 Rthlr.

Therese. Eine erotische Erzählung. 8. Mit 1 Kupfer.
1 Rthlr.

Vulpius, C. S., Lionardo Montebello, oder der Car-
bonari Bund. 2 Theile. mit Kupf. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

— — Der Waltheser. Mit 1 Kupf. 8. 1 Rthlr.

— — Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann.
Eine romantische Geschichte des 18ten Jahrhunderts.
4 Theile. 5te verbesserte und ganz umgearbeitete Aus-
gabe, mit deutschen Lettern, fein Papier. 8. Mit
13 Kupfern. 6 Rthlr.

Dasselbe Buch auf ordinär Papier ohne Kupfern
4 Rthlr.

